

Lothar Baus

Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck
Das Desaster der Germanistik

Lothar Baus

Goethes und Uranias Sohn

L u d w i g T i e c k

* ca 10. März 1773
[* offiziell am 31. Mai 1773]
† am 28. April 1853

Das Desaster der Germanistik

Konzept

VI. überarbeitete und erweiterte Auflage

ASCLEPIOS EDITION

>Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen< von Wilhelm Bode, Nr. 1961, G. Ticknors Tagebuch - Weimar, 28. Oktober 1816:

„Professor Riemer [...] unterhielt uns über eine Stunde, indem er uns Goethes Lebensweise, Eigenheiten usw. beschrieb [...] Professor Riemer lebte neun Jahre in Goethes Hause [...] Er sagte, daß Goethe ein viel größerer Mann sei, als die Welt je wissen würde, weil er jederzeit Anregung und Reibung braucht, um zur Höchstleistung zu gelangen. [...] Er [Goethe] hat noch viel Handschriftliches [d. h. unveröffentlichte Werke], das nie veröffentlicht wurde, und trägt vieles im Kopfe mit sich herum, das noch nicht auf das Papier kam. Er schreibt immer durch einen Schreiber, dem er nach Notizen auf kleinen Zetteln diktiert, während er in seinem Zimmer auf und ab geht ...“

>Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen< von Wilhelm Bode, Nr. 2059, Charlotte von Stein an Knebel - Weimar, 16. Oktober 1819:

„Von Goethe wurde mir gestern ein tour de force erzählt, das beinahe unglaublich ist ... Er habe sich ein paarmal über die Stirne gefahren, die Hände gerieben, in der Stube auf und ab gegangen und so von 4 Uhr nachmittags bis abends um 10 Uhr eine ganze Tragödie von fünf Akten seinem Schreiber aus dem Kopf fertig diktiert.“

Brief von A. W. Schlegel an Ludwig Tieck - Jena, den 11ten Dezember [1797]:

„In dem >blonden Ekbert< fand ich [Schlegel] ganz die Erzählweise Goethes in seinem >Märchen<, im >Wilhelm Meister< u.s.w. ... Man hätte mich mit einigen davon täuschen können, sie wären von Goethe. ... Den >Lovell< lese ich mit großem Interesse, doch scheint mir von ihm bis zu einigen der >Volksmärchen< noch ein großer Schritt zu sein. Im >Berneck< und der >schönen Magelone< finde ich noch einige Erinnerungen an die frühere Manier. Jener hat mich überhaupt am wenigsten befriedigt. In der >Magelone< wurde mir die Schwierigkeit sichtbar, schwärmerische Regungen der Liebe in einem alten Kostüm ohne moderne Einnischungen darzustellen. Doch sind die Lieder allerliebste, auch einige Stellen der Erzählung, z. B. den >Traum< S[eite] 185, 186 könnte Goethe eben so geschrieben haben...“

Brief von Dorothea Böhmer-Schlegel-Schelling: *„wem ich aber vorzüglich einen Knuff gönnte, das ist der weimarische Saturnus [alias Wolfgang Goethe], der so gegen sein eigen Fleisch wütet.“*

Aus den >Nachtwachen< von [des] Bonaventura, alias Johann Wolfgang Goethe<, Seite 15: *„Gibt es doch auch Dichter ohne Beruf, durch den bloßen Ruf.“*

Und Seite 213: *„Denken Sie hier an Beispiele [für die Seelenwanderung]: Göthe, der den Hans Sachs, die Romantiker und Griechen [Klassiker] in sich vereinigt, ist ein so guter Esser als [ein] Dichter, und hat wahrscheinlich diese Geister vorweggespeiset ...“*

Copyright © by ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus

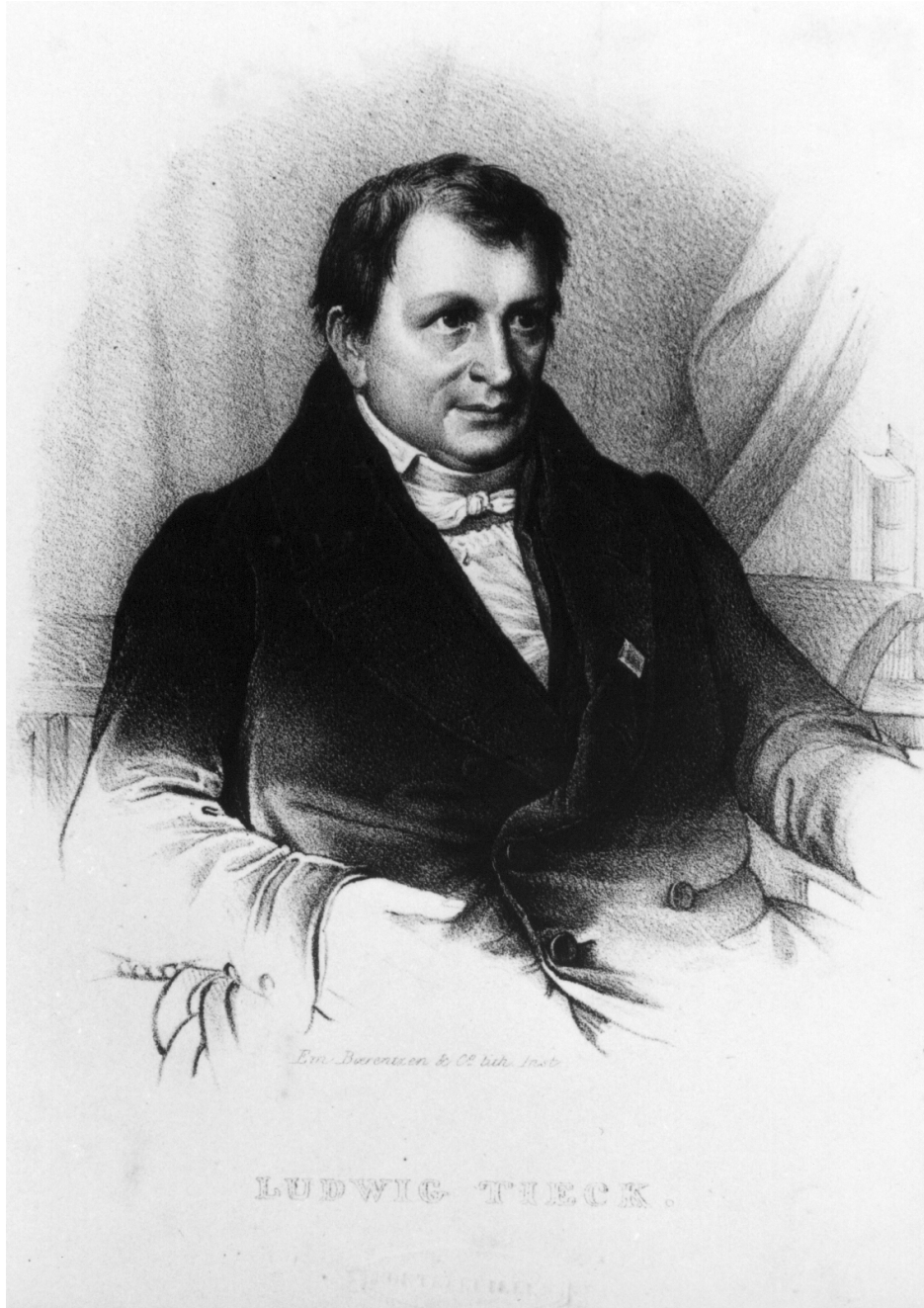
D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Online-Ressource 2025

VI. überarbeitete und erweiterte Auflage

Konzept



Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck

Inhalt

Vorwort zur I. Auflage	Seite 9
Vorwort zur VI. erweiterten Auflage	Seite 13
Verlauf meiner Goethe-Entdeckungen	Seite 14
Einige Gründe für die systematische Verfälschung	Seite 20
Ludwig Tiecks Jugendzeit	Seite 26
Die geheime Vater-Sohn-Beziehung von 1792 bis 1793	
Unbekannte Briefe Goethes an Ludwig Tieck	Seite 41
Die Pfingstreise von 1793	Seite 90
Wer ist der Verfasser: Tieck oder Goethe? -	
Ein beinahe unglaublicher literarischer Kunstbetrug	Seite 115
Indizien im >Peter Lebrecht<	Seite 157
Interessante Auszüge aus dem >Peter Lebrecht<	Seite 164
Indizien im >William Lovell<	Seite 174
Interessante Auszüge aus dem >William Lovell<	Seite 198
Ludwig Tiecks wahres Verhältnis zu Sophie Tieck 1792 bis 1797	Seite 219
Sechs Stunden aus Finks [alias Tiecks] Leben	Seite 285
Der öffentliche Umgang mit unehelichen Söhnen - Johann Wolfgang Goethe und Ludwig Tieck 1798 bis 1804	Seite 306
Indizien in den >Nachtwachen von [des] Bonaventura<	Seite 376
Der öffentliche Umgang mit unehelichen Söhnen - 1805 bis 1818	Seite 399
War Ludwig Tieck ein Syphilitiker? -	
Verlauf einer Syphilis-Erkrankung	Seite 440
Indizien für eine Neuro-Lues bei Ludwig Tieck	Seite 453
Psychische Auffälligkeiten und Hasstiraden gegen Vater Goethe im Briefwechsel Tieck-Solger	Seite 463
Der öffentliche Umgang mit unehelichen Söhnen - 1819 bis 1832	Seite 491

Artikel von Joseph Görres im >Morgenblatt für gebildete Stände<	Seite 516
Nach Goethes Tod – 1833 bis 1853	Seite 543
Ludwig Tieck im Urteil der Literaturkritik	
Garlieb Merkel	Seite 548
Ernst Scherzlieb	Seite 555
Janus (Pseudonym von Ernst Vogler)	Seite 562
Heinrich Heine	Seite 565
Heinrich Laube	Seite 585
Gustav Schlesier	Seite 594
Theodor Mundt	Seite 609
A. Ruge und Th. Echtermeyer	Seite 620
Johannes Scherr	Seite 638
Alexander von Humboldt	Seite 641
C. Brentano, Müllner, W. Menzel	Seite 644
8 unabweisbare Indizienbeweise	Seite 645
Biographische Daten	Seite 648
Abbildungen	Seite 656
Bibliographie-Nachweis	Seite 670

Vorwort zur I. Auflage

Dieses Sachbuch ist die Auflösung eines grandiosen literarischen Betrugs. Nicht nur Vater und Sohn, Wolfgang Goethe und Ludwig Tieck, machten sich des Kunstbetrugs schuldig, der aus menschlichen Gründen noch entschuldbar wäre, vor allem das preußische Königshaus ist der Hauptschuldige an dem „Desaster der Germanistik“, speziell der „sogenannten“ Klassik und Romantik. Dieses Buch stellt fast sogar die Germanistik als Wissenschaft in Frage, denn sie wurde bis heute, so meine Überzeugung, wie die Theologie, als „Glaubenssache“ mit Dogmen und überkommenen „Auslegungstraditionen“ betrieben, aber nicht als Wissenschaft.

Jeder Mensch ist ein einmaliges und unverwechselbares Individuum. Bei einem Dichter, der ein noch komplexeres Wesen darstellt, ist dies noch hundertmal ausgeprägter und deutlicher zu erkennen. Das heißt also, es gab niemals - und wird's auch niemals geben - dass zwei Dichter das Gleiche gedacht, gefühlt, geliebt und geschrieben haben, außerdem in ihren Werken die gleichen Stileigenarten, ja sogar noch die selben Interpunktions- und Orthographiefehler aufweisen. Die Germanistik hat dies aber bis heute offensichtlich für möglich gehalten. Die Werke Wolfgang Goethes und die angeblichen Werke Ludwig Tiecks weisen nämlich diese oben genannten Merkmale in augenfälligster Weise auf. Die Beiden wandten natürlich einige „Kunstgriffe“ an, um zu verhindern, dass erkannt werden würde, der Vater (Wolfgang Goethe) habe seinem (unehelich gezeugten) Sohn Werke „geschenkt“. Ludwig Tieck redigierte z. B. in späteren Jahren die Werke seines Vaters, um (fast) alles daraus zu tilgen, was sich in Bezug auf den wahren Verfasser - Wolfgang Goethe - früher oder später verräterisch auswirken könnte. Jedoch bei bereits gedruckten Werken, die Goethe in den Jahren von ca 1795 bis ca 1804 zuerst anonym oder pseudonym veröffentlichte, bevor sie als angebliche Jugendwerke Ludwig Tiecks ausgegeben wurden, war dies nicht mehr möglich. So besitzen wir also in den Erstauflagen und in den angeblichen Jugendwerken Ludwig Tiecks die meisten verräterischen „Fingerabdrücke“ des wahren Verfassers: Goethe.

Goethe versuchte verständlicherweise alles, um seine Lebensgeheimnisse vor dem breiten Publikum zu verbergen. Aber er mußte dem Sohn, Ludwig Tieck, zu einer Existenz verhelfen. Das Brotstudium lag Tieck nicht, zum Staatsdienst eignete er sich anscheinend auch nicht, die notwendigen geistigen Voraussetzungen waren in einer Handwerkerfamilie, in der er aufwuchs, leider nicht gegeben. So blieb nichts anderes übrig, als Ludwig Tieck eine „intellektuelle Scheinexistenz“ zu verschaffen: Goethe „machte“ ihn zu einem - Dichter. Die meisten, wenn nicht sogar alle Jugendwerke, und auch noch viele spätere Werke sind aber nicht von Ludwig Tieck verfasst, sondern von seinem Vater: Wolfgang Goethe. Ludwig Tieck war möglicherweise gar kein Schriftsteller, zumindest nicht der überragende Dichter (der „König der Romantik“), als der er heute noch

gilt, sondern er hat in den Fällen, die ich bisher untersucht habe, nur die Werke seines Vaters, Wolfgang Goethe, mehr oder weniger gründlich redigiert.

Der höhere preußische Staatsapparat, speziell die Zensurbehörde, und natürlich das preußische Königshaus, wussten von Ludwig Tiecks wirklicher Abkunft. Sie verhinderten, dass die Wahrheit über Vater und Sohn an die Öffentlichkeit gelangen konnte.

Ludwig Tieck ist als Dichter stark, wenn nicht sogar gänzlich anzuzweifeln. Das Zweiklassensystem, genauer gesagt, der preußische Militarismus, war an einer Aufdeckung der Lebensgeheimnisse Goethes und des größten Betrugs in der deutschen Literaturgeschichte nicht interessiert.

Dieses Buch ist nicht zuletzt auch ein Beweis dafür, dass ein geist- und menschenverachtendes Zweiklassensystem kein Bewahrer oder gar Förderer von kulturellen Werten sein kann, sondern nur ein Kulturverfälscher. Echte Kultur kann nur in einem menschenwürdigen und freiheitlichen System, eben in einer Demokratie, bewahrt und gefördert werden.

Zu meiner eigenen Verwunderung habe ich festgestellt, dass der „Fall“ Goethe-Tieck gar kein Einzelfall in der europäischen Literaturgeschichte ist. Gerhard Söhn, der Verfasser des Büchleins *>Literaten hinter Masken<*, schreibt: *„Ohne Zweifel ist Shakespeares Pseudonymität neben der Homers die bemerkenswerteste der Weltliteratur. Jedenfalls ist reichlich Anlaß gegeben, sie in Erwägung zu ziehen, da über das literarische Schaffen dieses unvergleichlichen Dramatikers und Dichters so gut wie keine seine Urheberschaft beweisenden Zeugnisse auf die Gegenwart überkommen sind. ... So erklärt der französische Shakespeare-Biograph Jean Paris: Es gibt Dichter, die größer sind als Shakespeare; es gibt keinen, der größere Rätsel aufgibt. ... Die Zweifel an der Identität Shakespeares gehen auf die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück, fanden einen größeren Widerhall aber erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, um dann vor allem in dem Werk des amerikanischen Rechtsgelehrten und Shakespeare-Kenners Appleton Morgan eine zusammenfassende Darstellung zu finden. Morgan schreibt:*

Die siebenunddreißig Dramen, welche man Shakespeare zuschreibt, sind ein Phänomen, nicht allein in der englischen Literatur, sondern in der ganzen menschlichen Erfahrung. Und an anderer Stelle: Die unablässigen Forschungen zweier Jahrhunderte sind nur im Stande gewesen, ihre Urheberschaft, die von Anfang an in Dunkel gehüllt war, einer Lücke in dem Leben eines wunderlichen Landburschen Namens William Shakespeare beizumessen, der blutarm und von den Häschern verfolgt aus seiner Geburtsstadt floh und nach einer Reihe von Jahren als ein angesehener Mann mit einem Wappen und einem Vermögen dorthin zurückkehrte. Weiter führt er aus: Allein dem geschichtlichen Mann [William Shakespeare] die lebendigen Dramen zuzuschreiben, erheischt nach unserem Dafürhalten entweder eine hartnäckige Leichtgläubigkeit oder eine Unbefangenheit,

welche beinahe physische Blindheit ist. ... Wenn wir daher nicht an Shakespeares Autorschaft der ihm zugeschriebenen großen Werke glauben, so geschieht dies durchaus nicht weil wir so wenig von dem Menschen Shakespeare wissen, sondern weil wir so viel von ihm wissen.

Gerhard Söhn fährt fort: „Darüber hinaus trug man dem Umstand Rechnung, daß die angenommene Pseudonymität doch in irgendeiner Weise durchschaubar sein müßte, wie das bei einer Vielzahl klassischer Pseudonymitäten (Rabelais, Fischart, Grimmelshausen u.a.) der Fall ist.

Alle diese Voraussetzungen glaubte man schließlich, mannigfach bei Francis Bacon gefunden zu haben. Auf seine Person konzentrierte sich letztlich die Aufmerksamkeit der Shakespeare-Interpreten und - Biographen. Tatsächlich war der 1561 in London geborene (man unterstellt sogar, als Sohn der damaligen Königin Elisabeth) und 1626 in Highgate verstorbene (auch um den Tod gibt es Mysterien) Francis Bacon ... einer der bemerkenswertesten Geister jener Zeit.

... Bacon gilt als Begründer der englischen Renaissance-Philosophie, des Empirismus und Utilitarismus. Seine Philosophie trug er in gepflegter dichterischer Prosa vor; seine Gedanken verstand er, in einer bilderreichen Sprache zu formulieren.“¹

In der französischen Literaturgeschichte gibt es einen ähnlichen Fall. Gerhard Söhn berichtet über das mysteriöse Verhältnis zwischen Corneille und Poquelin, alias Molière, folgendes: „Nicht Molière, so schrieb der französische Schriftsteller Henry Poulaille, sondern dessen Zeitgenosse, der Tragödien-Dichter Pierre Corneille, sei der wirkliche Schöpfer der meisten Theaterstücke, die Molière zugeschrieben würden ... Die Frage, wie der herumreisende Schauspieler Poquelin, der sich später Molière nannte, zu der Begabung gekommen sein mochte, die bedeutendsten Komödien der französischen Literatur zu schaffen, reizte dazu, die Autorschaft dieser Werke anderen Dramatikern zuzuschreiben ... Die in jüngster Zeit vor allem von Poulaille vertretene These, daß ein Großteil der Molière-Stücke von Corneille stamme, stützt sich auf verschiedene Argumente. Einmal auf die Tatsache, daß es außer zwei Unterschriften (übrigens ähnlich wie bei Shakespeare) keine handschriftlichen Dokumente Molières gibt, vor allem aber auf das historisch belegte Faktum, daß Corneille - der schon etliche Jahre vor Molière als Tragödien-, aber auch als Komödiendichter einen Namen hatte - im Auftrag Molières den Text zur Tragikomödie >Psyché< geschrieben hat. >Psyché< aber sei im gleichen Stil gehalten wie die übrigen Molière-Stücke, stellt Poulaille fest. Ebenso wird als Beweis für die Tatsache eines Kontraktes zwischen Corneille und Molière das Auftreten des reisenden Schauspielers Molière in Corneilles Heimatstadt Rouen gewertet ...“

¹ In jüngerer Zeit konzentriert sich die Shakespeare-Forschung mehr auf Edward de Vere, 17. Earl of Oxford als Verfasser der Werke, die uns unter dem Namen Shakespeare bekannt sind. Siehe Wikipedia und Kurt Kreiler, >Der Mann, der Shakespeare erfand: Edward de Vere<, Frankfurt am Main 2009.

Ich habe nun bei den drei strittigen Fällen (Goethe-Tieck, Corneille-Poquelin, alias Molière, Lord Bacon-Shakespeare) eine bemerkenswerte Parallele gefunden: immer ist es der Ältere, von dem man überzeugt ist, dass nur er die geistigen Voraussetzungen gehabt habe, um die Werke schreiben zu können. Bei Goethe ist dies, meiner Überzeugung nach, am deutlichsten zu erkennen; das zeigen meine Analogismen in Stileigenarten, Orthographie, besonders aber in den Analogismen auf Zeitgenossen des Verfassers und auf tatsächliche Begebenheiten, die ich am deutlichsten in den Werken >Nachtwachen<, >Peter Lebrecht< und >William Lovell< gefunden habe.

Auf die letztendliche Frage, warum die drei älteren Herren den jüngeren ihre Werke „geschenkt“ oder sonstwie „vermacht“ haben, auf diese wichtige Frage gibt es wohl auch eine ganz einfache und logische Antwort: die älteren Herren waren die Erzeuger der jüngeren. Corneille war möglicherweise der Erzeuger Poquelins, alias Molières, allerdings wäre er dann bereits mit 16 Jahren Vater geworden, was physisch aber keine Unmöglichkeit ist; Lord Bacon wäre der Erzeuger William Shakespeares gewesen, wie ich felsenfest davon überzeugt bin, dass Ludwig Tieck der Sohn Wolfgang Goethes und der Urania ist. Die Väter wollten ihren (vom Schicksal benachteiligten) und wahrscheinlich unehelich gezeugten Söhnen zu einer „intellektuellen Scheinexistenz“ und natürlich zu Einkünften verhelfen. Poquelin, alias Molière, und William Shakespeare waren beide nachweislich „nur“ Schauspieler (abwertend auch „Komödianten“ genannt) gewesen. Ludwig Tieck war, so meine These, von Berufs wegen hauptsächlich Vorleser der Werke seines Vaters und nach Clemens Brentano „*der größte Schauspieler, der je die Bühne nicht betreten hat*“.

„Die Zweifel an der Identität Shakespeares gehen auf die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück“, schreibt Gerhard Söhn. Das bedeutet, auch Goethe muss davon gewusst haben. Ein starkes Indiz dafür sind seine Bacon-Studien, von denen auch Johannes Falk berichtet. Goethe hat sich aber meines Wissens niemals öffentlich dahingehend geäußert, dass es Zweifel an der Verfasserschaft des William Shakespeare gibt. Höchstwahrscheinlich deshalb nicht, um keine Diskussionen und Nachforschungen anzuregen, die sich zuletzt auch auf seinen Werkschatz gerichtet hätten. Goethe wollte nicht die mühsam aufgebaute „intellektuelle Scheinexistenz“ seines Sohnes gefährden. Außerdem hatte Goethe höchstwahrscheinlich einen grandiosen Plan: Er wollte mit aller Macht, sogar unter Anwendung einer verschärften Presse-Zensur (Goethe bezeichnete es als eine „Presse-Zensur-Diktatur“) erreichen, dass in ein- oder zweihundert Jahren auch über ihn und Ludwig Tieck einmal ein ähnlicher Mythos entstehen würde, wie zwischen Lord Bacon und dem Schauspieler William Shakespeare oder wie zwischen Pierre Corneille und dem Schauspieler Poquelin, alias Molière.

Eine Überlegung, die für Bacon, Goethe und evtl. auch für Corneille als die wahren Verfasser der angeblichen Werke ihrer bislang unbekannt

Söhne spricht, ist: Man muss sehr hoch gezeugt und im selben Augenblick sehr tief gefallen sein, um mit den „geheiligten Werten der Christenheit“ seinen literarischen und/oder theatralischen Schabernack treiben zu können.

Außerdem habe ich weitere Indizien für meine These gefunden, dass die im Kindbett verstorbene Geliebte, Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania genannt, Goethes „Musengöttin“ im wahrsten Sinne des Wortes gewesen ist. Das Verfassen von schöngeistigen Werken war bei Goethe zu einer Art von un- oder halbbewußter dauernder Rechtfertigung geworden, warum er nach dem Tod seiner Geliebten keinen Selbstmord beging.

Vorwort zur VI. Auflage

Als ich an dem Buch >Das verschwiegene Schicksal der Sophie Tieck-Bernhardi-Knorring< arbeitete, das die Liebesgeschichte zwischen Ludwig und Sophie Tieck zu rekonstruieren versucht, fand ich neue Indizienbeweise für meine Überzeugung, dass Ludwig Tieck der natürliche Sohn Goethes sei. Daher beschloss ich, noch eine VI. erweiterte Auflage von >Goethes und Uranias Sohn Ludwig Tieck – Das Desaster der Germanistik< herauszugeben.

Eine Biographie zu schreiben erfordert, ein immenses, zeitraubendes und auch kostenintensives Quellenstudium bewerkstelligen zu müssen. Bei Ludwig Tieck waren zum Zeitpunkt der früheren Auflagen noch nicht alle Briefe von und über ihn veröffentlicht. Dank der fortgeschrittenen Digitalisierung von Bibliotheken und Archiven konnte ich viele Lücken in der Korrespondenz von Ludwig Tieck, seiner Adoptivschwester Sophie und seiner Zeitgenossen relativ mühelos schließen.

Ein fataler Fehler vieler Biographen ist, den Sekundärquellen, früheren Biographen und zweifelhaften Mitteilungen von Zeitgenossen Ludwig Tiecks zu großen Glauben zu schenken. Bei Rudolph Köpke können wir mit allergrößter Gewissheit davon ausgehen, dass er im Auftrag des preußischen Königs, Friedrich Wilhelm IV., die Biographie Ludwig Tiecks gelinde ausgedrückt schöngefärbt hat, im Sinne einer reaktionären Politik und Weltanschauung. Außerdem musste der Literaturschwindel zwischen Goethe und seinem Sohn Ludwig Tieck mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln der Zensur unterdrückt werden. Köpke hat Tieck zu einem Literaturgenie hochstilisiert, das er mit absoluter Sicherheit nicht war. Viele Zeitgenossen sind skeptisch geblieben. Siehe das Kapitel >Ludwig Tieck im Urteil der Literaturkritik<. Ich habe mich strikt an die Primärquellen gehalten und dabei kam ein geradzue entgegengesetztes Bild über den Dichter, Übersetzer und Herausgeber Ludwig Tieck heraus.

Was das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, Goethe und Ludwig Tieck, schwer belastete, das war die diametral entgegengesetzte Weltanschauung zwischen den beiden. Der weimarische Olympier Goethe war ein erklärter Heide, Friedrich Schlegel nannte ihn sogar einen deutschen

Voltaire, während Ludwig Tieck ein gläubiger Christ, ja sogar ein Mystiker und Frömmel genannt werden kann. Und als wenn dies noch nicht genügt hätte, um das Verhältnis zwischen Vater und Sohn aufs schwerste zu belasten, führte die Liebe zwischen Ludwig Tieck und seiner Adoptivschwester Sophie, für die es aus mehreren Gründen keine Erfüllung gab, mit größter Wahrscheinlichkeit fast zum Bruch zwischen den beiden. Die Folge war ein stark unterkühltes Verhältnis zwischen Goethe und Tieck, das aber bis zum Lebensende von Vater Goethe fortbestand. Möglicherweise deswegen, weil Ludwig Tieck während seines ganzen Lebens von der Unterstützung seines Vaters - in Form von Geld und Dichtwerken - abhängig war.

Eine große Geisel der Menschheit im 18. und 19. Jahrhundert, die Syphilis, machte auch vor der Familie des Weimarer Olympiers nicht halt. Goethes Syphilis habe ich bereits im Buch >Johann Wolfgang Goethe – ein „genialer“ Syphilitiker<, Untertitel >Das Ende einer langen Kontroverse< abgehandelt. Auch bei Ludwig Tieck habe ich eindeutige Indizien gefunden, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit belegen, dass seine angebliche schwere Gicht-Krankheit in Wirklichkeit eine latente Syphilis, genauer gesagt eine Neuro-Lues oder Präparalyse, war.

Verlauf meiner Goethe-Entdeckungen

Eigentlich wollte ich im Jahr 1983 einen historischen Roman über Goethes erstes Weimarer Jahrzehnt (1776 - 1786) und sein Verhältnis zu Charlotte von Stein schreiben. >Die wilden Weimarer Jahre< ist mir noch als Arbeitstitel erinnerlich. Da es natürlich ein historischer Roman sein sollte, wie mein Jugendroman >Olaf Tryggvissón - Der König der Wikinger<, musste ich ein intensives Quellenstudium betreiben.

Die Stadtbücherei Homburg/Saar war meine erste Anlaufstelle. Da hier nur wenig und nur Allgemeinliteratur über Goethe zu finden war, gab ich die ersten Suchaufträge per Fernleihe auf. Später fuhr ich auch drei Jahre lang fast jeden Monat einmal nach Frankfurt ins Goethehaus, um mir aus der dortigen Bibliothek Bücher auszuleihen.

Die Arbeit an dem Goethe-Roman kam jedoch aus familiären Gründen bald ins Stocken, nicht jedoch das Quellenstudium, das dauerte weiter an. Mittlerweile habe ich eine gewiß beachtliche private Goethe-Bibliothek zusammengestellt.

Erst Anfang des Jahres 1987 nahm ich die Arbeit an dem Roman-Projekt wieder auf. Im März kaufte ich mir zufällig das Buch >Der Glaube der Dichter und Denker<, herausgegeben von Georg Hahn. Darin befindet sich ein kleiner Auszug aus dem Werk >Nachtwachen< von [des] Bonaventura. Die Verfasserangabe „Bonaventura“ ist jedoch ein Pseudonym. Ein paar Wochen später erwarb ich eine Faksimile-Ausgabe der >Nachtwachen<. Als ich das Büchlein zu Ende gelesen hatte, war ich

überzeugt, dass kein Geringerer als Johann Wolfgang Goethe der Verfasser dieses satirischen und deswegen auch pseudonym veröffentlichten Werkchens war. Was darin steht, kann nur Goethe gewusst und gedacht haben.

Es genügt jedoch nicht, von irgendetwas innerlich überzeugt zu sein, sondern es müssen Beweise gefunden werden. Ich habe daher alles zu lesen versucht, was jemals über die Frage der Verfasserschaft an den >Nachtwachen< gerätselt und geschrieben wurde. Ich begann Indizienbeweise für Goethes Verfasserschaft zu sammeln und so entstand das Werk >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe - Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms<.

Im Herbst des Jahres 1987 begannen die Goethe-Entdeckungen sich im wahrsten Sinne des Wortes zu überschlagen, eine folgte auf die andere. Die Entdeckungen wollten gar nicht mehr abreißen.

Mein Gefühl, meine anfängliche Hypothese, dass Goethe in den >Nachtwachen< sein eigenes Leben beschrieben haben könnte, dass das Werk >Nachtwachen< sozusagen eine selbstkritische, satirische, ja sehr depressive Autobiographie Goethes sei, diese Hypothese stellte sich als richtig heraus und verhalf mir logischerweise und folgerichtig zu weiteren Entdeckungen.

Den ersten Hinweis, dass Charlotte von Stein ein männliches Kind mit Goethe zeugte, den späteren braunschweigischen Dichter und Theaterdirektor August Klingemann, erhielt ich aus den >Nachtwachen<. Siehe mein Buch >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<, II. Teil: >Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms<, III. Kapitel: Analogismen auf Zeitgenossen des Verfassers Goethe - August Klingemann.

Am 29. Dezember 1987 fand ich in Bad Pyrmont im Taufbuch der evangelischen Kirchengemeinde Ösdorf die erste Taufurkunde August Klingemanns. Die Ehebrecherin Charlotte von Stein kam am 14. Juli 1777 während eines angeblichen Kuraufenthalts mit einem männlichen Kind nieder, dessen Vater Goethe war. Durch einen glücklichen Umstand können wir die Zeugung dieses Kindes sogar auf ca 48 Stunden festlegen. Siehe mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

Bei diesem Stand meiner Goethe-Forschung war mir klar, dass die sogenannte Goethe-Gesellschaft, die *„unter dem Protectorate seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Weimar stand“*, alles nur denkbar Mögliche getan hat, um die „Lebensgeheimnisse“ Goethes systematisch zu unterdrücken, ja alle schriftliche Beweise zu vernichten. Ich bin heute der Überzeugung, dass das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar ein vollständig zensiertes Archiv ist, in dem fast nichts mehr über den wahren Goethe zu eruieren ist. Alles was ins Archiv kam, musste zuerst einer schonungs- und pietätlosen Zensur unterworfen werden. Viele Goethebriefe sind z. B. nur noch in Abschriften vorhanden. Was den Machthabern des Zweiklassensystems nicht gefiel oder suspekt war, wurde vernichtet.

Als ich das Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<

beendet hatte, da ahnte oder wußte ich, dass noch vor Goethes Ankunft in Weimar eine entscheidende, weichenstellende Begebenheit in seinem Leben stattgefunden haben musste. Die schönste und zugleich furchtbarste Entdeckung war die Liebestragödie des jungen Goethe mit der adeligen Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon. Goethe liebte das Hoffräulein Urania wirklich bis zum Wahnsinn und diese Liebe war für Goethe abwechselnd Himmel und Hölle auf Erden.

Im Jahre 1988 schrieb und forschte ich also an Goethes „Musengöttin“ Urania. Meine wichtigste Entdeckung war die Auffindung von Uranias Geburtsurkunde. Hiermit konnte ich beweisen, dass Goethes Geliebte keine alte Dame von annähernd fünfzig Jahren war, wie man bisher in der Goethe-Philologie glaubte, sondern Urania ist gleichaltrig mit Goethe. Beide sind im Januar 1745 geboren.

An Ostern 1989 lag mein erstes selbstverlegtes Goethe-Buch gedruckt vor: >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon - Die Liebestragödie des jungen Goethe<.

Bis zur Buchmesse im Oktober des selben Jahres (1989) hatte ich außerdem vier weitere Bücher als klebegebundene Broschüren lieferbar:

>„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe -

Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms<

>Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<

>„Woldemar“ und „Allwill“ alias Wolfgang Goethe<

>„Petrarchische Oden“ und „Elegien - An meine Urania“ -

Liebeslieder Goethes für Henriette Alexandrine von Roussillon<

Wie ich das in der kurzen Zeit geschafft habe, trotz Familie und Beruf, ist mir heute selber ein Rätsel.

Von Ende 1989 bis Sommer 1990 schrieb ich das Buch >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<. Im Verlaufe dieses überaus schwierigen Quellenstudiums, denn auch bei Ludwig Tieck wütete eine furchtbare staatliche Zensur, bekam ich Bettina Brentanos Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< in die Hände. Wiederum von der Hypothese ausgehend, dass Bettina von Goethes wirklicher Abkunft wußte, dass er tatsächlich der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. war, begann mein Quellenstudium und meine Kirchenbuchforschung, suchte ich Beweise zu finden. Die Tatsache, dass Goethes angebliche Geburtsurkunde vom 29. August 1749 aus dem Kirchenbuch herausgerissen wurde, werte ich als ein Indiz, dass Goethe tatsächlich der Sohn Kaiser Karls VII. war. Möglicherweise stimmte irgendetwas nicht an diesem Eintrag, irgendetwas hätte die Andeutungen Bettinas bestätigen können, darum wurde der Kirchenbucheintrag entfernt, offizielle Version: angeblich von einem Souvenirjäger gestohlen. Der Frankfurter Goethe-Preis wird meiner Überzeugung nach nicht an Goethes Geburtstag verliehen, sondern am Geburts- und Todestag von Goethes (Halb-) Bruder, der auf den gleichen Namen getauft wurde, wodurch nach dessen Tode (das Kind lebte wohl nur ein paar Stunden) unser Dichter Wolfgang Goethe eine hieb- und stichfeste

bürgerliche Legitimation erhielt.

Der zehnteilige Artikel von Joseph Görres im >Morgenblatt für gebildete Stände< bestätigt meine Thesen. Dieser Artikel ist der absolute Beweis für Goethes wirkliche Abkunft und beweist auch, dass Bettina Brentano von dem über 60-jährigen Goethe ein Kind bekam. Der Artikel bestätigt sogar viele meiner früheren Entdeckungen. Meine sechste Goethe-Sensation mit Titel >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?< schrieb ich im Winter des Jahres 89 / 90.

Ab Sommer des Jahres 1990 tippte ich dann die siebte Goethe-Sensation >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck< in meinen Computer. Das Buch war ab Herbst 1990 lieferbar, aus finanziellen Gründen wiederum nur als klebegebundene Broschüre.

Dies ist in wenigen Sätzen die Geschichte meiner sieben Goethe-Sachbücher.

Sozusagen die Grundvoraussetzung um Goethe als Verfasser der >Nachtwachen< erkennen zu können, war das eingehende Quellenstudium über Goethes erstes Weimarer Jahrzehnt. Damit kam die Lawine der Goethe-Entdeckungen ins Rollen, die bis heute noch nicht stehen geblieben ist.

Manche Leser werden sich fragen, wie es überhaupt möglich ist, nach einer über 200-jährigen Goethe-Philologie, noch solche sensationelle und auf den ersten Blick wohl schier unglaubliche Entdeckungen über Goethes Leben und Werkschatz machen zu können?

Die Zensurgesetze der Adelherrschaft verhinderten, dass Goethes persönliche Lebensgeheimnisse gedruckt erschienen. Jedoch bei bereits gedruckten Werken, die vor den verschärften Zensurgesetzen, vor den Restaurationsgesetzen Metternichs, erschienen, war dies nicht mehr möglich. Meine Hauptquellen über den wirklichen Goethe sind nicht zuletzt Werke von Zeitgenossen Goethes, die uns in ihren belletristischen Werken die Augen über den wirklichen Menschen Goethe öffnen wollten. Und zwar setzt diese sozusagen „Goethe verfolgende Literatur“ nach Erscheinen der >Stella< ein, ein Schauspiel Goethes, das als ganz und gar sittenwidrig und moralverderblich verschrien war.

F. H. Jacobi machte den Anfang. Von Goethes Liebestragödie mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, machte er unzweifelhaft in seinen Romanen >Woldemar< und >Allwill< dichterischen Gebrauch.

Jacobi war über diese Liebestragödie empört. So schrieb er im >Allwill< (ab Seite 87): *„verdammter zwiefacher Mensch! Unschuldiges, himmelaufsteigendes Blut Abels und mörderischer, flüchtiger Kain! Ja - aber auch gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an Dich [Allwill, alias Goethe ist gemeint] zu legen wagt.“*

Goethe schrieb wohl daraufhin an Christian Kestner (Brief vom Juni 1773): *„Von mir sagen die Leute [die Jacobis?], der Fluch Cains läge auf mir. Keinen Bruder hab' ich erschlagen. Und ich denke, die Leute sind*

Narren ...“

F. H. Jacobi gab Goethe die Schuld an Uranias Kindbetttod.

Auf die Zeit nach Uranias Tod bezieht sich F. H. Jacobis Briefroman >Allwill<. Darin schrieb Jacobi einen Satz, der den jungen Goethe (den Stürmer und Dränger) meiner Überzeugung nach treffender charakterisiert als eine 200-jährige Goethe-Philologie auch nur annähernd vermochte (siehe mein Buch >„Woldemar“ und „Allwill“, alias Wolfgang Goethe<):

„Clemenz [F. H. Jacobi meint sich selber oder seinen Bruder] *nennt ihn* [Allwill, alias Goethe] *einen Besessenen, dem es fast in keinem Fall gestattet sei, willkürlich zu handeln...*“

Der nächste Schriftsteller, der einen Briefroman schrieb, um Goethe darin darzustellen, bzw. bloßzustellen, war Jakob Michael Reinhold Lenz. Er versuchte der Weimarer Hofgesellschaft mit dem Briefroman >Der Waldbruder< die Augen über den Epikureer Goethe zu öffnen. Deswegen wurde Lenz von Herzog Carl August, auf Betreiben Goethes, des weimarisches Landes verwiesen. Lesen Sie dazu mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

Bettina Brentano, verh. von Arnim, wollte uns in ihrem Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< versteckt mitteilen, dass Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. sei. Joseph Görres verstärkte diese Hinweise in seinem zehnteiligen Artikel über Goethe im >Morgenblatt für gebildete Stände<.

Nicht zuletzt war Goethe selber ein Autographomane, der den Stoff zu vielen seiner Werke aus seinem eigenen Leben nahm. Im >Werther<, im >Clavigo<, im Singspiel >Erwin und Elmire< und in dem Werk >Nachtwachen<, das Goethe unter dem Pseudonym „Bonaventura“ veröffentlichen ließ, hat er sich selber dargestellt. Dies brachte ja erst F. H. Jacobi auf die Idee, Goethes „Selbstdarstellungen“ zu berichtigen. Andere Menschen urteilen über die gleichen Begebenheiten eben mit anderen Augen. Das ist das Hauptproblem eines jeden Biographen und die Unzulänglichkeit einer jeden Biographie. Daher gibt es so viele Widersprüche, so viele konträre Meinungen in der Literaturforschung.

Das satirische Büchlein >Nachtwachen< ist geradezu eine Autobiographie Goethes; und zwar eine hundertmal interessantere und vor allem aufrichtigere als >Dichtung und Wahrheit<.

Eine weitere Hauptstütze für meine Thesen und Entdeckungen, das ist Goethes außergewöhnliche Technik der schriftstellerischen Produktion. Goethe *diktierte* Schreibern seine Dichtwerke in die Feder. Auch bei der englischen Schriftstellerin Barbara Cartland finden wir diese ungemein effektive Art und Weise der dichterischen Produktion. Sie hat bereits über fünfhundert Romane auf diese Art „produziert“. Es ist daher keine Unmöglichkeit, wenn ich zu der Weimarer Sophienausgabe von Goethes Werken noch ein Großteil des angeblichen Oeuvres von Ludwig Tieck (Goethes und Uranias Sohn) hinzurechne; außerdem hat Goethe noch weitere Werke pseudonym oder völlig anonym veröffentlicht, von denen ich

bisher mindestens zehn eindeutig als Werke Goethes identifiziert habe.

Das erste ist die satirische Erzählung >Nachtwachen von [des] Bonaventura<.

Das zweite ist ein Lyrik-Band mit Liebesgedichten Goethes für Urania mit Titel

>Petrarchische Oden< und >Elegien an meine Minna (alias Urania)<

Das dritte Werk ist ein wunderschöner Altersroman Goethes, zum fünfzigsten Todesjahr Uranias erschienen, mit Titel

>Diana von Montesclaros<

Dieser Roman erschien ebenfalls unter dem Pseudonym Bonaventura.

Das vierte Goethe-Werk, das ich entdeckt habe, ist der Illuminaten-Roman

>Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem
Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten
und höhern Propagande<.

Er erschien ohne Verfasserangabe zum zwanzigsten Todesjahr Uranias und ist im wahrsten Sinne des Wortes Goethes Rechtfertigung, warum er ein Illuminat und (nach Friedrich Schlegel) ein deutscher Voltaire wurde.

Weitere sensationelle Entdeckungen machten eine Überarbeitung des Buches >Der Illuminat und Stoiker Goethe< dringend erforderlich, wobei ich mich auch schweren Herzens zu einer Änderung des Buchtitels (jetziger Titel: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<) entschlossen habe. Die drei bedeutendsten Werke, die Goethe seinem Sohn Ludwig Tieck sozusagen schenkte, sind die Erzählung

>Peter Lebrecht<

der umfangreiche Briefroman

>William Lovell<

und die Erzählung

>Die Reisenden<.

Die Erzählung >Die Reisenden< ist in Kapitel XIII meines Buches >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<. vollständig wiedergegeben.

Ausschlaggebend für meine Umarbeitung war jedoch die Entdeckung der beiden folgenden Werke. Das halbphilosophische Werk

>Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<

und das halbwissenschaftliche Werk

>Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode
auf Geisteszerrüttungen<.

Die bisher letzte Goethe-Sensation ist eine Folge der obigen

>Johann Wolfgang Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker<.

Goethe schrieb die >Rhapsodien< in dem klaren Bewusstsein, dass er in Folge der Syphilis der geistigen Umnachtung anheimfallen könnte. Sein Buch diente hauptsächlich dem Zweck, die katastrophalen Zustände in den Krankenhäusern seiner Zeit zu verbessern. Die psychisch Kranken wurden sogar in Zuchthäuser und Gefängnisse „abgeschoben“, weil die Ärzte sie

aufgegeben hatten. Das Buch möchte den Ärzten viele wohlgemeinte Ratschläge erteilen, wie sie die anscheinend „unheilbar“ Wahnsinnigen mit einfachsten Methoden zu heilen, zumindest ihre Krankheit zu lindern und ihren Zustand zu bessern vermöchten. Goethe infizierte sich bereits viel früher, als Möbius und Prof. Freund dachten, an der Syphilis. Und zwar im Jahre 1764 im Zusammenhang mit seiner Liebestragödie mit dem „schönen Gretchen“.

Inzwischen habe ich sogar einen gedruckten Beweis gefunden. Ein Zeitgenosse Goethes – Karl August Böttiger – wusste von Goethes Syphilis. Er schrieb in seinem Buch >Literarische Zustände und Zeitgenossen<, neu herausgegeben von Klaus Gerlach und René Sternke, erschienen im Aufbau Verlag, Berlin 1968, Seite 67:

„Als ihn unser Rath Krause [der gebürtige Frankfurter und Maler Krause (1733-1806) ist gemeint] zuerst in Franfurth kennen lernte, schlotterte alles an ihm [Goethe], er trug ein großes Pflaster um den Hals, sah ekelhaft gelb [aus] im Gesicht, und hatte beinahe keine Haare mehr am Kopf. So sehr hatten ihn seine Kämpfe auf dem Schlachtfelde der Venus volgivaga zum Invaliden gemacht.“

Einige Gründe für die systematische Verfälschung Goethes

Nachdem Goethes Enkel gestorben waren, ich meine die offiziellen und legitimierten², fiel der literarische Nachlass Goethes in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts an das weimarische Herzogshaus.

Unter dem „Protectorate“ seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar wurde eine Goethe-Gesellschaft gegründet. Diese ersten Goethe-Philologen hatten den Auftrag vom Herzog von Weimar, den Freigeist und deutschen Voltaire Goethe (nach Friedrich Schlegel) in einen biedereren und konservativen Staatsbeamten mit künstlerischen Neigungen „umzuarbeiten“.

Aus rein kommerziellem Interesse, um Weimar zu einer deutschen Literaturstadt zu machen und dadurch Touristen ins Land zu ziehen, wurde alles ins Harmlose umgedeutet. Goethe, Schiller, Wieland, Jean Paul u. a. sind alle „steriele“ Figuren geworden, die nur noch wenig mit den einst lebenden Menschen gemein haben. Sie sollten das Volk eben nicht geistig anstecken. Mit dem ansteckenden Bazillus namens Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durften die Untertanen des Zweiklassensystems möglichst wenig oder gar nicht infiziert werden.

Man kann Goethe wohl auf drei verschiedenen Arten begegnen: Die erste und häufigste ist die des Konsumenten seiner Werke, also die des gewöhnlichen Lesers.

Die zweithäufigste Art ist die Begegnung des Wissenschaftlers, des Germanisten, mit Goethe. Hier besteht allerdings das „handicap“, dass der

² Siehe am Ende des Buches >Goethes Frauen und Nachkommen<.

Glaube an die Wissenschaft zu groß ist. Das bestehende, althergebrachte und ultrakonservative Klischee über Goethe darf nicht angezweifelt werden.

Die dritte Art der Begegnung mit Goethe ist die des Dichters mit dem Dichter Goethe. Das ist mein Fall gewesen. Ein Dichter sieht manches aus einer anderen Perspektive als ein Professor der Germanistik.

Von den alten Weimarer Goethe-Philologen wurde „seine Excellenz der Herr Staatsminister von Goethe“ herausgestellt und betont. Aber war Goethe mehr eine Beamten-Natur oder mehr ein Künstler-Natur? Für mich steht ohne Zweifel fest, dass Goethe durch und durch eine Künstler-Natur war und Zeit seines Lebens geblieben ist. Der Titel eines Staatsministers diente bereits Goethe selber zum Schutz, ja zur Abwehr jeglicher persönlicher Angriffe wegen seines skandalösen Privatlebens. Die späteren konservativen Goethe-Philologen stellten allemal den Staatsminister von Goethe in den Vordergrund. Siehe z. B. seine Affaire mit Bettina Brentano. Goethe blieb einzig und allein deswegen Zeit seines Lebens in dem kleinen „Provinznest“ Weimar, weil er hier unter dem Schutz des Herzogs, eines absolutistischen Monarchen, stand.

Der absolute Beweis für diese These ist Goethes Affaire mit Oken: Wir erinnern uns, Caroline Schelling nannte Professor Oken als einen der Teilnehmer an der geheimen Geburtstagsfeier Goethes am 28. Januar des Jahres 1809. Oken gehörte offensichtlich [anfangs] zu den Bewunderern und Verehrern Goethes. Dessen Farbtheorien und Knochenstudien schienen Goethe anfänglich gefallen zu haben. Später gerieten sie [nach H. H. Houben] *„über die Priorität einer osteologischen Entdeckung - die Wirbeltheorie des Schädels - in Zwist“*. Die Bewunderung Professor Okens nahm ab und schlug möglicherweise ins Gegenteil um.

Das Herzogtum Sachsen-Weimar war bekanntlich der erste Feudalstaat, der es wagte, die Press(e)freiheit einzuführen. Offensichtlich war dies über Goethes Kopf hinweggeschehen. So gab es ein böses Erwachen, als Professor Oken in seiner Encyclopädischen Zeitschrift *>Isis<* ankündigte, er wolle einmal ausprobieren „ob wir wirklich Preßfreiheit haben oder ob sie durch literarische Privilegien und willkürliche Deutung und Ausdehnung derselben soll als Fratze verspottet werde“.

H. H. Houben berichtet weiter (ab Seite 112 seines Buches *>Der polizeiwidrige Goethe<*): *„Und dann begann er (Prof. Oken) mit einer geharnischten Kritik der neuen Verfassung Sachsen-Weimars. Ein Aufsatz über dieses brenzliche Thema im 9. bis 11. Stück (der >Isis<) machte „die Regierung, vorzüglich das Ministerium, ja sogar den Adel in Weimar völlig wütend“, wie Oken am 22. Oktober an Brockhaus schrieb, und auch dem tapfern Großherzog wurde unbehaglich zumute. Er wies zwar jeden „Gewaltstreich“ von der Hand, beauftragte aber doch die Polizei mit einem Bericht, um „dem ersten Mißbrauch der Preßfreiheit, der Folgen halber, recht gründlich zu Leibe zu gehen“ und weiteren Ausschreitungen durch ein zu schaffendes Gesetz vorzubeugen. Sogar ein Ministerrat fand eigens der >Isis< wegen statt, denn Oken hatte zwar den „reinen Entschluß“ des*

Großherzogs, seinem Lande freiwillig eine Verfassung zu geben, anerkannt, aber das ganze Grundgesetz doch „völlig verfehlt“ genannt, da es außer der Preßfreiheit keine sonstigen Volksrechte, deren er dreiundzwanzig aufführte, gewähre. Da aber der Präsident des Staatsrats gerade verreist war, verzögerte sich die Sache. Karl August legte derweilen die Akten seinem Freund und (früheren) Minister von Goethe vor und bat um dessen Urteil ...“

Goethe schrieb daraufhin folgenden Brief an den Herzog (Quelle: WA IV.27, Brief Nr. 7.513):

Weimar, den 6. October 1816

... Manchem dürfte, bey Betrachtung der Acten, wünschenswerth dünken, dass man sogleich bey'm Erscheinen der Ankündigung von Polizeiwegen das Blatt (die >Isis<) verboten hätte, wie denn dieser Behörde [der Polizei] ganz ohne Frage in einem solchen Falle aus eigener Autorität zu verfahren zusteht ... Da es aber nicht geschehen, sondern von gedachtem Blatte [der >Isis<] schon mehrere Nummern ausgegeben worden, so hat man dabei den traurigen Vortheil, zu sehen, wie ungehinderte Verwogenheit [Verwegenheit] täglich wächst und ihre gränzenlose Natur offenbart.

Beyliegende Acten enthalten die Blätter, welche künftigen Geschäftsmännern [gemeint sind: die Zensurbeamten] nothwenig als ein Gräuel erscheinen müssen ... Ihre Vorschläge gehen dahin, man solle

1.) dem Herausgeber [Prof. Oken] seine Ungebühr mündlich oder schriftlich verweisen und ihn

2.) bedrohen, daß bey erneuerten Ausfällen auf einzelne Personen, oder ganze Stände, sein Blatt sogleich verboten werden solle.

Hierzu fügen sie [die Zensurbeamten]

3.) den Vorschlag [hinzu], daß man den Fiscal [gemeint ist: das Finanzamt] gegen ihn aufregen [d. h. an den Hals hetzen] und auf dem Wege Rechtens den bisher Beleidigten Genugthuung verschaffen möge.

Hierüber meine Meinung zu eröffnen, finde ich mich in großer Verlegenheit; denn so bedeutend und kräftig auch diese Maaßregeln scheinen möchten, so bin ich doch genöthigt, auszusprechen, daß sie mir eher geeignet scheinen, das Übel zu vermehren, als demselben Einhalt zu thun. Ich will die mir vorschwebenden möglichen Folgen gedachter Schritte nicht verhehlen.

Ad 1. Citiert man den Herausgeber zu einem Vorhalt [gemeint ist: zu einer Anhörung] vor die Regierung und er [Prof. Oken] bleibt aus, wie soll man alsdann verfahren? Will man ihn durch Militär holen lassen, oder was sonst für eine Maaßregel ergreifen?

Wenn er nun aber erschiene und vor der Behörde eben so kühn und unverschämt spräche, wie er drucken läßt - (und ihm fehlt es nicht an Redegabe) - will man ihn dann auf die Hauptwache setzen, oder ihn triumphierend ziehen lassen?

Gesetzt aber, er betrug sich bescheiden, registrierte aber sogleich den

ganzen Vorfall [gemeint ist: schrieb ihn nieder] und ließ ihn im nächsten Stück [der >Isis<] abdrucken, mit direkter und indirekter Verspottung der Behörde, wozu ihm Druckerstöcke und andere Narrensposen hundertweis zu Gebote stehen: will man alsdann mit dem angedrohten Verbot [der Zeitschrift] vorschreiten, da die Behörde als Partei erscheint und eine ihr angethane Beleidigung ahnden muss, nachdem so viele andere Verhältnisse ungestraft preisgegeben worden?

Dasselbe kann und wird er thun, wenn man ihm schriftlich Verweis und Drohungen zugehen läßt.

... Der Herausgeber [Prof. Oken] ist ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst; ihn als einen Schulknaben herunter zu machen, ziemt sich nicht; hat er aber bey allen seinen Vorzügen nebenher noch einen partiellen Wahnsinn, der dem Staate schädlich, ja verderblich ist, so bändige man diesen und die Sache ist mit Ehren gethan.

Ad 2. Sodann will man ihn bedrohen. Auch davon kann ich keine Frucht erwarten. Würde man wohl einem Mohren bey Strafe aufgeben, sich weiß zu waschen?

Das Blatt soll mäßiger, bescheidener werden, es soll sich selbst beschränken! Man betrachte den Inhalt oder die Form dieser Flugschrift: wo soll die Beschränkung herkommen? Es umfaßt encyclopädisch alles Denkbare und sogar das, was es scheinbar ausschließt, nimmt es beleidigend wieder auf. Die Form ist wild, frech, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältnis, ohne Geschmack in der Darstellung: wie soll diese Form sich vernünftig gestalten?

Und gibt es denn eine Grenze des Wahnsinns, der Unbescheidenheit, der Verwogenheit [Verwegenheit] Sie und ihre Geschwister und ihre Verwandte sind, ihrer Natur nach, unbedingt, nicht zu belehren und nicht zu bändigen.

Und wo wäre dann der Maaßstab der Gesetzlosigkeit? Man will das Blatt fort dauern lassen und wer soll dann beurtheilen, ob der Verfasser in sich gegangen, ob wirklich sein Blatt sich der Sitte, sich dem Erträglichen nähert? Fürwahr der hundertste Theil desselben ist eben so schlimm, als das Ganze, und nach der Bedrohung [des Herausgebers] können mancherlei Fälle eintreten. Entweder der Herausgeber fährt auf die bisherige Weise fort: wird man resolut genug seyn, die Drohung zu erfüllen? Oder er wirft sich in die Ironie, welche von ihrem zartesten Gipfel bis zu ihrer plattesten Base hundert Formen darbietet, die Leute zu quälen, ohne daß man sich beklagen darf: wird man ihm wehren, die Druckerstöcke zu vervielfältigen, jedes Blatt mit Rebus zu schmücken, wozu er schon auf dem Wege ist? Wer wird ihn hindern, in Rätseln, Logogryphen, Charaden, seine Leidenschaft zu verhüllen, und ist es einer Behörde anständig, den Ödipus zu einer solchen Sphynx zu machen?

Und noch das Letzte und Schlimmste: er hat den Fürsten innerhalb der Staatsverhältnisse angegriffen, wird er lange säumen, die

*Familienverhältnisse anzugreifen?*³ ...

Was soll denn nun aber geschehen? - Die Anfangs versäumte Maaßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden.

Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot des Blattes wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben. [...]

Des Herausgebers Unternehmen ist catilinarisch und wer hätte Lust, den Cicero zu spielen, der schlechten Dank verdiente [im Sinne von: erntete], daß er die Stadt [Rom] rettete?

Noch ein Punkt von großer Bedeutung ist zu berühren.

In den Acten und Blättern, die zu mir gekommen sind, nimmt man als etwas Bekanntes an, daß dieser Zustand auf Selbstrache hinführe. Mit Verwunderung habe ich gesehen, daß man das Schreckliche eines solchen Bekenntnisses nicht zu fühlen scheint. Ich will jetzt für den Herausgeber sprechen, gegen den ich gesprochen habe. - Wie ich oben eine schülerhafte Demüthigung von ihm abzulehnen gedachte, so will ich jetzt die Gefahr schmähhchster Behandlung von ihm ablenken. Wer steht dafür, daß die Szenen sich erneuern, die durch Schlözers Anzeigen die Welt erschreckten, aber leider über größere Gräuel vergessen sind? Wasern wurde das Haupt abgeschlagen, Graf Münster mit Hetzpeitschen lederweich traktiert und das sollte sich wiederholen? Wer will dann dem Herausgeber, der noch immer verdient, in der Wissenschaft eine glänzende Rolle zu spielen, wer will ihm zu Hülfe kommen, wenn ihn gereizte junge Leute auf's gräßlichste mißhandeln?

So eben wird mir ein ausführlicher, wohlgedachter Aufsatz mitgeteilt über die künftige Censur-Einrichtung, welcher mich in der umständlich geäußerten Überzeugung noch mehr bestätigt. Denn es geht daraus hervor, daß der Preß-Anarchie⁴ sich ein Preß-Despotismus entgegen setze, ja ich möchte sagen, daß eine weise und kräftige Dictatur sich einem solchen Unwesen entgegen stellen müsse, um dasselbe so lange zurückzudrängen, bis eine gesetzliche Censur wieder hergestellt ist. Wie dieses zu thun sei, bedarf einer weiteren Berathung ...“

An dieser Stelle muss ich, leider, den orthodoxen Goethianern eine weitere herbe Enttäuschung bereiten: Goethe stimmte nicht aus irgendwelchen konservativen gesellschaftspolitischen Gründen zum

³ Nicht die „Familienverhältnisse“ des Herzogs, d. h. die Sexskandale, sondern die eigenen, fürchtete Goethe, könnten von Oken und anderen aufgedeckt werden, falls die Pressefreiheit tatsächlich eingeführt werden würde.

⁴ Goethe hatte sich in jungen Jahren, ja noch bis zum Erscheinen der >Nachtwachen< im Jahre 1804, selber dieser „Preß- und Druck-Anarchie“ weidlich bedient, um gesellschaftskritische und philosophisch-atheistische Werke anonym zu veröffentlichen. Nun, da er private Enthüllungen befürchteten mußte, plädierte er sogar für einen Preß-Despotismus!

„Preßdespotismus“, d. h. für das sofortige Verbot von Oken's Zeitschrift >Isis<, sondern einzig und allein aus persönlichem Egoismus. Er fürchtete, Prof. Oken könnte in seiner Encyclopädischen Zeitschrift irgendwelche „Indiskretionen“ über seine, Goethes, und seiner Söhne (Ludwig Tieck und August Klingemann) tatsächliche Abkunft begehen. Wie Houben treffend ausdrückte: vor dem alten Goethe stand - die Ewigkeit. Er wollte als der größte und bedeutendste deutsche Dichter in die Ewigkeit eingehen. Dazu war ihm jedes Mittel recht, sogar eine Presse-Zensur-Diktatur! Und nur eine diktatorische Presse-Zensur konnte das schier unmögliche Kunststück fertigbringen, die Skandale und Lebensgeheimnisse Goethes zu unterdrücken.

Die Germanistik ist es mittlerweile gewohnt, in einem literarischen „Bergwerk“ zu graben und zu forschen, das bereits von vielen anderen Literatur-Forschern mehrmals um und um gegraben wurde. So kommt es, dass heutige Goethe-Forscher nur noch selten eine paar kleine literarische Goldkörnchen finden, das heißt, manchmal gelingt noch eine kleine literarische Entdeckung.

Und nun kommt ein unbedeutender Zunftgenosse Goethes, noch dazu einer, der nicht einmal ein Germanistikstudium aufzuweisen hat, und behauptet, er hätte bei Goethe faustdicke literarische Goldbrocken gefunden, d. h. mehrere pseudonyme Werke Goethes, wie auch noch drei uneheliche Kinder Goethes entdeckt, sein Verhältnis zu Charlotte von Stein richtig gedeutet, ja sozusagen seine Lebensrätsel entschlüsselt: Die Liebestragödie mit Urania und seine uneheliche Abkunft von Kaiser Karl VII.

Da muss ein Germanistikprofessor ja zuerst einmal ungläubig den Kopf schütteln. In seinem gesunden Akademikerstolz kann er nur mit äußerster Skepsis und nur widerwillig an meine Schriften herangehen. Wie stehen denn die Herren Goethe-Philologen von der Weimarer Goethe-Gesellschaft da? Es ist ein wahres Desaster, ein wahrer Scherbenhaufen vor dem die Goethe-Gesellschaft und vor allem auch die Germanistik steht. Und daran ist niemand anderes als das weimarische Herzogshaus schuld. Das ist wohl der Hauptgrund, warum von Ostern 1989 bis heute noch keine Reaktion von der Goethe-Gesellschaft auf meine Bücher erfolgt ist. Zumindest ist mir bisher noch nichts bekannt geworden. Das >Freie Deutsche Hochstift< (das Goethehaus in Frankfurt/Main) hat sich die Sache sehr leicht gemacht. Sie haben sich damit entschuldigt, dass Goethe nicht ihr Gebiet sei, da sie ja „nur“ die Romantik erforschen.

In meinem Buch >Wahrheit in der Dichtung Goethes< habe ich bewiesen, dass Goethe ein deutscher Voltaire genannt zu werden verdient. Die Vermutung von Daniel W. Wilson in dessen Buch >Geheimräte gegen Geheimbünde<, Goethe wäre dem Illuminaten-Orden nur beigetreten, um alle aufklärerischen Bestrebungen im Herzogtum Weimar ausspionieren und anschließend hintertreiben zu können, ist absurd. Dies war das Bestreben des Freiherrn von Knigge, aber nicht das Goethes. Verständlicherweise

konnte sich Goethe nach dem Verbot des Illuminaten-Ordens aus Rücksicht auf seine Existenz nur noch mit äußerster Vorsicht für die Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einsetzen. Nach den napoleonischen Kriegen und mit dem Wiedererstarken der Restauration wurde die gesellschaftspolitische Lage noch schwieriger für die deutsche Aufklärung. Immer seltener und immer vorsichtiger durfte sich Goethe zu seiner wahren politischen und philosophischen Überzeugung bekennen. Niemals hat er seinen Standpunkt gewechselt. Von seiner Studentenzeit an bis zu seinem Tode blieb er ein Stoiker und ein Existentialist. Goethes Werkschatz musste nach seinem Tode eine fast unglaubliche staatlich gelenkte Falschinterpretation erfahren, die von absichtlicher Unterdrückung von pseudonym veröffentlichten Werken, die vielen Zeitgenossen und den preußischen Zensoren durchaus bekannt waren, bis zum Vernichten von schriftlichen Zeugnissen, Briefen Goethes und seiner Zeitgenossen, reichte. Der Versuch der Falschinterpretation Goethes wird von konservativen Germanisten aus ideologischen Gründen bis heute fortgesetzt.

Die überwiegend sehr konservativen Damen und Herren der Goethe-Gesellschaft erscheinen mir wie Teufelsanbeter: Sie beten mit Goethe das genaue Gegenteil von dem an, was sie verehren und an was sie glauben. Dafür können sie sich bei der Aristokratie bedanken, beim Weimarer Herzogshaus und bei den Hohenzollern, die haben die Fälschungen über Goethe ins Werk setzen lassen. Diese „Teufelsanbeterei“ ist gleichzeitig die einzig plausible Erklärung für die Tatsache, dass die Herren der Goethe-Gesellschaft meine sensationellen Goethe-Entdeckungen völlig ignorieren und so tun, als wenn nichts geschehen wäre. Was sollten sie auch dazu sagen?

Ludwig Tiecks Jugendzeit

Henriette Alexandrine von Roussillon, Goethes große Liebe, starb am Abend des 18. April 1773 an den Folgen des Kindbettfiebers. Das Furchtbarste, das einem Kind im achtzehnten Jahrhundert geschehen konnte, war Uranias und Goethes Sohn vom Schicksal auferlegt worden: seine Mutter war von Adel und sein Vater, rechtlich gesehen, „nur“ ein Bürger, obwohl Goethes Erzeuger höchstwahrscheinlich sogar Kaiser Karl VII. war. Zu allem Unglück starb die Mutter auch noch ungefähr sechs Wochen nach ihrer Niederkunft.

Die Andeutungen in den Briefen der Landgräfin Caroline von Darmstadt an ihre Tochter Friederike in Berlin, die mit dem späteren Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. verheiratet war, lassen vermuten, dass Henriette Alexandrine von Roussillon nicht nur für den Fall ihres Todes vorsorgen wollte, sondern sie könnte sogar von Anfang an den herzlos erscheinenden Entschluß gefaßt haben, ihren und Goethes Sohn von bürgerlichen Pflegeeltern erziehen zu lassen. Eine ledige und außerdem auch noch arme Hofdame konnte sich eben nicht persönlich um die

Erziehung ihres unehelichen Kindes kümmern, nicht nur aus Gründen der Eitelkeit. Auch als Nonne wäre es Urania unmöglich gewesen, ihr Kind zu behalten und es selber zu erziehen. Ein Ausweg wäre gewesen, das Kind heimlich zur Welt zu bringen und einem befreundeten Ehepaar, zum Beispiel dem Ehepaar Merck in Darmstadt, in Pflegschaft zu geben. Aber dieser Plan scheiterte wohl an Uranias Kindbettfieber. Möglicherweise hat die Entdeckung ihrer Niederkunft und das Eingreifen ihrer Herrschaft, der verwitweten Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, alle Träume und Pläne Uranias und Goethes zu Fall gebracht. Der schmerzliche Gedanke, dass ihr Kind fortgeschafft werden sollte, dass es fremden, bürgerlichen Leuten zur Pflegschaft übergeben werden würde, zerbrach Uranias Lebenswille. Sie könnte sich nicht zuletzt auch deswegen förmlich zu Tode geübelt haben.

Wolfgang Goethes Verzweiflung und Selbstmordgedanken erreichten mit Uranias Kindbetttod ihren Kulminationspunkt. Ich bin der festen Überzeugung, wäre nicht ein Kind vorhanden gewesen, Goethe hätte sich unweigerlich das Leben genommen, wie Jerusalem. Einzig der Gedanke an sein Kind hielt ihn in den Monaten seines größten Schmerzes noch am Leben. Und dennoch fehlte manchmal nicht viel, und Goethe hätte sich den mehrfach erwähnten Dolch ins gemarterte Herz getrieben.

Möglicherweise wegen Wolfgang Goethes und Uranias Sohn, der im Gefolge der Großen Landgräfin nach Berlin gebracht wurde, musste Heinrich Merck seine Prinzipalin auf ihrer Reise nach Petersburg zur Brautschau begleiten.

Am 5. Mai 1773 kam die Landgräfin Caroline mit ihren drei Töchtern und ihrem Gefolge in Frankfurt an. Die Bezeichnung „Große Landgräfin“, die Caroline von Wolfgang Goethe erhielt, dürfte sie wegen ihres Großmutes, ihres Edelmates erhalten haben. Möglicherweise erlaubte die Große Landgräfin u. a., dass Goethes Mutter ihren kleinen Enkel sehen durfte. Gewiß legte die Frau Rat ihrem Enkelsohn einen Beutel mit Goldstücken in die Wiege, damit „ein Übriges“ für die zukünftigen Pflegeeltern „übrigbleiben“ würde. Wer ernährt schon ein fremdes Kind und übernimmt auch noch die Mühen für seine Erziehung, wenn er nicht dafür das Kostgeld und noch etwas Geld darüber hinaus als Belohnung erhält? Urania war arm, demnach konnte nur Goethe für den Unterhalt des Kindes aufkommen.

Am 6. Mai 1773 reiste Landgräfin Caroline mit Goethes Sohn von Frankfurt ab. In den nächsten fünf Jahren sah und hörte Wolfgang Goethe möglicherweise nicht das Geringste von seinem Kind.

Uranias und Goethes Sohn wurde, durch Vermittlung der späteren Königin Friederike, einem jungen Berliner Bürgerehepaar „untergeschoben“. Als sein angeblicher Geburtstag wurde im Taufbuch der lutherischen Kirche der 31. Mai 1773 eingetragen. Auf diese Art und Weise wurden Fälle zugedeckt, die es im Zweiklassensystem eigentlich nicht geben durfte: dass ein Mann und eine Frau, die unterschiedlichen Klassen angehörten, ein uneheliches Kind miteinander zeugten.

Im Jahre 1776 avancierte Goethe zum Geheimen Legationsrat des Herzogs von Sachsen-Weimar. Aufgrund seiner Günstlingsstellung bei Herzog Carl August könnte Goethe über diplomatische Kanäle einen Weg gefunden haben, Namen und Adresse der Leute zu erfahren, denen sein Sohn zur Pflugschaft übergeben wurde. Spätestens Ende April bis Anfang Mai des Jahres 1778 hatte Goethe Erfolg. Er erfuhr, dass sein Sohn noch lebt, was wegen der hohen Kindersterblichkeit zu damaliger Zeit keineswegs selbstverständlich war, und er erfuhr auch Namen und Adresse der Pflegeeltern: die Kinderstube des Seilermeisterehepaars Tieck in der Roßgasse 6 zu Berlin war das „Kuckucksnest“, in welchem sein und Uranias Kind die nötige „Nestwärme“ finden sollte, um auf dieser Welt wachsen und gedeihen zu können.

Vom 10. bis 22. Mai 1778 befand sich Goethe mit Herzog Carl August in Berlin. In dieser Zeit sah er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit seinen Sohn Ludwig Tieck. Der Brief Goethes an Charlotte von Stein ist mehr als eindeutig:

Berlin, den 19. Mai 1778

„Wenn ich nur könnte bei meiner Rückkunft Ihnen alles erzählen, wenn ich nur dürfte! Aber ach, die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich [gemeint ist: schließlich] gar nichts mehr durchrinnen wird ...“

Dies ist ein sehr gewichtiges Indiz dafür, dass Goethe seinen Sohn in Berlin sah und er außerdem seine Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon und auch die Existenz eines zweiten unehelichen Kindes (1777 war Charlotte von Stein ebenfalls mit einem Kind Goethes - August Klingemann - niedergekommen) der Weimarer Geliebten verschweigen wollte.

Versuchen wir uns einmal vorzustellen, wie die erste Begegnung zwischen Vater und Sohn, fünf Jahre nach dem Kindbetttod der Henriette Alexandrine von Roussillon, stattgefunden haben könnte.

Durch einen hohen Regierungsbeamten des preußischen Königshofes oder sogar durch die Prinzen Hans Georg und Heinrich - siehe Goethes Tagebuch - erfuhr er den Namen und die Adresse der Pflegeeltern. Goethe bekundete seinen festen Willen, den unehelich gezeugten Sohn auf jede nur mögliche Art zu unterstützen. Selbstverständlich war Goethe an strengster Diskretion interessiert, ja er musste sich vor dem preußischen Königshaus, möglicherweise sogar vor der späteren Königin Friederike, gewiß förmlich dazu verpflichten, jeden Skandal zu vermeiden. Die Unterstützung Goethes konnte bis zur Volljährigkeit des Sohnes praktisch nur aus finanziellen Mitteln, aus Bargeld, bestehen.

Aus diesen oben genannten Gründen sind nur zwei Möglichkeiten denkbar, wie Wolfgang Goethe seinem fünfjährigen Sohn gegenübergetreten sein kann: Entweder mit oder ohne Wissen der Pflegeeltern, auf jeden Fall durfte er sich dem Jungen aber nicht als sein Vater zu erkennen geben.

Das folgende Gedankenspiel erscheint mir als der wahrscheinlichste und humanste Weg: eine Vertrauensperson der Prinzessin Friederike teilte dem Ehepaar Tieck mit, dass der Vater ihres Pflegekindes nach Berlin gekommen wäre. Er wüsche sehr, seinen Sohn zu sehen, und er würde den Pflegeeltern bei dieser Gelegenheit selbstverständlich auch eine Summe Bargeld übergeben.

Die Pflegemutter besaß demnach noch die Möglichkeit, den kleinen Ludwig herauszuputzen und ihm schöne Kleider anzuziehen. Wolfgang Goethe stattete dem Seilermeisterehepaar Tieck unter einem Incognito, d.h. unter fremdem Namen, einen Besuch ab. Dieser „Höflichkeitsbesuch“ muss ein reines „Theaterspielen“ gewesen sein, aber darin war Goethe, durch die Weimarer Liebhaberbühne, ja bereits bestens geübt. Wolfgang Goethe fand die gewünschte Gelegenheit, den fünfjährigen Sohn zu sehen, zu beobachten, wie er sich benahm, ja sogar einige unverfängliche Worte mit ihm zu wechseln. Der kleine Ludwig wußte nicht, dass sein wirklicher Vater vor ihm stand.

Die zweite Möglichkeit den Sohn zu sehen, möchte ich den abenteuerlichen und möglicherweise herzerreißenden Weg nennen, aber auszuschließen ist er nicht. Nehmen wir einmal den Fall an, Goethe konnte zwar Namen und Adresse der Pflegeeltern erfahren, aber er fand keinen „diplomatischen Weg“, sie auf seinen Besuch behutsam vorzubereiten. Möglicherweise wählte Goethe sogar absichtlich den Weg der Heimlichkeit, um unnötigen Fragen und nachfolgendem Klatsch auszuweichen. Er unternahm auf eigene Faust den Versuch, seinen Sohn heimlich zu sehen, ohne Wissen der Pflegeeltern.

Goethe begab sich allein oder mit seinem Diener Philipp Seidel in die Roßgasse. Im Hinterhof des Hauses Nummer 6 oder sogar auf der Straße sah er spielende Kinder. Er fragte sie, wer von ihnen der Ludwig Tieck sei. „Der da!“, mag ein älteres Kind ausgerufen haben, und zeigte auf einen fünfjährigen Knaben. In diesem Falle hätte es geschehen können, dass der pikfeine Legationsrat Goethe einem ungewaschenen, in alten und dreckigen Kleidern gehüllten Knaben gegenüberstand - seinem und Uranias Sohn. Bei diesem Gedanken können einem gewiß die Tränen kommen. Ich bin der Überzeugung, dass Goethe spätestens seit Mai 1778 kein Mittel unversucht ließ, die materielle Lage und die Erziehung seines Sohnes auf ein höchstmögliches Maß zu heben.

Rudolf Köpke, der Biograph Ludwig Tiecks, zählte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zum Kreis der Eingeweihten, die von Ludwig Tiecks wirklicher Abkunft wußten. Noch zu Tiecks Lebzeiten wurde der Plan geboren, eine Biographie über ihn zu schreiben, um seine wirkliche Abkunft, dazu noch einige persönliche Skandalchen, besser verschleiern zu können, und natürlich um späteren, kritischeren Autoren die Arbeit abzunehmen, auf eigene Faust Nachforschungen über Ludwig Tiecks wahres Leben anzustellen. Dabei hätten schriftliche und/oder mündliche Mitteilungen von Zeitgenossen, z. B. von den Gebrüdern Schlegel, von

Ludwig Börne, Heinrich Heine, Theodor Mundt, Joseph Görres und vielen anderen, Verdacht erregen können. Ich vermute daher, dass Rudolf Köpke von höchster preußischer Regierungsstelle, möglicherweise sogar von König Friedrich Wilhelm IV. persönlich, den Auftrag erhielt, eine schöngefärbte Biographie über Ludwig Tieck zu erstellen, um erstens jeden Verdacht abzuwälzen, der seinen „Werkschatz“ in Frage stellen würde, ja sogar um die mysteriösen Ähnlichkeiten im Werkschatz Tiecks und Goethes absichtlich zu verschleiern, und nicht zuletzt auch, um alles zu vertuschen, was auf Goethes Vaterschaft und auf ein Pflegschaftsverhältnis zu dem Seilermeisterehepaar Tieck schließen lassen konnte.

Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die vom Weimarer Herzogshaus geplante „umfassende Biographie“ Goethes, zu der es aber, glücklicherweise, nicht kam und wohl auch nicht kommen konnte. Das Wissen über den wahren Goethe war damals noch zu frisch, und ein nur bruchstückhaft bekannter Goethe war besser als ein sichtlich verfälschter. Die Goethe-Gesellschaft, die „unter dem Protectorate (d. h. unter der besonderen Aufsicht) seiner königlichen Hoheit des Herzogs von Sachsen Weimar“ stand, musste sich dazu mißbrauchen lassen, bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, ja sogar bis 1945, jeden Makel von dem Weimarer Herzogshaus und damit auch von Goethes Person abzuwehren. Das bedeutet, Leben und Werk des wohl größten deutschen Dichters musste im Sinne des Zweiklassensystems absichtlich falsch interpretiert, ja sogar verfälscht werden. Lesen Sie als Beweis für meine These mein Buch >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon<, Untertitel >Die Liebestragödie des jungen Goethe< und auch mein Buch >Goethes Schattenehe mit Charlotte von Stein<, Untertitel >Die wahren Eltern des romantischen Dichters und Theaterdirektors August Klingemann (1777 - 1831)<.

Zuerst einige wenig glaubhafte Stellen aus Rudolf Köpkes Tieck-Biographie, Ludwig Tiecks Kindheit betreffend:

Seite 10: *„Ein anderes Mal hatte die Wärterin das Kind auf die Stufen vor der Stechbahn am Schloßplatze (in Berlin) niedergesetzt. Vergnüglich sah es über den Platz nach der Brücke und dem Standbild des großen Kurfürsten hinüber. Alles machte ihm den heitersten Eindruck, als es plötzlich bemerkte, daß die Wärterin (das Kindermädchen) verschwunden sei. In schlecht verstandenem Scherze war sie hinter einen Pfeiler getreten. Da wurde das Kind [Ludwig Tieck] mitten unter diesen Gestalten von dem Gefühl tiefster Einsamkeit ergriffen. Wenig half das Zureden der hervortretenden Wärterin, und lange konnte es (das Kind) diese dunkle, schreckliche Empfindung nicht vergessen ...“*

Frage: Konnte sich ein Seilermeister zu damaliger Zeit ein Kindermädchen leisten? Mit dem Unterhaltsgeld des Geheimrats Goethe wohl.

Seite 11: *„Neben der Bibel hatte auch das Gesangbuch der Mutter eine große Anziehungskraft für ihn. Es hatte einen stark vergoldeten*

Einband, der an den Seiten mit kunstvollem Schnitzwerk in Elfenbein ausgelegt war. Es mochte ein Erbstück ihrer Eltern oder ein Geschenk des Pfarrers [?] sein, das er seinem Pflegekinde [?] als Andenken mit auf den Weg gegeben hatte ...“

Frage: Besaß eine Bürgerin damals eine Bibel mit stark vergoldetem Einband und mit Elfenbeinschnitzereien ausgelegt? Konnte ein Pfarrer damals solche kostbare Geschenke vermachen? Oder ist es nicht wahrscheinlicher, dass dieses vergoldete Gesangbuch einst Ludwig Tiecks wirklicher Mutter gehörte, dem Hoffräulein Henriette Alexandrine von Roussillon?

Seite 11: *„So wurde es (das Kind, Ludwig Tieck) bald auch mit den Liedern der lutherischen Kirche vertraut ...“*

Uranias Prinzipalin, die verwitwete Herzogin von Zweibrücken, war Lutheranerin. Man nannte sie die „lutherische Päpstin“. Henriette Alexandrine von Roussillon wurde katholisch getauft; als sie jedoch Hoffräulein der „lutherischen Päpstin“ wurde, musste sie möglicherweise zum lutherischen Glauben konvertieren. Selbstverständlich sorgte die Herzogin von Zweibrücken oder ihre Tochter, die Große Landgräfin Caroline, dafür, dass Uranias Sohn lutherische Pflegeeltern erhielt.

Seite 12: *„Abends, nach getaner Arbeit, wenn die Kinder schliefen, oder der Älteste [Ludwig Tieck] im Winkel kauend lauschte, pflegte der Vater ein Buch aus der Hausbibliothek hervorzulangen, oder auch irgendein entliehenes der Mutter vorzulesen ...“*

1. Frage: Ist ein Handwerker, wie der Seilermeister Tieck, nach Feierabend noch in der Stimmung, Goethes >Götz von Berlichingen< zu lesen?

2. Frage: Besaß ein Handwerker zu damaliger Zeit eine „Hausbibliothek“?

3. Frage: Konnte der Seilermeister Tieck überhaupt lesen?

Die beiden ersten Fragen können wir mit einem klaren Nein beantworten, sogar die dritte Frage, ob der Seilermeister Tieck Romane oder Dramen las, möchte ich mit Nein beantworten.

Seite 20: *„und er [Ludwig Tieck] staunte nicht wenig, als ihm in späterer Zeit, da er zum Jünglinge geworden war, der Vater (richtig: der Pflegevater Tieck) das Geständnis ablegte, er [Ludwig Tieck] sei eigentlich sein Liebling gewesen ...“*

Kommentar: Der (angebliche) Lieblingssohn Ludwig Tieck kam nicht einmal zur Beerdigung seines Vaters (richtig: seines Pflegevaters), während die beiden echten leiblichen Kinder des Seilermeisters Tieck sehr wohl nach Berlin gereist waren.

Seite 22: *„Bald hatte er [Ludwig Tieck] die Gunst seines Subrectors verscherzt, und der Zorn des Lehrers ging endlich in eine Art von Haß über, der keinen Anstand nahm, den leichtfertigen Knaben in allem Ernst des Atheismus anzuklagen ...“*

Kommentar: Frühestens 1796 konnte man Ludwig Tieck wegen seiner angeblichen schriftstellerischen Werke des Atheismus anklagen. Seinen wirklichen Erzeuger, Wolfgang Goethe, klagte man jedoch völlig mit Recht des Atheismus' an.

Seite 28: *„Sein (Ludwig Tiecks) lauter Ruf, die unwillkürliche Heftigkeit seiner Bewegungen erregten die Aufmerksamkeit des Königs (Friedrich II.). Dieser wendete sich halb von der Seite, und ein voller, fragender Blick des großen blauen Auges fiel auf Ludwig ... Ludwig hat diesen tiefen Blick des alten Fritz, der auch auf ihn gefallen war, nie vergessen...“*

Kommentar: Der Blick des „alten Fritz“ ruhte wohl aus einem anderen Grund auf Ludwig Tieck. Weil er nämlich von dessen wahrer Abkunft wusste. Die Landgräfin Caroline von Darmstadt und deren Tochter Friederike, die zukünftige Königin von Preußen, dürften Friedrich II. erzählt haben, dass er der Sohn eines Hoffräuleins und des Bürgers und Literaten Goethe war.

Köpke gab auch einen Nachtrag zu Ludwig Tiecks Werken heraus. (Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften, Auswahl und Nachlese, hrsg. von Rudolf Köpke, Leipzig 1855, 2 Bde.) Dabei unterlief ihm ein verhängnisvoller Irrtum.

Rudolf Köpke wusste nichts oder nur sehr wenig von dem Darmstädter Kreis der Empfindsamen, von der „Gemeinschaft der Heiligen“, wie Goethe ihn nannte. Höchstwahrscheinlich deswegen, weil Goethe die beiden Hofdamen Louise von Ziegler, Lila genannt, und Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania genannt, in seiner Autobiographie >Dichtung und Wahrheit< nicht einmal mit Namen erwähnte. Unter den Nachlasspapieren Ludwig Tiecks fand Köpke unter anderem drei Lila-Gedichte. Diese Gedichte gleichen in frappierender Weise den Empfindungsstücken, die Goethe in den Jahren 1772 bis 1774 verfasste. Ich bin überzeugt, die ersten 6 Gedichte, die in den „nachgelassenen Schriften“ stehen, sind nicht lyrische Werke Tiecks, sondern seines Vaters Wolfgang Goethe. Schon der Name „Lila“ ist eine Einmaligkeit in der (klassischen) deutschen Literatur. Es gibt zwar viele Lilis, Lulus, Lolas, Lilos und andere ähnlichklingende Kosenamen, aber nur eine einzige Lila, alias Louise von Ziegler.

1.

An Lila

(alias Louise von Ziegler)

(nach Köpke: von 1790 - richtig: ca 1772 bis 1774)

Frühlingslüfte,
Blumendüfte,
Schweben über Thal und Feld.
Regenbogen,
Purpurwogen,
Malen sich am Himmelszelt.

Flüst're, Linde!
Leise Winde
Beben durch dein grünes Laub.
Säuselt, Winde,
Blühe, Linde!
Blüten sind des Windes Raub.

Ries'le, Quelle!
Wasserfälle,
Rauschet froh durch lichtetes Gras!
Bächlein, springe,
Vöglein, singe
Da, wo neulich Lila saß!

Ach, wie sonnig,
Und wie wonnig
Ist die holde Frühlingszeit!
Blumen sprießen,
Bächlein küssen
Blümlein, das des Mai's sich freut.

Lila strahlet;
Schöner malet
Sich auf's Feld der Frühling nicht.
Wälder schweigen,
Lerchen neigen
Sich, wenn Lila lieblich spricht.

2.

Klage

Brauset, finst're Tannen,
Rausche, Wasserfall,

Stimm' in meine Klagen,
Finst'rer Eichenwald!

Tönet, ferne Felsen,
Tönet in mein Lied!
Höre meine Klagen,
Ferner Wiederhall!

Wenn ich einsam sitze,
Und die Sonne sinkt,
Sitzt am Felsen Lila
Schön im Abendrot.

Wenn ich einsam klage,
Und der Regen rauscht,
Strahlt wie Regenbogen
Vor mir Lila's Bild.

Wenn aus gold'nem Meere
Sich die Sonne hebt,
Fliegt auf Sonnenstrahlen
Lila zu mir her.

Grüne Fluren, Berge,
Jeder helle Bach
Hält mir wie ein Spiegel
Lila's Bildnis vor.

Sie sieht meine Tränen,
Achtet ihrer nicht;
Sie hört meine Klagen
Und bleibt ungerührt.

Ach, vertrocknet, Bäche,
Wälder, streift euch ab!
O verwelket, Blumen,
O verdorre, Flur!

3.

Lila's Schlummerlied

Wiegende Wogen,
Lullet mich ein!
Wehende Winde,

Lispelt mir Schlaf!

Wallende Wellen,
Schwatzet und wogt;
Woget mir Schlummer,
Wellchen, herbei!

Lispelnde Birken,
Wieget euch sanft!
Rauschet ihr Linden,
Leises Geräusch!

Woget, woget,
Krause Wellen!
Gieße, Himmel,
Schlummer nieder!
Wellchen, Wellchen,
Winde, Bäume -
Leise - Leise! -
Leise
Rieselnd,
Quellen!
Rauschet,
Bäume,
Über
Mir! - Ha!
Süßer Schlummer
Schloß die Augen!
Lieblich ist der
Schlummer unter
Blumendüften,
Und auf hellen
Frühlingswiesen.

Lieblich bestrahlt die
Sonne das Feld,
Herrlich bemalt sie
Golden das Feld.

Rieselnde Töne,
Vögelgesang,
Schwimmt durch das Buschwerk
Rund um mich her!

Hüpfende Vöglein,

Singet nur fort!
Fächelt mir, Winde,
Blumenduft zu!

4.

Frühlingslied

Wir kränzen mit Blumen die Maien,
Und tanzen in schwebenden Reihen
Mit Gesang,
Mit Gesang!
Wir schwärmen wie Bienen
Auf sonnigen Feldern,
Mit Schallmei'n,
Mit Schallmei'n!

Rauscht, Wälder,
Hallt, Berge,
Und kleidet euch grün!
Stürzt, Ströme,
Durch Täler
Im Frühlingsglanz!

Flüst're du, West, durch
Hangende Maien
Im Sonnenschein!
Wieg' dich auf Kränzen
Duftender Blumen
Im Sonnenschein!

Tanze auf Wogen
Rieselnder Quellen
Durch Blumen hin!
Wieget und woget,
Schwatzende Wellen,
Durch Blumen hin!

Wir kränzen mit Blumen die Maien,
Und tanzen in schwebenden Reihen,
Mit Gesang,
Mit Gesang!
Und schwärmen wie Bienen
Auf sonnigen Feldern,
Mit Schallmei'n,
Mit Schallmei'n!

5.
Schäferlied

Wenn gold'ne Abendröte
Sich malt im Glanz des Taues,
Um bunte Blumen schwebet,
Und sanft im Winde bebet,
Dann kehren wir wieder;
Mit uns uns're Lieder!

Wenn dann die Purpurstreifen
Am Horizont zerfließen,
Wenn Nebel aufwärts streben,
Sich grau um Wälder weben,
Dann kehren wir wieder;
Mit uns uns're Lieder!

Wenn Mondschein durch den Himmel
Hinschwimmt in gold'nen Wellen,
Wenn Bäche, Wälder, Weiden
In gold'nen Glanz sich kleiden,
Dann kehren wir wieder;
Mit uns uns're Lieder!

6.

Des Schäfers Glück
Den Göttern gleich und sonder Harm,
Lebt auf der stillen Flur
Der Schäfer in dem Mutterarm
Der lieblichen Natur.

Mit Flötenton und Jubelsang
Begrüßet er den Tag;
Mit Flötenton und Jubelsang
Sieht er dem Abend nach.

Der Morgen kömmt; mit frohem Sinn
Betreten wir den Hain,
Die Herde klingelt vor uns hin
Zum Klange der Schallmei'n.

Im Buchenschatten hingestreckt
Am hellen Silberquell,
Fließt neben uns, vom Baum bedeckt,

Die Quelle spiegelhell.

Am Abend, wenn die Biene schon
Zu ihrer Zelle kehrt,
Dann führen wir mit Flötenton
Zur Hürd' die Herd' zurück.
Hinaus winkt uns die Mondeshell',
Hinaus auf sanftes Grün;
Es rollt in Gold der blaue Quell
Durch krumme Ufer hin.

Dann schweben wir in leichten Reih'n,
Im frohen Tanz dahin,
Bei Flötenklang und bei Schallmei'n,
Auf sanftem Wiesengrün!

Von Mai 1778 bis April 1789, bis zu Ludwig Tiecks 16. Lebensjahr, vermochte ich bislang keine Indizien zu finden, dass Goethe seinen Sohn gesehen haben könnte.

Goethe hatte, so meine Überzeugung, mindestens einen geheimen Vertrauten, bzw. einen Verbindungsmann, durch welchen er mit seinem Sohn Ludwig Tieck, zumindest seit 1789, in regelmäßigem Kontakt stehen konnte: dies war der Berliner Kapellmeister, Komponist und Schriftsteller Johann Friedrich Reichardt.

Im Dezember 1786 hielt sich Reichardt in Weimar auf, wahrscheinlich zum ersten Mal; jedoch Goethe befand sich auf seiner großen Italienreise. Im Januar 1787 lebte Reichardt erneut acht Tage in Weimar und verkehrte viel mit Herder.

Erst am 23. April 1789 trafen sich Goethe und Reichardt (offiziell zum ersten Mal) in Weimar. Ein Indiz dafür, dass bei ihren Begegnungen und Gesprächen nicht nur „über Musik mit ihm (Reichardt) abgehandelt“ wurde, ist aus dem verunglückten Besuch Bürgers bei Goethe zu ersehen. Möglicherweise sprachen Goethe und Reichardt gerade darüber, was man zur weiteren Erziehung und Ausbildung Ludwig Tiecks in Berlin tun könne, da wurde Goethe der Brieffreund und Dichtergenosse Bürger angemeldet.

Bürger wurde nicht zu den angeblichen künstlerisch-musikalischen Unterhaltungen Goethes mit Reichardt hinzugezogen, sondern zu seinem größten Ärger in ein leeres Zimmer geführt. Lassen wir die Zeitgenossen über die verunglückte Begegnung Bürgers mit Goethe berichten:

Quelle: Goethes Gespräche, Nr. 962,

L. Ch. Althof an Ch. F. Nicolai, Dezember 1796

„Bürger und Goethe hatten sich nie gesehen, aber vormals manchen Brief miteinander gewechselt ... so faßte er [Bürger] ein Herz und verfügt sich an einem Nachmittage [Ende April 1789] in die Wohnung des Ministers [Goethe]. Hier hört er von dem Kammerdiener, Se[ine] Exzellenz [Goethe]

sei zwar zu Hause, aber eben im Begriff, mit dem Herrn Kapellmeister Reichardt eine von diesem verfertigte neue Komposition zu probieren. „O schön“, denkt Bürger, „da komme ich ja gerade zu einer sehr gelegenen Zeit, halte Se. Exzellenz nicht von Staatsgeschäften ab, und kann ja wohl zu der Musik auch meine Meinung sagen.“ Er bittet also den Kammerdiener, Se. Exzellenz zu melden, Bürger aus Göttingen wünsche seine Aufwartung machen zu dürfen. Der Kammerdiener meldet ihn, kommt zurück und führt ihn - nicht in das Zimmer, wo musiziert wird, sondern in ein leeres Audienzzimmer. In diesem erscheint nach einigen Minuten auch Herr von Goethe, erwidert Bürgers Anrede mit einer herablassenden Verbeugung, nötigt ihn, auf einem Sofa Platz zu nehmen, und erkundigt sich, da Bürger, der doch einen ganz andern Empfang erwartet hatte, ein wenig verlegen wird, nach der damaligen Frequenz der Göttinger Universität. Bürger antwortet, so gut er bei seiner Verlegenheit kann, und steht bald wieder auf, um sich zu empfehlen. Goethe bleibt mitten im Zimmer stehen und entläßt Bürger mit einer gnädigen Verbeugung ...“

Eine andere Darstellung der Begegnung läßt uns noch mißtrauischer werden:

Quelle: Goethes Gespräche, Nr. 963

G. von Loeper an W. v. Biedermann, 8. Mai 1872

„[Reichardts] Darstellung [der Begegnung Bürgers mit Goethe] habe ich gelesen. Reichardt sagt ungefähr: wir probierten eben ein Musikstück, ich glaube >Claudine von Villa Bella<, als Bürger gemeldet wurde. Goethe ging ihm „in freudiger Bewegung“ entgegen, aber es machte sich leider so, daß beide, Goethe von innen, Bürger von außen, in der Tür zusammenstießen. Bürger trat an Goethe mit den Worten heran: „Sie Goethe - ich Bürger!“ Dies Zusammenprallen und die Art, wie Bürger diese sonderbare Vorstellung hervorbrachte, brachte Goethe etwas aus der Fassung, erkältete ihn total, vielleicht auch eine stille Enttäuschung über Bürgers ganzes Aussehen, genug, er fand keine rechten Anknüpfungspunkte zur Konversation, geriet ganz außer Stimmung, dies wirkte natürlich zurück auf Bürger, die Unterhaltung wollte nicht werden, und beide schieden so ...“

Die Vermutung liegt nahe, dass Goethe wegen der Angelegenheiten mit seinem Sohn Ludwig Tieck „ganz außer Stimmung“ war, deswegen „keine rechten Anknüpfungspunkte zu [freundschaftlicher] Konversation“ fand. Wenn der glücklose Bürger geahnt hätte, über was Goethe in Wirklichkeit mit Reichardt verhandelte, er hätte gewiß milder und nachsichtiger über Seine Exzellenz, den Herrn Geheimrat von Goethe, geurteilt. Aber so verließ Bürger beleidigt Goethes Haus und eine jahrzehntelange Brieffreundschaft ging zu Ende. Welch ein Pech!

Ich halte es sogar für möglich, dass Ludwig Tieck unter einem Incognito mit dem Kapellmeister Reichardt, z. B. als dessen Diener oder Sekretär, nach Weimar gereist war, um mit seinem Vater, Wolfgang Goethe, über seine weitere berufliche Ausbildung und Zukunft zu beratschlagen.

Sozusagen als Dank für Reichardts Bemühungen, wie auch als Tarnung für den häufigen Verkehr mit ihm, übergab Goethe dem Kapellmeister und Komponisten Reichardt mehrere Singspiele und Gedichte zur Vertonung. Goethe beglich gerne auf diese Art und Weise seine Verbindlichkeiten.

Reichardts Biograph Walter Salmen schrieb über die Begegnung im April 1789 (Seite 67):

„Während letzterer (der Komponist Dittersdorf) in Reichardts glanzvollem und weltoffenen Hause „äußerst höflich“ aufgenommen wurde, kam eine Begegnung mit Mozart nicht zustande, da sich Reichardt seit dem 23. April in Weimar aufhielt. Dadurch verpaßte er den zwar möglicherweise fruchtbaren Musik- und Gedankenaustausch mit dem tonangebenden Repräsentanten aus der Donaumetropole, dafür gewann er jedoch den endgültigen Anschluß an die Weimarer Klassiker. Reichardt wurde Freund und Berater Goethes. Obwohl Schiller und Caroline Herder vor seinem Eintreffen ungünstig über ihn geurteilt hatten, bestellte ihn der Dichterstürm am 23. April nachmittags zu sich. Das intensive Gespräch entwickelte sich während der folgenden Tage derartig anregend im Geben und Nehmen, daß Goethe daraus für sich den geschätztesten musikalischen Ratgeber gewann, bevor er mit Zelter engere Beziehungen anknüpfte ... Viel wurde über „Musik mit ihm abgehandelt“. Reichardt beschloß die Komposition des Singspiels >Claudine von Villa Bella<, das am 29. Juli in Berlin zur Geburtstagsfeier des Kronprinzen uraufgeführt wurde und sich bis 1799 auf dem Spielplan des Nationaltheaters halten konnte. Damit war jedoch nur der Anfang einer zahlreichen Werkreihe gemacht, denn nun setzte Reichardt in rascher Folge Musik zu mehreren Singspielen und Dramen Goethes. Er wurde gleichsam der Hauskomponist des Dichters, der all seine Intentionen willig aufnahm und kein ihm erreichbares Gedicht unvertont ließ. So konnte Goethe Anfang Mai 1789 befriedigt äußern: Reichardt hat mir wohlgetan.“

Möglicherweise wohnte Ludwig Tieck seit Mai 1789, oder noch früher, nicht mehr im Haus der Pflegeeltern Tieck in der Roßgasse, sondern in Reichardts Haus in der Friedrichstraße.

Ein Jahr später, Ende März bis Anfang April 1790, trafen Goethe und Reichardt in Venedig zusammen. Im Juni kehrte der Kapellmeister nach Berlin zurück und im Oktober befiel ihn eine „fast tödliche Krankheit“.

Das Goethesche Singspiel >Erwin und Elmire< wurde unter der Leitung Reichardts dem preußischen Königspaar (Königin Friederike und König Friedrich Wilhelm II.) vorgespielt. Reichardts Stiefsohn Wilhelm Hensler sprach den Prolog. Ludwig Tieck wurde (nach Köpke) der Königin von Preußen als „hoffnungsvoller junger Mensch vorgestellt“.

Ein angeblicher Jugendfreund Ludwig Tiecks, namens Toll, begab sich an Ostern 1790 als Student nach Frankfurt an der Oder. Im Herbst erkrankte Toll schwer in Frankfurt. Ludwig Tieck machte sich von Berlin zu Fuß auf den Weg nach Frankfurt-Oder. Wer war Toll? Was wollte, bzw. suchte Ludwig Tieck tatsächlich in Frankfurt-Oder? Traf er seinen Vater

Goethe während dessen Rundreise durch Schlesien, von der er erst am 6. Oktober nach Weimar zurückkehrte? Möglich wäre, dass Vater Goethe und Sohn Ludwig Tieck sich in dieser Zeit trafen.

Im Mai 1791 kam der Komponist Reichardt zum ersten Mal nach Giebichenstein bei Halle. Er plante bereits, sich vom Berliner Hof zurückzuziehen, um in der Nähe von Halle, wo sein Stiefsohn Hensler studierte, in einer ländlichen und sehr romantischen Gegend als freischaffender Künstler zu leben. Er pachtete in Giebichenstein ein Gut, das sich im Besitz des Amtmanns Stöcklein aus Gutenberg befand, also nicht sein späteres Haus in Giebichenstein, die sogenannte „Herberge der Romantik“.

Nach Reichardts Weggang von Berlin, schloß sich Ludwig Tieck (nach Köpke) dem nur drei Jahre älteren Seminaristen am Werderschen Gymnasium, A. F. Bernhardt, an. Dieser war ein begeisterter Bewunderer Goethes.

An Ostern 1792 verließ Ludwig Tieck als sogenannter Abiturient (nach Köpke) das Werdersche Gymnasium.

Im Frühling zog Tieck nach Halle, denn hier wohnte ganz in der Nähe, in Giebichenstein, der „väterliche Freund“ (nach Köpke) Reichardt. „Welche von den vier Fakultäten sollte es sein?“, stellte Köpke die Frage. „Üblicherweise ließ er sich in die theologische Facultät einschreiben, obgleich ihm [Ludwig Tieck] die Theologie selbst sehr fern lag. Für's erstere wollte er Literatur und Altertumswissenschaft studieren.“

Der Schulgefährte Schmohl begleitete Ludwig Tieck. In Belzig wohnte Schmohls Vater. Bahrdt hauste auf seinem Weinberg bei Halle, wo auch Ludwig Tieck den „kaffeeschenkenden“ Professor später aus Neugierde besuchte.

Die geheime Vater-Sohn-Beziehung 1792 bis 1793 Unbekannte Briefe Goethes an Ludwig Tieck

An dieser Stelle habe ich eine weitere Goethe-Sensation anzukündigen: Ich habe ein Konvolut von Briefen Wolfgang Goethes an den Sohn Ludwig Tieck entdeckt, die der Vater in der Zeit von Frühling 1792 bis Juni 1793 an den heißgeliebten Sohn der Urania schrieb. Der angebliche Briefwechsel Ludwig Tiecks mit dem Jugendfreund Wilhelm Heinrich Wackenroder ist eine geschickte Fälschung Tiecks. Dieser „Briefwechsel“ setzt sich überwiegend aus Briefen (Brieffragmenten) seines Vaters, Wolfgang Goethe, zusammen. Ludwig Tieck tat genau dasselbe wie F. H. Jacobi mit seinem Briefroman >Allwill<. Also nicht nur die Briefe von W., alias Werther, alias dem von W(eimar), alias Vater Wolfgang Goethe an Ludwig Tieck sind von Goethe geschrieben, sondern auch angebliche Briefe Tiecks an W., alias W. Goethe. So paradox es klingen mag, aber es geht aus dem Inhalt der Briefe eindeutig hervor. Schreibstil, Ausdruck und

Orthographiefehler der angeblichen Briefe Ludwig Tiecks an W[ackenroder] sind identisch mit den Briefen W.'s an Tieck. Zwei Menschen, auch wenn sie noch so intim befreundet sind, können nicht ein- und denselben Stil haben! Zwei neunzehn- bis zwanzigjährige Freunde schreiben sich außerdem nicht solche Briefe; aber ein besorgter, ja überängstlicher Vater, den außerdem noch sein schlechtes väterliches Gewissen plagt, schreibt sehr wohl solche zärtlich liebevolle Briefe. Sie sind Bekenntnisse eines Vaters, der seinen vom Schicksal benachteiligten Sohn mit Liebe, Herzlichkeit und Fürsorglichkeit geradezu überschüttet, um dessen Gegenliebe zu erwecken, ja zu erzwingen!

Wie kam es dazu, dass diese Briefe als angeblicher Briefwechsel Tiecks mit Wackenroder veröffentlicht wurden? Folgende Hypothese wäre durchaus denkbar: Ludwig Tieck bewahrte die Briefe seines Vaters Wolfgang Goethe aus den Jahren 1792 bis 1793 natürlicherweise wie einen Schatz auf. Im fortgeschrittenen Alter, in den dreißiger oder vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, plante Tieck, diese Briefe zu veröffentlichen. Da er dem preußischen Königshaus zur Diskretion über seine wirkliche Abkunft verpflichtet war, durfte er diese wunderschönen und zärtlichen Briefe nicht als Bekenntnisse Goethes ausgeben, sondern musste sie als angebliche Briefe Wackenroders „deklarieren“, damit sie die Zensur passieren konnten. Da der Jugendfreund bereits sehr früh, am 13. Februar 1798, erst fünfundzwanzig Jahre alt, starb, konnte ihm kein Mensch das Gegenteil beweisen. Ludwig Tieck schrieb die Briefe ab, setzte dabei häufig falsche Orts- und Personennamen ein - aus Reichardt machte er Bernhardi und aus Weimar oder Jena machte er Berlin - und fügte manchmal noch einige frei erfundene Sätze hinzu, um dem Ganzen den Charakter eines „Briefwechsels“ zu geben, in Wirklichkeit sind es überwiegend Briefe - Brieffragmente - Goethes an den geliebten Sohn der Urania. Möglicherweise legte Tieck einige echte Briefe Wackenroders neben die Briefe seines Vaters und fügte sie geschickt zusammen, aus zwei Briefen machte er einen. Es ist die gleiche Methode, die F. H. Jacobi im Jahr 1776 bei seinem Briefroman >Allwill< anwandte.⁵

Jedoch Ludwig Tieck fand wohl keinen Verleger, der den angeblichen Briefwechsel drucken wollte, oder er getraute sich am Schluß nicht, diesen gefälschten „Briefwechsel“ einem Verleger anzubieten. So blieben die Briefe liegen und wurden nach Ludwig Tiecks Tod mit seinem übrigen Nachlass in der Königlichen Bibliothek aufbewahrt, wo Rudolf Köpke sie einsehen und lesen konnte. In der Ausgabe von 1910 steht als Fußnote: „Aus den Auszügen von Köpke, welche die Königliche Bibliothek in Berlin verwahrt, geht hervor, dass um 1850 noch eine Reihe anderer Briefe von Tieck und Wackenroder vorhanden waren - wohin mögen sie geraten sein?“

⁵ Siehe L. Baus, >“Woldemar“ und “Allwill“< alias J. W. Goethe<, Untertitel: Authentische Schilderungen von F. H. Jacoby über Goethe, H. A. von Roussillon und deren empfindsame Freunde, nebst Originalbriefen Goethes, III. Auflage, Homburg 2004.

Ich fürchte, sie fielen einer pietät- und gnadenlosen politischen Zensur zum Opfer.

Holtei durfte und konnte ebenfalls noch den Nachlaß Ludwig Tiecks einsehen und er verwendete die angeblichen Briefe Wackenroders an Tieck in seinem Buch >Briefe an Ludwig Tieck<, erschienen in Breslau 1864. Da er nur die Briefe an Tieck herausgab, konnte er auch nur die Hälfte der Briefe veröffentlichen. In seinem Buch >Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten<, Hannover 1872, ließ Holtei dann die angeblichen Briefe Ludwig Tiecks an Wackenroder folgen. Erst 1910 wurden die Briefe von Friedrich von der Leyen vollständig herausgegeben, in >Wilhelm Heinrich Wackenroder - Werke und Briefe< 2. Band: Briefwechsel mit Ludwig Tieck [und] Pfingstreise, Jena 1910. Also erstmals im Jahre 1910 wurden die Briefe so abgedruckt, wie Ludwig Tieck es ursprünglich geplant hatte: als angeblicher Briefwechsel. Erst durch die Entdeckung, dass Wolfgang Goethe Ludwig Tiecks Vater ist, konnte der Verdacht entstehen, dass diese Briefe nicht von einem sehr empfindsamen Freund, sondern, was viel wahrscheinlicher und realistischer ist, von einem zärtlich liebenden und besorgten Vater geschrieben sind, den zudem noch sein schlechtes väterliches Gewissen plagte. Die Chronologie der meisten Briefe stimmt in frappierender Weise mit der von Goethes Leben überein.

Ich lasse nun die Briefe Goethes an den Sohn Ludwig Tieck folgen. Diese Briefe sind so schön, dass Ludwig Tieck recht getan hat, sie für die Nachwelt, wenn auch verschlüsselt, aufzubewahren. Über die literaturgeschichtliche Fälschung Tiecks müssen wir wieder einmal „eher mild als streng“ urteilen; wegen des Zweiklassensystems durfte Tieck nicht die Wahrheit veröffentlichen. Alle Zusätze (d. h. eindeutige Fälschungen) Ludwig Tiecks habe ich, soweit ich es zu erkennen vermochte, weggelassen. Für die Goethe-Forschung bietet dieser angebliche „Briefwechsel“ noch ein mühsames und schwieriges Forschungsfeld.

[1. Brief]

angeblich: W[ackenroder] an Tieck

richtig: W[olfgang] Goethe an Tieck

Berlin [richtig: Weimar], Dienstag [ca. Ende April] 1792

O Himmel, lieber Tieck, wie sonderbar kommt's mir vor, daß ich hier stehe an meinem Schreibtisch [Stehpult], um an Dich zu schreiben: es ist das erste Mal in meinem Leben. Doch, es kann ja nun einmal nicht anders sein.

Mein Abschied von Dir war mir herzlich traurig und die Stelle vor Bernhards [richtig: Reichards?] Tür [in Giebichenstein], wo das Schicksal uns [Vater und Sohn] von einander riß, wird mir immer fatal bleiben. Aber schreib mir nur oft, und bleib gesund, und schone Deinen Körper und Geist, und arbeite nicht zu viel, und vergiß mich auch nicht: das sind die Bedingungen, unter denen ich Deine Abwesenheit so eben erträglich finden kann. Du weißt, daß jene Ermahnungen aus dem Herzen kommen, und nimmst sie mir daher nicht übel. Daß Du mir noch nicht

geschrieben, verdenk' ich Dir nicht; wenn Du Dich aber für's künftige an Dein mir mündlich getanes Versprechen, mir wenigstens alle 14 Tage, wo nicht noch öfter, zu schreiben, erinnern wolltest, und es erfüllen, so würd's mir gar herzlich lieb sein. Deinen Brief an Rambach [richtig: an Reichardt?] habe ich gelesen, und mich sehr gefreut, daß die Reise Dir so gut bekommen, und Du so vergnügt bist. Bleib dabei. Mein sehnlichster Wunsch würde erfüllt sein, wenn ich itzt durch irgend eine zauberische Gewalt zu Dir hin versetzt würde, und mit Dir des aufblühenden Frühlings in den schönen Feldern Deines Dorfes genießen könnte. Du führst da ein herrliches Leben. Die Abschrift vom 1. Akt der >Anna Boleyn< hab' ich auch gesehen. Hast Du noch etwas d'rin geändert? Den eingeschobenen Auftritt vor Norris Monolog hab' ich gefunden. Schmohls und Deine Hand wechselt auf eine kuriose Art ab. Einmal hat Schmohl nur ein paar Worte geschrieben: es ist viel, daß Du mehr Geduld hast als er. [...] Vor ein paar Tagen bin ich auch mit Bernhardi [?] nach dem Gesundbrunnen spaziert. Ich habe mich sehr angenehm mit ihm unterhalten. Er scheint sehr gern über Musik zu kritisieren und zu ästhetisieren; das ist mein Lieblingsobjekt auch; da haben wir denn so mancherlei gesprochen. Ich sagte ihm von manchen Dingen, was ich wußte: es bleibt aber noch immer mein Verlangen, einmal in der praktischen Komposition noch weiter zu kommen, dann würd' ich weit reichere Quellen des Rasonnements darüber haben; - wenn auch nur so weit, daß ich kleine Arien, Duetten, Chöre usw. komponieren könnte, - daß ich Dein >Lamm< nach meinen Schalmeyen und Flöten auf der Bühne springen lassen könnte. Aber - in diesen 14 Tagen habe ich noch zu wenig Zeit gehabt, an Dein >Lamm<, noch an etwas Ähnliches mit Ernst zu denken. Wollte der Himmel, ich wäre in einer so herrlichen Lage wie Du jetzt. [...] Schreib mir ja bald und oft: mein zweiter Brief wird wohl nach Halle, nicht nach Bülzig gehen. Mein jetziger ist ziemlich kompendiös und aphoristisch: künftig mehr. Ich weiß, daß wir beide uns doch immer verstehen, wir mögen uns schreiben, was und wie wir wollen. Nicht wahr? Sonst ist es wirklich eine sonderbare Sache um's Briefschreiben. Der ihn schreibt und der ihn empfängt, können in hundert verschiedenen Stimmungen und Situationen sein; und wenn beide dann nicht genau miteinander bekannt sind, und der letztere nicht die erforderliche Laune hat, so sieht er jedes Wort durch eine gefärbte Brille. Doch dies gilt nicht für uns. - Leb' wohl, lieber Tieck! Und bleib' mein Freund! Denn das ist meine höchste Freude, und mein größter Stolz. Daß Du 14 oder 30 Meilen von mir entfernt bist, darf ich mir gar nicht deutlich denken, sonst werd' ich zu traurig. Suche so viel als möglich vergnügt und zufrieden zu leben. Ich werd's auch. Schreib' mir nur oft und bald. Hörst Du? recht oft! Bleib gesund.

Dein Freund W[ackenroder]

richtig: Dein Freund [und zärtlich liebender Vater], W[olfgang Goethe]

[2. Brief]

angeblich: Tieck an W[ackenroder]

richtig: ebenfalls [überwiegend] W. Goethe an Tieck

Liebster Wackenroder [richtig: Liebster Tieck oder Liebster Ludwig], wie geht es Dir? Ich dachte schon einen Brief von Dir zu erhalten, aber meine Hoffnung war vergeblich, aber sie war auch zu vorlaut, da ich bis itzt so saumselig gewesen bin, Dir zu schreiben. Nimm es mir ja nicht übel, liebster W. [richtig: liebster Tieck], die Schuld lag wirklich nicht ganz allein an mir. Ich weiß, Du erlässest mir die Entschuldigung und glaubst mir auf mein Wort.

[...] Übrigens lebe ich hier recht poetisch und bin doch nichts weniger als ein Poet, denn kannst Du's mir wohl glauben, ich habe fast noch nicht mehr als den ersten Monolog zu einem kleinen Stücke Philopömen geschrieben, wovon ich Dir schon ehemals sagte. Die Gegend hier ist vortrefflich, nur die ersten Tage waren häßlich, alles schon so schön, weg Schnee und Eis, bist Du nicht auch am Morgen recht erschrocken, als Du aufstandest?

*Die Jahreszeiten selbst verwirren sich,
Beschneite Fröste sinken in den Schoos
Der frischen Rose, und auf des alten Winters
Eisgrauen Scheitel wird, als wie zum Spott,
Ein Kranz gesetzt von holden Sommerknospen.*

Du wirst an dieser kleinen Probe sehen, daß ich auch hier meinen Lieblingsdichter [Shakespeare] lese, der immermehr in meinen Augen gewinnt, jemehr ich ihn auswendig lerne. (Solltest Du Dich dieser Stelle nicht mehr erinnern, sie steht im 1. Akt des >Sommernachttraums<.) Vor dem einen Fenster steht ein Baum mit allen seinen Blüten, vor dem andern mehrere Taubenschläge; im Garten hat sich eine Nachtigall eingefunden, die des Abends göttlich singt, oft liege ich im Garten [Goethes Garten im Ilmpark?] unter einigen Schafen, die dort mit ihren Lämmern weiden; die guten Tiere haben sich schon so an mich gewöhnt, daß mein Anblick sie gar nicht mehr stört, sondern sie kommen oft auf mich zu. Ein Lamm ist besonders darunter, was beständig, wenn ich dort sitze, bei mir ist und mit meinen Knöpfen oder den Riemen an den Stiefeln spielt, ich bin einigemal eingeschlafen, und es hat mich wieder geweckt, indem es mein Gesicht und meine Hände leckte. Ich [Wolfgang Goethe] habe oft Lust gehabt, Idyllen zu schreiben, hast Du denn noch nicht weiter an unser Schäferspiel, >Das Lamm<, gedacht? Wenn Du Dich noch einer Paramythie, >Die Leyer<, erinnerst, aus dieser habe ich mir vorgenommen, eine kleine Schäferepopöe, >Der erste Dichter<, zu schreiben, doch gehört dieser Vorsatz in die Zahl derer Pläne, die vielleicht nie ausgeführt werden. - Du hast doch Rambach und Bernhardi [richtig: das Ehepaar Reichardt?] fleißig besucht? Grüße beide herzlich von mir; an Rambach habe ich schon geschrieben und ihm die Abschrift des Isten Acts der >Anna Boleyn< geschickt, mit mehreren kleinen Abänderungen; wenn Du Zeit hast, so blättere es doch einmal

durch, und sage mir aufrichtig, ob die Änderungen auch jederzeit Verbesserungen sind. Bernhardi [richtig: Reichardt?] sage, daß ich ihm nächstens gewiß schreiben würde, danke ihm in meinem Namen für seine Begleitung aus Berlin, und sage ihm bei Gelegenheit, er solle sich doch ja schonen, nicht zu viel sitzen, welches er jetzt offenbar zu viel tut, geh doch zuweilen mit ihm aus [...]

Lieber W. [richtig: lieber Tieck], kannst Du mir auch die erzwungene Lüstigkeit [gemeint ist: Lustigkeit] an dem letzten Abend, da wir zusammentrafen, verzeihen? Wie Du von mir gingst, wie mir da zu Mut war, das kann ich Dir gar nicht beschreiben; als würde ich plötzlich in eine Wüste, in die finsterste Einsamkeit hinausgestoßen. [...]

Bin ich [jedoch] darin recht glücklich: man sagt sonst, einen Freund zu haben sei in dieser Welt schon viel, ich bin davon überzeugt, daß ich mehr als einen Freund [habe]: Du [Ludwig Tieck], Piesker, Schmohl, Bernhardi, Rambach und Toll, an den ich jetzt recht oft denken [muß. Sein] Andenken hat mich schon oft recht traurig gemacht. - Ach W. [richtig: Ach Tieck], wie vermisse ich Dich! - Wenn ich oft an die Stunden denke, in welchen wir zusammen vergnügt oder traurig waren, wenn ich an unsere Spaziergänge denke! Ich [Wolfgang Goethe] finde gewiß keinen Menschen wieder, der mich so ganz versteht, wie Du, der jeden meiner Gedanken behorchen kann, der der Dolmetscher aller meiner Empfindungen ist, der so fein, so zart fühlt, dessen Phantasie so ätherisch und geläutert wäre; W. [richtig: Ludwig Tieck], wie wird es mir erst nach einem Vierteljahre ergehen, ja ich muß Dich auf Michaelis wiedersehen. - Glaube ja nicht, daß ich Dir schmeicheln will, Du kennst ja meine Abscheu vor jeder Art von Schmeichelei, und daß ich weit leichter jedem andern Menschen als meinem Freunde etwas Verbindliches sagen kann. - Da wir nicht mit einander sprechen können, so schreib mir doch ja bald, schreib mir recht weitläufig, recht genau, schicke mir auch etwas von Deiner Arbeit, wenn Du gerade etwas hast, Du würdest mir dadurch eine außerordentliche Freude machen. [...]

[3. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Weimar] Sonnabend abends, den 5. Mai [1792]

Liebster Tieck!

Dein Brief [Tiecks Briefe an den Vater, Wolfgang Goethe, wurden von diesem oder von einer späteren Weimarer Zensur leider verbrannt] hat mir unaussprechliches Vergnügen gemacht; ja, er hat mich wirklich bis zu Tränen gerührt. Wenn Du weißt, wie weich ich [Wolfgang Goethe] bin, wirst Du mir das glauben. Tieck, ich bin entzückt, daß Du mich [Deinen Vater] so liebst! Werther sagt ganz himmlisch schön, daß er sich selber anbetete, wenn seine Geliebte ihm die Neigung ihres Herzens kund täte - und er wiederholt sich selber ein Mal über das andere die Worte: „Lieber

Werther“, in dem Tone, wie sie sie ihm ausgesprochen hat. [Siehe 1. Erläuterung am Ende des Briefes!]

O Tieck, ich möchte mich auch selber anbeten, wenn ein Mensch, wie Du, dessen Worte mir [Wolfgang Goethe] Orakel sind, mich so mit dem veredelten Bilde meiner selbst in Rausch und Taumel versetzt. - Und wenn ich ja in Deinen Augen etwas wert bin, wem hab' ich es anders zu danken als Dir? Dir verdank ich alles was ich bin, alles! Was möchte aus mir [Wolfgang Goethe] geworden sein, wenn ich Dich nie kennengelernt hätte? O Tieck, lies Dir diese Worte mit Feuer vor, und sei stolz darauf, daß Du einen Menschen auf immer glücklich machst durch Deine Freundschaft, - so stolz als ich bin, daß Du mich würdigst, mein Freund zu sein. Bleib es, lieber Tieck, bleib's; Du weißt, daß ich in alle Ewigkeit Dich über alles lieben werde.

Herzlich freue ich mich, daß Du so schön und angenehm jetzt auf dem Lande lebst [in Giebichenstein bei Reichardt?]. Über Deinem ganzen Briefe schwebt ein so sanfter, schöner, heiterer Geist des Frohsinns, den Dir das Ergötzen an den Naturschönheiten eingeflößt hat. Suche ja in dieser Stimmung zu bleiben, und befolge ja doch selber die Regel, die Du Bernhardt gibst, nicht so viel zu sitzen. [...]

Wir [?] sprechen nicht selten von Dir. Gestern bin ich mit ihm [?] im Komödienhause gewesen, wo sich eine Mamsell auf der Harmonika [Glas-Harmonika] hören ließ. Er [gemeint ist: Goethes Begleiter] hörte das Instrument zum ersten Mal und freute sich sehr darüber. Ich hörte es [...] mit sehr vielem Vergnügen. - [Siehe 2. Erläuterung.] Wenn ich in ein Konzert gehe, find' ich, daß ich immer auf zweierlei Art die Musik genieße. Nur die eine Art des Genusses ist die wahre: sie besteht in der aufmerksamsten Beobachtung der Töne und ihrer Fortschreitung; in der völligen Hingebung der Seele in diesen fortreißenden Strom von Empfindungen; in der Entfernung und Abgezogenheit von jedem störenden Gedanken und von allen fremdartigen sinnlichen Eindrücken. Dieses geizige Einschlürfen der Töne ist mit einer gewissen Anstrengung verbunden, die man nicht allzulange aushält. Eben daher glaub' ich behaupten zu können, daß man höchstens eine Stunde lang Musik mit Teilnehmung zu empfinden vermöge, und daß daher Konzerte und Opern und Operetten das Maß der Natur überschreiten. Die andere Art wie die Musik mich ergötzt, ist gar kein wahrer Genuß derselben, kein passives Aufnehmen des Eindrucks der Töne, sondern eine gewisse Tätigkeit des Geistes, die durch die Musik angeregt und erhalten wird. Dann höre ich nicht mehr die Empfindung, die in dem Stücke herrscht, sondern meine Gedanken und Phantasien werden gleichsam auf den Wellen des Gesanges entführt, und verlieren sich oft in entfernte Schlupfwinkel. Es ist sonderbar, daß ich, in diese Stimmung versetzt, auch am besten über Musik als Ästhetiker nachdenken kann, wenn ich Musik höre: es scheint, als rissen sich da von den Empfindungen, die das Tonstück einflößt, allgemeine Ideen los, die sich mir dann schnell und deutlich vor die Seele stellen. - Wie ich

[Wolfgang Goethe] bei Schauspielen die Musik zwischen den Akten genieße, habe ich Dir wohl schon sonst gesagt. Die erste Symphonie vor dem ersten Akt höre ich immer mit gespanntem Gefühl und inniger Teilnahme an; aber bei allem folgenden ist mir das unmöglich, und ich sehe die Zwischenmusik nur als eine Leinwand, als ein Tuch an [dies Bild hab' ich mir schon immer davon gemacht], worauf ich mir die Szenen des vergangenen Aktes noch einmal vormale. Wird die Musik alsdann unterbrochen, so ist's, als würde mein Gewebe zerrissen, und ich habe nichts, woran ich die Bilder meiner Phantasie anheften kann. Hat jeder dies Gefühl? Ich möcht's gern wissen.

[...] Heute fand ich [Wolfgang Goethe] in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ rezensiert: „Poetische Versuche von Hamann“. Ist denn das der unsrige? Mich dünkt, eine schläfrige Erinnerung sagt mir halblaut in's Ohr, daß er einmal in die Berlinische Zeitung ein Gedicht eingerückt hat. Die mitgeteilte Probe, die ich in dem Journale las, war vom Schlage des Gewöhnlichen; zuweilen schien der Reim auch den Sinn, der darin hätte liegen können, geraubt zu haben. Der Rezensent urteilte auch so.

[...] Es ist bald 12 Uhr Nachts. Ich [Wolfgang Goethe] lege mich jetzt schlafen. Ich merke, daß es eine wahre Wonne ist, an Dich zu schreiben. Selig, selig ist der Tag, den ich mit dem Gedanken an Dich [Ludwig Tieck] beschließe. Er wird mich auch im Schlafe nicht verlassen. Träume Du auch von mir. Denkst Du jetzt an mich? - Eine allerliebste schmelzend - sanfte Elegie von Voß fängt an:

„Denkt mein Mädchen an mich?“

Es ist eine höchst natürliche, schöne Empfindung darin. - Jetzt hat es gerade zwölf geschlagen. Gute Nacht. Tieck, fliege her, und ich drücke den feurigsten Kuß auf Deine Lippen. Gute Nacht, der Himmel sei mit Dir! Gute Nacht!

[Weimar], den 6. Mai [1792], Sonntag morgens

Sieh! ist's nicht schön, daß ich mit dem Gedanken an Dich zu Bett gegangen, und mit dem Gedanken an Dich wieder aufgestanden bin? - Du siehst, daß ich prompt im Antworten gewesen bin. Meinen ersten Brief, den Rambach [richtig: Reichardt?] eingeschlossen hat, wirst Du wohl empfangen haben. Ich schrieb ihn gerade an demselben Tage, da Du Deinen schriebst, den 1. Mai [1792]. Du wirst mir nun wohl nicht eher als aus Halle antworten; aber wenn Du kannst, erfülle meine Wünsche bald. Ich werde mein Versprechen in Ansehung des Schreibens gewissenhaft halten. - Noch eins! Sei so gut und mache künftig keinen Brief mehr an mich frei. Wozu sollst Du meinetwegen unnütze Ausgaben haben? Hörst Du? Du mußt es aber auch gewiß tun. Es bleibt dabei. -

Ja, lieber, bester Tieck, wir müssen uns auf Michaelis wiedersehen, ich harre sehnlich auf diese Zeit. O auch mir ist das Andenken an unsere Spaziergänge [in Berlin im Tiergarten und/oder in Weimar im Ilmpark?] das heiligste, das ich kenne. Du kannst wohl leicht denken, wie ich mich

jetzt im Tiergarten [richtig: im Ilmpark zu Weimar] befinde, wann [gemeint ist: wenn] ich ihn besuche; jeder Gang, jeder Baum ruft mir Dich zurück; bei jedem Schritte denk ich an Dich, und will Deinen Arm in den meinigen nehmen, und fühle, daß mir immer etwas fehlt. Aber dennoch - oder, was sag ich - vielmehr eben deswegen werd' ich den Tiergarten [richtig: den Ilmpark] noch beständig und häufiger als jeden andern Ort mit Vergnügen besuchen. Die Bäume darin prangen jetzt mit dem herrlichsten, frischestem Grün; einem Grün, das man im Sommer in der verdorrten und versengten und bestäubten Farbe des Laubes gar nicht mehr wiedererkennt. - Mitschicken kann ich Dir noch nichts. Ich habe seit Ostern noch so viele fatale und häßliche Abhaltungen gehabt, daß ich kaum meine gemeinen Alltagsverrichtungen habe tun können.

Ein recht ärgerlicher Streich! und ich bin schuld daran. Ich erfahre eben, daß, da die Post heute früh um 9 Uhr abgeht, die Briefe schon gestern Abend um 7 Uhr hätten hingebracht werden müssen. Meine dumme Unwissenheit hat also über meine Gutwilligkeit, Dir gleich zu antworten, den Meister gespielt. Verzeihe mir's. Der Brief könnte nun erst den Mittwoch abgehen und weil er Dich alsdann vielleicht nicht mehr in [?] treffen sollte, so schick' ich ihn lieber nach Halle. [...]

1. Erläuterung: Goethe bekennt in >Dichtung und Wahrheit<, dass er im >Werther< „dichterischen Gebrauch“ von seinem eigenen Leben machte. Jedoch schrieb er sich nicht seinen Liebeskummer wegen seiner angeblichen unglücklichen Liebe zu Lottchen Buff vom Herzen, sondern er setzte seiner im Kindbett verstorbenen wirklichen Geliebten, Henriette Alexandrine von Roussillon, ein verstecktes dichterisches Denkmal. Als er sich dem Sohn als seinen wirklichen Vater zu erkennen gab, schenkte er ihm auch ein Exemplar des >Werther<. Goethe erzählte Ludwig auch die „Versöhnungsszene“, die sich im November oder Dezember 1772 in Darmstadt abspielte. Dieser „Händedruckszene“ und Uranias Anrede „lieber Wolfgang“, die den „düsteren Zwischenraum“ abschlossen und eine neue Ära in der Beziehung der beiden Liebenden besiegelten, gedachte Goethe - außer in diesem obigen Brief an Ludwig Tieck - noch in mindestens zwei Werken, sogar F. H. Jacobi wußte von dieser Versöhnungsgeste Uranias. Die Stellen sind folgende:

1. Stelle:

>Werther<, am 21. November 1772:

„Gestern als ich [Wolfgang Goethe] wegging, reichte sie [Urania] mir die Hand und sagte: „Adieu, lieber Wolfgang!“ - Lieber Wolfgang! Es war das erste Mal [seit Beendigung des „düsteren Zwischenraums“], daß sie mich „lieber“ hieß, und mir ging's durch Mark und Bein. Ich [Wolfgang Goethe] habe mir's hundertmal wiederholt und gestern Nacht, da ich in's Bett gehen wollte, und mit mir selbst allerlei schwatzte, sagt ich so auf

einmal: „gute Nacht, lieber Wolfgang!“ Und mußte hernach selber über mich lachen ...“

2. Stelle: >Elegien an meine Urania<, XIII. Gedicht:

>Über den Druck ihrer Hand<
Nacht war mein Lebenslauf,
Und eingeschlafen tief war mein Gefühl des Himmels:
Da drückte Urania mir die Hand!
Die Nacht verschwand;
Und mein Gefühl des Himmels,
Mein größtes, wachte wieder auf!
O des entzückenden Gewimmels
Der Engel und der Harfen um mich her!
Gott! Ich vergeß' es nimmermehr!

3. Stelle: in F. H. Jacobis Roman >Woldemar< Szene erwähnt:

„Henriette [von Roussillon] litt Todesangst. Auf einmal ging sie auf ihren Freund zu. „Lieber Woldemar [alias Wolfgang]“, sagte sie zu ihm, indem sie ihm die Hand drückte, „nicht wahr, wir haben etwas miteinander zu reden. Auf den Abend. Nur bis dahin, Lieber, sei ruhig!“

2. Erläuterung: Die Glas-Harmonika war ein Lieblings-Musikinstrument der Empfindsamen. Lila konnte, nach den Recherchen des Bad Homburger Heimatforschers Heinrich Jacobi, die Glasharmonika und die Harfe spielen.

[4. Brief]

angeblich: Tieck an W.

richtig: wiederum [überwiegend] ein Brieffragment W. Goethes an Tieck.

Liebster, bester Tieck!

Wüßte ich doch, bei welchem Namen Du Dich am liebsten nennen hörtest, welcher Dich zu mir [nach Weimar oder Jena] herzaubern könnte, aber alle meine Mühe würde vergebens sein. Meinen Brief hast Du wahrscheinlich erhalten, aber auf den Deinigen habe ich vergebens gehofft, ich glaube aber, nächstens wird ein desto längerer Brief von Dir meine vereitelte Hoffnung wieder versöhnen.

Daß Du gesund und wohl bist, daran will ich nicht zweifeln, ich [Wolfgang Goethe] bin, einige Tage abgerechnet, stets wohl und munter gewesen, ich soll auch, nach der Aussage mehrerer Zeugen, gesunder und röter als im vorigen Jahr aussehen, ich will's gerne glauben. [...]

Den Shakespeare habe ich [Wolfgang Goethe] indeß nicht vernachlässigt, vorzüglich habe ich das >Wintermärchen< noch einigemal durchgelesen und noch manche Schönheit entdeckt; ich ärgere mich aber

immer mehr über die anmaßlichen Kommentatoren, die so blind wie Maulwürfe sind, über die Nachbeterei, wo in jedem Lesebuch steht, Shakespeare sei ein Genie, aber ohne Geschmack [Genie ohne Geschmack ist für mich jetzt ein Unding], er besitze keine Kunst, und ich finde auf jeder Seite so feine Kunst, so feines Gefühl, den feinsten Geschmack. Longin sagt, etwas Großes hervorzubringen, erfordert eine große und erhabene Seele; ich [Wolfgang Goethe] möchte noch weiter gehn und behaupten, daß es auch einen etwas großen [richtig: einen etwas größeren] Geist erfordere, das Große und Erhabene zu fassen; kannst Du es Dir sonst erklären, warum das Angenehme und Rührende auf ungleich mehr Gemüter wirke als das Große und Erhabene? Viele verstehen und finden dieses gar nicht. - Ich kann ein Adagio [auf der Glas-Harmonika] weit eher ohne Tränen anhören als einen Psalm von Reichardt; bei der Symphonie zu >Hamlet< und >Axur< sind mir jedesmal die Tränen in die Augen gekommen, alles Große setzt mich in eine Art von Wut, bei vielen geht es [an] den Ohren vorüber, ohne die Seele anzufassen. Die Reichardin [Reichardts Ehefrau] sagte mir einmal schon vor langer Zeit, daß das Rührende lange nicht den Eindruck auf sie mache als das Erhabene, wobei sie sich nie der Tränen enthalten könne; ich fand diese Behauptung damals sonderbar, jetzt nicht mehr; ich habe diese Bemerkung auch nachher an Miekchen [Reichardts Tochter] gemacht, an Dich und mehrere andere; alles dies darf aber um Gotteswillen nicht laut werden, sonst werden alle unsere jungen Herren und Damen bei rührenden Stücken gähnen, und nur bei Crebillons oder Shakespeares Erhabenheiten ihre Tränen vergießen wollen, denn nirgends ist doch die affektierte Empfindsamkeit, die Ziererei mehr zu Hause als in Berlin; nirgends wird so viel von Empfindung gesprochen und nirgends weniger empfunden, man will sich in Menschenhaß und Reue und dem Leide der Liebe die Augen ausweinen, und doch habe ich oft dieselbe Dame, wenn sie noch mit nassen Augen aus dem Schauspiele kam, den Bettler mit den härtesten Ausdrücken wegschelten sehen; wozu arbeitet dann der Dichter, wenn die Empfindung nicht wirklich veredelt wird? -

Man fährt und reitet nach Räderungen und Verbrennungen, und doch wollen Damen und junge Herren in Ohnmacht fallen, wenn Roller vom Galgen auf's Theater kommt, die entehrte Bertha im Fiesko beleidigt [wird], und doch wird in der feinsten Gesellschaft genug gesprochen, worüber der Karrenschieber erröten würde. Wahres Gefühl für das Schöne und Anständige ist untergegangen, und wir tändeln jetzt mit einem Schatten. [...]

[5. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Weimar], den 11. Mai [1792], abends

O Freude, o Freude! heute Mittag hab' ich [Wolfgang Goethe] schon einen zweiten Brief von Dir [Ludwig Tieck] bekommen; Du kannst gar nicht

glauben, wie ich triumphiert habe. Aber ein Ding ist sonderbar. Du hast meinen ersten kleinen Brief - [3 Oktavseiten lang, - es war nichts Merkwürdiges darin - den ich den Dienstag vor 8 Tagen, als den 1. Mai, an Rambach [richtig: Reichardt?] zum Einschluß gab, nicht bekommen. [...]

Ist es denn wirklich Dein Ernst, lieber Tieck, daß Du mich [Wolfgang Goethe] nicht vergessen kannst? O! er muß es wohl sein. Es hat mich recht gerührt, daß Du schreibst: „es war recht unvorsichtig von uns, daß wir uns die letzte Zeit in Berlin [oder in Weimar?] so oft sahen.“ Es hat mich recht gerührt. O Tieck, Tieck, ich habe es geglaubt, daß Du mir [Deinem Vater] gut wärst; aber kaum, kaum hab' ich es je glauben können, daß Du so zärtlich gegen mich denkst. Und daß Du mir nichts als wahre Empfindung Deines Herzens äußerst, weiß ich. Womit soll ich's Dir vergelten? Du demütigst mich. - Ich breche ab.

Wie bist Du denn zu den ausgebreiteten Bekanntschaften in Koswig gekommen? Und, um's Himmels willen, wie ist es möglich, daß Du in einer Gesellschaft so lange hast Karten spielen können? Das ist ja ganz schrecklich. Ich glaub', ich hätte vor Ärger geweint, wenn ich Dich in eine solche Situation geklemmt gesehen hätte - Dich am Spieltisch, dem Thron von Affen und Laffen, - Dich! Es ist wahrlich viel! Ich bedau're Dich. - Auch die andere Gesellschaft, die Du in Koswig gehabt hast, muß gar herrlich für Dich gepaßt haben. Aber daß Du Karten spielen mußtest, und in die Nacht hinein, das ist mir noch immer das schauerlichste. Ich kann's gar nicht vergessen. Das Fatum muß notwendig [gemeint ist: gewiß] einen Fehlgriff in der Urne getan haben, da es das Los dieses Tages für Dich zog: das fatale Fatum!

Du stiehlt meiner eigenen Werkstätte von Gedanken etwas, wenn Du mir die Bemerkung machst, daß, um das Große in den schönen Künsten zu fassen, ein selbst groß und erhaben denkender Geist der Kritiker sein müsse. Das hab' ich schon immer gedacht, und, wenn ich nicht irre, Dir auch schon gesagt. Aber das, was Du hinzusetzest, kann ich nicht ganz billigen. Ich weiß nicht recht, warum das Erhabene Dich eher zu Tränen rühren sollte als das Empfindsame. Ad vocem empfindsam, will ich Dir doch einen Zweifel und eine Bemerkung mitteilen. Ich bin nicht recht mit mir einig, was man eigentlich Empfinderei nennen solle. Mir scheint's am Ende bloß affektierte Empfindung zu sein; ich will Dir sagen, warum. Empfindungslose Empfindsamkeitsspötter nennen oft etwas Empfinderei, was an sich schöne, feine Empfindsamkeit ist, und nur dann falsche Empfindung oder Empfinderei wird, wenn jemand es affektiert, [sie] zu haben. Ich sehe z. B. nicht ein, warum der Vorsatz, nicht auf's Feld gehen zu wollen, weil man da mit jedem Tritt eine Menge kleiner, im Sonnenschein spielender Geschöpfe vernichtet, - in gewissen Situationen, auf eine kurze Zeitlang, nicht wahre, echte Empfindung sein sollte. Sagt aber jemand, der an der Modesucht krankt, solche Dinge, und sehe ich's ihm an den unnatürlich verdrehten Augen an, daß er gern beliebte Paradoxa hervorbringen will, kurz, erkenn' ich an ihm die Symptome der Affektation,

so würde ich sagen: er empfindelt. Denn an sich sehe ich nicht ein, warum es nicht möglich sein sollte, bei allen Dingen unter der Sonne, unter gewissen Umständen, etwas zu empfinden. Und wenn jemand in eine Stimmung versetzt wird, daß er Empfindungen in seinem Busen fühlt, in welchen er noch keinen Vorgänger gehabt, so muß diese seine Empfindung doch für ihn wahr und richtig sein. Oder willst Du noch falsche Empfindung und Empfinderei unterscheiden? Ich [Wolfgang Goethe] habe mich verirrt und erwarte Deine [Ludwig Tiecks] Fackel in diesem kleinen dunkeln Labyrinth. - Sei so gut und belehre mich doch über dergleichen Anfragen, Dubia usw., wenn Du Lust hast. - - - Um noch einmal zu Deiner Materie vom Erhabenen zurückzukehren, so scheinst Du mir da etwas verwechselt zu haben. Daß das Erhabene Dich in eine Art von Wut, d. h. in den höchsten Paroxysmus der Begeisterung und Entzückung, versetzt, will ich glauben. Aber Tränen kann wohl nur das Rührende entlocken, - und - wie wir es mündlich ausgemacht [besprochen] haben - das Schauerliche, Schreckliche.

Daß Schmohl durchaus kein freiwilliger Diener der Musen werden, nicht auf dem Altar der Grazien opfern will, wundert mich doch. Sein fremdes, frostiges Betragen gegen Deinen vertrauten Freund Shakespeare muß Dich wohl natürlich beleidigt haben. Sollte Dein Geschmack denn gar nicht an seiner Denkungsart abfärben, [so] wie [Deiner] an der meinigen?

[...] - Unter allen den Abhaltungen, die mich an tausend Dingen verhindert haben, nur nicht an Dich [Ludwig Tieck] zu denken und zu schreiben, habe ich denn doch auch eine höchst angenehme gehabt. Du weißt oder weißt nicht, daß ich in Sachsen, bei Jena, einen Freund habe: er ist es wirklich, denn ich schätze ihn sehr, und habe mich überzeugt, daß er zur Freundschaft geschaffen ist. Vor ein paar Jahren lernte ich ihn hier [in Weimar?] kennen, und seitdem habe ich meinen unterbrochenen Umgang mit ihm durch Briefe fortzusetzen gesucht. Sein Name? Er heißt Schuderoff, und ist Prediger in Drakendorf und Zöllwitz, 1 Meile von Jena, ein lebenswürdiger junger Mann, dessen jugendlich schöne, feine Gesichtsbildung eine geläuterte Denkungsart und ein edles Herz ankündigt. Er ist zum Besuch hier, und kommt bei seiner Rückreise vielleicht durch Halle. Er ist Kantischer Philosoph, und hat neulich Briefe über die moralische Erziehung herausgegeben, die ich jetzt lese und die recht schön sind. Zweimal bin ich mit ihm im Tiergarten [richtig: im Ilmpark zu Weimar] gewesen. Das frische Grün ist da ganz zauberisch schön. Die gewölbten Birkenalleen sind das lieblichste Bild des Frühlings. Und weißt Du wohl, was ich gestern in der gekreuzten Birkenallee für eine Freude hatte? Du wirst's erraten. Verschwunden war die verdammte Statue ohne Kopf. Ich möchte wissen, welcher gute Genius sie fortgeschleppt oder in die Tiefen der Erde hinuntergeschleudert hat. Der Gang ist nun noch einmal so schön.

[...] Dank für das kleine Gedicht von Deinem Freunde Toll. Es ist süß und lieblich, und wird mir sehr wert bleiben. Ich werd's, wie Deine [Ludwig Tiecks] Briefe, als ein Kleinod aufbewahren. - Verzeihe nur meiner Armut,

daß ich Dir jetzt unmöglich etwas mitschicken, und meinem Mangel an Zeit, daß ich Dir nicht etwas abschreiben kann. Wolltest Du so gefällig denken, die Länge meines Briefes als einen Ersatz dafür anzunehmen? - Unsere Korrespondenz soll sich nun nicht wieder verwirren. Du bist wohl so gut, und schreibst mir zuerst wieder, wenn ich nicht zu viel verlange. Doch schreib so wenig oder so viel [als] Du Zeit hast; je mehr natürlich, je besser, aber nur bald. Doch beinahe möcht' ich glauben, mit diesem dringenden „Bald“ Deine Delikatesse zu verletzen, weil mir Deine zwei schnell aufeinander folgenden Briefe eine sehr hohe Idee von Deiner reizbaren Briefschreibetätigkeit eingeflößt haben. Ich werde Dir dann gewiß bald antworten. Oder hoff ich zu vorschnell, und bin ich unbillig, wenn ich von Halle aus, wo Du in mehr Verbindungen und Geschäfte kommst, so oft etwas von Dir zu lesen erwarte? - Aber was schwatz' ich denn? Du bist mein Freund, und wirst schon wissen, was mir gut und lieb ist. So will ich denn mit festem Mut auf Dich hoffen, und mein Vertrauen allein in Deine Freundschaft setzen.

Warum sollte es „unvorsichtig“ gewesen sein, wenn zwei junge Schulfreunde sich häufig im Park sahen? Es bezieht sich eindeutig auf das wahre Verhältnis Wolfgang Goethes zu Ludwig Tieck, vor dessen Aufdeckung sich Goethe natürlich fürchtete. Die Sätze „Womit soll ich's Dir vergelten. Du demütigst mich“, dokumentieren Goethes schlechtes väterliches Gewissen.

[Weimar], den 12. Mai [1792], Sonnabend mittags

Von Denis eigenen Oden, Elegien und Liedern muß ich Dir noch sagen, daß mir manches sehr darin gefallen hat. Am schönsten dünken mich die Gedichte zu sein, die er Klagen nennt: z. B. über Gellerts Tod, über den Mißbrauch der Dichtkunst usw. Der letztere Gegenstand ist vortrefflich behandelt. Da wird's recht mit lauten dreisten Worten unserer entarteten Dichterrepublik gesagt, daß nur Empfindung, Empfindung der Genius sein sollte, der das Lied beleben könnte, daß Witz ein verzogenes Kind sei, das nur jenseit[s] des Rheins zu Hause gehöre; und mehr dergleichen, was, wie Du weißt, schon lange meine Herzensmeinung gewesen. „Soll Witz, soll Witz im Liede sein?“ fragt Denis und ich frag's mit ihm.

Ich habe nicht länger Zeit, und muß Dir also ein herzliches Lebewohl sagen. Sag mir doch manchmal Deine [Ludwig Tiecks] Meinungen über meine [Wolfgang Goethes] Meinungen, die ich Dir so in meinen Briefen äuß're. Schreib mir nur ja bald, recht bald; ich antworte dann gewiß auch bald. Sorge für Deine Gesundheit und grüße Halle. O die liebe Reichardtsche Familie [in Giebichenstein bei Halle]! Wenn ich doch Miekchen [Tochter Reichardts?] auch sein könnte! [Ludwig Tieck war in Miekchen verliebt?] Grüße sie herzlich von mir; auch Schmohl [Studienfreund Tiecks], auch die kleinen Mädchen bei Reichardts, die ich noch alle bei Namen weiß. Vielleicht versucht meine Muse bald wieder eine

Kleinigkeit, ich schicke sie Dir dann. Schreib' mir bald und bleib' mein Freund.

W. alias Wolfgang Goethe

[6. Brief]

angeblich Tieck an W.

richtig: W. Goethe an Ludwig Tieck

Halle [richtig: Weimar], am 29. Mai 1792

Lieber W. [Lieber Ludwig]!

Daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe, mußt Du schon entschuldigen, da ich es nicht entschuldigen kann. Ich kann es nicht begreifen, ich denke täglich, stündlich und augenblicklich an Dich, ich weiß, was ich Dir schreiben will - und doch ist es nicht geschehen. Ich hatte aber auch heute einen Brief von Dir vermutet, denn wir werden es doch wohl so genau nicht nehmen, daß einer nicht eher wieder schreibt, bis der andere geantwortet hat.

Dein neuerlicher langer Brief war mir in meiner Einsamkeit eine rechte Freude. Lieber W. [Lieber Ludwig], Du hast mich bis zu Tränen gerührt, Du sprichst noch ebenso, wie Du in Berlin [und/oder in Weimar, bei Tiecks heimlichem Besuch mit Reichardt zusammen?] sprachest, das heißt mit freundschaftlichem Enthusiasmus, mit einer Schwärmerei, die jeden meiner [Wolfgang Goethes] Fehler mit einem dichten Vorhang bedeckt, - wenn einst dieses Feuer erlöschen sollte, lieber W. [richtig: lieber Ludwig], Du dann meine Fehler und Schwachheiten sähest und Dir dann meine Freundschaft gleichgültig würde. Daß Du immer so mit mir sprichst, kann und darf ich nicht erwarten, aber bester W. [richtig: bester Ludwig], laß es nie so weit kommen, daß Du mich verachtetest, daß Dich gereut, einst so mit mir gesprochen zu haben. Doch nein! Diese Besorgnis gehört mit zu denen, welchen ich keine Wohnung in meiner Brust einräumen darf, sie ist auch unnütz; das weiß ich, ich kenne Dich zu gut, so lange Du der bleibst, der Du jetzt bist, so lange kann ich auch Deiner wärmsten Freundschaft versichert sein, und so sehr wirst Du Dich nicht ändern können, daß Du je meine Liebe verkennen solltest, denn sonst - ach! liebster Freund, die Tränen treten mir in die Augen, diese Gedanken versetzen mich in eine Stimmung, die nichts als die Rückerinnerung an jene mit Dir durchlebten Stunden mildern kann. Ich breche ab, um Dich nicht auch traurig zu machen.

Du gibst Dir in Deinem Briefe alle mögliche Mühe, mich stolz zu machen, lieber W. [richtig: lieber Ludwig], aber es soll Dir nicht gelingen. Du hättest mir [Wolfgang Goethe] etwas zu danken? wüßtest Du, wie viel ich Dir schuldig wäre! - Alles! Warst Du es nicht, der mich von der trübsten Schwermut heilte? Gab mir Dein Umgang, Deine Freundschaft nicht alles zurück, was sie mir zurückgeben konnte? Du hast alle meine Gefühle verfeinert und veredelt, Du bist jetzt fast der einzige Mensch, der mich wirklich kennt und der mich versteht. Was ich Dir alles zu danken habe, das empfinde ich erst jetzt recht lebhaft, jetzt, da ich Deiner Freundschaft

[gemeint ist wohl: Gegenwart] entbehren muß, ich sehr oft nach der Gegend hin, nach welcher Berlin [richtig: Halle] liegt, und wie der Aufgang des Mondes steigen dann am fernsten Horizont alle jene Szenen auf, in welchen ich einst so glücklich war, sie sinken wieder unter und schwarze Nacht liegt beklemmend um mich her.

Wir hatten ausgemacht, daß ich der Hoffnung nicht weiter Raum geben soll, daß Du ein Jahr oder ein halbes in Halle wohnen solltest ich weiß nicht, wie es gekommen ist, ich habe keine Schuld, diese Pflanze ward von mir gar nicht gepflegt, aber sie ist von selbst zum schönsten Baum emporgewachsen, ich fand ihn erstaunt und ruhe jetzt, da ich es nicht mehr ändern kann, oft unter den Schatten seiner breiten Zweige aus und betrachte über mir das Spiel der grünen Blätter, und schöne Blüten des Trostes fallen auf mich herab - meine Schuld ist es nicht, schilt nicht auf mich, lieber W. [lieber Ludwig], ich kann wahrlich nicht dafür, und da diese Hoffnung jetzt fast das einzige ist, was ich habe, so gönne sie mir immer. Ich habe es nie so lebhaft gefühlt als jetzt, wie sehr ich Deiner bedarf, um zu leben, im eigentlichen Sinn, lieber W. [lieber Ludwig], hast Du nur noch einigcs Mitleid mit mir; so komme künftige Ostern sicher [zu mir nach Weimar? Um die Osterzeit war Ludwig Tiecks wirklicher Geburtstag], ich kann es sonst wirklich nicht aushalten, es ist mir hier [in Weimar oder Jena] alles so eng und einzwängend, alle meine Kraft versiegt, die reizende Natur verliert ohne einen Freund, der mit uns empfindet, alles Schöne; statt des Belebenden des Frühlings sieht man in jedem Wesen nur, wie ein jeder Atemzug ihn näher zum Grabe rückt, alles verdorrt und verlischt in meiner Seele; ich bin die wenigen Tage hier schon so traurig gewesen, als ich es seit einem Jahr nicht gewesen bin, ich empfinde bloß, was ich verloren habe und nicht was ich besitze; o lieber W [o lieber Ludwig], wenn Du es doch über Deinen Vater [über Deinen Pflegevater oder über Deinen väterlichen Freund Reichardt] vermögen könntest, daß er Dich nach Halle [richtig: nach Weimar oder Jena?] schickte, wenn nicht auf Michaeli, [so] doch auf Ostern [Du siehst, wie kühn ich in meinen Hoffnungen bin]; es sind hier [in Jena?] die geschicktesten Professoren, Du brauchst mit keinem Studenten umzugehen, so wenig wie ich es tue, denn ich [Wolfgang Goethe] kenne [fast] niemand [in Jena] und mich kennt [fast] niemand, man wird hier gar nicht bemerkt; der Ton ist überhaupt schon weit gesitteter als ehemals, ach Freund, wenn Du dann in meiner Nähe wohntest und ich Dich dann, wie in Berlin [richtig: Weimar?] oder Du mich zu Spaziergängen abholtest, wir läsen wieder Shakespeare zusammen, Du spieltest mir auf dem Klavier etwas vor, wir besuchten Reichardt zusammen - welche göttliche Aussichten! Entzücken sie Dich ebenso wie mich? Du schreibst, ich soll gesund bleiben; so wie ich jetzt bin und empfinde, kann ich nicht dafür stehen, denn ich bin hier noch keine Stunde vergnügt gewesen - und werde es auch schwerlich sein [...]

Deine lieben Gedichte habe ich [Wolfgang Goethe] schon mehr als einmal durchgelesen, schicke mir doch mehrere [gemeint ist: noch mehr],

wenn Du Zeit hast; tu' es ja und schreib' mir, wenn Du kannst, immer so lange Briefe, das ist ja jetzt das einzige, was Du mir geben kannst. Lies doch den „Tasso“, ein Stück von Goethe [richtig: ein Stück von mir [Wolfgang Goethe]], dort ist meine Lage auf die schönste Art geschildert.

[Elegie Goethes an den geliebten Sohn - Ludwig Tieck]

*Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr Dein [Ludwigs] schön verklärtes Traumbild auf,
Die Hoffnung Dich zu sehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;
Mein erster Blick hinab in Flur und Gärten
Sucht Dich vergebens in dem Tau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch
Mit Dir zu sein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüt sich schöner
Zu immer reiner'n Harmonien auf.
Welch eine Dämm' rung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tausendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart ist öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt.
Sonst war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge schwieg, die Ahndung selbst verstummte,
Und glücklich eingeschifft, trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin.
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Brust.*

Ohne Dich [Ludwig Tieck] bin ich [Wolfgang Goethe] nichts, ich weiß nicht, wie ich mir jetzt vorkomme, Du wirst mich auf Michaelis nicht wiedererkennen, zwar:

*Es ist unmöglich, daß ein alter Freund,
Der, lang' entfernt, ein fremdes Leben führte,
Im Augenblick', da er uns wiedersieht,
Sich wieder gleich wie eh'mals finden soll.
Er ist in seinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig' Tage leben,
So stimmen sich die Saiten hin und wieder
Bis glücklich eine schöne Harmonie
Auf's neue sie verbindet. -*

Und dies ist noch mein Trost. Daß ich hier niemand[en] habe, mit dem und in dem ich eigentlich lebe, das wirst Du mir wohl glauben. [...]

[typisch Goethescher Gedanke [siehe >Nachtwachen<]]:

*Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.*

[...] Über die Bedeutung der Empfinderei bin ich ganz Deiner Meinung, nur muß man sich doch, glaub' ich, nicht gewöhnen, stets bei kleinen Sachen zu sehr zu empfinden, sonst verlernt man es bei großen, bei denen man es sollte, und insofern dann die Empfindung ausartet, insofern kann man dann auch einen Menschen, der beim Tode seines Bruders nicht inniger weint als über den Tod einer Fliege, einen Empfindler nennen, wengleich seine Empfindung wahrhaft und nicht affektiert ist. Man muß überhaupt den kleinen Empfindungen nicht zu sehr nachhängen, denn man verstimmt sich dadurch und macht sich eigentlich, so paradox dies scheinen mag, gefühllos und zum Handeln untätig.

Ich habe Deinen und meinen Rat befolgt und bin bisher untätig gewesen, allein ich befinde mich dabei um nichts besser:

*- - - ich bin gesund,
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und so macht wieder mich der Fleiß gesund.*

*- - - mir ist nicht wohl
In freier Üppigkeit. Mir läßt die Ruh'
Am mind'sten Ruhe. Dies Gemüt ist nicht
Von der Natur bestimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
In's weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen.*

Ich [Wolfgang Goethe] muß wieder etwas Poetisches anfangen, ich glaube, dann wird mir besser werden, denn dann bin ich doch wieder in Tätigkeit gesetzt, denn:

*Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.*

Deshalb werde ich Dir nächstens den Plan zum >Lamme< schicken, und wir wollen dann in Gesellschaft das Werk unter dem Schutz der Muse der Schäferpoesie anfangen.

[...] Du mußt zugeben, daß alles, was bei den schönen Künsten gefallen soll, bloß dadurch gefallen kann, indem jeder Künstler die Töne anschlägt, die hell und rein in uns'rer Seele widerklingen; daher lacht der eine, wenn der and're weint; auf diese Art kann der Dichter allein die Rührung bewirken, denn die Rührung ist ja nichts anders als Sympathie, mit denen Personen, die uns rühren: ein Freundschaftszug, der uns zu ihnen hinzieht und macht, daß wir an allen ihren Schicksalen teilnehmen; wir lieben sie mehr oder weniger, nachdem der Dichter sie mehr oder weniger aus uns'rer Seele genommen hat, daher kommt die große Gewalt, die der dramatische Dichter über die Herzen der Menschen haben kann. Wir lieben

oft einen Graf Appiani oder einen Just und Tellheim mehr als Menschen, mit denen wir umgehen und die wir täglich sehen, und bloß darum, weil wir mit diesen nicht sympathisieren und sich in jenen uns're eig'nen Seelen spiegeln. Dies scheint mir nun auch der Fall beim Erhab'nen zu sein. Wir entdecken im Erhab'nen uns selbst, die Sympathie zieht uns zu der Person hin, die erhaben denkt, und diese Liebe, mit Verehrung vermischt, kann so stark sein, daß sie in Tränen ausbricht; es ist eine Empfindung aus Mitleid, Freude und Verehrung zusammengesetzt; wir freuen uns, daß ein solcher großer Mensch unser Freund sei, oder sein sollte, wir verehren in dem Augenblicke die Menschheit, wir möchten den Dichter anbeten, der so etwas hervorbringen konnte, und in diesem Augenblick vergießen wir Tränen, indem wir uns're Verwandtschaft mit dem Dichter fühlen; wir freuen uns, daß wir Menschen sind. Daher kann es leicht kommen, daß Erhabenheit vorzüglich mich leicht zu weinen zwingt, weil ich gewöhnlich die Menschheit verachte, und mich dann plötzlich freundlich bei der Hand ergriffen fühle und mir im schönsten Augenblick die reizendste Versöhnung angeboten wird, und daher weint vielleicht ein and'rer nicht, ob er gleich das Erhabene ebenso stark fühlt als ich, weil es bei ihm dieser Aussöhnung nicht bedarf. Bloße Erhabenheit darf aber in Charakteren nach meiner Meinung dem dramatischen und epischen Dichter nie genügen, sondern er muß sie stets mit dem eigentlichen Pathos verbinden, denn ein Cato von Utica ist unausstehlich, wenn eine Arria von uns Tränen und Bewunderung fordert, daher kommt es auch, daß man bei der Stelle im „Kaspar“ dem Thorringer:

Viel Lärm, aber das kann ich auch!

keine Träne vergießt, weil sie bloß erhaben ist, aber wenn er Thorringer brennen sieht und doch, nach einem Seelenkampf, nach Landshut ziehen will, da möchten wir uns bewundernd vor ihm niederwerfen und anbeten; wir weinen Freudentränen, daß wir Menschen sind, und daß also ein Teil dieses Edelmut auf uns selbst fällt. Mich dünkt, alles dies beruht auf eben den Grundsätzen, aus welchen auf der Bühne ein Bösewicht nie bloß verhaßt erscheinen darf. Daß viele also das Erhabene nicht fühlen, kommt bloß daher, weil sie diese Sympathie nicht haben, es kommt ihnen unwahrscheinlich vor, sie zweifeln und - spotten. [Siehe Erläuterung.] Das vorzüglich unser Zeitalter sich am wenigsten einer erhabenen Denkungsart rühmen darf, sieht man vorzüglich aus den meisten neu'sten Büchern, in denen es Ton ist, die großen hohen Tugenden des anbetungswürdigen Altertums zu bekritteln und sie aus plumpem Egoismus herzuleiten, - als wenn es nicht zu diesem Egoismus notwendig wäre, gar keinen Egoismus zu haben, um ein Codrus oder ein Mucius Scävola zu sein; ich ärgere mich jedesmal darüber, wenn Menschen, die für so etwas keinen Sinn haben, der großen Vorwelt den Ruhm [den einzigen Lohn, den das wahre Verdienst und wahre Größe begehren kann] rauben wollen, bloß weil sie in ihrem Busen nichts von diesem ätherischen Feuer empfinden.

Verzeih', es sind viel Worte und wenig Ideen, denn ich bin heut gar nicht dazu aufgelegt, über solche Sachen nachzudenken. - Übermorgen ist mein [richtig: Dein [Ludwig Tiecks] „offizieller“] Geburtstag; ich wollte, ich wäre bei Dir in Berlin [richtig: in Halle oder in Giebichenstein]. - Ich hätte Dir noch so vieles zu schreiben, allein meine Uhr hängt vor mir und winkt mir mit ihrem ernsthaften schwarzen Finger aufzuhören. - Grüß' Rambach und Bernhardi [richtig: grüß' Reichardt und Familie?], sag Rambach, daß sein Bruder mir kein Exemplar der „eisernen Maske“ [Roman] geben könne. Hast Du sie [>Die eiserne Maske<] schon gelesen? Lies sie doch, das letzte Kapitel ist ganz von mir [Wolfgang Goethe], einzelne unbedeutende Zusätze ausgenommen; sage aber Rambach nichts davon, daß Du [Ludwig Tieck] es weißt; Du hättest es doch vielleicht erkannt, denn Du bist doch der einzige Mensch, der das kann. Auch vieles im vorletzten Kapitel ist von mir.

Ich habe nun auch den zweiten Akt der >Anna Boleyn< an Rambach geschickt, lies doch beide noch aufmerksam durch, Kleinigkeiten habe ich [Wolfgang Goethe] noch geändert, schreibe mir über manches Deine [Ludwig Tiecks] Meinung. - Es ist fatal, daß ich schließen muß, nun nächstens ein Mehreres; lebe tausendmal wohl und denke zuweilen an Deinen verlaß'nen Freund [und Vater Wolfgang Goethe]

Erläuterung: Solch ein tiefes Wissen um die dramatische Kunst war einem 18jährigen Wackenroder noch nicht gegeben. Sehr wohl aber dem Theaterdirektor und Erfolgsautor Wolfgang Goethe!

[7. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Weimar], Montag, den 4. Juni [1792], Abends

Eben leg' ich Deinen [Ludwigs] Brief wieder aus der Hand, den ich wieder [gemeint ist: erneut] gelesen habe. An meinen verlaß'nen Freund [und Sohn] Tieck soll ich denken? O ich denke oft und mit ganzer Seele an ihn, - aber daß er verlassen sei, - daß eine düstere Traurigkeit sich wieder wie ein Star über das heitere Auge seines Geistes gezogen hat, - daß er in Halle noch nicht vergnügt gewesen ist, - das, das hatte ich nicht erwartet. Schreibst Du doch fast grade so wie Wißmann [?], dem ich heute früh geantwortet und Trost einzusprechen gesucht habe. Von ihm ahndete ich's; - aber von Dir, wahrlich, von Dir hatte ich's nicht erwartet. Ich glaubte, Du würdest dort Dich zerstreuen, und - wenigstens in den Augen Deiner Freunde, und auch in Deinen eigenen, wenn Du nicht zu tief in Dich hineinblicktest, - einer frohen Heiterkeit genießen. O wehe! daß ich mich getäuscht habe. Du bist in Halle noch gar nicht vergnügt gewesen! Ich bitte Dich, lieber Tieck! Du bist ja lange hinweg über die Periode in dem Lebenslaufe empfindender Menschen, da sie sich alles zu Herzen ziehen, und ihre üble Laune nur pflegen, und es für Sünde halten, sich aus ihren Klauen loszureißen! Du weißt ja über Dich zu siegen, Du hast es mich ja

gelehrt, so daß ich auch mir wenigstens Mühe gebe, es ebenso weit zu bringen. Aus Bülzig schriebst Du mir so heiter, daß ich mich recht freute. Was soll ich nun sagen? Ich möchte mich schämen, daß ich hier noch zufried'ner leben soll, als Du in Halle. Tieck, ich bitte Dich, wache auf Dich! - Und was mich in ein bitter süßes Erstaunen setzt, ist, daß Du mich so vermisest. O Tieck, so liebst Du mich [Wolfgang Goethe] denn mehr, als ich je kühn genug war, und sein konnte, zu erwarten? Es ist als hättest Du mir meine Empfindungen gegen Dich aus meinem Herzen geraubt, und strömtest sie nun auf mich zurück. Du gibst mir wieder, alles was ich Dir geben kann? Ich beschwöre Dich, hör auf! Es ist die göttlichste Seligkeit, die ein menschliches Herz zu fassen vermag, aus dem Munde eines Freundes [und Sohnes] sein Lob zu hören! aber dieser Nektar möchte Gift für mich werden. Hör auf mit diesem Wiedergeben und Wechseln der Freundschaftsergebenheiten, denn Du berauscht mich, und wir machen uns in unserer jetzigen Lage [da kein Sprachrohr einmal dem einen die Worte des andern überbringen kann], nur noch unglücklicher. Ich erschrecke auf's heftigste, wenn Du mir in die Augen sagst: ich [Wolfgang Goethe] sei Dir [Ludwig Tieck] zum Leben notwendig! Noch einmal! Was stiehlst Du mir meine Gefühle [Vatergefühle?], - warum verwechselst Du die Rollen in dem schönen Duodram[a], das wir [Vater und Sohn] zusammen spielen, und nimmst die meine? Tieck, ich müßte mich ja in den Staub legen und trauern, wenn ich wüßte, daß meine Entfernung Dir so viel trübe Stunden brächte. Ich habe das nie so geglaubt! Du hast mir das nie so deutlich zu empfinden gegeben. O ich möchte verzweifeln, - ich weiß nicht was ich tun soll, um Dich glücklich zu machen. Du nennst meine Sprache Schwärmerei. O wenn ich Dich je weniger lieben könnte, - ich wäre der bedauernswürdigste Mensch unter der Sonne. Und wenn ich je Deiner Freundschaft weniger wert sein sollte, o so erinnere Dich, daß Du mich geliebt hast, und sei so mitleidig, mich wieder zu Dir hinaufzuziehen; verachte mich nicht! - Aber genug! Tieck, laß die wilden Ströme uns'rer Empfindungen sanfter fließen. Wir jagen alles heiße Blut in unsere Adern, und bringen uns durch diese schädliche Erhitzung in einen kranken Zustand.

Wie sehr muß ich es bedauern, daß Schmohl mit Dir nicht mehr harmonisiert. Ich hatte auch das erwartet. Er scheint sich eher von Dir zu entfernen, als sich Dir zu nähern. Was Du mir von Bothen sagst, Du kannst leicht denken, wie auffallend und unvermutet auch das mir gewesen ist. Aber ich glaube es, weil Du es sagst. Wie Menschen sich ändern können! Wenn Du zwischen diesen beiden Dir heterogenen Köpfen hin und her schwankst, so kannst Du freilich nicht in Ruhe sein. Aber - ach! Gott! eben wollt ich einen Trost für Dich aussinnen, und - Du wirst Dir meine Gedankenstriche erklären können. Ja! es ist schwer für mich, Dich zu trösten. Doch wohl Dir, wenn Du keines Trostes bald mehr bedarfst; wenn der rasche Flügel der Zeit die Gewölke vor Deinen Blicken zerteilt hat, wenn der allmähliche Aufenthalt Dir behaglicher wird, und Du Umgang, und in Dir selbst Zufriedenheit findest. Nimm Deine Kraft zusammen, und

erhalte Deinen Körper und Geist aufrecht und fest. - Ach! ich schreibe konfuses Zeug! Wollte Gott, Du wärest glücklich. O Du wirst, Du mußt es werden.

[8. Brief]

angeblich: Tieck an W.

richtig: ebenfalls [überwiegend] W. Goethe an Tieck

Halle, am 12. Juni 1792⁶

Endlich habe ich einmal wieder einen Brief von Dir [Ludwig Tieck] erhalten; willst Du mich denn für meine Nachlässigkeit wirklich jedesmal dadurch bestrafen, daß Du mir nicht antwortest? Das tu doch ja nicht. Auch dieser Brief kömmt einen Posttag später [an] als er sollte, allein ohne meine Schuld, denn ich mußte am vorigen Sonnabend notwendig [?] besuchen ...

[...] Was ich mache? Wir haben ausgemacht, daß ich [Dein Vater Wolfgang Goethe] gegen Dir recht aufrichtig sein soll und so muß ich Dir denn freilich wohl sagen, daß ich einige Tage krank, recht krank gewesen bin, und selbst nahe daran war, etwas schlimmer als krank zu werden [Goethe fürchtete, wahnsinnig zu werden.]. Erschrick nicht, ich will es Dir umständlicher erzählen. Lieber W. [richtig: lieber Ludwig], wenn Du recht glücklich sein willst auf mehrere Stunden, so lies den zweiten Teil vom >Genius<, der diese Ostermesse herausgekommen ist; er hat mich [Wolfgang Goethe] äußerst glücklich gemacht; es ist fast gar nichts Wunderbares darin, aber ich habe mich so ganz und gar darin wiedergefunden, alle meine [Wolfgang Goethes] Lieblingsideen so schön ausgeführt, daß ich dem Verfasser außerordentlich gut geworden bin; lies ihn nächstens und besonders aufmerksam die Szenen bei dem Einsiedler, dies ist nach meiner Meinung das Schönste, der Triumph des Verfassers, so dachte ich mir meinen Almansur [wenn Du Dich noch dieses flüchtigen Aufsatzes erinnerst] dies war mein Ideal, so hatt' ich schreiben, so alles sagen wollen. -

Ich [Wolfgang Goethe] bekam beide Teile vom >Genius<; und weil Schwinger [richtig: Reichardt?] oft bei mir ist, und sich fast eben so oft ennuyiert, und weil mit Schmohl [?] nicht so recht etwas anzufangen ist, und am meisten weil ich mir vom zweiten Teil sehr viel Schönes [schöne Wirkungen?] versprach, so machten wir aus, daß ich Ihnen beide Teile hintereinander vorlesen sollte; wir fingen um 4 [Uhr am Nachmittag] an. Es interessierte sie außerordentlich, wie der erste Teil denn wohl jeden anziehen muß, und wir machten nun aus, daß Schwinger [?] dort bleiben sollte bei uns, weil vorauszusehen war, daß wir schwerlich vor zwei Uhr in der Nacht zu Ende kommen würden; uns're Rechnung traf sehr zu, denn nach neun hatten wir den ersten Teil beendigt. Der zweite ward angefangen, ach! und ich [Wolfgang Goethe] bin lange nicht so glücklich gewesen,

⁶ Aufenthaltsort Goethes unbekannt, laut >Goethes Leben von Tag und Tag<, sogenannte „leere Seiten“ in Goethes Biographie.

besonders bei jenen Szenen, von denen ich Dir schon gesagt habe; und gerade bei diesen [es war schon nach 12 Uhr [also Mitternacht durch]] fingen meine beiden Zuhörer alle Augenblick an einzuschlafen, weil hier eigentlich keine Handlung, kein Fortgang der Geschichte war; doch ich war in einer zu schönen Stimmung, alle Menschen waren mir so lieb, die Welt so teuer geworden, daß ich mich darüber gar nicht ärgern konnte, sondern ich las stets weiter mit eben dem Enthusiasmus, mit eben dem ununterbrochenen Eifer; nach 2 Uhr war das Buch geendigt. Eine kleine Pause [folgte], worin ich nichts sprechen, nichts denken konnte, alle Szenen wiederholten sich vor meinen Augen, mir war so zumute wie Dir nach dem ergreifenden Akt einer Tragödie während der schalen Musik; ich hörte das Geschwätz um mich her, ohne es zu vernehmen; ich lag in den lieblichsten Träumen eingewiegt; ich empfand, wie ich nur selten, nur in den schönsten Stunden der glücklichsten Begeisterung empfinde; ich stand so viele Stufen höher als gewöhnlich; tausend Ideen, tausend große Vorsätze schwebten auf goldenen Wolken um mich her und winkten mir lächelnd entgegen - doch wozu will ich Dir beschreiben, was keiner als Du besser empfindet. - Schmohl [?] und Schwinger [?] [richtig: Reichardt und Familie, bzw. und seine Gäste] gingen in die [Schlaf-] Kammer[n], um sich schlafen zu legen; ich [Wolfgang Goethe] wollte die Nacht auf einem Stuhl zubringen, wie ausgemacht war. - Das Licht ward entfernt, ich war allein, Nacht um mich her; nur eine sommerliche Dämmerung brach sich durch die Fenster, und kuckte schläfrig hinter den weißen Gardinen hervor; die Nacht schien mit trüben, verdrießlichen Augen nach dem Tage hinzublicken. Ich [Wolfgang Goethe] stand gedankenvoll mit dem Arm auf einen Stuhl gelehnt, in jener schönen erhabenen Schwärmerei verloren, nur für Schönheit empfänglich, süße Töne wie abgebrochene Gesänge schwärmten [tönten] um mein träumendes Ohr, rosensfarbene Bilder umgaukelten mich mit blauen Schmetterlingsflügeln, - als plötzlich - noch schaudere ich, wenn ich [Wolfgang Goethe] daran denke, noch kann ich die Möglichkeit nicht begreifen - als wie in einem Erdbeben alle diese Empfindungen in mir versanken, alle schöne grünenden Hügel, alle blumenvolle Täler gingen plötzlich unter, und schwarze Nacht und grause Totenstille, gräßliche Felsen stiegen ernst und furchtbar auf; jeder liebliche Ton verwehte, Schrecken umflog mich, Schauder, die gräßlichsten, bliesen mich an, alles ward um mich lebendig, Schatten jagten sich schrecklich um mich herum, mein Zimmer war als flöge es mit mir in eine fürchterliche schwarze Unendlichkeit hin, alle meine Ideen stießen gegeneinander, die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich [siehe Erläuterung: typisch Goethesches Gleichnis]; ich fühlte es wie mein Haar sich aufrichtete, brüllend stürzte ich in die [nächste] Kammer. - Jene, in der Meinung, ich will sie erschrecken, schreien ebenfalls, als plötzlich sich die kleine Kammer wie zu einem weiten Saal ausdehnt, in ihnen [sah ich] zwei riesenhafte Wesen, groß und ungeheuer, mir fremd, deren Gesicht

wie der Vollmond ist [o jetzt versteh' ich erst ganz diese vortreffliche Schilderung im König Lear], mir war, als sollt' ich niederstürzen, die Angst und Wut schüttelte alle meine Glieder; ich hätte beide niedergestochen, hätt' ich einen Degen in meiner Gewalt gehabt. Ich [Wolfgang Goethe] war auf einige Sekunden [richtig: auf mehrere Minuten oder gar Stunden] wirklich wahnsinnig. Jetzt kam eine verlorene Idee zurück [siehe >Nachtwachen<], ich stürzte vorüber; den Zügel wieder zu fassen, der Wagen stand. „Um Gotteswillen! ich werde rasend!“ rief ich, und sank halb ohnmächtig nieder; alles gewann nach einem kleinen Kampfe seine natürlichen Umrisse wieder; ich fand mich selbst wieder. Ich war äußerst ermattet. Alle meine Pulse klopften hörbar. Meine Phantasie arbeitete aber immer noch, wie ich mich nur von wenigen Stunden erinnern kann, der Anblick des Weißen war mir besonders schrecklich, Schmohl [?] mußte sich daher seinen Überrock anziehen; er war mir noch immer etwas fremd, ich entsetzte mich noch jedesmal, so oft ich ihn ansah. Höchst ermattet legte ich mich endlich auf's Bette, aber alles erschreckte mich, die Tür der Kammer stand auf, und unser Zimmer war mir wie das Reich des Todes, man mußte die Tür zumachen; über eine Stunde brachte ich in einem Zustande zu, der einer Ohnmacht des Körpers nahe war; indes alle Kräfte der Phantasie krampfhaft arbeiteten. Das Licht ward endlich ausgelöscht. Sobald ich die Augen zumachte, war mir, als schwämme ich auf einem Strom, als löste sich mein Kopf ab und schwämme rückwärts, der Körper vorwärts; eine Empfindung, die ich sonst noch nie gehabt habe; wenn ich die Augen aufmachte, war mir's, als läg ich in einem weiten Totengewölbe, drei Särge nebeneinander; ich sehe deutlich die weißen, schimmernden Gebeine, alles dehnte sich in eine fürchterliche Länge, alle meine Glieder waren mir selbst fremd geworden und ich erschrak, wenn ich mit der Hand nach meinem Gesichte faßte. Schmohl [richtig: Reichardt?] war mir immer ein fürchterliches Ungeheuer, das die einbrechende Dämmerung des Morgens zu fürchterlichen Gestalten umwandelte. So brachte ich noch eine entsetzliche Stunde zu, alle Schrecken des Todes und der Verwesung umgaben mich, alles Schöne war mir erstorben; ich konnte keinen angenehmen Gedanken denken. Einigemal schlief ich ein, Du weißt, daß das Einschlafen mit einer krampfhaften Zuckung anfängt, diese war aber so gewaltsam, daß ich davon fürchterlich in die Höhe geworfen wurde. Endlich schlief ich ein und erwachte äußerst ermattet. Ich konnte den ganzen Tag nicht ausgehn, und mich kaum von einem Stuhl zum andern bewegen.

- Dieser Vorfall hat die Besorgnis, die ich Dir schon ehemals mitgeteilt habe und die mir so fürchterlich ist, daß ich [Wolfgang Goethe] nämlich wahnsinnig werden möchte [gemeint ist: könnte], um vieles vermehrt, um vieles wahrscheinlicher gemacht.

Wer weiß

Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert.

sagt Karlos, und auch ich fürchte das Erwachen mancher noch jetzt verborgenen Furchtbarkeit, denn Unglück und Traurigkeit war ja mein

[Wolfgang Goethes] Schicksal von meinen frühesten Jahren [an], es wird sich jetzt nicht ändern, ach, wüßtest Du, welche bange Ahndungen mich jetzt manchmal umschweben, ich sollte mich doch schon daran gewöhnt haben alles zu verlieren, was mir in der Welt teuer ist, aber noch habe ich es nicht so weit bringen können; vielleicht kann ich es nie, und habe ich denn gewonnen, wenn ich es kann? - Beklage mich, lieber Freund, Du wolltest mir nicht glauben, daß ich nie glücklich werden könne, nimm jetzt immer meine Überzeugung an.

O verzeih mir meine Schwärmereien, die Dich nur ängstigen müssen, aber Aufrichtigkeit sollte ja das erste Gesetz unseres Briefwechsels sein, ich will dies Gesetz nicht zuerst brechen, dies mag meine Weitläufigkeit entschuldigen; nur unter solchen Freunden, wie wir sind und bleiben wollen, ist es verzeihlich, viel von sich selbst zu sprechen; und meine Empfindung sagt es mir nur zu oft, daß meine Eltern und Geschwister [richtig: meine [Wolfgang Goethes] Mutter und meine [Wolfgang Goethes] Kinder] und Deine [Ludwig Tiecks] Freundschaft das einzige sind, was mich [Wolfgang Goethe] noch an diese Welt fesseln können; ich wünschte oft, von diesen [richtig: von euch] weniger geliebt zu werden, um ohne einen einzigen wehmütigen Rückblick in das Leben - sterben zu können; der einzige Augenblick, in welchem ich gewiß glücklich sein werde. - Ich [Wolfgang Goethe] falle wieder in den schwermütigen Ton, ich muß weinen, o habe Geduld mit meiner Schwäche, bester, liebster Freund; lege den Brief auf einige Zeit weg, und laß Dir Deine Zärtlichkeit sagen, daß ich mich jetzt besser befinde, und glaube ihr diesmal immer. -

Daß ich Dir schreibe, hat mich äußerst schwermütig gemacht. Ich bin jetzt überhaupt schwächer geworden, als ich vordem war. Am Sonntag vor acht Tagen war ein kleiner Ball bei Reichardts; ein Gartensaal ward sehr poetisch mit Tannenzweigen und Blumenkränzen ausgeschmückt, ich [Wolfgang Goethe] half mit daran arbeiten, am Sonntag früh aber ward ich von Jasmin und von Zugluft so schwach, daß ich kaum aufrecht stehen konnte, alle meine Gieder zitterten, ich sah wie ein Toter aus, nur eine gewaltsame Kur, wie gewöhnlich, konnte mir helfen; ich lief in der größten Sonnenhitze, so stark ich nur konnte, nach der Stadt, trank hier schnell recht starken Kaffee, und lief dann in der brennenden Hitze des Mittags eben so schnell zurück. Dadurch war mir um vieles besser. Doch bin ich beim Tanzen mitten in der größten Freude nicht im mindesten vergnügt gewesen, die Vergangenheit verfolgte mich allenthalben, gleich einem zu zärtlichen Freunde. Alles Tanzen kam mir, ich weiß nicht warum, so unnütz vor, das Vergnügtsein so unzweckmäßig. Ich überzeuge mich täglich mehr davon, daß ich nicht für die Welt gehöre, in der Einsamkeit ist mir besser.

Der Ball endigte sich um 11 Uhr [in der Nacht]; ich hatte ziemlich viel, aber ohne alle Teilnahme getanzt, fast alle Gesichter waren mir zuwider, ich bemerkte allenthalben Affektation und elende Eitelkeit, wo es vielleicht auch nicht der Fall war. Ich ging mit [?] nach der Stadt, unter dem unerträglichsten Geschwätz, das mir in meiner wehmütigen Stimmung

höchst zuwider war; ich sprach kein Wort, mögen sie es meinethalben immer für Ziererei gehalten haben! Es war am 3. Juni, vielleicht bist Du ausgegangen gewesen und erinnerst Dich, daß es ein göttlicher Abend war, der Mond schien so hell, die Luft war so heiter und war der Himmel so [dunkel-]blau. Ich begleitete mechanisch meine Gefährten bis zum Tor [von Halle] und kehrte dann um, ohne von ihnen eben bemerkt zu werden und ohne ein Wort zu sprechen. Ich [Wolfgang Goethe] forderte von der Natur Ersatz für die verlorenen Stunden und erhielt ihn, ich war wirklich einmal glücklich. Ich ging neben Gärten hin, wo mich der balsamische Duft von tausend Blumen umfing, die Lichter erloschen nach und nach in den Häusern, die Hunde bellten mir allenthalben nach, ich ging vor [richtig: an] einer Wassermühle vorbei, deren schäumender Wasserfall wie Flammen in dem Strahl des Mondes flutete; alles war so schön, so abenteuerlich. Ich setzte mich oft nieder, die schönen Gegenden zu übersehen. Die Saale glänzte vor mir wie ein großer See, tausend kleine Sterne zitterten auf der ungewissen Oberfläche, ein leichter goldener Nebel ruhte über die ganze Gegend, die Wogen der Saale tönnten in der einsamen Nacht wie die Schritte eines Wanderers, bald wie Harfentöne, bald wie das Rudern eines Schiffes. O wie oft dachte ich [Wolfgang Goethe] an Dich [Ludwig Tieck], wie oft wünscht ich Dich an meine Seite. Endlich stieg ich auf die Felsen, die schönste Gegend bei Giebichenstein, wie alles romantisch vor mir lag, mir war, als lebt' ich in der fernsten Vergangenheit; die Ruinen des Ritterschlosses blickten so ernsthaft nach mir hin, die Felsen gegenüber, die Felsen über mir, die wankenden Bäume, das Hundebellen, alles war so schauerlich, alles stimmte die Phantasie so rein, so hoch. Oft saß ich halb im Traum, halb wachend, mit einem Auge süße Träume sehend, mit dem andern in die schöne Gegend blickend. - Rührend ist mir immer der Untergang des Mondes [siehe >Nachtwachen<]; er senkt sich so still, so bescheiden, einem Größern Platz zu machen, voll so ruhiger Scham, und doch ist es, als könnte man ihm die tiefe Kränkung ansehen, daß er weichen muß, daß er nicht mehr nicht heller glänzen kann - ach, verzeih! Du siehst, wie ich heut zum Schwärmen aufgelegt bin. - Das Heraufkommen des Tages ist mir immer so bang, so erwartungsvoll, die ganze Natur scheint aufmerksam. Jetzt steig' ich auf den höchsten Felsen. - Das Morgenrot glänzte um den ganzen Horizont, - kurz, diese Nacht [in der Nähe von Giebichenstein] gehört zu den schönsten Stunden meines [Wolfgang Goethes] Lebens; sie wird mir unvergeßlich sein, ich habe hier manches gelernt, manches empfunden, was ich vorher nicht wußte, nicht empfand.

Erinnerst Du Dich vielleicht noch, daß ich Dir einst in Berlin versprach, die Geschichte meiner Empfindungen und Ideen von meiner Kindheit an niederzuschreiben; ich bin jetzt sehr oft in einer Stimmung, die mich an dies Versprechen erinnert. Ich will Dir nächstens den Anfang davon schicken, wenn es Dich noch so interessiert, wie vordem.

[...] Reichardts ausgenommen, habe ich [Wolfgang Goethe] jetzt doch noch einen Menschen, zu dem ich mit Vergnügen gehe, und das ist -

Burgsdorff; wir haben unsere alte Bekanntschaft erneuert [Erläuterung: Burgsdorffs Vater war bis 1777 Geheimrat zu Weimar, daher kannte Goethe wohl die Familie Burgsdorff], und leben jetzt auf einem recht vertrauten Fuß. Weil er reich ist, lebt er hier recht brillant, er wohnt auf dem Wege nach Giebichenstein in einem Garten, hört diesen Sommer keine Kollegia, sondern studiert bloß etwas für sich. Er ist sehr vernünftig, viel vernünftiger als in Berlin, ob er gleich eben nicht in der besten Gesellschaft lebt; ich halte ihn jetzt wirklich für einen großen Kopf, er kann gewiß alles, was er will. Gleich nach dem ersten Besuch mußte ich ihm durchaus etwas von meinen [Wolfgang Goethes] Sachen vorlesen, denn er wollte durchaus nicht glauben, daß ich nichts Poetisches geschrieben hätte; er hat [verzeih meine Schwachheit] die „Anna Boleyn“ gehört, und ich bin mit mir selbst sehr zufrieden, daß ich sie ihm vorgelesen habe, denn er hat mir darüber sehr scharfsinnige und interessante Bemerkungen mitgeteilt, besonders über den Charakter Heinrichs, auch über den „Alla-Moddin“ habe ich manches Gute von ihm gelernt; er besitzt sehr viel natürlichen Scharfsinn, wenn er diesen durch Studium ausbildet, kann er einst in jedem Fache viel leisten.

- Vielleicht machen wir beide nächstens eine kleine Reise zusammen nach dem Harz, meine Gesundheit scheint wirklich eine Reise zu fordern. - Nächstens will ich auch auf dem Petersberg [in der Nähe von Halle] die Sonne aufgehen sehn, es soll eins der entzückendsten Schauspiele sein. -

Ich übersehe wieder Deinen Brief und freue mich, daß Du [Ludwig Tieck] so vergnügt gewesen bist; sei es oft, und auch ich bin es dadurch etwas mehr. Hüte Dich doch ja vor zu viel Arbeiten, Du kannst noch glücklich sein, aber bist Du einmal auf dem Punkt, auf dem ich [Wolfgang Goethe] stehe, dann ist jeder Wunsch vergebens; die wahre Melancholie läßt ihren Gefangenen so wenig wieder frei wie der Acheron.

Die Erscheinung des anmaßlichen Gespenstes [im >Genius<] hat auf Dich einen andern Eindruck gemacht, als sie auf mich gemacht haben würde; ich sehe, daß Du darin stärker bist als ich. So etwas versetzt mich jedesmal in ein wehmütiges Entsetzen [wie es der Verfasser des >Genius< sehr schön nennt]; ich würde wirklich sehr geschaudert haben, ja ich hätte können krank davon werden, denn für mich [Wolfgang Goethe] sind oft Wirklichkeit und Nachbildung in Ansehung der Folgen einerlei. - Spillner [richtig: Reichardt?] hat eine sehr enge Kammer, worin gerade ein Bett und ein Stuhl Platz haben; die Tür hat ein Glasfenster; ich war neulich gerade da, als ihn Carow [?] und Köhler [?] besucht hatten. Spillner und Köhler setzten sich mit dem Lichte in diese enge Kammer, und ich [Wolfgang Goethe] schauderte so heftig, daß ich dadurch in eine Art von Wut versetzt ward, denn sie waren mir beide mit einem Male ganz fremd [eine Empfindung, die sich bei mir sehr leicht einstellt], und sahen wie wahnsinnig aus. Daß Wahnsinn ansteckt, wird mir immer deutlicher, und so glaube ich, muß man auch die Worte Hamlets verstehen: „Die Kerls werden mich noch wirklich verrückt machen!“ Denn ich glaube, daß auch der Mensch [wenn er schwache Nerven hat] wirklich wahnsinnig wird, wenn er

sich einige Zeit wahnsinnig stellt; und Shakespeare macht also wieder zwei schöne Kontraste zwischen dem starken heldenmütigen Edgar und dem schwachen Hamlet. - Ob noch kein Schauspieler nach einer wahnsinnigen Rolle wirklich wahnsinnig geworden ist? [Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Wolfgang Goethe<.] Man hat von so etwas nur wenig Nachrichten. Von mir würde ich etwas Ähnliches befürchten. - Daß der Dichter, der einen Wahnsinnigen schildert, wirklich es indes sein müsse, davon bin ich überzeugt.

[...] Darf ich wohl auf diesen Brief schon [in] über acht Tage [heut ist Dienstag] Antwort erwarten? - Schreib mir doch recht oft, recht oft! hörst Du? - Du glaubst nicht, mit welcher Sehnsucht ich [Wolfgang Goethe] einem Brief von Dir entgegensehe. - Wenn Du Zeit und Lust hast, schreib mir öfter, auch wenn ich Dir nicht geschrieben haben sollte, denn alles was von Dir kommt, ist mir erfreulich. Herzlichen Dank noch dafür, daß Deine Briefe immer so lang sind, wenn ich kann, will ich es jederzeit erwidern. - Antworte mir bald!

Der Vorgang, von dem Du mir schreibst, ist nach meinem Urteil abgeschmackt, die Gefräßigkeit! - soll sie denn ein Gegenstand der Tragödie oder Komödie sein? - Die Geschichte Saturns und seiner Kinder wäre ein allerliebstes Sujet. - Dabei fällt mir Deine Aufgabe wegen der Allegorie ein, ich [Wolfgang Goethe] kann Dir diesmal nichts darüber schreiben, aber nächstens. - Du hast mich auch [zu]letzt über die Wirkung des Erhabenen zur Verantwortung gezogen; ich möchte mich an Dich⁷ rächen und Dir ein anderes Rätsel aufzulösen geben. Hast Du Zeit und Lust nachzudenken, so schreib mir doch nächstens Deine Gedanken über das Naive, es ist ein äußerst schwerer Gegenstand, von dem wir schon im Tiergarten [und/oder im Park zu Weimar] sprachen, und an den ich mich lange nicht habe wagen wollen, endlich aber glaube ich, etwas Festes darüber aufgefunden zu haben, darum schreib mir doch, ob sich hierüber auch unsere Gedanken, wie so oft, begegnen. Sollte es Dir nicht gelegen sein [denn oft tut der Zufall, der uns gerade auf eine Idee führt, hierin mehr als das schärfste Nachdenken], so will ich Dir nächstens einige Bemerkungen darüber schicken, die, soviel ich mich erinnern kann, neu sind. Urteile dann darüber.

[...] Die Reichardtsche Familie läßt Dir⁸ vielmals grüßen. Hensler studiert jetzt in Kiel. Reichardt hat den „Theseus“ von Rambach gelesen und sein Urteil ist fast das Deinige; er findet viele schöne Verse, aber ebenso viele Härten; die Szene im Garten zwischen Ariadne und Theseus findet er etwas frostig, und er sagt, ein Komponist, der es wüßte, was im Gesange auf dem Theater Effekt machte, würde ihm fast die Hälfte des Gesanges wegstreichen.

Lebe recht wohl
am 12. Juni

⁷ Typisch Goethesche Grammatik: Dich anstatt Dir.

⁸ Typisch Goethesche Grammatik: Dir anstatt Dich.

1. Erläuterung: ein typisches und unverwechselbares Goethesches Gleichnis ist das von den „wilden Pferden“, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe vergleicht also das Schicksal [den Schicksalswagen] des Menschen mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

1. Stelle: in einem Brief an Herder schrieb Goethe [WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772]: „Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue [gemeint ist: frische] Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ...“

2. Stelle: am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ...“

3. Stelle: im 8. Brief W. Goethes an seinen Sohn Ludwig Tieck: „die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ...“

4. Stelle: in dem Roman >William Lovell<, dessen wahrer Verfasser Wolfgang Goethe ist [siehe auch Kapitel V.2 auf Seite 82]: „Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ...“

5. Stelle: in einem Werk Goethes, das im Jahre 1823 unter einem Pseudonym veröffentlicht wurde, fand ich folgende Variante von den „wilden Pferden“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft:

„Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte, der Kraft gewiß, mit der ich nach eigenem Gefallen die Schritte aufhalten zu können glaubte? ...“

2. Erläuterung: Was Wolfgang Goethes schwere psychische Erkrankung betrifft, siehe auch das Kapitel IV.3: Analogismen und Indizien für Goethes Verfasserschaft im >William Lovell< und Kapitel IV.4: interessante Auszüge aus dem >William Lovell<.

3. Erläuterung: Der Grammatikfehler „ich möchte mich an Dich rächen“, anstatt „ich möchte mich an Dir rächen“, ist ebenfalls typisch für Goethe.

[9. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Der Anfang des Briefes Nummer 9 ist eine reine Erfindung Tiecks. Nicht er hatte einen Wahnsinnsanfall, sondern der 47jährige rastlose Schriftsteller Goethe. Im zweiten Teil stoßen wir wieder auf ein echtes Brieffragment Goethes, in welchem Goethe dem Sohn abzuraten versucht, die Universität zu wechseln. In Halle schien es Ludwig Tieck nicht zu gefallen und er wollte nach Erlangen gehen. Goethe riet eindringlich davon ab. Der Grund ist einleuchtend. Halle lag näher und zudem befand sich die Reichardsche Familie in der Nähe, wo Ludwig Tieck jederzeit Unterstützung finden konnte.

Sonnabend, den 19. Juni, Mittag

[...] Du würdest am Ende [...] nach Erlangen gehen. Bedenke genau, was Du tust; frage Dich selber sorgfältig um Rat, ehe Du hierüber etwas, vielleicht aus einer Übereilung, die Du späterhin bereuen möchtest, zu beschließen wagst. Zürne nicht, und [was noch tausendmal ärger wäre] mißverstehe mich [Deinen Vater] nicht, argwöhne nichts, was ich Dir verschwiege, unter dieser Vorsicht versteckt. Es ist dies ein Punkt, über den ich mit der nacktesten Offenheit mit Dir sprechen muß. Also noch einmal: bedenke zuvor, ehe Du Dich entschließt; und glaube nur um Gotteswillen nicht, daß ich aus einer gehässigen Kälte und aus Vernünftelei zu unrechter Zeit die Wirkung Deiner leidenschaftlichen Liebe zu mir stören will. Es ist zu Deinem Besten, was ich sage. Du wirst in Halle bis Ostern gewiß immer mehr Behagen fühlen, wirst in angenehme Verbindungen verkettet werden und manchen schönen Umgang anspinnen. Nun prüfe Dich selber ja mit Strenge, ob Du stark genug bist, alles dies aufzuopfern, um - einem einzigen Menschen zu gefallen, von dem Du doch nach einem oder eineinhalb Jahren alsdann wieder getrennt bist, 30 Meilen weiter in die Mitte von Deutschland hinein zu ziehen. Es würde nichts kränkender für mich sein, als wenn Du dies mißverständest, und nur auf einen Augenblick verleitet werden könntest zu glauben, meine Liebe zu Dir wäre um einen Gran verringert geworden. ... Vielleicht, daß es möglich wäre! - könnte meine [Goethes] Gegenwart die Wolken von Deiner Stirn scheuchen. Aber dann die Trennung wieder! Welch ein neuer Blitz für uns beide! - Nur keine Aufopferung von Deiner Seite, Tieck! Ich will keine Schuld auf mich geladen wissen! Und wenn ich künftig auch nur etwas weniger Deine Liebe verdienen sollte, und Du auch nur etwas von Deiner heißen Liebe nachgelassen hättest, - - doch, wo gerat' ich wieder hin. O, ist es denn nicht vergönnt, daß wir [Vater und Sohn] zusammen glücklich sein können? Nun -

vielleicht! Die Hoffnung soll mich nie verlassen! Möchte sie Dir auch beistehen!

Vergib mir, wenn mein Brief heftig und sonderbar ist. Ich küsse Dich zärtlich, und - verspreche, wenn es nur irgend geht, Dir künftigen Posttag wieder zu schreiben. Gott sei mit Dir.

W., alias W[olfgang] Goethe

[10. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Weimar], den 18. Juni, Montag Abend

Da ich versprochen habe, Dir wieder zu schreiben, so kann ich unmöglich Deine Erwartung täuschen. Ich halte solch ein Versprechen, Dir getan, für das kräftigste Mittel, mich zu etwas zu zwingen, wenn das Geschäft, an Dich zu denken, das mir das süßeste ist, noch eines Zwanges bedürfte. Aber wahrlich, ich fühle es, ich hätte Dir ganz gewiß wenigstens ein paar Zeilen geschrieben, wenn ich auch die zeitraubendsten Abhaltungen gehabt hätte, denn ich weiß es selber gar zu gut, was es heißt, vergeblich [zu] warten, und seine sicheren Hoffnungen vereitelt sehn. Aber Abhaltungen und Zerstreungen habe ich jetzt doch bis zum abscheulichsten Überdruß. Es ist ein großer Trost, den ich Dir geben kann, daß Du frei, nach Deiner eigenen Willkür, in schöner Unabhängigkeit Deiner Zeit genießen kannst; indeß ich [Wolfgang Goethe] durch Geschäftsgänge und durch überhäufte Vergnügungen durch meinen trägen Körper, der eines eisernen Schlafes gewohnt ist, und durch die inkonvenienten Verhältnisse mit manchen meiner Bekannten beständig nicht nur an Beschäftigungen, sondern auch an selbstgewählten Erholungen und an besserem Umgange gestört werde.

[...] Wenn Burgsdorff wieder solider geworden ist, so freut mich's sehr. Grüß ihn herzlich.

Bernhardi denkt, wenn er irgend kann, in den Hundstagsferien nach Halle zu reisen, und freut sich sehr zu Dir. Es hatte schon auf einen Brief von Dir [Ludwig Tieck] gewartet. Ich habe ihm Deinen gegeben [richtig: übersandt]; auch die an Deine liebe Schwester hab' ich abgegeben [richtig: übersandt]. Warum schreibst Du ihr nicht öfter? Versäume ja nicht, an sie [Sophie Tieck] und an Deine Eltern [richtig: Pflegeeltern] zu schreiben. Hörst Du? Deine Schwester [richtig: Ziehschwester Sophie Tieck] verrät ein so gutes, sanftes Gefühl, und so viel Liebe und Zärtlichkeit für Dich!

Diese übergroße „Liebe und Zärtlichkeit“ Sophie Tiecks für ihren Ziehbruder Ludwig sollte noch eine böse Krise heraufbeschwören. Siehe weiter unten das Kapitel: Ludwig Tiecks wahres Verhältnis zu Sophie Tieck.

[11. Brief]

angeblich: Tieck an W.

richtig: mehrere Brieffragmente W. Goethes an Tieck

Mit der größten Freude habe ich Deine Briefe erhalten und vorzüglich aus dem ersten gesehn, wie sehr Du mich [Goethe] liebst. Daß man mich [Goethe] mißversteht, bin ich schon gewohnt, aber liebster W. [richtig: liebster Tieck], wir beide sollten uns nicht mißverstehen. Glaube ja nicht, daß ich mir den Schein geben wollte, besser zu sein als ich wirklich bin, ich kenne meine Fehler und Schwachheiten so ziemlich, aber diese Schwachheit habe ich wenigstens abgelegt. Du [Tieck] hältst mich also für einen Toren, für einen der größten Toren, für ein Kind, das sich erst mutwillig den Kopf an der Mauer [an-]stößt, und dann jedem entgegenläuft und ihm klagt, daß es Schmerzen empfinde? Daß ich krank wurde, war diesmal wahrlich ohne meine Schuld [geschehen], es war nicht der Trotz, den ich sonst wohl zuweilen an mir bemerkt habe, ich kannte mich noch nicht genug, ich traute mir mehrere [mehr] Kräfte zu als ich wirklich besaß, es war kein vorsätzlicher Fehler. Ich habe Dir und niemand anders meine Empfindungen vorgelegt, weil Aufrichtigkeit das erste Gesetz unseres Briefwechsels war. -

Ich [Wolfgang Goethe] hasse das Leben nicht mehr, seit ich Freunde habe, die mich mit den schönsten Fesseln zurückziehen; seit ich Dich [Ludwig Tieck] kenne, weiß ich, daß vielleicht ernste Pflichten auf mich [Deinen Vater] warten, daß ich Hoffnungen nicht als ein Boshafter ermorden darf, meine Eltern [richtig: meine Kinder?] lieben mich, mein Tod würde auch der ihrige sein, eben so [der Tod] meine[r] Schwester [richtig: meiner Mutter]. Vielleicht kann ich [Goethe] ihnen [meinen Kindern] einst wiederbezahlen, was ich Ihnen schuldig bin, und [es] gehört zu meinen schönsten Träumen, ihnen ihr hilfloses Alter [Im Sinne von: ihre Jugend und ihr Erwachsenwerden] zu erleichtern. Du siehst, wenn ich dies alles fühle, daß ich dann unmöglich der Leichtsinrige sein kann, für den Du mich wirklich hältst; der von einem Vermögen schwelge, was ihm nicht gehört. Wäre ich allein in der Welt, dann, ich gestehe es - doch wozu? ich will abbrechen, da ich heut' überdies einmal froh, sehr froh gewesen bin.

Unterlaß ja nicht, den zweiten Teil des >Genius< zu lesen; er ist schöner als der erste. Ich habe Dir dies Buch schon und den >Tasso< empfohlen; ich will Dir jetzt noch ein anderes, [das] mehr als >Tasso< [ist], und beinahe noch mehr [ist] als der >Genius<, empfehlen: die >Estelle< von Florian; es ist ein Schäferroman, ein wahres Meisterstück, doch Du sollst mir dann selbst Dein Urteil darüber schreiben, mich hat es mehr als einmal zu Tränen gerührt. Lies es aber ja im Französischen, die deutsche Übersetzung kann Dir unmöglich den dritten Teil des Entzückens gewahren, das ich durchgängig gefühlt habe. Es ist äußerst naiv und oft rührend naiv, unter vielen sehr naiven Ideen nur eine herauszuheben: ein Schäfer ist auf eine bestimmte Zeit von seiner Geliebten getrennt; damit diese Zeit desto schneller vergehe, treibt er die Schafe am Abend viel früher ein als die andern Hirten, er glaubt, wenn er früher [Feier-] Abend mache, werde es auch um so früher Morgen werden. Dieser einzige Zug muß Dich

schon bewegen können, das Ganze zu lesen; es ist überdies nötig, wenn wir noch beide [d. h. Du] das >Lamm< schreiben wollen [wozu ich [Goethe] Dir vielleicht schon mit diesem Briefe den Plan mitschicke].

In >Kabale und Liebe< hat mir Fleck [Schauspieler] nie gefallen wollen, am wenigsten in den Szenen mit Louisen, die letzten und den Schluß des zweiten Akts spielt er göttlich. Kasselitz und Reinwald sind vielleicht unter der Kritik. Die Unzelmann spielt ziemlich, Herdt vortrefflich (alles nach meiner [Goethes] Meinung). - Ist es Dir nicht aufgefallen, daß Schiller in dem Sekretär Wurm einen großen Fehler begangen hat? Erinnerst Du Dich noch, daß wir es einst an Shakespeares Bösewichtern bewunderten, daß man sie gar nicht hassen könne? - Dies ist hier nicht der Fall. - Er wird so sehr gehaßt, daß er selbst die Illusion stört, weil er gar zu abscheulich ist [denn er ist in meinen Augen abscheulicher als Franz Moor, der doch noch bereut] am meisten in der großen Szene, in welcher er Louisen den Brief diktiert.

[...] Weißt Du denn aber auch, von wo ich Dir diesen Brief schreibe? Aus einer Schenke in Waldeck auf dem Wege nach Gernrode, wo ich [Goethe] Burgsdorff besuchen will. Du wirst Dich erinnern, daß ich nach dem Harz eine kleine Reise verfertigen wollte [um dies gute alte Wort auch einmal wieder zu brauchen], eine Krankheit hielt mich acht Tage ab, heut bin ich aufgebrochen. Neben mir an ist Musik und Tanzen, und auf dies und die Schenke schiebe alle vorgefallenen Unrichtigkeiten [im Text des Briefes], das schlechte Papier usw. - Du wirst den Brief zwar jetzt nicht erhalten, aber ich will Dir denn doch immer schreiben.

Lieber W. [richtig: lieber Tieck], die Reise ist es, die mich so froh gemacht hat; die Bewegung hat mein Blut, die Gegenstände meinen Geist rascher umgetrieben.

Schlaf wohl, ich bin sehr müde. [...]

[12. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Freitag, den 20. Juli [1792]

Mein zärtlich geliebter Tieck!

Endlich hör ich einmal wieder etwas von Dir. Gewiß hätt' ich schon lange, wirklich lange schon wieder an Dich geschrieben, wenn ich nicht so viel Zerstreungen gehabt hätte. Ich habe in der Tat allen meinen Verstand und meine [innere] Überredung, d. h. mein Phlegma aufbieten müssen, um bei Deinem Stillschweigen, das mich so lange beunruhigt hat, nicht zu unruhig zu werden. Da ich Deine Harzreise ahndete, so war ich ungewiß, ob mein Brief Dich schon wieder in Halle antreffen würde; auch erwartete ich immer einen von Dir, heute aber am sichersten, und - ich bin inniglich froh, daß ich mich nicht getäuscht habe. Aber glaube es mir auf mein Wort, ich hätte, wenn Du auch noch längere Zeit geschwiegen hättest, es doch

kaum übers Herz bringen können, Dir Vorwürfe darüber zu machen: ich hätte es wahrlich nicht getan.

Seit Deinem letzten Briefe habe ich oft mit sehr zärtlicher Rührung und reger Empfindsamkeit an Dich gedacht; und ich bin über alles glücklich, daß Du, wie ich sehe, auch an mich noch immer mit einer Innigkeit denkst, die ich erst seit Deiner Entfernung aus Deiner Schriftsprache recht erkenne.

Verzeihe es meiner Freundschaft, wenn ich in meinem vorletzten Briefe das demütige Gefühl der Hochschätzung, den meisternden Ton heftiger Vorwürfe angenommen hatte. [Wegen Tiecks Plan, die Universität zu wechseln.] Aber Du hast mir schon verziehen. Ich weiß es ja auch selbst, wie übel dieser Ton mir [Goethe] steht, und wie häßlich dabei meine Empfindungen verzerrt werden. Doch der Fall, der diese Diskursion veranlaßte, hatte mich zu gewaltsam erschüttert, als daß, - nun - möge ewige Vergessenheit darüber ruhn. Daß g'rade jenes Dein Übelbefinden nicht eine Frucht der Tollkühnheit war, die ich schon manchmal, wenigstens in Gedanken, an Dir gerügt habe, kann sein; daß Du aber die großscheinende Schwachheit [Selbstmordgedanken?] sonst gehabt hast, - [Tieck, verzeih' um's Himmels willen, daß ich es wieder Schwachheit nenne; in's Gesicht könnt' ich's Dir wahrlich nicht sagen; ich weiß nicht, warum ich's mir vergebe [es] zu schreiben?] nun, das gestehst Du selber ein. Und davon [von den Selbstmordgedanken?] Dich abzubringen, [wohl Dir, wenn Du Dich selbst schon geheilt hast], das allein war die Absicht meiner Invektive gegen Dich. Und o! wie erhaben dünkt ich mich als ein Glied der Kette, die Dich an diese Erde fesselt. Ich glaube, ich habe meine Bestimmung in der Welt genugsam erfüllt, wenn ich nur ein starkes Glied dieser Kette bin. Möchte sie nimmer zerreißen.

Du bestrafst mich mit der größten Belohnung, wenn Du zu meinem Einwand wegen Deiner Wahl von Erlangen bloß sagst, ich [Goethe] hätte Dich [Ludwig Tieck] mißverstanden. Wenn ich aber in einer Sache, wo Eigennutz [doch der edelste denk' ich], mit der Besorgnis für die Zufriedenheit des Freundes kämpft, nicht so nachsichtig wäre, wenn ich strengere Beweise von Deiner Seite fordern könnte, daß nicht das Glück, was mir zuteil werden soll, Dir abgehen würde, so würde ich in der Tat Deine Erklärung hierüber wenig befriedigend finden. Du hättest in Halle keine Verbindungen, deren Auflösung Dir wehe tun könnte? Hast Du nicht die Reichardt'sche Familie, Burgsdorff, und vielleicht noch andere? Hast Du nicht schöne Gegenden, die Dich kennen und die Du liebst, Flumina nota usw? Bist Du Deinen Eltern [richtig: Deinem väterlichen Freund Reichardt und Deinem wirklichen Vater] nicht näher? - Doch meine selbstsüchtige Seele hält mir den Mund zu, da meine liebende Seele mich fortfahren heißt.

Scheine ich Dir nicht einem Kinde ähnlich, das nur darum sich so lange nötigen läßt, ein Geschenk anzunehmen, um es nachher mit desto größerem Scheine des Rechts, mit desto begierigeren Händen ergreifen zu

können? Ich will nicht entscheiden, in wie fern Du in dieser Vorstellung unrecht haben möchtest. Dennoch, - überlege: sieh auf Dich selbst. Wenn dann unser beiderseitiger sehnlichster Wunsch erfüllt werden kann, wenn wir an einem Orte die blumenreichsten Jahre des Lebens [richtig wohl: Deine [Ludwig Tiecks] blumenreichsten Jünglings-Jahre des Lebens] zusammen zubringen dürften: o welche unaussprechlich reizende Aussicht in die Zukunft! Zwei Wesen [Vater und Sohn], von dem traurigen Schwall und Wüste der Welt isoliert, in einer Freiheit, die Götter beneiden könnten, in einer Sorglosigkeit, die man vergeblich an andern Orten der Erde und in andern Zeitpunkten des menschlichen Lebens sucht, - durch nichts an die Menschen, bloß an einander mit den unauflöslichsten Banden gekettet: - so setzen wir uns dann mit Entzücken auf die Schaukel des Glückes, und lassen uns zusammen von unsern Freuden in herrlichem Schwunge bis an die Sterne schleudern: Coetusque vulgares udamque spernimus humum! - Aber ich schweife wieder aus! Ach! diese Seligkeit scheint mir zuweilen so groß, daß, - soll ich nach der bäuerischen Einfalt meiner dunkeln, ahnungsvollen Empfindungen sprechen? - daß ich bange davor bin. Denn ich kann mich nicht überreden, wie das im Guten so haushälterische Schicksal, das so genaue Rechenbücher über die Freuden und Leiden hält, die es uns zuteilt, mich mit einem so großen Kapital beschenken könnte, ohne mir nachher dafür die drückendsten Zinsen abzufordern. Doch ich trage diese Beschwerden, wenn Du mich so glücklich machst. Und ich nehme Deine Wohltat, die Du an mir tun willst, mit dem dankbarsten Gemüte an, wenn sie Dich nicht gar zu viel kostet. Dabei bleibt's. O ich habe heut schon herrliche Szenen aus uns'rer künftigen Gemeinschaft geträumt! -

Diese „großscheinende Schwachheit“, die Goethe an dem Sohn Ludwig Tieck rügte, könnte durchaus mutlose Hoffnungslosigkeit, ja Verzweiflung gewesen sein, wegen seines Studiums. Tieck hatte offensichtlich Lernprobleme, schließlich kehrte er 1794 der Universität ohne Abschluß den Rücken.

[13. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Montag [Datum absichtlich weggelassen?]

Wo bleibt mein Brief, den ich nun wohl bald erwarten dürfte? Wenn zu allen Deinen Fähigkeiten hinzukäme, Ordnung und Pünktlichkeit zu beobachten, so würdest Du ein ganz vollkommenes Wesen sein, - vielleicht zu vollkommen für diese Welt. Ich freue mich nur über mich selbst, daß ich jene Schreibträgheit und Nachlässigkeit im Korrespondieren bei mir nicht bemerke; doch ich habe freilich fast lauter angenehme Briefwechsel.

[...] Sie [die Herzoginmutter Anna Amalia?] wünscht mich nach Frankfurt zu ihrem Sohn [Herzog Karl August]. Ach! ich wünschte mich am

ersten zu Dir! zu Dir, Du Freund meiner heiteren, entzückt frohen Stunden, und meiner trüben, launenvollen Apriltage! Wann werd' ich Dich wiedersehen? - Soll ich Dir einen kleinen Schreck einjagen? Ich kann Dich nicht langer täuschen und mit Vorbereitungen hintergehn. Kehr' um und lies die Antwort:

Künftigen Montag! -

Höre die Auflösung meines Rätsels. Ich bin vor Entzückung außer mir; ich taumle in der seligsten Hoffnung! [...] Ich sehe Dich - diesen [im Sinne von: kommenden?] Montag - in Halle [richtig: in Gotha?]? Wer hätte gedacht, daß ich geboren wäre, um so glücklich zu sein!

Aber ich eile, Dir einige langweilige Betrachtungen vorzupredigen, die ein paar Tropfen Wassers in das Feuer meiner Entzückung tröpfeln. Es wird nicht angehn, daß wir länger als einen Tag in Halle [richtig: in Gotha] bleiben; denn unsere Zeit ist beschränkt. [...] Wen ich außer Dir in Halle sehen möchte? Keinen als Reichardts! Diese Familie liebe und schätze ich [Goethe] innig. - O ich sehe es schon im Geist, wie wir in ihrem romantischen Garten [in Giebichenstein] wandeln, und vom Giebichensteiner Felsen herab die Landschaft unter uns liegen sehen! Dann meinen Arm um den Deinen und meinen Mund auf Deine Lippen, - so kenn' ich nichts Höheres! An dem Tage wollen wir die Zeit mit unserm süßen Geschwätz so ausfüllen, daß kein Moment ungenutzt bleibt, - so wie in einem wohlgefüllten Raum von Menschen kein Apfel zur Erde kommen kann.

So lebe denn wohl, mein Teuerster! Ich brenne vor heißer Sehnsucht, Dir an den Busen zu fliegen! - Nur! - erwarte mich nicht zu ängstlich zu einer gewissen Stunde, - freue Dich nicht zu sehr auf einen vergänglichen Tag, - hörst Du? - Doch sei, wenn Du von meiner Hand berührt wirst, eben der gütige Freund, der Du in einer Entfernung von 20 Meilen geblieben bist.

*Mit entzückungsvoller Hoffnung des Wiedersehns - Dein Freund
[und Vater] W. Goethe*

Am 8. August 1792 reiste Goethe nachweislich von Weimar ab, um den Herzog in den Rheinlanden zu treffen und ihn auf seinem „Frankreichfeldzug“ zu begleiten. Am 12. August kam er in Frankfurt bei der Mutter an. Aber erst am 21. August 1792 reiste Goethe von Frankfurt ab, um den Herzog in Mainz zu treffen. Ich halte es für möglich, ja sogar für wahrscheinlich, dass Goethe die Gelegenheit seines Besuches bei der Mutter in Frankfurt nutzte, um ihr den Sohn der Urania, Ludwig Tieck, vorzustellen. Sieben „heilige Tage“ lang verlebten Vater und Sohn - Wolfgang Goethe und Ludwig Tieck - in Frankfurt im Haus der Großmutter. Natürlich reiste Ludwig Tieck incognito, unter falschem Namen. Goethe gab ihn wohl als seinen Diener aus. Selbstverständlich besuchten die Beiden auch den Park des Schlosses in Homburg vor der Höh. Die versteckten

Andeutungen im nächsten Brief, worin Goethe von „sieben heiligen Tagen“ spricht, lassen es vermuten.

[14. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck [nach dem Abschied geschrieben]

[Frankfurt, nach dem 20. August 1792]

Mein liebster, mein bester Tieck!

O Wehe! da bin ich wieder von Dir gerissen, und muß mich in Gesellschaften [zu Frankfurt am Main] herumtreiben, die gegen die Deine so sehr abstechen, wie - die schöne Venus, die ich heute [...] gesehen habe, gegen den Kerl im Leipziger Garten, der mit dem Schlag 15 sich den Dolch in die Schulter stieß!

[...] Ich [Wolfgang Goethe] werde nicht die heiligen 7 Tage vergessen, die ich mit Dir verlebt habe! Empfange meinen feurigsten Dank für Deine Freundschaft, mein zärtlich geliebter Tieck!

[...] Bleib gesund: grüße Burgsdorff, Reichardts und - die Giebichensteiner Felsen. Lebe wohl Du Teurer: Dein Bild steht mir ewig vor der Seele; und die 7 Tage, besonders den in Wörlitz [in Wahrheit: den Tag im Park von Bad Homburg, dem „tempe“ der Empfindsamen], vergesse ich nie.

Es wird mir schwer, mich von Dir zu trennen, aber die Zeit [gemeint ist: die Kriegszeit] will's. Leb wohl. Ewig

Dein Dich liebender [Vater]

W. [alias Wolfgang Goethe]

[15. Brief]

Der 15. Brief ist wahrscheinlich [überwiegend] ein echter Brief des echten Wackenroder an Ludwig Tieck.

[16. Brief]

angeblich: Tieck an W.

Der 16. Brief ist nichtssagend. Könnte eine reine Erfindung Tiecks sein.

Am 16. Dezember 1792 kam Goethe erst von seinem „Frankreichfeldzug“ in Weimar an. Die folgenden zwei Briefe [genauer gesagt: der 17. und 19. Brief] wurden demnach während seiner Rückreise an den Sohn, Ludwig Tieck, geschrieben.

[17. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

November 1792, Sonnabend Vormittag

Mein geliebter Tieck,

[...] Übrigens muß ich Dir in allem Ernst sagen, daß jedes kleine Geschöpf Deiner Muse [gemeint ist: jede kleine dichterische Produktion], es mag so roh sein als es will, mich doch immer leichter in den poetischen Humor stimmt, als sonst etwas. Aber überhaupt habe ich gemerkt, wenn ich von Dir nichts höre oder sehe, - so feiert meine Muse, ich vergesse sie. Ist's doch, als wäre Dein [Ludwig Tiecks] Geist ein Teil von ihr, als zöge sie aus ihm nur Nahrung, als wäre sie nichts ohne ihn. Es ist mir gar auffallend, daß, sobald ich was von Dir lese, oder, noch besser, mit Dir mündlich in das Feld der Poesie hineinschweife, mein Blut sich erwärmt, und ich meine lebhafteren Empfindungen in Rhythmen daher strömen zu lassen versucht werde. Jetzt habe ich wenig Zeit; allein sollte ich etwas dichten, so schick' ich's Dir. Doch zweifle ich, bald. [...]

W. alias W. Goethe

[18. Brief]

Der 18. Brief, Tieck an Wackenroder, dürfte ebenfalls [größtenteils] echt sein. Er enthält einige Informationen über Tiecks Aufenthalt in Göttingen.

[19. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Ort unbekannt], den 27ten November 1792, Dienstag, Abends

Mein innigstgeliebter Tieck!

Es sieht zuweilen wohl so aus, als wenn ich ohne Dich eine Zeitlang so notdürftig vergnügt leben könnte; aber im Grunde ist's doch nicht wahr, und ich betrüge mich selbst, wenn ich mir so viel zutraue. Du kannst versichert sein, daß ich in dieser Stunde aus wahrem Bedürfnis an Dich schreibe: es ist mir, um diesen Abend noch mit Ehren und guter Manier zu erleben, so notwendig [...] Wo sind die schönen Zeiten, da ich keinen Nachmittag oder Vormittag ruhig sein konnte, wenn ich Dich nicht gesehen hatte; da ich an jedem Tage mit Dir ein oder zwei Stunden zusammen genoß und unsere Seelen sich einander umarmten? Wie oft strichen wir gegen Mittag, wie oft zur Zeit der untergehenden Sonne im Tiergarten [und/oder im Park zu Weimar?] herum, den ich nun wohl über einen Monat [richtig: vier Monate] nicht gesehn habe! Und wenn wir Abschied nahmen, taten wir es nie, ohne voraus zu bestimmen, wann wir uns wiedersehen würden. [...]

Es wird Dich wohl nicht befremden, wenn ich von Schmohl's Briefen [durch Reichardt] weiß. Gütiger Himmel, es ist eine traurige Erfahrung, daß sich Menschen so fürchterlich ändern und rätselhaft werden! Ich mag kein Wort weiter darüber verlieren. Aber das wünschte ich, dazu beitragen zu können, daß Du Dich beruhigest. Du kannst es Dir ja wohl vorstellen, daß Deine liebe gute Schwester, Deine Eltern und Dich selbst mit den natürlichsten Gründen gegen jene, mir unbegreiflichen, Niederträchtigkeiten besänftiget hat. Gottlob, daß Du fort aus Halle bist.

Schreiben wirst Du ihm doch gewiß wohl nicht. Ich wünsche von ganzer Seele, und bitte Dich inniglich, ihn und seine schlechten Streiche so bald als möglich zu vergessen. Ich mag nichts mehr davon sagen, über diesen unerhörten Vorfall. Ich bitte Dich nur, Dich zu beruhigen, lieber Tieck! [Siehe unten die Erläuterung.]

Donnerstag, Abends

Gestern war ich mit [...] in dem Konzert, wie gewöhnlich des Mittwochs. Weil ich da gewöhnlich sehr aufmerksam bin, so ist es mir besonders auffallend, wie müde die Musik mich immer macht: ich fühle es sehr, wie die Töne, wenn man sie mit ganzer Seele aufnimmt, die Nerven ausdehnen, spannen und erschlaffen.

[...] Wir wundern uns alle, aber nicht ohne herzliche Freude, über Deine Sorgfalt und Emsigkeit im Schreiben. Ich höre, Du bist so fleißig in Göttingen, und lebst vergnügt. Bleib gesund, arbeite nicht zu viel, damit ich Dich auf Ostern wohlauf sehe.

Du glaubst nicht, wie lebhaft ich gestern Abend, am Ende des Konzerts, als ich im Winkel saß, an unsere herrlichen Tage auf der Reise, besonders an den in Wörlitz [richtig: Bad Homburg] dachte. Gott was war das für ein Vormittag! Idealischer hab ich nie einen erlebt. Erinnerst Du Dich des halben Stündchens, da wir in dem Felsengemache auf den Steinen saßen, und durch die Öffnung auf den ruhigen Kanal heruntersahen? Wie lachte alles um uns her, wie milde leuchtete die Sonne, und in welch liebliches Blau hatte sich der Himmel gekleidet! Bei allem dem aber bin ich fast überzeugt, daß ich mir diesen Morgen jetzt noch schöner vorstelle, als er in der Tat war; und ich glaube, daß es mir [Wolfgang Goethe] mit allen meinen vergangenen angenehmen Schicksalen so geht. In der Erinnerung sondert die Phantasie alles Heterogene von selber ab, scheidet alles stillschweigend aus, was nicht in den Hauptcharakter des Bildes gehört, und gibt uns für das immer noch mangelhafte individuelle Bild ein Ideal. Noch eigentlicher ist dies das Geschäft der Hoffnung. Überhaupt glaub' ich, daß in der Welt nichts so schön sei, daß man sich's nicht noch schöner vorstellen könnte, und daß also der so gemeine Ausruf bei einer schönen Gegend: „man kann sie sich nicht schöner vorstellen“, grundfalsch ist. Einen Strauch hingesezt, wo ein dürrer Fleck, eine Lücke in der Landschaft war; eine hervorstehende Felsmasse, die eine reizende Aussicht verdeckt, weggenommen, und das Ganze gewinnt unter unserer schöpferischen Hand unendlich. Doch das ist wohl leicht einzusehen.

[...] Ich [Wolfgang Goethe] habe keine lebendige Aufmunterung; die Hälfte meiner Seele ist von mir gerissen! Und meine Zeit wird von oft nicht würdigen Dingen und Zerstreungen besetzt. Ach! die Jurisprudenz! Wann werde ich mich überwinden können, nur mein Gedächtnis mit der Terminologie, Definition, Distinktion u.s.w. zu bemühen! Was ist das Römische Recht für ein seltsam Gewebe von Worten und Worten und Worten, womit die einfachsten Sachen umspinnen sind! Und was führt ein

Richter für ein Amt! Eine Begebenheit, die Herzen zersprengen und Köpfe wahnsinnig machen kann, eine Sache der Leidenschaft, der menschlichen Seele, wie sieht er sie an? Er sucht unter den verschiedenen barbarischen Namen, welche die Römer den Klagen gegeben haben, den aus, der für den Fall paßt; und nun wird das Uhrwerk aufgezogen, es geht seinen Gang und läuft ab. Es ist grade so, als wenn der Knabe, der rechnen lernt, auf seinen schematisch aufgesetzten Einmaleins oben 4, an der Seite 5 aufsucht, und mit beiden Fingern zusammenfährt, bis er auf 20 trifft. Ehe diese Sache zu Ende ist, sind schon 100 neue eingelaufen: das Räderwerk geht immer und ewig, - jene Menschen trotzen aller menschlichen Empfindung, nähren sich von Blut und Tränen; - o man kann sich das Bild sehr schrecklich machen! - Aber freilich sprech' ich wohl etwas einseitig. Ich selbst indeß mag nie Richter, nie ein großer Jurist sein. -⁹

Du bist von mir immer das aufrichtigste Urteil gewohnt gewesen. Dies und nichts mehr mag die Einleitung dazu sein, daß ich Dir gestehe, in Deinem >Adalbert und Emma<, das ich heut Abend durchgelesen habe, wenig Vortreffliches gefunden zu haben. Das meiste ist [ich spreche immer von Dir, und in Vergleichung mit dem, was Du vermagst] sehr gewöhnlich, und trägt die deutlichsten Spuren der Flüchtigkeit an sich. Warum müssen doch Leute wie Du so schnell schreiben! Die Züge, die Du an 10 verschiedenen Orten unter 100 weniger schönen hinwirfst, könnten, zusammengestellt, Meisterstücke geben! Wenn doch mehr vollkommene, wenigstens mehr ausgearbeitete Werke erschienen. - Doch dies paßt hier nicht. - Im Ganzen bleib' ich hartnäckig bei meinen Gedanken, daß das Charakteristische des Ritterkostums im ganzen Geiste nicht so recht dargestellt ist. Aber darüber ein andermal. Dann kommt's mir so vor, als wenn nicht die einzelnen Umstände unter Deiner Hand sich Dir dargeboten und sich zu Deinem Zwecke hingeneigt hätten, sondern, als wenn Du sie

⁹ Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<, alias J. W. Goethe: „Ich nahete mich der einen [Figur] und erblickte ein Wesen in einem Schlafrock am Arbeitstisch, von dem ich anfangs zweifelhaft /31/ blieb, ob es ein Mensch oder eine mechanische Figur sei, so sehr war alles Menschliche an ihm verwischt und nur bloß der Ausdruck von Arbeit geblieben. Das Wesen schrieb, in Aktenstöße vergraben, wie ein lebendig eingescharter Lappländer. Es kam mir vor, als wollte es das Treiben und Hausen unter der Erde schon im voraus, über ihr, kosten, denn alles Leidenschaftliche und Teilnehmende war auf der kalten, hölzernen Stirne ausgelöscht und die Marionette saß, leblos aufgerichtet, in dem Aktensarge voll Bücherwürmer. Jetzt wurde der unsichtbare Draht gezogen, da klapperten die Finger, ergriffen die Feder und unterzeichneten drei Papiere kurz nacheinander. Ich blickte schärfer hin - es waren Todesurteile. Auf dem Tische lagen der Justinian und die Halsordnung, gleichsam die personifizierte Seele der Marionette.

Tadeln konnte ich's nicht; aber der kalte Gerechte kam mir vor wie die mechanische /32/ Todesmaschine, die willenlos niederfällt. Sein Arbeitstisch war die Gerichtsstätte, auf der er in einer Minute mit drei Federzügen drei Todesurteile vollstreckt hatte. Beim Himmel, hätte ich die Wahl zwischen beiden, lieber wäre ich der lebende Sünder als dieser tote Gerechte.

Noch mehr ergriff es mich, als ich sein wohlgetroffenes in Wachs bossiertes Konterfei ihm unbeweglich gegenüber sitzen sah, als wäre es an einem leblosen Exemplare nicht genug, und eine Doublette nötig, um die tote Seltenheit von zwei verschiedenen Seiten zu zeigen.“

immer selbst hättest zusammenholen und zum Ziele bringen müssen. Ich meine, man sieht zu sehr immer das Bedürfnis des Verfassers; es ist alles zu schwach. Auch sind Deine Schilderungen Dir zu häufig entfahren. Ich könnte Dir viel Belege und Beispiele zeigen, aber das ist zu weitläufig. Die Schilderung, wie Emma ihren Adalbert nach und nach vergißt, und Friedrich hingegen das Gegenteil, ist sehr gut. Aber dadurch, daß Emma nachher gleich zwischen Wilhelm, den sie zum erstenmale sieht, und Adalbert, einen ehemaligen wahren Geliebten, dessen Gedächtnis in ihrer Seele schlummert, gleich eine so grelle Vergleichung anstellt, ist höchst widrig. Die einzige echt genievollte Stelle, die sich mir aufgedrungen hat, ist die Schilderung von Adalbert's Hinreiten zur Friedens - Burg, am Ende: diese ist sehr erschütternd. Die Idee in den letzten Versen am Ende ist sehr artig. Die Stelle: „Als er am Morgen aufwachte, war Adalbert und sein Versprechen, sein erster Gedanke“, ist ganz aus der menschlichen Seele geschöpft.

Sonnabend: Gestern Abend hab' ich Deiner Schwester den neuen Teil des Stücks ganz vorgelesen [richtig: mit der Post übersandt] und mich über ihre [briefliche] Urteile sehr gefreut. Sie stimmten fast durchaus mit den meinigen überein. Sie sagte sehr richtig bei jener widrigen Stelle: Eine neue heftige Leidenschaft verlischt gänzlich die Erinnerung der alten. [Eine satirische Spitze Ludwig Tiecks auf seine Schwester Sophie Tieck, die ihren Bruder so sehr liebte?] In Löwenaus Entschuldigung vor sich selbst sind auch viel wahre und schöne Stellen, nur zerstreut.

Meinen herzlichen Gruß an Deinen Burgsdorff. Wißmann [?] läßt Dich grüßen. Ich [Wolfgang Goethe] freue mich unendlich auf Ostern und auf die Zeit nach Ostern! Ich bestelle Dir noch eine Stube und eine Kammer? - Schreib mir bald, mein liebster, einziger Tieck und bleib' gesund.

Erläuterung: Der Studienfreund Schmohl benahm sich angeblich niederträchtig gegen Ludwig Tieck? Welche „Niederträchtigkeit“ könnte er begangen haben? Im 1. Brief steht: „Die Abschrift der >Anna Boleyn< hab' ich [Goethe] auch gesehen ... Schmohl's und Deine [Ludwig Tiecks] Hand [gemeint ist: Handschrift] wechselt auf eine kuriose Art ab. Einmal hat Schmohl nur ein paar Worte geschrieben: es ist viel, daß Du [Tieck] mehr Geduld [zum Abschreiben] hast als er [Schmohl].

Dies könnte bedeuten: Wolfgang Goethe rechnete es dem Sohn hoch an, dass er beim Abschreiben der >Anna Boleyn< mehr Geduld [d.h. Leistung] aufbrachte als Schmohl. Ich bin überzeugt, nicht Tieck oder Rambach ist der Verfasser der >Anna Boleyn<, sondern Wolfgang Goethe. Möglicherweise war der junge Tieck zu vertrauensselig zu dem Studienfreund Schmohl und gestand ihm, daß er gar nicht der Verfasser der >Anna Boleyn< sei, sondern Goethe. Das Werk sollte wohl an einen Verleger verkauft werden, um Tiecks Einkünfte aufzubessern. Tieck mußte daher das Stück zuerst einmal abschreiben, denn er brauchte eine Kopie des

Werkes, falls er die Erstschrift nicht von dem Verleger zurückerhielt oder sie auf dem Postweg verloren ging. Vielleicht bot Tieck dem Freund Schmohl ein Honorar an, wenn er ihm bei der Abschrift der >Anna Boleyn< helfen würde. Die „Niederträchtigkeit“ Schmohls könnte gewesen sein, eine Indiskretion in Bezug auf die wahre Verfasserschaft der >Anna Boleyn< begangen zu haben. Schmohl merkte durch irgend einen Zufall, dass Ludwig Tieck gar nicht der wahre Verfasser der Werke war, die er den Verlegern unter seinem Namen zum Druck anbot.

[20. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Dienstag [Datum unbekannt]

Mein lieber, bester Tieck!

Unsere Briefe haben sich begegnet, und mit ihnen unsre Seelen. Sollte mein etwas dickleibiges Schreiben ja das Unglück gehabt haben [von der Zensur], geöffnet zu werden? Nun, was tut's! Was wird man gelacht haben über meine gereimte Verzweiflung, die ich Dir geschickt habe!

Es trägt sehr viel zu meinem [Wolfgang Goethes] Vergnügen, ja zu meinem Leben bei, daß ich Dich in Göttingen so glücklich weiß. Möchte sich das nie ändern, so lange Du dort bist, und möchtest Du eine eben so schöne Zukunft erwarten und finden, wenn ich Dich in meine [väterliche] Arme wieder aufnehmen werde. Ich freue mich schon darauf, wie Du mir in Erlangen [siehe Pfingstreise Ludwig Tiecks mit W., alias W[olfgang] Goethe, die von Erlangen aus begann] den Shakespeare erklären wirst. Da ich wenig geistvollen Umgang habe, so tue ich itzt auch, so viel ich auf gute Weise kann. Du hast vielleicht schon aus meiner neulichen Anführung aus einem altdeutschen Gedichte ersehen, womit ich mich jetzt beschäftige. [...]

Ein paar Neuigkeiten. Im zweiten Stück des 110ten Bandes der >Allgemeinen deutschen Bibliothek< hab' ich ganz vor kurzem Rambach's >Theseus auf Kreta< recensiert gelesen. Man hat ihm nur etwa 1 1/2 Seite gegönnt, und darauf stand weiter nichts, als: daß der Plan schlecht sei, daß man lange nicht so holprige, unmusikalische Verse gesehen, und daß die Schreibart in Prosa höchst affektiert sei. Die beiden letzten Punkte waren mit einigen Beispielen belegt. Wieder eine Bestätigung meines Urteils. - - Moritz hatte neulich geheiratet. Siede (der abscheuliche Mensch) ist mit Moritz' Frau davongegangen? aber man hat sie eingeholt, und Siede sitzt im Arrest. - Bei Moritz fällt mir noch eins ein. Sage mir, erkläre mir, wie kommt es, daß er, allem Anschein nach, jetzt einen so sonderbaren Charakter annimmt: schon seit einiger Zeit hab' ich von glaubwürdigen Leuten gehört, daß er sich gegen den Grafen Herzberg auf der Akademie mit der kriechendsten Schmeichelei bezeigen soll. Das ist mir doch noch ein wenig unerklärbarer, als daß er Grammatiken¹⁰ schreiben konnte. Erkläre

¹⁰ Karl Philipp Moritz veröffentlichte 1781 ein Buch mit Titel >Kleine Schriften die deutsche Sprache betreffend< und 1784 ein Buch mit Titel >Von der deutschen

mir, wenn Du kannst, ich bitte Dich recht sehr, diese rätselhafte Erscheinung an Deinem Zwillingbruder. Das Fatum darfst Du in der Tat nicht bezweifeln.

Über >Adalbert und Emma< hast Du mein Urteil. Natürlich war's nur ein flüchtiger Aufsatz, wie Du nun auch sagst. Daß Emma verächtlich wird, scheint Dir also doch auch so fehlerhaft? Nun sind wir ja immer einig. Deine Schwester wußte mir, als ich's ihr vorlas [richtig: nachdem ich es ihr geschickt hatte], zu meinem Vergnügen viele Parallelstellen aus Deinen älteren Gedichten anzuführen.

[...] Die übertriebene Reizbarkeit meiner [Goethes] Nerven, für die ich keinen Namen habe, und auf die ich in der Tat nicht stolz sein darf, ist mir bei jenem Umgange auch sehr zur Last.¹¹ Jedem anderen würde ich Rätsel [gemeint ist: Unverständliches] sprechen, aber Du wirst in meine Seele eindringen, wenn ich Dir sage, daß der bloße Anblick eines Menschen wie [unbestimmt, wer gemeint ist] - mir im eigentlichen Verstande wehe tut, mir Schmerzen macht. Bloß ihn ansehen, macht meine Brust so beklemmt, daß ich nicht frei Atem holen kann. Ja was mehr ist, ich kann ihn kaum ansehen, ohne in mir die unbehaglichste Empfindung des Widerwillens und der Abneigung zu fühlen; eine Empfindung, die gewiß, öfter wiederholt, einen nachteiligen Einfluß hat, den Kopf abstumpft, und - das Herz verdirbt. Jede Fröhlichkeit, jede Liebe, jede Zuneigung veredelt uns, ist selber Tugend; jedes Gefühl, wovon Haß die Wurzel ist, verschlechtert und erniedrigt uns. Dies sind Grundsätze, von denen ich itzt vollkommen überzeugt bin. Auch verstehe ich itzt ungleich mehr als sonst, was Du mir einst sagtest: daß der Anblick eines schönen und ausdrucksvollen Gemäldes, ja der Genuß des Schönen in allen schönen Künsten, ganz unmittelbar das Herz veredelt und die Seele erhebt. Ich fühl' es so deutlich, wenn ich nur Dein Gesicht ansehe, so bin ich gut, aber sein [Moritz's?] Gesicht, das verstimmt ganz und gar die harmonischen Saiten meiner Seele.

Noch eine Probe meiner Reizbarkeit mußte ich neulich erfahren. Des Abends ward bei Tische aus einer neuen Seereise die rührende Geschichte eines Schiffskapitäns erzählt, der von seinen rebellierenden Leuten auf ein Boot ausgesetzt und mit der größten Lebensgefahr und unter allaugenblicklicher Furcht vor Hunger zu sterben mit wenigen seiner getreuen Gefährten von Otaheiti nach England zurückgekommen war. [Gemeint ist die Meuterei auf der Bounty.] Dies machte mich [Wolfgang Goethe] so mißmütig, daß ich gleich zu Bette ging. Ich hatte eine

Rechtschreibung<. Außerdem erschien 1792 in der dritten verbesserten Auflage ein Büchlein von Moritz mit Titel: >Unterschiede des Akkusativs und Dativs oder des >mir< und >mir<, >sie< und >ihnen< u.s.w.<. Siehe dazu auch: >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geisersehers - Von dem Verfasser Anton Reisers<, Goethe zugeschrieben und als Faksimile herausgegeben von Lothar Baus, Homburg/Saar 2000.

¹¹ Die „übertriebene Reizbarkeit“ von Goethes Nerven ist eine typische Folge seiner Neuro-Lues: Neurasthenie. Siehe L. Baus, >Johann Wolfgang Goethe – Ein „genialer Syphilitiker<, III. erw. Aufl., Homburg/Saar 2001; und L. Baus, >Rousseau – Goethe – Rilke – noch drei „geniale“ Syphilitiker<, II. erw. Aufl., Homburg/Saar 2023.

Empfindung, als wenn mir vor mir selber ekelte, daß ich hier so ruhig und glücklich säße; es war mir, als hätt' ich Unglück mit Gold erkaufen können, und meinen Körper geißeln und kasteien [können]. Dabei kam ich aber nachher auf die Idee, diese Empfindung in eine Ode zu bringen, und überhaupt, eine ganz eigne Art von Oden einzuführen: Eine Art, die ich lyrische Gedichte nennen würde, und die immer meine Lieblingsgattung gewesen sind. Es sollen treue Gemälde der Empfindung und Leidenschaft sein, ganz individuell und ganz nach der Natur gemalt. Sie sollen den echten, wahren Ausdruck der Leidenschaft darstellen, ihren Keim, ihre Quelle andeuten, auf ihre Folgen führen und so dazu dienen, Menschen und Menschenherzen kennen zu lehren [grammatikalischer Fehler Goethes: anstatt lernen – lehren, s. Leo Schidrowitz, >Der unbegabte Goethe<, ab S. 186], Menschen Menschen zu erklären und zu entdecken, und Menschen vor Menschen zu verteidigen. Sie sollen zeigen, wie der Glückliche und Unglückliche durch das Übermaß seiner Empfindungen zu Verbrechen geleitet werden kann; sie sollen den kältesten Hörer erwärmen und mit sich fortreißen, daß er am Ende selbst erschrickt, wohin er sich gestürzt sieht, aber eben dadurch auf's Fühlbarste lerne, wie er von empfindenden Menschen urteilen soll. Einige Oden von Stollberg sind ganz von diesem Charakter. Schillers Oden sind die unerreichbaren Muster dieser Gattung. Sieh dagegen Ramler'sche Oden an, und - Horazische! Der Leser ist immer außerhalb der Welt des Dichters, und kann nur Kritik des Plans anwenden. Wie anders ist das dort? Man mag nachher freilich auch den Dichter als Dichter betrachten und bewundern, man mag seinen Plan analysieren: allein, was ist dies auch für ein Plan? ein Plan! es ist der feurige Strom der Leidenschaft, der wie die Lava vom Aetna strömt, wo nicht die Frage ist, warum diese Welle auf jene folgt, warum jener größere alle kleineren vor sich verschlingt! wo in der Natur, im Original alles Beweisen der Vollkommenheit des Stückes liegt! Hier muß man ganz zur Person der Ode werden, ganz selbst empfinden, selbst Dichter sein. [...]

Erläuterung: die sogenannten „Verseinlagen“ in den angeblichen Werken Ludwig Tiecks ist wiederum eine typische und unverwechselbare Goethesche Eigentümlichkeit und Creation.

[21. Brief]

angeblich: Tieck an W.

richtig: Bruchstücke von Briefen Goethes an Tieck

[Weimar, den] 28. Dezember 1792

[...] Du [Ludwig Tieck] sprichst ja gar nichts von den Franzosen [gemeint ist: von der französischen Revolution]. Ich [Wolfgang Goethe] will nicht hoffen, daß sie Dir gleichgültig geworden sind, daß Du wirklich Dich nicht dafür interessierst? Wenn ich [Goethe] itzt ein Franzose wäre! Dann wollt' ich nicht hier [am Schreibtisch] sitzen, dann - - - . Doch, leider, bin ich in einer Monarchie geboren [richtig: stamme ich von einem Monarchen ab: Goethes Erzeuger war Kaiser Karl VII.], die gegen die Freiheit

kämpfte, [lebe] unter Menschen, die noch Barbaren genug sind, die Franzosen zu verachten. Ich [Wolfgang Goethe] habe mich sehr geändert, ich bin itzt nicht glücklich, wenn ich keine Zeitungen haben kann. O, in Frankreich zu sein, es muß doch ein groß Gefühl sein, unter Dumouriez zu fechten und Sklaven [die Heere der Adelspartei] in die Flucht zu schlagen, und auch zu fallen, - was ist ein Leben ohne Freiheit? Ich [Wolfgang Goethe] begrüße den Genius Griechenlands mit Entzücken, den ich über Gallien schweben sehe, Frankreich ist jetzt mein Gedanke Tag und Nacht, - ist Frankreich unglücklich, so verachte ich die ganze Welt und verzweifle an ihrer Kraft, dann ist für unser Jahrhundert der Traum zu schön, dann sind wir entartete, fremde Wesen, mit keiner Ader denen verwandt, die einst bei Themopylä [bei den Thermopylen] fielen, dann ist Europa bestimmt, ein Kerker zu sein.

[...] Dies ist ein großer Schade: das Studium der Psychologie; wenn es zu weit getrieben wird; der Mensch verliert alle Kraft zu handeln, aller Enthusiasmus wird in ihm erstickt, er verliert sich in trägen Spekulationen. Ich habe es daher schon seit langer Zeit aufgegeben. Wir werden nie das Rätsel von uns selbst auflösen, und es ist gut, daß wir es nicht können; sich unnötig verstricken, in eine finstre Nacht mit gespanntem Auge hineinsehen, tausend Sachen in dunkeln Gestalten vorüberschweben sehn, ohne sie zu durchschauen, - ist Torheit; - Menschenkenntnis, Kenntnis des Herzens, wird immer unser höchstes Studium bleiben, nur nicht auf diese Art getrieben. - Ein Mensch, der nicht schmeichelt, muß schon eine Art von Größe haben, und diese habe ich Moritzen nie zugetraut. - Ich [Goethe] sage mich nochmals von ihm [Moritz] los: meine Empfindungsart grenzt nahe an die seinige, aber nicht meine Art zu denken, d. h. meine Empfindungen anzuwenden. - M[oritz] wurde sonst wenig geschätzt, ein solcher Mensch verachtet sich gewöhnlich [selber], seit einiger Zeit ist er Hofrat und so etwas geworden, er ist nun klein genug, immer höher zu wollen.

>Anna Boleyn< hat lange geschlafen [gemeint ist: lange geruht], so lange, daß ich [Goethe] sie fast vergessen hatte; sie ist ein hundertmal erzähltes Märchen, so frostig für mich, ich habe indeß' meine Art zu denken und schreiben geändert, die andere Hälfte [des Werkes] wird [daher] der ersten ungleich werden. Und doch möcht' ich das Stück nicht von neuem anfangen. [...]

[22. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W[olfgang] Goethe an Tieck

[Weimar], im Januar 1793

Lieber, bester Tieck!

[...] Ich [Wolfgang Goethe] spreche hier durchaus mit keinem Menschen von den Franzosen [und von der französischen Revolution]; und zwar darum, weil jeder von ihnen spricht, ihre größten Taten immer mit

einem Lächeln erzählt, als wollte er sagen: Was die närrischen Leute nicht für Dinge tun! Und wer mit diesem Lächeln davon spricht, dem möcht ich gleich eine Ohrfeige geben. - Auch denk' ich sehr wenig über die Angelegenheiten nach: - ich weiß selbst nicht, wie's kommt. - Auch lese ich die Zeitungen nicht, weil ich nicht [gemeint ist: keine] Zeit habe, und alles von andern höre. - Endlich würd' ich, wenn ich Franzose wäre, so stolz ich auf mein Vaterland und meine Nation [auch] sein würde, doch gewiß nicht Soldat werden, und den Säbel oder das Gewehr in die Hand nehmen, weil ich mein Leben und meine Gesundheit zu sehr liebe, und zu wenig körperlichen Mut besitze. Ich weiß, daß Du Dich über meine Dreistigkeit, Dir meine krassesten Grundsätze so nackt darzustellen, wundern wirst; daß Du nicht wirst begreifen können, wie man in der Tat von dieser Sache [von der französischen Revolution und ihren Zielen] begeistert sein kann, ohne auch Mut genug in sich zu fühlen, dabei selbst mitzuwirken; ich weiß, daß ich [Wolfgang Goethe] durch mein offenerziges Geständnis, wenigstens auf ein paar Stunden, Deinen [Tiecks] Zorn auf mich lade. Allein bedenke nur: kannst Du von irgend einem Menschen Heldenmut und Tapferkeit verlangen, die er nicht hat? Ich bin sehr davon zurückgekommen, diese körperlichen Tugenden gering zu achten: aber - ich habe sie nicht; und es ist unmöglich, daß Du mir das zur Sünde machen kannst; ich tue Verzicht auf diese Größe. Auch bin ich einmal so eingerichtet, daß die idealische Kunstschönheit der Lieblingsgegenstand meines Geistes ist; ich kann mich unmöglich von lebhaftem Interesse hingerissen fühlen, wenn ich in den Zeitungen lese, daß die Preußen itzt diesen, die Franzosen itzt jenen Ort eingenommen haben, und was dergleichen Partikulara mehr sind; alles ist mir etwas zu fern, - zu wenig sichtbar, geht mir zu langsam, stimmt nicht mit dem idealischen Gange meiner Phantasie, macht mich unruhig, befriedigt mich nicht. Vieles können die ungewaschenen Urteile bei mir getan haben. Soviel itzt davon, mündlich mehr. Ich werde nur zu aufrichtig gegen Dich gewesen sein. [Siehe I. Erläuterung.]

[...] Wie sehr freut es mich, daß Du froh, heiter und leichteren Blutes in Göttingen geworden bist. Wirklich noch von [richtig: vor] weniger als einem Jahre hab' ich das nicht von Dir erwartet. Und wenn Du Dich zurückerinnerst, wirst Du Dir von Dir selber ein Gleiches gestehen müssen. Wie der Mensch, - wie selbst ein Mensch wie Du sich doch ändern kann; - Himmel, ist es wahr, daß Du nicht mehr jener unglückselige Melancholische bist, den die Welt anekele, der Du doch an jenem traurigen Abend warst? Sieh, ich sagte Dir damals schon, es wäre unmöglich, daß Du es immer sein und bleiben könntest, und Du, mein lieber, mein bester Tieck, Du meintest, daß all' Dein Frohsinn nur täuschender Überzug über schwarzen Mißmut sein könne. O Dank dem Himmel, Dank Dir, wenn Du es nicht mehr bist. Wohl mir; wohl! Der Erde ist ein Wesen wiedergegeben, das, mehr als irgendeins, Glückseligkeit verdient! Ein Engel, ein Gott hat Dich gewandelt! Dein Lächeln ist keine Grimasse mehr! Ich darf nicht mehr zittern, wenn Du froh bist, daß in Deinem Herzen tausend Stacheln die Freude zerreißen.

Wohl mir; Du wirst auch gegen mich künftig immer so nackt, so wahr erscheinen als Du bist, auch nicht eine Minute lang einen trüben Gedanken ersticken, eine Falte vom Gesicht wegzwingen. Die Welt hat Dich wieder. Dein Freund [und Vater] darf Dich als ein ihm gleiches Geschöpf, nicht als einen fremdartigen, der Erde nicht zugehörigen Geist, an seine Brust drücken, und mit Dir, an Deinem Arme alle Seligkeit genießen, die die Phantasie in diesem Leben uns vorzaubert. - Du siehst noch immer mit einem wehmütigen Lächeln meinen [Wolfgang Goethes] Freundschafts - Enthusiasmus an. So lange dieser Geist in mir atmet, wird er nicht erlöschen, oder ich müßte ein ganz anderer Mensch werden. Ich kann ihn nicht unterdrücken. - O wir wollen künftig zusammen wie im Himmel leben!

Schreib mir ja bald, wenn [richtig: wann] Du kommen wirst. Ich erwarte [Dich] 14 Tage vor Ostern. Das wäre vortrefflich.

Dein Freund W. Goethe

1. Erläuterung: Wolfgang Goethe gestand dem Sohn Ludwig Tieck offen und ehrlich ein, daß er sich zwar für die hohen Ziele der französischen Revolution [Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit] begeistern konnte, und sie demnach auch wünschte und als berechtigt anerkannte, er aber andererseits sein Leben und seine „Gesundheit“ zu sehr lieben würde, um aktiv dafür zu kämpfen. Die Ermordung Heinrich Mercks am 27. Juni 1792 auf Befehl der französischen Aristokraten¹², die die Gegenrevolution von der deutschen Rheinseite aus betrieben, war ein deutliches Warnsignal für Goethe und zeigte jedem, in welche Gefahr man sich begab, wenn man in einem deutschen Feudalstaat als ein Demokrat zu gelten beabsichtigte. Goethe war viel zu vorsichtig, um sich in den geringsten Verdacht einer demokratischen Gesinnung zu bringen. Voltaire gestand ja bekanntlich ebenfalls ein, daß er sich nicht zum Märtyrer eignen würde.

2. Erläuterung: „14 Tage vor Ostern“ [des Jahres 1793], in diesem Zeitraum lag Ludwig Tiecks tatsächlicher Geburtstag!

[23. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Berlin [richtig: Weimar], Januar 1793

Mein liebster Tieck!

[...] Du willst mich gern den Roßtrapp auf Ostern in Natura sehn lassen? [Gemeint ist: Du [Ludwig Tieck] willst, daß wir an Ostern zum Roßtrapp reisen?] Aber die Jahreszeit, das Wetter und unsere eingeschränkte Zeit! [Goethe lehnt den Plan ab.] Es ist wohl kaum möglich. Ich [Goethe] muß Verzicht darauf tun. Wir werden unsere Reise so simpel und aufenthaltslos als möglich machen müssen. Auch bitte ich Dich, so viel

¹² Siehe L. Baus: >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<: I. Teil: Text-Corpus, II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms, Kapitel: Analogismen auf Zeitgenossen des Verfassers Goethe - Heinrich Merck.

ich bitten kann, lieber Tieck, daß Du so schnell als möglich, auf dem kürzesten Weg, und so bald als möglich hier [in Weimar oder Gotha] bist: und es, wenn auch nur auf ein paar Tage [damit Du uns nicht wieder in Sorgen setzest] im voraus bestimmst, wann Du anzukommen gedenkst. Wie dringend wünschte ich Dich 14, oder Dich doch zwischen 8 und 14 Tage vor Ostern [dem letzten März] hier zu sehn!

Du wirst wohl sehen, lieber Tieck, daß ich bis hieher noch nicht Dein Trauerspiel „Der Abschied“ gelesen hatte; denn wovon hätte ich Dir sonst zuerst schreiben können, als hiervon? Und wie ist es möglich, daß in Deinen Briefen an mich nichts davon steht? Himmel, Du hast mir wieder eine sehr glückliche Stunde gemacht, hast mich ganz hineingezaubert in die Zeiten, da wir noch hier [in Weimar?] zusammen lebten und zusammen empfanden. O es ist nicht wahr, daß ich die Schönheiten hier nicht bis auf die allerfeinste fühlen sollte. Ich fühl' es, ich fühl' es, wie alles aus dem Strom der Empfindung eines vollen Herzens geschöpft ist. Wovon soll ich anfangen? Es hat mich gerührt, entzückt! Ganz in dem Goetheschen Geist des „Werthers“ [richtig: ganz in dem Geist meines „Werthers“], [und] der „Stella“ gedichtet! Ganz Gemälde, treuestes Gemälde der erhabenen, ätherischen und schwärmerischen Gefühle, die wir so manchesmal in den Stunden der Seligkeit mit einander wechseln. [...]

[24. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Berlin [richtig: Weimar], Februar 1793

Mein liebster, bester Tieck!

Länger kann ich's kaum aushalten. G'rade 3 bis höchstens 4 Wochen sind's noch hin, daß Du hier [in Weimar oder Gotha] sein wirst, und Du schreibst mir noch nicht, wann Du kommen wirst; lebst lustig und vergnügt in Göttingen oder in Kassel, wohin Du, wie Deine Schwester sagt [richtig: geschrieben hat], hast reisen wollen; indeß' ich hier in einer Qual lebe, von der Du keine Idee hast.

[...] Ich bitte Dich um unserer heiligen Freundschaft willen, schreib' mir doch nur mit ein paar Zeilen, ob Du nicht 14 oder spätestens 8 Tage vor Ostern hier [in meiner Nähe] sein kannst. Je länger ich in meiner unglücklichen Lage hier eingezwängt bin, desto ungeduldiger und mißmütiger macht sie mich, und bringt mich zuweilen zur Verzweiflung. Ich schleppe manche Tage wie ein Esel hin. Mein aufschwellender Geist schrumpft ein, seine Flügel sind gelähmt, seine Schnellkraft erschläfft. Ich fühle nichts deutlicher als das: an Verstand und Herz bist du [Goethe meint sich selber] schwächer, du bist schlechter geworden; dies nagende Geständnis bringt mir jeder Pulsschlag. Aber ich schwör' es Dir bei den Seligkeiten, die ich je in den erhabensten Stunden von Deinen Lippen geküßt und aus Deinem Auge getrunken habe, ich schwöre es Dir: noch fühl' ich Kraft genug in mir, sobald nur ein paarmal die Sonne über uns an

einem Orte auf- und untergegangen ist, so schwing' ich mich wieder ganz zu Dir hinauf, so hat der Zauberdruck Deiner Hand und der Zauberblick Deines Auges und der Zauberton Deiner Stimme mich [Wolfgang Goethe] wieder mit entzückender Begeisterung durchdrungen, und coetusque vulgares et udam sperno humum fugiente penna. -

Hätt' ich Zeit, so wollt ich Dir noch allerhand erzählen: [...] vornehmlich aber, wie ich von Reichardt's [Komposition zu meinem Singspiel] >Erwin und Elmire< im Konzert neulich bezaubert [worden] bin, wo jede, jede Arie den innigsten Ausdruck, jeder Ton Liebe oder erhabene Empfindung oder romantische Schwärmerei atmet.

[...] Aber schreib mir den Tag, wenn [wann] Du kommst; komm doch so bald als möglich - was hindern Kollegia [Vorlesungen] Dich? - Den ersten Posttag nach Ostern werden, müssen wir vermutlich reisen [gemeint ist die Pfingstreise, die Goethe mit seinem Sohn zusammen unternahm]; und Ostern ist [1793] [am] 31. März.

Schreib mir doch an demselben Tage, da Du diesen Brief bekommst, wenn's irgend angeht: - nur das Nötige, nur ein paar Zeilen.

Ich hoffe und wünsche, daß Du gesund und vergnügt bist.

Ewig Dein Freund W. [alias Goethe]

[25. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Sonnabends, den 2ten März 1793

Mein bester Tieck.

Gottlob, daß ich doch wieder ein paar Zeilen von Dir am Montag erhielt. So wenig es war, so machte es mich doch ganz außerordentlich froh. Du bist nach Kassel gereist; deswegen schrieb ich Dir nicht am Dienstag; nun wirst Du wohl zurück sein. Deinen >Abdallah< kann ich erst in den folgenden Tagen lesen; ich habe ihn Deiner Schwester geliehen gehabt.

Seit vorigen Ostern hab' ich Dich nie so vermißt, hab' ich nie so ungeduldig den herzerhebenden Umgang mit Dir zurückgewünscht, als in diesen letzten Monaten. Zuweilen habe ich indeß, ich muß es gestehen, einige sehr vergnügte Stunden [gehabt]; allein ich kann es mir nicht verbergen, daß ich bei Dir ein ganz and'res, höheres Vergnügen empfinden würde.

[...] Ich wiederhole meine dringenden Bitten, uns bald zu schreiben, wenn Du kannst, und - in ein paar Wochen zu kommen. [...] Komm nur in 14 Tagen. Ja?

Mit zärtlicher Sehnsucht sieht Deiner Ankunft entgegen

Dein Dich ewig liebender Freund [und Vater]

W. [alias Goethe]

[26. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Weimar] Dienstag, den 5ten März 1793

Lieber, bester Tieck.

[...] Die philosophischen Hypothesen des Omar [im >Abdallah<] sind meisterhaft dargestellt, und haben mich ganz in jenen wunderbaren und überirdischen Abend zurückgezaubert. Aber [und das wird wohl unsre beiderseitige Meinung sein] zerrüttet wird der Geist, für Freuden der Erde und angenehme Eindrücke verstimmt, selbst für Freundschaft und Liebe verdorben, zu ewigem Mißmut, zu trauriger Untätigkeit verdammt, wenn er sich diesen wunderbar fürchterlichen Träumereien überläßt, und sie nicht wenigstens im Gespräche mit dem Freunde des Herzens, im Mondschein, verbannt, daß sie am Morgen mit der milden Sonnenhelle aus seinem Busen verscheucht werden, und ihm als nichts mehr, als was sie sind, erscheinen - als Traum. Die Einsamkeit, die zu weit tröstlicheren, herzerhebenderen Gedanken und Phantasien inspirieren kann, und der Tag, der unsere Tätigkeit des Geistes für uns und unsere Nebenmenschen [gemeint ist: Mitmenschen] fordert; - bleibe von diesem verzehrenden Gifte frei, das unsere Seele vor der Auflösung des Körpers verwesen läßt. Aber, o wehe! diese felsenfeste Wahrheit ist Dir ja leider nur zu bekannt, - und der Himmel wird meinen sehnlichsten Wunsch erhören, - nicht vergebens bekannt. - Wir wollen froh mit einander leben, Tieck; - froh, aber weise; froh, und nicht in eitler Melancholie vergraben. Nicht wahr? - O ja, o ja! und der Frohsinn, der weisere Frohsinn, wird allmählich in Dein Wesen übergehen! - Du bist noch immer der Alte, mein lieber bester Tieck! Auch ich bin, wie ich war! Wollte Gott, daß Du's nur hierin nicht mehr wärst. - Aber still davon, still!

[...] Du schreibst mir nie, wann Du kommst. Du setzt wohl wieder voraus: zu rechter Zeit?

Du mußt in 14 Tagen hier [in Weimar oder in Gotha] sein. Wir werden Mittwoch nach Ostern reisen müssen, dann bist du 14 Tage [später] etwa in Berlin. [...]

Die Pfingstreise von 1793

Wenn man in dem chronologischen Werk >Goethes Leben von Tag zu Tag<, München und Zürich 1987, nachliest über Goethes Leben in den Tagen um Pfingsten des Jahres 1793, so könnte man anfangs an meiner These zweifeln, daß Wolfgang Goethe, anstatt nach Frankfurt zu reisen, mit dem Sohn Ludwig Tieck eine Pfingstreise ins Fichtelgebirge unternommen habe. Aber nur beim ersten flüchtigen Lesen. Meine folgenden Ausführungen zeigen die Schwächen des oben genannten chronologischen Werkes deutlich auf.

Die Situation war folgende: Goethe hielt sein Treffen mit Ludwig Tieck und die nachfolgende Pfingstreise vor allen Bekannten, selbst vor seinem „Bettschatz“ Christiane geheim. Er mußte sie demnach über seinen

wirklichen Aufenthaltsort täuschen. Jedoch die Mutter in Frankfurt mußte eingeweiht werden, damit die Täuschung gelingen konnte.

Am 12. Mai 1793 begab sich Goethe von Weimar aus (angeblich) auf die Reise nach Frankfurt. Caroline Herder schrieb an F. H. Jacobi, Quelle: GG Nr. 1.086, Sonntag, 12. Mai 1793: „Goethe ist endlich heute doch noch zum Herzog [nach Frankfurt] abgereist ...“

In Erfurt bei v. Dalberg macht Goethe bereits erste Station. Am 13. Mai ist er bei Prinz August in Gotha und trifft dort auch Julie von Bechtolsheim. Goethe hat es offensichtlich nicht eilig mit seiner Reise nach Frankfurt. Kein Wunder, denn er wartet in Wirklichkeit insgeheim auf die Ankunft seines Sohnes Ludwig Tieck, der von Göttingen kommt. Am 16. oder 17. Mai trifft endlich Tieck in Gotha ein. Diener Paul Götze fährt am 17. Mai alleine weiter nach Frankfurt und nimmt mehrere vorbereitete Briefe Goethes mit, die von Frankfurt an die Freunde und an die Geliebte nach Weimar abgesandt werden. Vom 17. bis 21. Mai gehen Briefe und sogar ein Paket Goethes mit Geschenken für Christiane und Söhnchen August Walter von Frankfurt ab, obwohl er sich gar nicht in Frankfurt aufhält. Vom 17. bis 25. Mai, also für neun Tage, finden wir sogar „leere Seiten“ in Goethes Leben.

In dem anonym veröffentlichten Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<, zu Beginn des II. Bandes, erwähnt Goethe seinen Trick, um Bekannte und Freunde über seinen wirklichen Aufenthaltsort zu täuschen: „Ihr Gedächtnis wird Ihnen sagen, daß ich damals beinahe ein halbes Jahr von dem Ort meines beständigen Aufenthalts entfernt war. Es wurde eine Reise in Geschäften nach einem naheliegenden Ort vorgegeben und von diesem datiert empfangen Sie und meine Verwandte einige Briefe. Das erste und letzte Mal, daß ich Sie und diese zu täuschen mich gezwungen sah.“ Auf diese Art und Weise täuschte der Illuminat Goethe demnach Bekannte und Verwandte über sein wirkliches Vorhaben und über das wirkliche Ziel von so mancher Reise.

Die Pfingstreise Ludwig Tiecks mit W., alias Goethe, dauerte angeblich etwas mehr als eine Woche, wie auch die Begegnung Goethes mit Ludwig Tieck. Jedoch die eigentliche Reisebeschreibung, die von der Abreise von Erlangen bis zur Rückkehr nach Erlangen berichtet, umfaßt nur sechs Tage; siehe weiter unten die Reisebeschreibung und der Datumsabgleich.

Die Begegnung Goethes mit seinem Sohn Ludwig Tieck dauerte nach meinen Recherchen demnach vom 17. Mai [Abreise von Gotha nach Erlangen] bis zum 23. Mai [Rückkehr nach Erlangen und daselbst Übernachtung], bzw. bis zum Morgen des 24. Mai 1793, an welchem sie Abschied nahmen. Goethe reiste weiter in Richtung Frankfurt und Ludwig Tieck traf sich wohl jetzt erst mit dem echten Wackenroder in Erlangen.

Datumsabgleich

17. - 18. - 19. - 20. - 21. - 22. - 23. - 24. - 25. - Mai 1793

1. - 2. - 3. - 4. - 5. - 6. - 7. - 8. - 9. – unbekannte Tage
in Goethes Leben

1. - 2. - 3. - 4. - 5. - 6. Tag der Pfingstreise

Am 26. Mai schrieb Goethe den ersten echten Brief von Frankfurt aus an F. H. Jacobi und berichtete, daß er morgen, am 27. Mai, zur preußischen Armee und zu Herzog Carl August gehen wolle. Die Mutter, Frau Aja, sah Goethe daher nur einen Tag. Im Brief der Frau Rat Goethe an Christiane Vulpius [GG 1088] schwindelt sie von 10 Tagen, die ihr Sohn bei ihr in Frankfurt verbracht habe. Es gibt jedoch kein einziges direktes Zeugnis, kein einziger Zeitgenosse, der uns über diese zehn Tage von Goethes angeblichem Aufenthalt in Frankfurt die geringste Kleinigkeit zu berichten weiß.

Am 28. Mai traf Goethe nachweislich erst den Herzog von Weimar in dessen Feldlager.

Meine Analogiebeweise zu Goethes Verfasserschaft an dem Bericht der Pfingstreise siehe weiter unten.

Bericht W.'s [alias J. Wolfgang Goethes] über seine Pfingstreise mit Ludwig Tieck 1793¹³

[Ort: unbekannt], den 2. Juni 1793

*Teuerste Eltern [richtiger wohl: Teuerste Sophie, Ludwig Tiecks
Ziehschwester]*

Hier haben Sie [Hier hast Du] eine kleine Beschreibung der Reise, die ich mit Tieck in den Pfingstferien ins Baireuthische vorgenommen habe, und die uns so viel Vergnügen gemacht hat. Unser Hauptzweck war, die Merkwürdigkeiten der Natur, die wir von Erlangen so nahe haben, kennen zu lernen, und diese Absicht haben wir auch in vollem Maße erreicht, so daß wir das Baireuther Land [nun] so ziemlich kennen. Dabei aber haben wir das Glück gehabt, überall so gastfreundlich von Leuten, denen wir gänzlich unbekannt waren [Vater und Sohn reisten selbstverständlich incognito], aufgenommen zu werden, daß Sie es mir kaum glauben werden. Wenn ich Ihnen erzählen werde, wie wir über und unter der Erde herumgeklettert sind, denn ich konnte meiner Neugierde nicht widerstehen, die Gipfel des Fichtelbergs [Fichtelgebirgs], und ein paar kleine Bergwerke zu besuchen, so glauben Sie mir nur auf mein Wort, daß wir nie in Gefahr waren, immer von Männern, zu denen wir Zutrauen haben konnten, angeführt wurden, und alle mögliche Vorsichtsregeln gebrauchten.

Fast das einzige Buch, das man, außer den Geographien, vor einer Reise nach dem Baireuthischen, nachlesen kann, und das ich mir auch ein wenig excerpierte, ist: >Unser Tagebuch auf einer Reise durch einen großen Teil des Fränkischen Kreises<, v[on] Füßel, Erl[angen] 1787 - 1791, 3 Teile. Es wird Ihnen Vergnügen machen, wenn Sie es lesen wollen,

¹³ Fußnote des Hrsg.: Nach der Ausgabe von Heinrich von der Leyen, Jena 1910.

obgleich es freilich mangelhaft ist. Um von Bergwerken einige Idee zu bekommen, sah ich den Isten Teil von Gatterers >Anleitung den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen zu bereisen< durch. Auf der Reise nahm ich die Omannische Spezialkarte vom Baireuthischen Oberlande mit; [denn die neuere Güsselfeldische konnte ich nicht bekommen]. Auf dieser können Sie meine ganze Reise verfolgen. Die Reise währte etwas über eine Woche.

[1. Tag der Pfingstreise, 18. Mai 1793]

Früh am Morgen fuhren wir [mit einem Mietsfuhrmann] ab. Das Wetter war herrlich; nachher aber hatten wir immer veränderliches, äußerst unbeständiges Wetter, und im ganzen rauhe, kalte Luft, die uns jedoch nicht viel tat. Sie rührt von der hohen Lage des ganzen Oberlandes her: denn man sieht hier weniger abgerissene steile Felsen, als man vielmehr immer auf meilenlangen Höhen und erhabenen Gegenden fährt. Dies Jahr ist es indeß auch noch in Erlangen itzt so kühl, daß wir noch einheizen müssen; ohngeachtet hier im Sommer die Hitze einen sehr hohen Grad erreichen soll, weil die Stadt von der Nordseite durch Berge vor kühlenden Winden verschlossen [geschützt] ist, von den 3 übrigen Seiten, wo sandige Ebenen sie umgeben, der Sonne ganz offen steht. Den ersten Vormittag machten wir 4 Meilen, bis Streitberg, einem Dorf, das in einem kleinen Bezirk liegt, welcher Baireuthisch ist. Dagegen kommt man auf dem ganzen Wege, die erste Stadt, Baiersdorf ausgenommen, durch lauter Bambergische Dörfer, und durch das Bambergische Städtchen Ebermannstadt. Am Wege findet man weiße, vergoldete Christusbilder an hohen, roten Kreuzfixen, und kleine Kapellen. Von Erlangen bis Baiersdorf geht ein breiter, tiefer Sandweg, auf Berlinische Art. Zur Seite aber hat man die Aussicht auf frische Wiesen, und auf die Rednitz, die sie durch Schöpfräder bewässert. Dies sind große, breite Räder, die durch angehängte Kasten das Wasser aus dem Flusse schöpfen und auf die Wiesen ausgießen: sie drehen sich Tag und Nacht, langsam, und mit einem einförmigen Geräusch herum, bringen aber in die Gegend doch Bewegung und Leben. Von Baiersdorf bis Streitberg wird die Gegend immer reizender. Die Berge werden immer etwas höher, behalten aber die sanfteste, reizendste Schönheit. Dörfer mit Gebüsch und frisch grünenden Bäumen durchwachsen, leuchten von dem Rücken der Anhöhen her, oder ruhen an ihrem Fuße, oder ziehen sich, was den angenehmsten Prospekt gibt, den Abhang hinauf. Die Bambergischen Dörfer sehen größtenteils so gut wie Flecken aus. Der Weg geht oft quer über kleine Bäche, oder gar eine Strecke lang in den Bächen fort, was in bergigen Gegenden nichts Neues ist. Doch ist er hier noch immer eben, windet sich aber oft sehr krumm. Wir haben uns auf der ganzen Reise nie eigentlich verirrt, sondern uns immer sehr gut durchgefragt. Dörfer sind häufig; und die Leute zeigen mit der größten Höflichkeit den Weg, sehen einem wohl gar nach, ob man recht fährt. Im Bambergischen sprechen sie am undeutlichsten, und verwirrtesten. In ganz Franken wird man, wenn man nach dem Wege frägt, gewöhnlich so,

mit einem breiten, vollen Munde zurecht gewiesen: „Do gechts immer kerzengrod (so g'rade wie ein Licht) 'nunter, nit rechts und nit links.“ Doch, von den vielen sonderbaren Provinzialismen, und der unbedeutenden Aussprache der Franken, besonders gemeiner Leute, ein andermal: die Sprache grenzt sehr nahe an die österreichische und das Flickwort: „halt“ hört man z. B. jeden Augenblick.

Leider werde ich immer mehr überzeugt, daß es unmöglich ist, durch Worte in einem andern die getreue Darstellung einer Gegend mitzuteilen, wie man sie beim eigenen Anblick, und zum Teil auch noch nachher hat. Wenn ich auch genau aufzähle, was die Schönheit einer Aussicht ausmache, Bäume und Felsen, oder Wasser und Wiesen; wenn ich auch die Beschaffenheit, die Lage und die Entfernung aller dieser einzelnen Gegenstände bestimme, so kann ich doch nie die Idee von der individuellen Gegend lebhaft erwecken, die ich dem andern vor die Augen bringen will. Ich kann durchaus nicht die Höhe jenes Berges, die Breite dieses Wassers, die mannigfaltig gestalteten und gefärbten Baumpartien, in Ihre Einbildung übertragen; Maß und Zahl geben Begriffe, nicht sinnliche Vorstellungen, und vieles kann ich auch nicht einmal durch Maß und Zahl ausdrücken. Das Charakteristische, das Kolorit der Gegend errät der andere nie; er kann nichts als sich aus denselben Ingredienzien, eine neue Gegend zusammensetzen, die dem Wirklichen, wovon sie ein Bild sein soll, oft sehr unähnlich sein mag. Die sinnlichen Schönheiten für's Auge können nur durch's Auge, im Original der Natur, oder in Nachahmungen des Pinsels, vollkommen empfunden werden - doch ich schwatze zu viel, da ich Ihnen bloß sagen wollte, daß ich Ihnen unmöglich ein getreues Gemälde von der Folge einzelner romantischer Aussichten, die wir diesen Vormittag und auf der ganzen Reise hatten, geben kann. Doch werde ich tun, so viel ich kann.

Um Streitberg ist eine der schönsten Gegenden, die wir auf der ganzen Reise gesehen haben. Das Dorf liegt am Eingange eines Tales, das sich in mäßiger Breite zwischen bewaldeten Felsen, aus denen aber viele nackte Blöcke und Pfeiler hervorragen, in manchen Krümmungen durchwindet. Durch das Tal schlängelt sich die Wisent, von kleinen Büschen eingefast, und von frischen Wiesen umgeben. Der kleine Fluß ist merkwürdig, weil er die größten und wohlschmeckendsten Forellen gibt, die man hier beständig haben kann.

An dem äußersten Ende eines bewaldeten Berges, der ins Tal vorspringt, wo es eine Ecke bildet, türmen sich, auf einer Grundlage von nackten Felsen, die großen Ruinen der Burg Neideck, mit einem hohen Turme, pyramidalisch in die Höhe. Ich habe nicht größere und schönere Ruinen gesehen. Wir drängten uns durch die Felsstücke und die dichte Waldung, die die Abhänge des Berges einnimmt, hinauf, und bewunderten die großen Trümmer. Der Burggraben war verwachsen, einige Wände standen noch auf wenigen Steinen. Das Mauerwerk ist bei diesen Schlössern meist von Felsstücken, und durch einen sehr festen Kalk

zusammengekittet, doch zuweilen durch Zeit und Luft sehr mürbe gemacht; meistens aber noch felsenfest.

Bald erhalten Sie Fortsetzung und Beschluß der Reisebeschreibung.

Erlangen [richtig: Raum Frankfurt], 3. Juni 1793

Teuerste Eltern! [richtig: Teuerste Sophie!]

In meiner Reisebeschreibung bin ich neulich auf der Burg Neideck stehen geblieben. Von oben erblickt man unter sich Streitberg, und auf der andern Seite, in einer Entfernung von einer guten Viertelmeile, Muggendorf, das zwischen den Bergen wie eingeklemmt liegt, und wegen der benachbarten Höhlen merkwürdig ist. Die Wiesen im Tal sind zum Teil mit schnurgeraden, parallelen Graben bewässert, die sich, von oben gesehen, wie glänzende Silberfäden durch das Grün durchziehen. Diese Aussichten sieht man, wenn man zwischen dem Gemäuer der Burg steht, durch die noch erhaltenen Fenster nach allen Seiten zu, wo sie wie Gemälde, in einen Rahm[en] gefaßt, erscheinen. Der Burg Neideck gegenüber, auf der andern Seite des Dorfes, hängt die Burg Streitberg an kahlen Felsenklippen: sie ist nur ein kleines weißes Haus.

In Streitberg trafen wir den Herrn Meyer, den ich beim Hofrat v. Klüber kennen gelernt hatte; er wollte zu Fuß nach Kulmbach, um seine Mutter zu besuchen. Wir nahmen ihn bis Sanspareil mit, wo wir die erste Nacht zubrachten. Wir hatten 3 Meilen bis dahin. Gleich hinter Streitberg fährt man in einem langen Hohlweg den Berg hinauf; ist man oben, so sieht man vor sich Ebene, hinter sich aber das herrliche Tal, das man eben verlassen hat, und die ganze Gegend bis Erlangen, und Erlangen selbst. Der Weg ist anfangs eben, nachher aber sehr felsig, steinig und bergig. Besonders ist um Sanspareil aller Acker mit Steinen dicht übersät, und die Wege sind eng, höckerig und ganz voller Steine. Doch dergleichen sahen wir nachher auf der Reise noch öfter. Die Gegend ist auch zum Teil öde; und die grauen und schwarzen Felsenstücke, die in der Gegend von Sanspareil wie Pilze aus bloßer Erde gewachsen, wohl an 30, 50 und mehr Fuß, aus dem Felde hervorstehen, geben der dortigen Natur ein wirklich bizarres Ansehen; ich kann es nicht anders nennen. Auf dem Wege kamen wir durch einen reizenden Wald, auch zwischen Hecken und Schleedornen und andere Sträucher, wie sie in diesen Gegenden nicht selten eine angenehme Zierde der Wege sind; wir sahen neben uns ein paarmal grüne Täler mit kleinen Bächen, und in der Ferne stellten sich blaue Berge uns vor. Wir kamen auch durch das Bambergische Städtchen Holfeld. Vorher hatten wir eine interessante Begegnung. Eine Menge von Männern und Frauen hatten sich am Wege gelagert und sangen, oder beteten vielmehr, Lieder ganz unverständlich her. Es war eine Wallfahrt, mit eine ganz neue Erscheinung. Eine Viertelmeile von Sanspareil liegt Wonsees, ein schlechter offener Flecken, wo wir die Stube sahen, wo der gelehrte Philolog und Spaßmacher Taubmann geboren ist. Die Inschrift außen am Haus sagt, er sei hier 1565 geboren und 1613 als Professor zu Wittenberg gestorben; sein

Vater sei Schuhmacher und zugleich Burgemeister [Bürgermeister] gewesen.

Sanspareil (eigentlich heißt das Dorf Zwernitz, unter welchem Namen es auch auf der Karte, 3 Meilen westlich von Baireuth, steht) ist einer der 3 berühmten Lustgärten des sonstigen Baireuthischen Hofes. Friedrichs des Zweiten Schwester, Markgräfin von Baireuth, hat ihn angelegt. Man macht sich eine falsche Vorstellung davon, wenn man es für einen künstlichen Garten mit einem prächtigen Lustschlosse hält. Es ist, kurz gesagt, nichts als ein ganz offener Wald, mit natürlichen Felsenstücken. Er ist so offen als der Wörlitzer Garten, einer [gemeint ist: jedermann] kann durchfahren und -reiten. Im Umfang ist er nicht sehr groß. Die Bäume sind die herrlichsten Weißbuchen, die ich je gesehen habe: fast alle gleich grade, stark und hoch. Die jetzige Jahreszeit, die für das Grün des Laubes die günstigste ist, gab diesem dichten Hain vorzügliche Schönheiten. Wie aber die Natur diesen kleinen Platz durch die interessantesten Felsengruppen zum Lustort gebildet hat, kann kaum jemand glauben, der nicht diese Art von Felsen gesehen hat. Es erheben sich nicht nur große, bemooste Felsenmassen aus der Erde zwischen den Bäumen, so daß sie [wie] durch Kunst ausgehauen und aufeinander gestellt scheinen; sondern sie bilden auch mehrere große und kleine Nischen, Grotten und Höhlen, indem der Felsen oben weit herüberhängt, und inwendig wie mit einem Meißel glatt und hohl ausgearbeitet ist; auch lehnen sich an einigen Stellen zwei große Felsenstücke oben aneinander, und lassen eine breite Spalte oder Kluft zum Durchgehen zwischen sich. Hinten, auf einem Platz voll kleinen Gebüsches, findet man einen ganz isolierten pyramidalischen Felsen, worauf ein Lusthäuschen steht; und einen andern, rötlichen Felsen, der einen flachen, aber breiten Schwibbogen bildet. Nun kann ich mir denken, daß es auch wirklich solche natürliche Ehrenpforten gibt, wie in unserm Gartensaal an der einen schmalen Wand vorgestellt sind. Hinter dem Schwibbogen ist sehr artig ein kleines Theater, [es besteht aus 3 - 4 gemauerten und mit bunten Steinen grottierten Bogen] im Felsen angebracht. - Die Einbildung hat den romantischen Hain zum Aufenthalt des Telemach, zur Insel der Kalypso umgeschaffen: daher findet man hier die Grotte der Kalypso, der Sibylle, des Vulkans, des Amors; den Tempel des Äolus; das Denkmal des Ulysses, usw. Diese Allegorie ließ ich mir gern gefallen; denn ich ward wirklich beim ersten Anblick dieser sonderbaren Felsenbildungen in eine ganz fremde Welt gezaubert. Allein der schönen Insel fehlt das Wasser. Man hat indeß davon den Vorteil, daß man im Gebüsch keine Insekten im Sommer zu fürchten braucht. In den heißesten Sommertagen ist überhaupt dieser Ort nur erst recht zu schätzen, denn die Felsenhöhlen und dichten Schatten der Bäume machen in zu anderen Zeiten fast immer zu kühl. Die Grotte des Vulkans ist die größte Aushöhlung im Felsen: sie ist ein kleiner offener Saal. Die Sitze sind darin in den Stein gehauen. - Der ganze Wald frappte mich das erstemal sehr mit seinen überraschenden, mir ganz neuen Szenen. Allein ich fand nachher, zumal da ich auf unserer Rückreise wieder

Sanspareil passierte, und ihn wieder besuchte, daß er doch beinahe einen zu eingeschränkten Charakter hat, und bald ermüdet: er ist sehr zauberhaft und feenartig, aber auch nichts mehr; und das Sonderbare, Fremde wird man in der sinnlichen Welt, wie mich dünkt, am ersten überdrüssig. Darum ermüdet auch eine Redoute so bald.

In *Sanspareil* führte uns ein Kastellan herum. Im Garten liegen mehrere kleine Häuserchen und vorn 4 größere Gebäude, auswendig mit bunten Steinen sehr artig grottiert. In der *Waltherschen* Buchhandlung kommen 12 sehr artige Prospekte vom Garten (schwarz und illuminiert) recht wohlfeil heraus. Die 4 die heraus sind, habe ich gesehen. Ich wünschte sie Ihnen mit Gelegenheit einmal zu schicken. - Im Dorf bestiegen wir einen alten runden Turm auf einer Anhöhe, den man weit sieht und von dem man eine gute Aussicht hat.

[2. Tag der Pfingstreise, 19. Mai 1793]

Am Morgen nahmen wir von dem Herrn Meyer Abschied, den wir noch in *Kulmbach* zu besuchen versprochen, und fuhren nach *Baireuth* (3 Meilen). Der Weg ist größtenteils sehr steinig; die Aussichten stellen nur einsame, öde, flache Anhöhen dar. Am Ende kommt man durch einen schönen Weg und auf eine sehr gute Chaussee. Eine halbe Meile vor der Stadt kömmt man das Lustschloß *Fantaisie* vorbei. Dabei steht am Wege eine Linde, die, glaube ich, 19 Ellen im Umfang hat.

Baireuth ist größer als *Erlangen*, und hat meistens sehr gute Häuser und breite Straßen. Das Pflaster ist sehr eben von glatten Steinen, so daß die Pferde leicht fallen. Die Stadt liegt am *Roten Main*. Die Vorstädte sind groß, und zum Teil selbst mit berlinischen Häusern und Säulein-Fasaden geziert. Eine Strecke von der Stadt liegt der *Brandenburger* oder *St. Georg am See* (der See ist ausgetrocknet); eine kleine Vor- oder Nebenstadt, die zu *Baireuth* gehört. Dahin führen 2 prächtige Alleen von großen, gleichgewachsenen, schattigen Bäumen. Dergleichen auch mit lauter bunten Steinchen belegt, einen runden Pavillon (der *Sonnentempel* genannt), der inwendig ganz und gar mit *baireuthischem* Marmor von allerhand Farben ausgeschmückt ist (die Pilaster haben vergoldete Füße und Kapitäle) u.s.w. Von den *Wasserkünsten* etc. wird, was verfallen ist, wieder hergestellt. Eine Kaskade ist eingegangen. An dem größten *Bassin* sind längs demselben in einiger Entfernung eine Reihe von Nischen angebracht: wenn man diesen oben eine Menge von Wasserstrahlen in einem Bogen ins *Bassin* springt, so geht man zwischen diesem und den Nischen, unter einem *Berceau* von Wasserstrahlen. - Der größte Teil des Gartens ist aber ein ganz kunstloser Wald, mit geraden Gängen, durch welche man überall schöne und weite Aussichten auf Anhöhen und Täler, Häuser, Dörfer, Wiesen und Felder hat. In dem *Küchengarten* sind große *Glashäuser*. -

Fantaisie ist wieder fast ganz eine Anlage der Natur; vorn ist ein Schloß. Das Dorf, worin es liegt, heißt eigentlich *Dondorf* (so steht es auch

auf der Karte). Der Garten ist offen; an einer Stelle hat er künstliche Bogengänge; sonst aber ist es ein Wald mit Wiesen, krummen Gängen und kleinen hervorstehenden Felsen. Ich bin ihn nicht ganz durchgangen. - Der Hofgarten (so heißt hier jeder Schloßgarten) in der Stadt hat ein Bassin und artige Bogengänge und Hecken. Der Hofgärtner Rosengarten, den Herr Reichenow kennt, lebt noch; ich hatte aber nicht Zeit, ihn zu besuchen. - In dem sogenannten Brandenburger liegt ein sehr gut eingerichtetes Irrenhaus und ein Zuchthaus, worin Herr Hofkammerrat Turnesi wohnt, der darüber die Aufsicht hat. Die Züchtlinge und andere Künstler verarbeiten den Baireuthischen Marmor sehr gut. In der ansehnlichen Niederlage sahen wir viele sehr schöne Tische, Blätter, Apothekerschalen, Tabaksdosen, Vasen usw, alles herrlich poliert. Man zeigt uns auch eine Musterkarte von 33 Hauptarten und 27 Spielarten des Baireuthischen Marmors, in kleinen Platten auf Schiefer befestigt: hätte ich dies Stück nur gleich in unser Kabinett schaffen können; es würde Ihnen sehr gefallen haben. Ich sah weißen, schwarzen, gelben, bläulichen, rötlichen, grauen Marmor, fast so schön wie italienischen, manchen auch mit Versteinerungen. Der gelbe kommt von Streitberg; der weiße wird in großer Menge in den sogenannten Sechsamtern, worin Wunsiedel die Hauptstadt ist, gefunden; er ist schneeweiß, nur leiderr etwas zu weich, daher es splittert und verwittert; bei Naila sind auch große Marmorbrüche, und überhaupt sind sehr ergiebige, durchs ganze Land in Menge verstreut. Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß im Baireuthischen kleine und große Marmorstücke uns in manchen Gegenden alle Augenblick im Wege lagen.

Von Baireuth aus machten wir nun ein Cirkel durchs ganze Baireuthische Land, um die Natur über und unter der Erde kennen zu lernen. Zuerst wandten wir uns nach Naila, also gen Norden, weil hier die besten Bergwerke sind. Wir reisten über Berneck, dann aber nicht über die Städtchen Gefrees und Münchberg, sondern einen nähern Weg über das Dorf Stambach und das Städtchen Helmbrechts. Berneck ist von Baireuth eineinhalb Meile, Stambach 3 Meilen, Helmbrechts 4 Meilen, Naila fünfteinhalb Meilen entfernt. Bis Berneck geht eine herrliche Chaussee, zum Teil gekrümmt und bergauf und bergab. Uns begegneten eine Menge Bauern mit Bündeln, mit Wagen oder mit Ochsen, die zum Pfingstmarkt nach Baireuth zogen. Die Aussichten, die wir hatten, waren sehr angenehm, recht auserlesene Alleen sind mehrere vor der Stadt: sie gewähren die angenehmsten Spaziergänge. Vor der Stadt in einer Wiese liegt die Kaserne, die in Gestalt und Farbe viel Ähnlichkeit mit dem berlinischen Belle Vue hat. Viele Häuser sind ganz von Sandstein. Die Stadt hat ein altes und ein neues Schloß (letzteres ist nicht übel gebaut und steht an einem Platze, wo ein Fontaine oder gemauertes Bassin oder Brunnen, wie man es in diesen Gegenden häufig findet, mit einem vergoldeten Reiter); eine antike große Stadtkirche mit vielen Figuren auswendig; ein Waisenhaus; ein Gymnasium, eine Münze, eine Porzellanfabrik, worin aber nicht mehr Porzellan, sondern englisches Steingut gemacht wird; ein Reithaus, worin itzt auf einem recht

guten Theater die Weber'sche Truppe agierte; ein Opernhaus (das von außen mit einem sehr großen ungeschickten Balkon versehen, inwendig sehr reich und prächtig, aber ebenso altmodisch und geschmacklos mit Gold verziert, übrigens aber wohl fast so groß als das Berliner Opernhaus und als eines der größten und prächtigsten Opernhäuser in der Welt berufen ist); u s w. Ein paar Kirchen, die wir inwendig besahen, sind heiter und nett. In einer ist die Gruft des Regenten, von schwarzen und weißen baireuthischen Marmor. Als Gouverneur des Landes wohnt ein Bruder des regierenden Herzogs von Württemberg in dem neuen Schlosse. Die Gegend um Baireuth ist schön: es ist in einem weiten Zirkel von Bergen umschlossen. Von dem nahen Sophienberge hätten wir gern die Aussicht genossen, wenn es uns die Zeit erlaubt hätte. Wir logierten sehr gut im Anker und speisten dort an der table d'hote mit preußischen Offizieren. Die Garnison ist von Wesel hierhergekommen.

Aber genug von diesen Sachen: ich kann mich nicht länger enthalten, Ihnen die vortreffliche, unerwartete Aufnahme zu rühmen, die wir hier in Baireuth genossen. Ein paar Tage vor meiner Abreise hatte ich den Herrn Professor Mahmal, mit dem ich von selbst ein wenig bekannt geworden bin, und der in Baireuth bekannt ist, in aller Eil gebeten, mir, wenn er könnte, eine kleine Adresse mitzugeben. Er gab mir drei Briefe mit: an einen gewissen jungen Herrn Boie, der uns in und außer der Stadt herum, auch nach der Fantaisie hinführte; an den Herrn Hofkammerrat Schlupper, einen alten, ehrlichen, sehr ungenierten Herrn, der uns mit nach der Eremitage hinfuhr, und uns zum Abendessen behalten haben würde, wenn wir nicht schon beim Herrn Regierungsrat Spieß versagt [verabredet] gewesen wären und an den Herrn Hofkammerrat Turnesi, einen äußerst gebildeten, feinen, geschickten, gefälligen und einnehmenden Mann, der uns, nachdem er sich ein paar Stunden mit uns unterhalten, und wir ein Frühstück bei ihm genossen hatten, sogleich wieder drei Empfehlungsbriefe nach Naila, Wunsiedel und Bischoffsgrün in unser Wirtshaus sandte. Was diese für Wirkungen gehabt haben, sollen Sie nachher erfahren. Herr Regierungsrat Spieß endlich, den ich erst allein besuchte, bat sogleich, da ich nur erwähnte, daß ich einen Reisegefährten hätte, uns beide auf den Abend zu Gäste und tat, als gehörten wir zu seiner Familie. Er ist, ganz ohne Komplimente, ein sehr guter Mann. Er hat zwei große Töchter. Nach Tisch wurde ein wenig getanzt: er spielte und sang auch von seiner eigenen Komposition. - Hatten wir nicht Ursach', über diese Aufnahme sehr vergnügt zu sein? Wir genossen sie ganz unverdienter Weise.

Vom Archiv habe ich nicht's gesehen: es ist auf der Festung Plassenburg bei Kulmbach. Die Eremitage, eine halbe Meile von Baireuth (es führt eine vortreffliche Chaussee dahin), ist ein offener Garten. Zum Teil hat er künstliche Grotten von Feldsteinen, Bassins, Springbrunnen, Einsiedeleien; ein sehr langes schönes Berceau, ein paar kleine Gebäude mit Säulen. Aber dicht vor Berneck wird man durch einen Anblick überrascht, der nebst der Gegend von Streitberg zu den schönsten

Prospekten gehört, die wir gehabt haben. Man fährt mit einem Male zwischen hohen Bergen in ein enges Tal hinein, worin das Städtchen in einem engen Raum eingeklemmt liegt. Alles ist schwarz, finster: aus den Bergen ragen schwarze Felsenmassen hervor; über die Stadt erhebt sich der schwarze, spitze Kirchturm; daneben steigt der kühnere Turm einer alten Burg, wohl noch einmal so hoch, in die Lüfte empor und scheint über die Stadt zu hängen und hineinstürzen zu wollen, so verwegen streckt er sich zum Himmel hinauf. Alles dies ist in ein enges Tal eingeschränkt, das der Weiße Main durchrinnt. Der hohe, viereckige Turm war die Burg der Grafen von Orlamünde. Dahinter liegen noch die Ruinen der Burg der Grafen von Wallenrode (mit kleinen Gewölben) und der dazu gehörigen Kapelle. Diese hat neben der gotisch gewölbten Tür noch folgende in den Stein gehauene merkwürdige alte Inschrift, mit ganz alten, den lateinischen ähnlichen Buchstaben: da - man - zalt - nach - XPI – (Christi) gepurt - M-CCC-IXXX – (1480) - iar - an - sant - gurgun - abent - durch - veit - von - Wallenrod - ist - der - erst - Steyn - an - disse - kapellee - gellegt. - Bei unserer Rückreise über Berneck kaufte ich vom Herrn Postmeister die kleine Schrift zum Andenken: >Berneck, ein historischer Versuch<, von J. G. Gentze, Baireuth, 1790. 48 Seiten, worin die Geschichte Bernecks und der alten Burgen erzählt [wird], einige Nachrichten von der alten slawischen Religion enthalten und einige altdeutsche Urkunden abgedruckt sind, auch zwei kleine Kupfer von der Gegend von Berneck stehen. - Die Drahtzieherei in Berneck konnten wir nicht sehen, da es Feiertag war. Übrigens werden hier in einem kleinen flachen Bache auch Perlen gefischt, jährlich etwa 100 Stück. Sie sollen an Güte den orientalischen nahe kommen. Ich habe keine sehen können. Außer einigen anderen Orten des Oberlands ist vornehmlich noch das Städtchen Rehau (auf dem Wege von Hof nach Eger) des Perlenfangs wegen bekannt. Hier und in Berneck wohnt ein eigener Perleninspektor. Man sagt, die Perlenmuscheln wären aus Sachsen, wo sie sich auch finden, einmal ins Baireuthische gebracht [worden] und hätten sich nun hier fortgepflanzt.

Von Berneck aus auf unserem ganzen Cirkelweg durchs Oberland bis nach Berneck zurück, sahen wir nun ein Land von einer ganz eigenen Beschaffenheit. Der Boden ist durchaus sehr hoch; die Luft immer etwas rau und kühl; die Anhöhen mehrerenteils nicht steil und hoch; die Gegenden oft felsig, steinig, wüst und einsam; die Dörfer lange nicht so häufig als im Bambergischen und südlichen Franken. Alle Früchte und das Getreide kommen hier später zur Reife. Die Hauptnahrungszweige, die aber auch sehr bedeutend sind, sind: Bergbau, der fast lauter Eisen betrifft, da die Goldbergwerke in Goldkronach itzt ruhen, Viehzucht, Flachsbaum und Getreidebau. Die Wiesen sind vortrefflich. Ochsen findet man in gewaltiger Menge; aber man sieht auch fast nichts als Ochsen; sie spannt der Bauer vor Wagen und Pflug; Kühe sind seltener; Pferde wird man fast gar nicht gewahr; aber dagegen auch sehr gute Schafe und Ziegen. Jene beschäftigen viele gute Wollenwebereien. Die Ziegen haben viel weißeres, schöneres Fell

in diesem Berglande als bei uns. Die Einwohner sind ein sehr höfliches, gutmütiges und treues Volk. Wegen der großen Viehzucht findet man hier viele Schlächter. Die Weiber tragen große runde Filzhüte, welche sie nicht übel kleidet. Die Dörfer haben hier überall ein sonderbares Ansehen. Sie bestehen aus einzeln stehenden sehr simpeln kleinen Häuschen, die alle mit Schindeln gedeckt, auch wohl ganz hölzern sind, und nie in bloßer Erde, sondern immer auf grünbekleidetem Boden, zwischen Anhöhen, oder am Abhange wie graue Katenhäuschen aufgesetzt stehen. Kleine Bäche, herauf- und heruntergehende, und steinige Wege sind häufig. Alles dies gilt vom ganzen Oberlande, nordöstlich von Bayreuth und Berneck.

Hinter Berneck fährt man noch etwas die Chaussee in einem schönen, tiefen Hohlwege weiter. Dann verläßt man sie, und kommt durch etwas öde Gegenden (wenigstens scheinen sie so, wenn man von Streitberg, Berneck und Bayreuth kommt, wiewohl man sich freilich, wie ich gemerkt habe, gar zu leicht durch so reizende Gegenden verwöhnt, und gegen minder schöne ein wenig unerkennlich wird), nach Stambach und Helmbrechts, wo in den Schänken der Feiertag mit lauten Späßen und Betrunkenheit gefeiert ward. Ich möchte beinahe den Rat geben, an Feiertagen sich nicht viel auf Dörfern aufzuhalten. Von Helmbrechts geht es über zwei kleine schlechte, dorfähnliche Flecken, Schauenstein und Selbiz, nach Naila. Der Weg geht fast beständig auf nacktem Felsen fort, und ist so eben wie eine Chaussee. An einer Stelle kommt man [an] sehr schwarzen Felsen vorbei.

Naila, ein kleines, schlechtes Städtchen, liegt an der Selbiz, über die hier eine marmorne Brücke geht. Auch die meisten Häuser in der Stadt sind von Marmor. Dies klingt zwar in Berlin sehr prächtig, wo es gewiß schon sehr bewundert wird, wenn man von Häusern in sächsischen Dörfern hört, die ganz von Sandstein gebaut sind. Allein wenn man bedenkt, daß der Marmor, der doch auch nur ein edlerer Kalkstein ist, hier so häufig ist, daß man bei weitem wohlfeiler damit baut, als mit Holz und Backsteinen, so begreift man es schon. Der Marmor in Gebäuden sieht übrigens, wenn man ihn nur obenhin ansieht, um nichts besser aus als Kalk- oder Sandstein. - In Naila trafen wir gerade den Markt. Auf dem Markte (wo wir, im Roten Roß, logierten), war alles gedrängt voll, so daß es uns gar sonderbar dünkte, da wir den ganzen Tag ganz von Menschen entblößt sahen [gemeint ist: da wir den ganzen Tag keinen Menschen gesehen hatten, bis zur Ankunft in Naila].

[3. Tag der Pfingstreise, 20. Mai 1793]

Über einen halben Tag wandte der Herr Vizebergmeister Ullmann, an den wir vom Herrn Hofkammerrat Turnesi rekommandiert waren, an uns, und ließ sich, zu meiner Verwunderung, nicht verdrießen, uns nach Kembles (über eine Meile nördlich von Naila, ganz dicht an die sächsische Grenze) hinzuführen, und hier mit uns in ein Bergwerk einzufahren: eine Gefälligkeit, die wahrscheinlich nur ein Bergmann selber haben kann. Die Gegend nördlich von Naila hat Anhöhen und finstre, schwarze Waldungen; und einen kalten, trockenen Anstrich. Die Selbiz treibt hier eine

außerordentliche Menge Eisenhämmer und Mühlen, auch eine Marmorschneidemühle für die Marmorfabrik in Baireuth. Das Geräusch von Eisenhämmern hört man überall. Um Naila herum sind 33 Gräben, die fast lauter Eisen, doch auch zum Teil Kupfer enthalten. Einige sind freilich klein. Bei dem Städtchen Lichtenberg brechen die schönsten Kupfer Allaserze, die man sehen kann. Das Eisen findet sich in lauter Gängen, und zwar in allen möglichen Gestalten und in den herrlichsten Stufen: als gelbe Eisenerde, gelber und brauner derber Eisenstein, spätiger glänzender Eisenstein, Eisenblüte, Blutstein, Glaskopf, kuglichter oder traubichter Eisenstein (wie der traubichte isländische Kalzedon gestaltet), Tropfstein und säulenförmiger Eisenstein usw. Der Steiger (dies ist der erste Bergmann) bot mir [Wolfgang Goethe] schöne Stufen an [gemeint ist: bot mir schöne Gesteinsarten an]; allein der Transport macht gar zu viel Beschwerde. Hätte ich alles nur Ihnen gleich nach Berlin schicken können! In des Steigers Wohnung legten wir uns Grubenkittel, Schurzfell und Schachthut an, auf den ein Licht gesteckt ward. (Dieser Steiger hat zweieinhalb leichte Gulden wöchentlich, freie Wohnung und frei Holz, und arbeitet nicht, sondern führt nur die Aufsicht. Bei kleinen Gruben arbeiten die Steiger mit. Die anderen Bergleute haben, nach ihrer verschiedenen Arbeit, immer weniger Gehalt.) Die Grube, die wir befuhren, heißt „die Gabe Gottes“; sie ist eine der tiefsten und ergiebigsten in dieser Gegend. Ihre Tiefe beträgt 26 Lachter = 173 Fuß und 4 Zoll (1 Lachter hat 8 Bergschuh = 80 Zoll, denn 1 Bergschuh hat 10 Zoll; also hat 1 Lachter 6 Fuß und 8 Zoll gewöhnlichen zwölfzölligen Maßes.) Wir fuhren in einen Schacht auf den Fahrten [Leitern] ein. Über dem Schacht ist eine Kaue (ein hölzernes Häuschen) gebaut. Über der Öffnung des Schachtes steht ein Kreuzhaspel, womit das Erz heraufgewunden wird. Der Schacht ist inwendig ganz mit Holzwerk verzimmert, woran die Leitern sehr sicher befestigt sind, und geht ganz senkrecht hinunter. An den Leitern kann man sich sehr gut festhalten. Das Heruntersteigen ist leicht; aber das Heraufsteigen ermüdet am Ende ein wenig, weil es senkrecht geht. Schwindlich kann man von der Tiefe nicht werden, weil man nichts als schwache Dämmerung um sich sieht. Wenn ich überhaupt bedachte, daß, wie uns der Herr Bergmeister erzählte, auf dem Harz Gruben von 100 und 200 Lachtern, in Schweden aber sogar welche von 400 Lachtern sind, die bis unter die Oberfläche des Meeres gehn, so kam mir mein Steigen als sehr gering vor. - Wir waren glücklich unten angelangt, und einer ging nur gebückt dem andern nach, jeder sein Licht in der Hand; denn die Stollen und Gänge (welche größtenteils mit Holzwerk verzimmert sind), sind ganz schmal und niedrig, daß man kaum aufrecht darin gehen kann. Mir war's als sollte ich in irgend eine geheime Gesellschaft, einen mysteriösen Bund¹⁴ aufgenommen, oder vor ein heimliches Gericht [ein Fehmgericht] geführt werden. Ich erinnerte mich, in meinen Kinderjahren im Traume zuweilen solche lange, enge, finstere Gänge gesehen zu haben; und am Ende einen

¹⁴ Fußnote des Hrsg.: In einen Freimaurer-Orden, wie z. B der Illuminaten-Orden.

Arbeiter, der wie ein verwiesener [verbannter] Missetäter bei Licht [Öllampe] die verborgenen Schätze der Natur aus Steinen herausschlägt. Es macht wirklich einen sonderbaren Eindruck, wenn man in der Ferne einen Arbeiter ganz dumpf hämmern hört, dann immer näher tritt, ihn in seiner fremden bergmännischen Sprache „Glück auf“ grüßen hört, und betrachtet, wie er mit sichtbarer Anstrengung das spitze Eisen mit dem Schlägel ins harte Gestein hineintreibt. In den Gängen bewunderten wir den reichen Eisenstein, der neben und über uns zwischen schwarzem Schiefer (dies ist hier die Gangart) herabhing. An einigen Orten sahen wir schöne Eisenstufen, noch in der Werkstätte der Natur, auch grünen Malachit, auch Vitriolkies und endlich ganz reinen, flüssigen, grünen Vitriol, wie er an den Wänden hing, denn diese Grube liefert vorzüglich auch die Materialien zu dem Vitriolwerk, das wir am Nachmittag besahen. An manchen Orten waren die Gänge unter und an den Wänden etwas naß; auch sahen wir ein paar Pumpen, [um] das Wasser herauszuschaffen, und eine große Art von Schacht, Radstube genannt, für eine neue Maschine zu dieser Absicht. Als wir so ziemlich alle Winkel durchkrochen hatten, suchten wir wieder die freie Luft; und ich habe nicht leicht eine angenehmere Empfindung gefühlt, als da ich von der letzten Stufe der Leiter ins Freie hinaussprang. Die grünen Bäume, der blaue Himmel, die frische Luft, alles drang mit neuem, stärkeren Eindruck auf meine Sinne ein, zumal da, als wir hinunterstiegen, ein kalter Morgennebel die ganze Gegend bedeckt hatte. - Zu Mittag aßen wir in dem Dorfe Tsirgau, wo wir uns von Herrn Ullmann traktieren lassen mußten. Wir aßen unter andern einen zarten, karpfenähnlichen Fisch, Barbe genannt. Nach Tische besahen wir das Vitriolwerk und den Eisenhammer, auf der sogenannten Hölle. Dort sahen wir, wie der Vitriol immer feiner gesotten wird, und endlich in schönen grünen Kristallen anschießt, auch wie in den Bühnen aus den schlechten Vitriolkiesen durch die Luft die Vitriollauge sich von selbst herausziehen muß; hier sahen wir, wie das Eisen im Feuer glühend gemacht, und dann unterm Hammer zu einer glatten Stange geschmiedet wird. Blasebälge und Hammer werden von Wellen durch Wasserräder getrieben. -

Ehe ich Ihnen den folgenden Gang unserer Reise und das Abenteuer des folgenden Tages erzähle, muß ich Ihnen gestehen, was ich mir für einen kühnen Plan ausgesonnen. Doch es war recht gut, daß er nicht ausgeführt werden konnte. Ich hatte mir vorgesetzt, wir wollten von Naila über Hof nach - Karlsbad reisen, um die dortigen Merkwürdigkeiten der Natur und um den Boden von Böhmen zu sehen, wenn auch nur auf kurze Zeit. Da mir die Entfernung von Karlsbad immer (wie ich nachher erfuhr) von allen, die ich befragte, zu geringe angegeben ward, so wurde ich desto mehr in meiner angenehmen Idee bestärkt; wir wären aber dem ungeachtet von Hof gewiß in einem Tage sehr gut hingekommen, wenn uns nicht der Vorfall, den Sie gleich erfahren sollen, wider alle unsere Erwartung zurückgehalten.

Noch am Abend des Tages, den wir im Bergwerk usw so angenehm zugebracht hatten, machten wir anderthalb Meilen bis Hof. Die Gegend ist

sehr hoch, und gewährt dem Auge wenig Unterhaltung, da die sich wellenförmig hebenden und senkenden Erhöhungen am Ende ermüden. Wir kamen durch etwas Wald und endlich auf eine sehr gute Chaussee. Die Sonne ging prächtig unter: der halbe Himmel stand in goldgelben Flammen. -

Hof liegt in einer flachen Niederung, in einer ziemlich von Holz entblößten Gegend. Die Stadt hat fast lauter Giebelhäuser, so glattes Pflaster wie Baireuth und ein recht heiteres Ansehen. Wir stiegen im „Brandenburgischen Hause“, einem großen Gasthofe ab. Die Stadt ist ihrer Fabriken wegen berühmt.

[4. Tag der Pfingstreise, 21. Mai 1793]

Am andern Tage hatten wir Nebel, trüben Himmel und Regen. Der Weg geht wieder sehr hoch und ist ziemlich fest. Rechts im Grunde sahen wir die Saale (die wir auch bei Kembles gesehen hatten) fast in lauter Cirkelbogen durch grüne Wiesen fließen, so daß sie mehrere Male dem Ort, wo sie war, wieder nahe kommt. In einem dicken Walde, wodurch wir kamen, fanden wir den lehmigen Weg vom Regen schon sehr verschlechtert. Endlich kamen wir bei dem Dorfe Schönbach an die kaiserliche Grenze von Böhmen. Wir waren schon den Schlagbaum passiert, als der Herr Einnehmer und Aufschauer (so heißen die österreichischen Akzisebedienten) uns „Halt“ zurief. Wir mußten unsere Sachen visitieren lassen, und nun forderte er uns unsere Pässe zur Legitimation unserer Aussage, daß wir Studenten wären, ab. Wir reichten ihm unsere Matrikeln hin, denn diese hatten wir allein mitgenommen, weil sie sonst immer bei Studenten statt der Pässe gelten. Aber den Herrn Einnehmer befremdete es sehr, daß man lateinische Pässe gäbe: er sah die Matrikeln lange starr an, - und verstand sie darum doch ebenso wenig. Er mochte glauben, sie könnten ebenso wohl französische Komödienzettel oder wer weiß was sein. Uns [Goethe meint sich selber] maß er mit mißtrauischen Augen von oben bis unten; und hielt es endlich für's Beste, uns einen Boten bis zur nächsten böhmischen Stadt Asch (in der kleinen Herrschaft Asch) mitzugeben, der unsere Matrikeln so lange an sich nahm, um sie dort näher untersuchen zu lassen. Der Herr Gerichtshalter in Asch verstand zwar die Matrikeln, weil er selber studiert hatte; betrachtete uns ebenfalls so scharf, als wollte er uns durch und durch sehen; schwatzte über allerhand Nebendinge, z. B. kam es ihm bedenklich vor, daß ein so junger Student wie ich, gleich eine so weite Reise unternehmen wollte; fragte nach unseren Geschäften in Karlsbad; - und das Ende vom Liede war - Matrikeln wären keine Pässe, und keine volle Legitimation, um über die Grenze gelassen werden zu können.¹⁵ Was wollten wir tun? Wir hörten im Wirtshause, wo wir uns beim Mittagbrot erholten, die Befehle wegen der einpassierenden Fremden wären der emigrierenden Franzosen halber ganz neulich strenge geschärft [verschärft worden]; doch könnten wir uns in Asch einen Laufpaß geben lassen, der aber auf jedem

¹⁵ Fußnote des Hrsg.: Goethe besaß sicher einen Pass, nur Ludwig Tieck nicht.

Kreisamt bestätigt und unterschrieben werden müßte, denn wer ganz ohne Paß auf irgend eine Art ins Land käme, hätte Verhaftnehmung bis zu seiner Legitimation zu gewärtigen. Teils das schlechte Wetter, teils die Umstände und Schwierigkeiten, denen wir doch immer noch ausgesetzt sein konnten, teils die Entfernung von Karlsbad bewogen uns bald, unsern Weg zu ändern und gleich nach Wunsiedel zu gehen. Von Hof bis Asch hatten wir zweieinhalb Meilen gemacht; von hier bis Wunsiedel hatten wir drei zu machen. Von dem Boten aber, der uns noch nicht verließ, wurden wir förmlich - über die Grenze gebracht und nun erst gab er uns unsere Matrikeln zurück. Wir hatten doch wenigstens unsern Fuß in Böhmen gesetzt; und setzten itzt nach diesem Abenteuer unsere Reise vergnügt fort.

Die Gegend ist hier wieder besonders einsam und wüste. Oben habe ich vergessen zu sagen, daß auf unserer ganzen Reise durch die abgelegenen Teile des Oberlandes die Leute uns immer sehr neugierig ansahen und fragten, wer wir wären, weil das Land von Fremden nicht so gar häufig besucht wird. Vielleicht ist dies auch zum Teil der Grund von der guten Aufnahme der Fremden. - Das Städtchen Selb, das wir passierten, ist klein und schlecht, und höchst elend gepflastert. Mitten im Walde liegt der Schwarzhammer, wo ein Eisenhammer, eine Glashütte und ein hoher Ofen [steht]. Sehr schade war es, daß wir hiervon nichts vorher wußten, sonst hätten wir die Glashütte und den Schmelzofen sehr gut besehen können. Die übrigen hohen Öfen im Baireuthischen, denen wir nahe kamen, waren alle nicht im Gange. (Wie denn überhaupt jetzt vieles von den Berg- und Hüttenwerken liegt, und jene besonders lange nicht so genutzt werden, als sie genutzt werden könnten. Doch bald wird der jüngere Herr von Humboldt, der geschickte Mineralog, als Aufseher des Baireuther Bergwesens hierher kommen.¹⁶ Bei Herrn Turnesi sah ich schon einen sehr starken Bericht, den er auf einer Reise durch's Land über den Zustand des Bergbaus aufgesetzt hatte.) - Als wir aus dem finsternen Tannen- und Fichtenwalde herauskamen, hatten wir den überraschendsten Anblick. Große Ruinen einer alten Burg, mit einem hohen runden Turme, auf einem kleinen Berge stehend, sprangen plötzlich hinter den Bäumen hervor. Wir kamen ins Dorf am Fuße der Anhöhe; und nun erfuhr ich zu meinem großen Vergnügen ganz unerwartet, daß wir in Thierstein wären.

Der Herr Turnesi hatte mir gesagt, daß es hier gegliederten Basalt oder Basaltsäulen gäbe, eine Merkwürdigkeit, die man vielleicht in ganz Deutschland nicht wieder findet, und überhaupt nur an wenig andern Orten, wie ich glaube als in Schottland, wo die großen Massen von Basaltsäulen so

¹⁶ Fußnote des Hrsg.: Der Satz „Doch bald wird der jüngere Herr von Humboldt, der geschickte Mineralog, als Aufseher des Baireuther Bergwesens hierher kommen“, könnte eine Spitze Ludwig Tiecks gegen seinen Peiniger Alexander von Humboldt sein. Siehe weiter unten im Kapitel >Ludwig Tieck im Urteil der Literaturkritik< unter der Überschrift >Alexander von Humboldt< die vielen verletzenden Sticheleien A. von Humboldts gegen Ludwig Tieck. Offensichtlich wusste Humboldt von Ludwig Tiecks wahrer Abkunft. Die Niederschrift des gefälschten Reiseberichts fällt daher in die Zeit von ca 1846 bis kurz vor Tiecks Tod.

berühmt sind. Sogleich sah ich mich nach dem Basaltfelsen um, und siehe da, es war derselbe, worauf die Ruine stand. Wir machten also halt und beschauten den Ort näher. Der Felsen, der sich mitten im Dorf, etwa ein Haus hoch, erhebt, hat auf der einen Seite lauter sechseckige, schwarze Basalkristalle, wenn ich es so nennen darf, die etwa einen Fuß Breit und ein bis zwei Fuß hoch sind, und sich treppenförmig übereinander erheben. Einige Stücke sind umgestürzt oder stehen schief hervor. Die Ruinen, die an diesem Flecke stehen, bestehen in sehr hohen, großen Mauern mit Fenstern und einem sehr hohen runden Turm. Man findet vielen Basalt eingemauert. Auf der andern Seite des kleinen Felsens aber trifft man mehrere hohe sechseckige Basaltsäulen, die dicht nebeneinander geschichtet und ineinander gefügt, fast senkrecht sich in die Höhe türmen. Sie haben bei einer Dicke von etwa einem Fuß wohl eine Höhe von zehn Füßen: und gewährten mir [Wolfgang Goethe] einen ganz neuen, fremden Anblick. Ob diese Merkwürdigkeit in Berlin sehr bekannt sein mag? Der Ort liegt ungefähr auf halbem Wege zwischen Asch und Wunsiedel. Da wir weiterfahren, sahen wir vor uns das wilde Fichtelgebirge sich erheben; und hinter uns entdeckten wir, in Gestalt eines blassen, hohen Streifens am Horizont, die böhmischen Gebirge in der Mitte von Böhmen. Die Waldungen haben in diesen Gegenden einen besonderen Charakter: sie bestehen aus lauter kleinen oder größeren Gruppen oder Partien; sehen, da sie meist Nadelholz haben, schwarz und finster aus, und sind hin und wieder über die Felder verstreut.

Wunsiedel oder Wonsiedel hat 300 Häuser und 2.500 Einwohner und liegt in einer sehr hohen Gegend, doch in einer kleinen Vertiefung; hat ein etwas rauhes Klima, aber eine interessante Natur um sich her. Die Straßen gehn bergauf, die Häuser sind ziemlich gut. Die Stadt hat viel Gewerbe und ist recht lebhaft. Wir logierten im „Einhorn“. Um die Stadt herum sind viele Brüche von weißem Marmor, der aber, weil er so gemein [gewöhnlich] ist, häufig zu Kalk gebrannt wird. Die Stadtmauern sind von weißem Marmor, daher der Ort sonst die Stadt mit den marmornen Mauern genannt wurde. Mehrere Häuser sind auf Marmor und von Marmor gebaut; mehrere aber auch von dem rötlichen und weißlichen Granit, der, nebst dem Gneis, nach dem Fichtelberge zu, häufig gefunden wird, und auch das Skelett von diesem Gebirge ausmacht.

Von Herrn Turnesi waren wir an den Herrn Vizebergmeister Schubert rekommandiert, und dieser überaus gefällige Mann führte uns am Vormittage auf die Luxemburg und nach Sickersreuth, nachmittags nach Arzberg, und lud uns auf den Mittag zu sich ein. - Die Luxemburg ist ein Teil des Fichtelgebirges, dessen einzelne Berge überhaupt folgende Namen haben: 1.) die Luchsburg, Luxburg oder Losburg. Dieser Berg hatte seinen Namen von den Luchsen, die hier sonst häufig waren (noch vor 3 Jahren hat man einen in der benachbarten Pfalz geschossen) und von der alten Burg, die oben stand und wovon man noch die Spuren sieht. Die vier hohen Felsenklippen, die ganz nackt aus der Waldung dieses Berges hoch

herausragen, heißen: der Burgstein, der große und kleine Haberstein, und der Schauberg. - 2.) die hohe Cössein - 3.) der Ewald - 4.) der Totenkopf - 5.) die Platten - 6.) der Silberanger - 7.) die hohen Fahrleiten - 8.) der Nußhart - 9.) der Schneeberg - 10.) der Schloßberg oder Rudolphstein. Diese 10 Berge machen eine Kette aus. Jenseits des Tales, worin sich der Fichtelsee befindet, liegt 11.) der Weißmann - 12.) der Ochsenkopf. Die folgenden endlich machen eine eigene Kette nach einer eigenen Richtung aus: 13.) der Waldstein - 14.) der Langenstein - 15.) der Epprechtsstein - 16.) der Kornberg. - Das Fichtelgebirge ist ganz mit Fichten und Tannen bewachsen, die unten auch mit einigen Buchen vermischt sind; die höchsten Spitzen aber sind kahl. In der Ferne sieht es schwarz, finster und öde aus. Es ist vier bis fünf Meilen lang und wenig bewohnt und besucht. Die einzelnen Berge erheben sich sanft und allmählich in die Höhe; jähe Abgründe findet man garnicht. Daher sehen die Berge auch gar nicht so sehr hoch aus, allein man muß bedenken, daß sie in einer sehr hohen Gegend liegen. Es ist noch unentschieden, ob ihre höchsten Spitzen nicht höher über der Meeresfläche liegen als der Brocken. Auch ist man noch streitig, ob der Ochsenkopf oder der Schneeberg der höchste Teil des Gebirges ist; doch scheinen die meisten Stimmen für den letzteren zu entscheiden. Nach Randels Annalen ist der Brocken 3.569, der Feldberg aber 3.621 Pariser Fuß über der Meeresfläche erhoben. Übrigens stecken in diesem Gebirge noch gewiß unendliche Magazine von Erzen verborgen; allein man hat sich noch wenig Mühe gegeben, sie aufzuspüren. Auch ist die alte Sage, daß das Gebirge reich an Edelsteinen sei, sehr wahrscheinlich gegründet [begründet]. Wer hat sie aber je viel gesucht? Soviel ist gewiß, daß oftmals Italiener hierher kommen, in den einsamen Örtern des Gebirges ihr Wesen treiben, und, vermutlich mit Edelsteinen bereichert, heimlich und in aller Stille wieder zurückziehen.

Die Luchsenburg ist der nächste Berg bei Wunsiedel. Der Weg dahin ist mit Granit besät; am Fuße des Berges werden die Granitwacken ungeheuer groß und lehnen sich bald schief aneinander, daß man dazwischen durchkriechen kann; oder ein gewaltiger breiter Klumpen ruht auf mehreren kleineren, die in der Runde herumstehen, und bildet auf diese Weise eine natürliche, kühle Grotte. Alle dergleichen Szenen fand ich hier noch weit größer und wunderbarer als in Sanspareil. Auf einem großen, platten Granitstück waren ehemals, einer Stiftung gemäß, jährlich von den Gymnasiasten in Wunsiedel, Schäferaktus [Schäferspiele] und andere Komödien aufgeführt [worden]; die Zuhörer hatten rund herum auf Felssteinen unter freiem Himmel gesessen. Herr Bergmeister Schubert hatte in seiner Jugend mitgespielt. Nicht weit davon rinnt eine merkwürdige Quelle aus der Spalte eines Granitstücks hervor: das Volk nennt es die Quelle, die Moses aus dem Felsen schlug. Noch sahen wir am Fuß des Berges, unter diesen wunderbaren Granitgruppen, einen eben gemachten Platz, wo die angesehenen Einwohner der Stadt jährlich ein paarmal speisen und unter offenem Himmel einen vergnügten Tag mit ihren Familien

zubringen. Auch sahen wir den alten Burgemeister, der ein sehr ehrliches Bürgeransehen hatte, selbst beschäftigt, einigen Arbeitern zu zeigen, wie sie ein paar benachbarte natürliche Grotten und Felsenplätze, schöner und bequemer zum Vergnügen einrichten sollten. Eine vornehme Dame, die neulich zum Besuch hier gewesen war, hatte ihren Namen in den Felsen einhauen lassen. - Nun stiegen wir einen sehr mäßig in die Höhe gehenden Fußsteig durch dichten Wald hinauf, und gelangten endlich auf die Spitze des Burgsteins, der sich wie ein Felsenturm oder ein starker Pfeiler über die höchsten Tannen erhebt. Oben ist eine Galerie gemacht. Von diesem engen Platze von sehr wenigen Quadratfuß, übersieht man nun nicht nur das ganze Fichtelgebirge und Wunsiedel, sondern auch auf der einen Seite, das Baireuthische Land, auf der entgegengesetzten die ungeheuren schwarzen Waldungen von der ganz nahen Pfalz, und auf der dritten die Gebirge von Böhmen: eine erhabene und viel umfassende, aber rauhe und öde Aussicht. - Von hier gingen wir nach dem Alexandersbade oder dem Gesundbrunnen Sickersreuth, der am Fuße der Luchsenburg, eine Viertelmeile von Wunsiedel liegt. Er wird leider nur sparsam und auf kurze Zeit von Baireuthern besucht, da die nahen böhmischen Wasser von Eger und Karlsbad ihm Schaden tun. Das Wasser schmeckt sehr mineralisch und wird nach Wien, Triest, Venedig usw. versandt. Das Brunnengebäude ist ein noch neuer, großer Palast von Granit erbaut, und liegt sehr angenehm. Es hat die Inschrift: *Sanitati publicae aedes hasce aere suo exstrui jussit Alexander etc.* - Die Zimmer für die Badegäste, auch die Nebengebäude, die angelegten Alleen usw., alles ist sehr nett.

Arzberg, wo wir am Nachmittag hinfuhren, liegt eineinhalb Meile von Wunsiedel. Um Arzberg sind 33 Gruben, die wie die um Naila lauter Privatleuten gehören. Viele liegen aber jetzt oder, nach dem Kunstausdruck, sie sind nicht belegt. Alles sind Eisengruben. Das Eisen bricht hier nicht, wie um Naila, in Gängen, sondern findet sich in Stockwerken [in unregelmäßigen Klumpen] und nicht in so schönen Stufen als dort. Ich fuhr durch einen Schacht, auf den Fahrten, in eine 18 Lachter tiefe Grube ein, die Silberkammer. Sie ist die allerergiebigste. In den Gängen und Örtern (d. i. den Plätzen, wo das Erz herausgehauen wird, und die hier, unregelmäßig, hier und dort eingeschlagen werden) über und neben mir sah ich nichts als gelben oder braunen Eisenstein, in unerschöpflicher Menge. Mein Licht war ein paarmal von den Wettern (der schlechten oder geringen Luft) ausgelöscht. Auch sah ich an den Gängen eine sonderbare weiße, weiche, baumwollartige Materie in Menge hängen, die nichts anders als ein Ansatz von Dünsten ist. Das meiste sah ich hier so wie in Naila. Um mir das beschwerliche Heraufsteigen zu ersparen, ließ ich mich auf dem Knebel (einem dicken Holzstück, auf das man sich setzt) an einem Seil von zwei Personen aus der Tiefe herauswinden, nachdem ich mich vorher nach der Sicherheit dieser Art von Fuhrwerk genau erkundigt hatte. - Arzberg ist ein kleines unansehnliches Städtchen. Dabei ist auch ein Alaunwerk. Auf dem freien Felde sahen wir auch das Waschen des Eisenerzes an. Der

kleingeschlagene Eisenstein wird in einem kleinen Wiesenbach mit eisernen Schaufeln gegen das Wasser angeschaufelt, so daß der Bach das leichtere, taube Gestein mit wegspült, und das Erz auf dem im Bach gemachten hölzernen Boden liegen läßt. - Bei dem Dorfe Göpfersgrün, zwischen Arzberg und Wunsiedel, ist eine Grube, wo man Speck- oder Schmerstein findet; er ist weich und findet sich auch mit Dendriten; der weiße ist der beste. Er wird nach Regensburg und von da vermutlich nach Triest und nach der Türkei gesandt. Man weiß nicht genau, wozu er dort gebraucht wird; man sagt, es würden die meerschaumenen Pfeifenköpfe daraus gemacht. - Mehrere Bergwerke bei Arzberg sind itzt darum nicht im Gange, weil die baireuthischen und böhmischen Bauern, die sonst den Eisenstein den Hämmern zufahren, itzt nichts tun als Getreide für die Armeen am Rhein von Baireuth zu bringen. - In der Nähe von Wunsiedel hat man sehr alte, eingegangene Schächte gefunden; sie waren rund und inwendig mit Flechtwerk bekleidet. Man weiß, daß in dieser Gegend schon Anno 1400 Bergbau getrieben ist.

[5. Tag der Pfingstreise, 22. Mai 1793]

Ich hatte nach Wunsiedel noch eine Adresse an den Herrn Burgemeister Schmidt, vom Hofrat Schreiber erhalten. Dieser Mann verschaffte uns einen Führer, der uns am folgenden Tage über den Fichtelberg nach Bischofsgrün geleiten sollte, weil man sich auf diesem einsamen Waldgebirge leicht verirren kann. Hinter Wunsiedel kamen wir über Schönbrunn und Leupoldsdorf, wo ein Eisenhammer und Blechhammer [stand]. Der Herr von beiden Werken, der Kommerzienrat Müller, bot uns, da er uns seinen Eisenhammer betrachten sah, ohne uns zu kennen, ein Frühstück an, und lieh uns ein Fernrohr, um uns von der Höhe umsehen zu können. Die unteren Teile des Gebirges haben unter den Tannen und Fichten auch Buchen. Wir passierten steinige, sumpfige und verwachsene Wege, und Bäche rieselten neben uns oder vor uns vorüber. Endlich gelangten wir zu der sogenannten Zinnseife und dem Zechen- [d.i. das Gruben- oder Bergwerks-] Hause dabei. Die Zinnseife ist eine große Grube, worin die Zinnerze [deren Gewinnung aber itzt ganz vernachlässigt wird, ohngeachtet sie so gut als das englische Zinn waren] gewaschen wurden. Die Zeit mangelte uns, den Schneeberg zu besteigen, von dem man eine noch freiere Aussicht als vom Ochsenkopf hat. [Auf dem Schneeberge soll noch ein Backofen vom 30jährigen Kriege her stehen, da man sich auf diese Höhen flüchtete.] Wir gingen also über den Fichtelsee und über den Weißmann zum Gipfel des Ochsenkopfes. Der Fichtelsee, der grundlose See, oder die Seelohe, ist ein tiefer Sumpf oder Moor, der mit Moos und Binsen, auch niedrigem und verkrüppeltem Fichtengesträuch überwachsen ist und nie austrocknet, weil er im Tale liegt und ohne Abfluß ist, sondern vielmehr in nassen Jahreszeiten ganz unter Wasser steht. Auch itzt konnten wir an Stellen, wo das Wasser über dem Morast stand, einen Stab 3 - 4 Fuß hineindrücken. Man geht über diesen Sumpf auf Stangen, Hölzern und

Sträuchern, die in gerader Linie herüber gelegt sind. Nun kamen [wir] in die rauhe Wildnis des Gebirges, die ich so begierig war zu sehen. Wenig betretene Fußsteige führten uns durch dichtes Buschwerk etwas steil hinauf. Über uns türmten sich, mitten unter den Baumstämmen, allgewaltige Granitmassen auf, die halb nackt, halb bemoost wie riesige Denkmäler, wer weiß wie lange schon, der Zeit trotzten. Wir sahen ein paar alte, verfallene Stollen mit Wasser angefüllt und sprachen mit einem Bergmann, der in dieser Einöde eine Hütte hat und uns mit geheimnisvoller Miene entdeckte, daß gewiß noch große Schätze von Gold und anderem Erze in diesem noch wenig durchforschten Gebirge versteckt lägen, was nicht unwahrscheinlich ist. Sehr merkwürdig war es mir, mitten in der Waldung hier einen der größten Flüsse Deutschlands in seiner Wiege zu finden: wir sahen die Quelle des Weißen Mains, der aus einer ummauerten Höhlung, eine kleine Spanne breit, im Grase herabrinnt. Ich [Wolfgang Goethe] setzte mich an der Quelle [nieder], trank etwas daraus, stellte mich wie der Kolossus über den jugendlichen Strom und versuchte seinen ganzen Reichtum von Wasser mit der Hand aufzuhalten. - Nun wird der Weg immer wilder. Wir traten unsicher auf Sumpf oder auf Schnee, der in zerrissenen Partien herumlag, oder in hohes Haidekraut, worunter oft Baumzweige oder Felsenstücke verborgen lagen. Endlich hatten wir die Spitze erreicht, wo auf einem kleinen Flecke keine Bäume stehen, sondern nur Felsenstücke herumliegen. Wir sahen, es ist wahr, an manchen Orten vielleicht 20 Meilen weit, aber was [waren es für Orte]? In der Nähe düstere Waldungen, mehrere Örter; in der Ferne blasse Landstreifen am Horizonte. Die Aussicht ist zu weit, um in so kurzer Zeit genossen werden zu können. Unser Fernrohr war nicht sonderlich; unser Führer konnte uns die Örter und Gegenden nicht genau nennen; und der Himmel war am Horizonte nicht ganz heiter, obgleich die Sonne schien. Demohngeachtet hat eine so weite Aussicht, wenn man auch die einzelnen Gegenstände nicht genau unterscheidet, immer viel Erhabenes. Auf unserm Heruntergange auf der andern Seite des Berges, nach Bischofsgrün, begegneten wir einigen Meilern im Walde, dies sind runde, große, backofenähnliche Haufen von Holzstücken aufeinandergepackt, die zu Kohlen schwelen sollen, und sahen die Wege, die das Holz, das auf dem Gebirge in sehr großer Menge geschlagen wird, im Winter von oben herunter nimmt, wenn man es, in Schlitten gelegt, auf einer festgeschlagenen Bahn über den Schnee heruntergleiten läßt.

Bischofsgrün ist ein Dorf dicht am Fuß des Fichtelgebirges. Hier trafen wir mit unserm Fuhrwerk, das den Fahrweg dahin hatte nehmen müssen, wieder zusammen. Die hiesige Glashütte war nicht im Gange - das Wirtshaus ist hier schlecht und der Wirt betrügt. Es war uns daher sehr angenehm, daß uns der Herr Kommerzienrat Müller (ein Vetter des vorhergenannten) in Fröbershammer, dicht bei Bischofsgrün, so gastfrei aufnahm.

Wir waren von Herrn Turnesi an ihn rekommandiert, und er ließ uns nicht nur mit sich speisen, sondern gab uns auch vortreffliche

Nachtquartiere in seinem großen Hause, wo er schon viele Fremde zu ihrem Vergnügen beherbergt hat. Auch besahen wir seinen Eisenhammer, seinen Zainhammer (wo Zaineisen oder dünne Stangen zu Nägeln geschmiedet werden) und seine Knopfhütte, wo Hemdeknöpfe u. dgl. aus gelb-blau-braun usw gefärbtem Glase gemacht werden. Sie war itzt leider nicht im Gange, sondern geht nur im Winter.

[6. Tag der Pfingstreise, 23. Mai 1793]

Jetzt entschlossen wir uns ganz schnell, auf einem Umweg über Kulmbach, wo wir unsern Herrn Meyer aufsuchen wollten, zurückzukehren; und dieser Entschluß hat uns, besonders der herrlichen Gegend wegen, nichts weniger als gereut. Von Bischofsgrün dahin hatten wir etwa dreieinhalb Meilen. Anfangs kamen wir über Berge und durch Wälder und hatten weite Aussichten. Dann kamen wir wieder, von einer andern Seite, durch Berneck. Hier sahen wir von oben die kleine Stadt recht im Grunde zwischen dem Fuß des Gebirges gedrängt: wir fuhren lange hinunter, ehe wir hinunter kamen. - Berneck liegt am Weißen Main, den man hier mehrmals passieren muß: er ist nur flach. Nun kommt man über Wiesen und durch sehr schöne romantische, arkadische Täler, deren Anblick unser Auge nach den rauhen Gegenden vom Fichtelberge und von Berneck, bei einer so schnellen Veränderung, sehr angenehm erquickte. Ein Dorf am Abhange eines Berges, mit Blumen durchmischt, an einem einsam grünen Tale liegend, nahm sich besonders reizend aus. In dem Dorfe Himmelkorn besahen wir in der alten Kirche die alten Grabmäler der Gräfin von Orlamünde, des Grafen von Meran, usw. Sie sind sehr alt. Die Figuren der Verstorbenen sind in Stein gehauen mit fast ganz unleserlichen altdeutschen Inschriften versehen und wegen des Kostüms merkwürdig. - In dem benachbarten Dorfe Lanzendorfe ist die Glanzleinwandfabrik eingegangen; statt ihrer ist jetzt eine Kattunfabrik dort. Vor Kulmbach kommt man durch einen prächtigen Buchenwald, dessen helles, frisches Grün in dieser Jahreszeit besonders reizend war. Endlich kamen wir in ein sehr schönes Tal, schmal und von ziemlich hohen Bergen eingeschlossen, worauf Wälder und Gärten grünen: grad zu, am Ende des Tals liegt Kulmbach. Die Stadt ist sehr klein; man sieht von ihr hier nichts als die große, hochliegende ehrwürdige Kirche, deren alter schwarzer Turm die Grenzsäule des Tales ist. Rechts über die Stadt hängt oben am Rande des Berges die Bergfestung Plassenburg mit ihren rötlichen Mauern und Türmen. Dieses Tal bildet ein sehr schön vollendetes und geschlossenes Landschaftsgemälde, und verdient den Gegenden bei Streitberg und Berneck wohl an die Seite gestellt zu werden.

Kulmbach ist ganz gut gebaut. Die Vorstädte sind im Verhältnis gegen die Stadt nicht klein. In der Stadt ist der Klosterhof merkwürdig, wo eine kleine Kolonie des Klosters Langheim, von 3 bis 4 Brüdern wohnt. - Hinter der Stadt breitet sich das enge, lange Tal (die Wolfskehle genannt) in eine sehr große, herrliche Wiese (die Aue) aus, die vom Weißen Main

durchschlängelt und in einem weiten Umkreise von Bergen umschlossen wird.

Sie werden wohl wissen, daß seit dem vorigen Jahr in Kulmbach 20 gefangene Offiziere und 700 Gemeine von der französischen Armee gefangen liegen. Jene wohnen in der Stadt in Privathäusern, können in, aber nicht außer der Stadt, ohne Begleitung herumgehen, und haben itzt ihr eigenes Kaffeehaus, wo sie spielen, Zeitungen lesen und sich in ihrer Eingeschränktheit vergnügt machen. Die Gemeinen sind alle auf der Plassenburg, welche wir, mit dem Herrn Meyer, den wir aufgesucht hatten, besahen. Der Weg zur Festung ist eine breite, schattige Allee, die sich gekrümmt den Berg hinaufwindet. Die Festung scheint ziemlich stark. Die Franzosen machen sich oben so vergnügt, als sie irgend können. Auf einem großen Hofe spielten sie Trou Madame, und hatten ein kleines Marionettentheater errichtet; in einem Bogengange fochten einige; in einem großen Saale lehrten einige die andern tanzen. Alle waren sehr höflich und keiner bettelte. Sie halten sich reinlich und ordentlich, sind beliebt und werden wieder gut begegnet. In die Stadt darf keiner ohne Begleitung gehen. Einige waren gut gekleidet und schienen gebildet und von nicht geringem Stande zu sein. - Der Herr Meyer führte uns noch nach einem Platze auf den Bergen neben der Wolfskehle hin, von wo die Aussicht, die wir unten im Tal selbst, auf unserm Wege genossen hatten, sich uns noch verschönert darstellte: wir sahen noch über die Stadt hinaus und übersahen das reizende Tal nunmehr mit einem Blick.

Von Kulmbach nahmen wir unsern Weg über Sanspareil und Streitberg nach Erlangen zurück. Bis Sanspareil hatten wir zweieinhalb Meilen. Wir kamen das Schloß Steinhausen vorbei, hinter welchem sich der Rote und der Weiße Main vereinigen, und dann durch das Gebiet des Grafen von Giech, in dessen Hauptstadt Thurnau wir etwas ausstiegen, um den Hofgarten zu besehen. Er hatte eine sehr große schattige Allee, Hecken, Gebüsch, Französische Anlagen und Küchenpartien. Vor Sanspareil kommt man noch ein paar große Sandsteinbrüche vorbei. Sanspareil und Streitberg kennen Sie schon; ich habe also Ihnen nur noch die Muggendorfer Höhlen zu beschreiben, die wir am Vormittag besahen, um den Abend in Erlangen zu sein.

Muggendorf liegt tief im Felsentale, über eine Viertelmeile von Streitberg. Der Höhleninspektor Wunder, der sich mit Aufsuchen und Verkaufen von Versteinerungen und botanischen Kräutern beschäftigt, führte uns in vier Höhlen hinein. Die Gailreuther Höhle, wo die vielen Versteinerungen herkommen und eine and're Höhle, die reich an Zoolithen ist, besuchten wir nicht; sie liegen beide ziemlich entfernt. Die Rosenmüllersche Höhle (der Magister Rosenmüller in Erlangen hat sie im vorigen Jahre zuerst bestiegen) ist in Ansehung der Gestalt des Tropfsteins die schönste. Ihr Eingang ist eine schmale Spalte zwischen den Felspfeilern, oben am Gipfel eines Berges; und man steigt auf einer schrägstehenden Leiter mit einem Licht hinunter. Unten findet man sich in einem sehr hohen,

finsteren Gewölbe, worin durch jene lange Spalte ein blasses, zauberhaftes Tageslicht hineinfällt. Die Höhle ist nicht groß. Man geht auf rundlichen, feuchten, etwas schlüpfrigen Hügeln von Tropfstein in die Höhe [richtig: in der Höhle?]. Abgründe oder tiefe Wasser oder and're gefährliche Stellen sind aber weder in dieser noch in den anderen Höhlen. In den engen Winkeln, wo sich die Decke wieder dem Boden nähert, hängen von jener eine Menge Tropfsteinzapfen herunter, an deren Spitze immer ein Wassertropfen hängt. Einige herunterfallende Tropfen machen in diesen öden Schlupfwinkeln ein sonderbares Geräusch. Die Tropfsteinzapfen und Säulen (denn vom Boden erheben sich kleine Säulen, die zuweilen bis an die Decke gehen) sind hier, wie in keiner der anderen Höhlen, von der schönsten gelbrötlichen Farbe, ohngefähr wie Krebscheren, und glänzen beim Schein der Lichter sehr schön. - Die drei andern Höhlen liegen in dem Felsen auf der andern Seite des Tales, nicht ganz so hoch an der Spitze [des Berges] hinauf. Einsame Fußsteige durch dichtes Gebüsch führen zu den Eingängen. In allen dreien geht man grade [aufrecht] hinein, auf ziemlich ebenen Boden. Der hohle Berg, der heidnische Tempel oder die Oswaldhöhle, übertrifft die schönste künstliche Grotte. Sie geht durch den Felsen [gemeint ist: den Berg] grade durch, so daß man zum einen Ende hinein, zum andern herausgeht, und ist nicht so lang, daß man ein Licht darin brauchte. Sie ist ein wunderbares Felsengewölbe, mit starken Pfeilern, von grauem Kalkstein. Der Tropfstein findet sich in dieser und den zwei folgenden Höhlen grau, grünlich oder schwarz, und weiß in der Gestalt von herunterfliegenden Kaskaden. Der Boden dieser Höhle ist ganz eben. Es soll hier der Einsiedler Oswald gewohnt haben; auch heidnischer Götzendienst gehalten [worden] sein. - Die Wundershöhle hat von dem Inspektor Wunder, der sie entdeckt hat, den Namen. Gleich anfangs kriecht man hier durch ein Loch im Felsen, doch noch ziemlich bequem durch. - Das Wizeloch ist die allergrößte Höhle, allein der größte Teil ist wegen der engen Schlupflöcher sehr schwer zugänglich. In dieser Höhle hielten die Slawen ihrem Todesgott Wize den Gottesdienst. Ein großer breiter Stein war ihr Altar. Auf einer Art von steinernen Bänken sollen sie eine Art von heimlichen Gericht gehalten haben. Auf einem Felsenstücke fand man hier das Bild des Gottes, das leider weggenommen und in das Anspachische Lustschloß Triersdorf gekommen ist. Hier findet man auch noch schwarze, heidnische Urnen. (Ich habe ein Stückchen davon, nebst einer versteinerten Terebratel, und ein paar rötlichen Tropfsteinen von dem Höhleninspektor mitgenommen.) Auch findet man hier noch Überbleibsel von dem Miste des Rindviehs, das im 30jährigen Kriege in dieser Höhle versteckt ward. - Die drei letzten Höhlen sind sich im ganzen ziemlich ähnlich. - (Nachrichten von diesen Höhlen siehe in: Hentze, >Versuch über die ältere Geschichte des fränkischen Kreises<, und Esper, >Beschreibung der in den Muggendorfer Höhlen gefundenen großen versteinerten Knochen<. Die letzte Schrift, von der ich den Titel nicht genau kenne, ist ein Folio mit Kupfern.) Verzeihen Sie meiner Ausführlichkeit. Manches hätte ich doch für

mich aufgeschrieben - und da erzähl' ich Ihnen gleich lieber alles. - Dem Herrn Turnesi habe ich itzt noch schriftlich für seine Güte gedankt. Ich werde wohl erst einen Brief von Ihnen [Ludwig Tiecks Schwester Sophie] erwarten, ehe ich wieder schreibe.

W. [alias Wolfgang Goethe]

[Am Abend des 6. Tages Ankunft von Vater und Sohn in Erlangen.]

Die Reisebeschreibung Wackenroders von Erlangen nach Anspach und Nürnberg vom 25. September bis ca. 4. Oktober 1793¹⁷ halte ich für einen Bericht des echten Wackenroder. Außer den Freunden von Wechmar, von Burgsdorff und von Quillfeld soll - nach Köpke - auch Ludwig Tieck daran teilgenommen haben? Höchst merkwürdig ist allerdings, daß Wackenroder die drei ersteren Freunde erwähnt, Ludwig Tieck dagegen unerwähnt läßt!

Der echte Reisebericht des echten Wackenroder steht auch auffallend im Widerspruch zu dem Goetheschen Reisebericht über die Pfingstreise. Während Goethe zum Beispiel die Bergwerke und das Hüttenwesen bevorzugte, interessierte sich der echte Wackenroder mehr für Kirchen. Während Goethe sich mehr für einsame Berggipfel, Burgruinen und finstere Waldgegenden interessierte, gingen der echte Wackenroder und seine drei Kommilitonen sogar auf eine Redoute und „nahmen sich noch Masken und Dominos und gingen bald nach dem Komödienhaus“, was jungen Studenten auch gemäßer ist. Während Goethe den Umgang von Regierungsräten, Amtmännern und Steigern bevorzugte, suchten der echte Wackenroder und seine Freunde einige berühmte Persönlichkeiten auf, wie den Dichter Utz und den Herrn von Murr. Außerdem zeichnet sich der Goethesche Reisebericht durch überdurchschnittlich gute mineralogische Kenntnisse aus.

Rudolph Köpke verwandte für seine Tieck-Biographie offensichtlich den Reisebericht des echten Wackenroder über dessen Reise von Erlangen nach Anspach und Nürnberg. Die Schlußfolgerungen und die biographischen Daten, die er daraus zog, müssen daher falsch sein. Außerdem „erfand“ Köpke Begebenheiten, die gar nicht in dem Reisebericht stehen, siehe Seite 162 bis 168 seiner Tieck-Biographie.

Die anfangs sehr enthusiastische und emotionale Beziehung Goethes zu seinem Sohn Ludwig Tieck änderte sich spätestens im Herbst des Jahres 1794, nachdem Ludwig ohne Studienabschluss nach Berlin zu seiner Adoptivschwester Sophie zurückgekehrt war. Trotz aller Warnungen von Seiten Goethes spielte Ludwig weiterhin mit dem Feuer, mit der verbotenen Liebesbeziehung zwischen Geschwistern. Laut Gesetz war es auch unter Adoptivgeschwistern verboten zu heiraten. Der Ungehorsam Ludwigs führte

¹⁷ Abgedruckt in >Wilhelm Heinrich Wackenroder – Sämtliche Werke und Briefe<, historisch-kritische Ausgabe, hrsg. v. Silvio Vietta und Richard Littlejohns, II. Band, Heidelberg 1991.

mit Sicherheit zu einer schweren Krise und zu einer Abkühlung seines Verhältnisses zu Vater Goethe.

Ein weiterer Grund für die zukünftige Zurückhaltung Goethes gegenüber dem Sohn der Urania tritt in einem Brief Ludwigs an Sophie von Anfang des Jahres 1800 zutage. Durch die Lektüre des Mystikers Jakob Böhme, außerdem durch die Familie seiner Ehefrau Amalie Alberti und durch den Schlegelkreis wurde Ludwig Tieck ein überzeugter Christ. Damit stand er in Opposition zu dem weimarischen Olympier Wolfgang Goethe, der sich offen zum Heidentum bekannte und von Friedrich Schlegel sogar als ein „deutscher Voltaire“ betitelt wurde. Ich werde für diese weltanschauliche Differenz zwischen Vater und Sohn weiter unten noch weitere Indizien liefern.

Wer ist der Verfasser: Tieck oder Goethe? Ein beinahe unglaublicher literarischer Kunstbetrug

Um seine skandalöse Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon¹⁸, nicht öffentlich hinauszuposaunen, war Goethe gezwungen, einige literarische Werke entweder anonym oder pseudonym zu veröffentlichen und/oder sie später an mittellose Literaturfreunde zu verschenken, um ihnen zu Einkünften zu verhelfen.

Folgende Werke konnte ich eindeutig als literarische Werke Goethes identifizieren:

Auszug aus: >Goethes Musengöttin Urania ...<:

Kapitel II.15

Wer ist der Verfasser des Trauerspiels >Das leidende Weib< - Klinger oder Goethe?

Das Dichten von schöngeistigen Werken war für Goethe – nach Uranias Tod – zu einer Zwangsneurose geworden. Er verspürte den unwiderstehlichen Drang, den Mitwissern seiner Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon beweisen zu müssen, wie sehr er sie geliebt habe und wie mitschuldig er sich an ihrem Kindbetttod fühle.

Goethe bekannte ausdrücklich, dass er im >Werther< dichterischen Gebrauch von seinem Leben gemacht habe. Dazu möchte ich zwei Thesen aufstellen:

Erste These: Ein Dichter kann nur über etwas schreiben, das er selber vorher erlebt oder erlernt hat. Der Stoff z. B. eines Dramas ist entweder erlebt oder durch Lernen angeeignet. Junge Autoren haben, wegen ihrer relativ kurzen Lebenszeit und dementsprechend geringen Lebenserfahrung, nur ein begrenztes dichterisches Potential zur Verfügung. Bei Goethe ist

¹⁸ Siehe L. Baus, >Goethes Musengöttin Urania, alias H. A. von Roussillon – Die Liebestragödie des jungen Goethe<, VIII. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2005.

daher in den dichterischen Denkmälern für Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon viel Selbsterlebtes niedergeschrieben.

Zweite These: Wenn ein Dichter von seinem tatsächlichen Leben „dichterischen Gebrauch“ macht, so ist mindestens eine Figur im Stück er selber. Im Briefroman >Die Leiden des jungen Werthers< ist Goethe mit Werther identisch. Und zwar, wie ich in >Goethes Musengöttin Urania, alias H. A. von Ro(u)ssillon – Die Liebestragödie des jungen Goethe< bewiesen habe, in einem weit größeren Umfang, als die Goethe-Philologie bisher für möglich hielt. Werther, alias Jerusalem, erschoss sich aus unerfüllter Liebe. Goethe drohte ebenfalls der Geliebten mit Selbstmord, falls sie sich von ihm abwenden und wegen ihrer unehelichen Schwangerschaft in ein Kloster gehen würde. Der „düstere Zwischenraum“ ging glücklicherweise zu Ende; die Liebenden versöhnten sich wieder, wie von Goethe im Singspiel >Erwin und Elmire< wunderschön dargestellt wurde. Doch dann die wirkliche Tragödie: die Geliebte starb an den Folgen ihrer Niederkunft mit einem Kind Goethes. Wiederum starke Suizidabsicht Goethes, wegen seiner übergroßen Schuldgefühle. Das Problem beim >Werther< bestand darin, zu erkennen, welche Frau Goethe so sehr liebte, dass er wegen ihr mit Selbstmord drohte: Es war keineswegs Lotte Buff, was Goethe in Briefen an sie und Christian Kestner offen eingestand, sondern einzig und allein Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon.

Durch die unangenehmen Erfahrungen mit dem >Werther< vorsichtig geworden, ließ Goethe > Das leidende Weib< anonym 1775 bei Weygand drucken. Aber die Zeitgenossen glaubten mit Recht, das Drama wäre ein Geistesprodukt des Werther-Autors. So musste Goethe einen Freund suchen, der sich öffentlich zum Autor des Stückes erklärte. Einen solchen fand er in dem mittellosen Maximilian Klinger. Zu verdienen gab es nicht viel mit dem „Trauerspiel“, jedoch Klinger brauchte dringend Geld für sein Studium.

Ein weiteres Indiz, dass Klinger nicht der Autor war, trotz einer brieflichen Beteuerung (siehe M. Rieger: >Klinger in der Sturm- und Drangperiode. - Mit vielen Briefen<, Darmstadt 1880) ist die Tatsache, dass Klinger >Das leidende Weib< weder 1794 in dem Verzeichnis seiner Dramen genannt, noch in späteren Sammlungen seiner Werke aufgenommen hatte. Ludwig Tieck, nicht auf den Kopf gefallen, nahm es daher in die 1828 von ihm veranstaltete Gesamtausgabe der Werke von J. M. R. Lenz auf. Da wir heute wissen, dass Tieck der Sohn Goethes und der Urania war, so besteht der begründete Verdacht, dass hinter diesem Vorgehen Goethe steckte. Er wollte verhindern, dass >Das leidende Weib< ohne geistigen Vater blieb. Wie leicht hätte ein Literaturforscher auf den Gedanken kommen können, dass es doch ein Werk Goethes ist?

Im Drama >Das leidende Weib< hat sich der Autographomane Goethe nicht nur einmal mit ins Stück verwoben, sondern gleich viermal! Siehe unten die Personen des Dramas mit ihren realen Pendanten.

Der Titel des Dramas ist wieder einmal von Goethe total verfehlt: Er dürfte nicht lauten >Das leidende Weib<, sondern viel treffender >Die drei

leidenden (liebeskranken) Männer<, wobei nicht weniger als vier der liebeskranken Herren im Trauerspiel mit Goethe analog sind.

Das erste dichterische Denkmal für die Geliebte war der Briefroman >Die Leiden des jungen Werthers<. Das befreite ihn aber nur für kurze Zeit von seiner Zwangsneurose, der verstorbenen Geliebten dichterische Denkmäler errichten zu müssen. Das Gefühl, „zu neuem Leben berechtigt zu sein“, siehe >Dichtung und Wahrheit<, hielt nicht lange an. Das Drama >Das leidende Weib< war ein literarisches Denkmal, das zum ersten Todesjahr der Geliebten gedichtet wurde. Der Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< erschien zum 20sten und der Altersroman >Diana von Monesclaros< erschien zum 50sten Todesjahr. Es ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mit weiteren dichterischen Denkmälern Goethes für Urania zu rechnen, z. B. zum 10ten Todesjahr der Geliebten.

Das leidende Weib
Ein Trauerspiel
Erstdruck 1775¹⁹

Personen:

Der Geheimerath
Gesandtin [Malgen], seine Tochter [1. Urania]
Gesandter, ihr Mann
Franz, Sohn des Geheimerath [*der affektierte Goethe*]
von Brand [*der reale Goethe*]
Graf Louis [*der furiose Goethe*]
Sein Hofmeister
Baron Blum [Heinrich Merck]
Läufer
Magister
Sußgen, seine Tochter
Schöne Geister
Julie, Franzens Geliebte [2. Urania]
Louise, Kammermädgen der Gesandtin
Doktor, Franzens Freund [*der Alibi-Goethe*]
Sophchen
Lieschen
Betgen
Kinder des Gesandten

Das gesamte Werk ist abgedruckt in >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon<.

¹⁹ 1775 gedruckt, jedoch bereits 1774 geschrieben. Siehe am Schluss des Stückes die drittletzte Fußnote: Der eindeutige Beweis für die Motivation Goethes zur Niederschrift des Dramas.

Quelle: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, 1. Band:

IV. Kapitel

Wer ist der Verfasser – Lenz oder Goethe?

Kapitel IV.1: Chronologie der wichtigsten Ereignisse

Über Goethes Verhältnis zu Jakob Michael Reinhold Lenz sind bereits mehrere Bücher veröffentlicht worden. Aber ohne den wirklichen Goethe gekannt zu haben, ich meine speziell meine Entdeckungen zu Goethes Biographie, konnte ein Germanist, bzw. ein Goethe-Philologe natürlich auch nicht das wahre Verhältnis zwischen den beiden Zeitgenossen und Schriftstellern richtig ausloten. Ein wesentlicher Aspekt des Zerwürfnisses zwischen den beiden Dichtern durfte ebenfalls bis in jüngste Zeit nicht veröffentlicht werden, bzw. ist noch heute verpönt: die offensichtliche Tatsache, dass Goethe ein Atheist und Lenz ein Theist war. Gerade im Verhältnis zwischen den beiden Dichtern tritt uns der Stürmer und Dränger Goethe in großer Deutlichkeit zu Tage, so dass es sich lohnt weiter auszuholen, bzw. mit der Untersuchung der Verfasserfrage von einigen Werken, die bisher Lenz zugeschrieben wurden, die sogenannte Sturm-und-Drang-Periode noch genauer und realistischer als bisher darzustellen. [...]

Kapitel IV.2: Zur Biographie von J. M. R. Lenz

Im April 1771 kam der zwanzigjährige Student der Theologie Jakob Michael Reinhold Lenz aus Livland als Reisebegleiter und Dolmetscher der beiden jungen kurländischen Barone von Kleist, die in französische Militärdienste zu treten beabsichtigten, in Straßburg an.

Lenz sandte im Jahre 1772 das Manuskript seines Werkes >Miles gloriosus< an Salzmann zur Beurteilung, der, ohne den Namen des Verfassers zu verraten, das Stück an Goethe nach Frankfurt schickte. Da Goethe auf eine Besprechung des Werkes einging, trat auch Lenz aus seinem Incognito hervor. Jetzt erst kam es zu einem Briefwechsel zwischen den beiden, der bald zu herzlicher Freundschaft führte.

Nachdem im Jahr 1773 Goethes >Götz von Berlichingen< erschienen war, sandte Lenz dem Freunde den Aufsatz >Unsere Ehe<, in welchem er auf die innigste Verbindung zwischen ihnen drang.

Das Verhältnis zwischen Goethe und Lenz gestaltete sich immer vertrauter und führte zunächst zu einem Angriff auf den gemeinsam gehassten Wieland. Anfang 1774 ließ Lenz mit Goethes Genehmigung dessen Posse >Götter, Helden und Wieland< in Kehl drucken. Wenn Goethe später urteilt, Lenz habe ihn mit der Drucklegung derselben in der öffentlichen Meinung und sonst (?) zu Grunde richten wollen, so ist diese Anklage haltlos.²⁰ Lenz hasste, wie die ideal gesinnte deutsche Jugend

²⁰ Die „Anklage“ Goethes gegen Lenz betrifft meiner Überzeugung nach einzig und allein den Briefroman >Der Waldbruder<, der im Jahre 1776 handschriftlich in Weimar zum Umlauf kam. Mit diesem Werk versuchte Lenz tatsächlich Goethe schweren gesellschaftlichen Schaden zuzufügen, indem er ihn als verwerflichen Epikureer, im

überhaupt, den „Sittenverderber“ Wieland wegen seiner Frivolität. [...] Das Einvernehmen zwischen Lenz und Goethe war damals das beste.

Lenz gehörte zu den Gründungsmitgliedern der am 2. November 1775 von Salzmann gegründeten „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache“. Lenz hielt, als Sekretär der Gesellschaft, eine Anrede an die Mitglieder „über die Vortheile einer Verbindung dieser Art zu einer hoffentlich zu erwartenden allgemeinen deutschen Sprache“. Ludwig Tieck hat diese Anrede in der Gesamtausgabe von Lenzens Werken veröffentlicht (Theil II, Seite 326 ff.)

*Wer hat die im Jahre 1776 mit dem Namen von J. M. R. Lenz
erschienene Komödie >Die Soldaten< verfasst? ²¹*

von August Koberstein

Diese Frage musste noch vor einigen Jahren als eine völlig müßige erscheinen, da bis dahin niemand daran zweifeln konnte, der Verfasser des Stücks sei kein anderer gewesen als Lenz. Vorausgesetzt aber, es hätte sich gegen diese Annahme dennoch irgend ein Bedenken erheben können, so müsste es seit dem Erscheinen der von H. Düntzer und Ferd. Gottfr. von Herder herausgegebenen „ungedruckten Briefe aus Herders Nachlass“ (Frankfurt a. M. 1856f. 3 Bde.) schwinden. Denn wie hätte Lenz in den dieser Sammlung eingerückten Briefen von seiner Hand über diese Komödie so schreiben können, wie er geschrieben hat, wenn er nicht selbst der Dichter war?

„Du hast“, heißt es hier in einem Brief vom 28. August 1775 (I, S. 226), „meine >Soldaten<. Ein Wörtlein Deines Gefühls darüber, zur Stärkung auf der langen, dreijährigen, einsamen Reise, die ich mit einem Juden machen werde! Das ist nach dem strengsten Verstand wahre Geschichte, die in den innersten Tiefen meiner Seele aufempfunden und geweissagt. Aber so hoffe ich, maskirt, daß das Urbild selber, das nun kein Herder ist, sich nimmer wieder darin erkennen wird.“

Sodann am 29. September (I, S 229): „Herder! Ich will und muß ein Recept haben, ob Du >Die Soldaten<, eine Komödie, erhalten hast. Ich habe sie Dir schon seit acht Wochen ... über Darmstadt zugeschildt, wie das Pandaemonium²². Es ist mein einzig Manuscript, und wenn es verloren ist, so ist mein Leben mit verloren ... Vor einem Jahr wenigstens darf sie

negativen Sinne, darstellte. Gedruckt wurde >Der Waldbruder< erst später von Schiller. Nach dem Bruch mit Goethe versuchte Lenz außerdem, die Briefe Goethes, die dieser an Friederike Brion schrieb, in die Hände zu bekommen. Was er damit plante ist leicht zu erraten: Er wollte sie veröffentlichen, um Goethe wiederum in den Augen seiner Mitmenschen zu schaden. Und warum? Wegen der offensichtlich gegensätzlichen Weltanschauung der beiden.

²¹ Quelle: Archiv für Literaturgeschichte, hrsg. von Richard Gosche, 1. Bd, Leipzig 1870.

²² Am 23. Juli mit den begleitenden Worten: „Hier, Hierophant! in Deinen heiligen Händen das Stück, das mein halbes Dasein mitnimmt. Es ist wahr und wird [wahr] bleiben, mögen auch Jahrhunderte über meinen armen Schädel verachtungsvoll fortschreiten, Amen.“ (I. S. 225).

(die Komödie) nicht gedruckt werden. Mehr als mein Leben verlier ich damit.“

Worauf in den folgenden Briefen noch wiederholt von dem Stück selbst, von Abänderungen, die daran vorgenommen werden könnten und von dem dafür verlangten Honorar die Rede ist; in dem Briefe aus dem Februar 1776 (I, S. 238) Herdern dafür gedankt wird, dass er die >Soldaten< zum Druck befördert habe, den der Verleger Reich in Leipzig vor Michaelis nicht bekannt machen werde; endlich in dem nächsten aus dem März 1776 berichtet wird (I, 239): „Ich will Dir alles sagen, Herder! Das Mädchen, das die Hauptfigur meiner >Soldaten< ausmacht, lebt gegenwärtig in der süßen Erwartung, ihren Bräutigam, der ein Offizier ist, getreu wiederkehren zu sehen. Ob der's tut oder sie betrügt, steht bei Gott. Betrügt er sie, so könnten >Die Soldaten< nicht bald genug bekannt gemacht werden, um den Menschen zu zerscheitern oder zu seiner Pflicht vielleicht noch zurückzupeitschen. Betrügt er sie nicht, so könnte vielleicht das Stück ihr ganzes Glück und ihre Ehe verderben, obschon nichts als einige Farben des Details von ihr entlehnt sind und ich das ganze zusammengelogen habe. – Das ist die Bewandniss: nun entscheide! – Wenigstens müsste in ein Zeitungsblatt gesetzt werden, das Stück wäre von einem gewissen Theobald Steenkerk aus Amsterdam geschrieben worden, damit wenigstens bei der Stadtwäschern, die nichts weiter als Detail drin sehen, vor zu großen Unverschämtheiten eine Sperrkegel gelegt würde. Meine Exemplare kommen nicht aus den Händen. Für die Bezahlung danke.“

Nun aber ist vor fünf Jahren ein, wie es scheint, durchaus unverdächtiges Zeugniß veröffentlicht worden, wonach das Stück - so entschieden auch Lenz darin als von seinem vollen Eigenthum in jenen [obigen] Briefen sprach - nicht von ihm, sondern von **Klinger** verfasst ist. In den von K. v. Holtei herausgegeben Briefen an L. Tieck (Breslau 1864, 4 Bde.8.) befindet sich nämlich I. [Band] Seite 366 nach einer von S. Hirzel besorgten und am 30. September 1837 an Tieck übersandten treuen Abschrift ein Brief Klingers, der aus Dresden am 6. März 1777 an den Buchhändler Reich in Leipzig gerichtet ist und der, so weit es >Die Soldaten< betrifft, buchstäblich also lautet: „Ich bin gegenwärtig genöthigt, Ew. Hoch. Edl. zu melden, daß nicht Lenz, sondern Ich der Verfasser der >Soldaten< bin. Gewisse Verhältnisse forderten damals das Verschweigen meines Namens, die jetzt wegfallen. Ich bitte Sie, diese Nachricht sobald als möglich bekannt zu machen und weiter nichts zu sagen, als man wisse mit Zuverlässigkeit, daß man Hrn. Lenz fälschlich für den Verfasser gehalten habe und dass ich es sei. Könnten Sie's in Messcatalog setzen lassen unter meinem Namen wär noch besser; Ich hoffe dies von Ihrer Güte.“

Ob die von Klinger gewünschte Erklärung in einem der Messcataloge des Jahres 1777 gedruckt worden ist, wird sich wohl noch ermitteln lassen. Findet sie sich wirklich vor, so dürfte es doch wohl sehr bedenklich sein, >Die Soldaten< fortan als ein unzweifelhaftes Werk von Lenz anzusehen;

wenigstens würde nach allem, was wir von seinem und von Klingers Charakter wissen, dem letzteren viel weniger zuzutrauen sein, dass er sich für den Verfasser eines fremden Werkes ausgegeben habe, als es dem ersten ähnlich sieht, solches gethan zu haben. Vielleicht, dass dann auch auf manches in den angeführten Stellen der Briefe an Herder erst das rechte Licht fällt.

Ich fasse zusammen: Lenz streitet ab, die >Soldaten< verfasst zu haben. Er bittet Klinger, öffentlich zu erklären, dass er der Verfasser der >Soldaten< sei. Klinger erweist dem Freund diesen Gefallen. Klinger erklärt aber später ebenfalls, daß er nicht der Verfasser der >Soldaten< sei. Wer ist aber der Verfasser, wenn Lenz und Klinger es nicht waren? Wer anderes als Goethe!

Es ist geradezu eine groteske Situation: Goethe unterstützt den mittellosen Lenz und bittet ihn um den Gefallen, sich als Autor der >Soldaten< auszugeben, d.h. sich öffentlich dazu zu bekennen. Goethe weiß warum: das Stück ist mittelmäßig, schlecht ausgearbeitet und die Gefahr besteht, daß der Autor von wütenden Offizieren dafür „bestraft“ werden könnte. In seiner finanziellen Not stimmt Lenz zuerst zu. Schon bald bekommt er es jedoch mit der Angst zu tun. Er befürchtet, die Offiziere von Straßburg könnten ihn kurzerhand wegen der ehrverletzenden Darstellungen im Drama umbringen. Daher bittet er Klinger, sich als Autor der >Soldaten< zu bekennen. Dieser ist weniger furchtsam. Jedoch nach dem Bruch mit Goethe sieht Klinger keine Veranlassung mehr, sich weiterhin als Verfasser der >Soldaten< auszugeben. Nur aus finanziellem Vorteil, weil Goethe ihnen Geld dafür gab, bekannten sich die beiden mittellosen Zeitgenossen zur Verfasserschaft der >Soldaten<! Sollte es bei anderen Werken auch so vonstatten gegangen sein? Das Drama >Das leidende Weib<, von Ludwig Tieck ebenfalls J. M. R. Lenz „untergeschoben“, ist meiner Überzeugung nach ebenfalls ein Werk Goethes. Da wir heute wissen, daß Tieck der Sohn Goethes und der Urania war, so besteht der begründete Verdacht, daß hinter diesem Vorgehen Goethe steckte. Er wollte verhindern, daß >Das leidende Weib< ohne geistigen Vater blieb. Wie leicht hätte ein Literaturforscher auf den Gedanken kommen können, dass es ein Werk Goethes ist?

Goethe wurde mit Recht als der geistige Urheber der Sturm-und-Drang-Bewegung angesehen. Er war auch der Urheber der meisten Sturm-und-Drang-Werke. Und zwar *diktierte* Goethe den Freunden die Stücke in die Feder. Es gab nur einen einzigen echten „Stürmer und Dränger“: Wolfgang Goethe. Die anderen waren Mitläufer und Sympathisanten, die für Geld ihren Namen hergaben, weil Goethe zu feige war, sich öffentlich zu den skandalträchtigen Werken zu bekennen, die fast alle anonym erschienen sind. Von den Zeitgenossen wurden einige Werke richtigerweise als Geistesprodukte Goethe erkannt. Erst die Weimarer Goethe-Philologen waren fleißig bemüht, Goethes Verfasserschaft zu leugnen, um nicht den Verdacht einer Liebesbeziehung Goethes mit Urania aufkommen zu lassen.

Ein Beweis für meine Überzeugung ist der Brief Goethes an Johann Georg Jacobi vom 28. Jenner 1775:

„Weilen ich über allerley Eyern brüte, wouunter auch freylich [als] Guckucke [Kuckucke] und Basilisken flick (flügge) werden, welche für Ihre Menagerie [gemeint ist: Jacobis Zeitschrift >Iris<] nicht taugen, kann ich so viel nicht hergeben als ich wohl möchte. Wir haben herrliche Tage, deren Ihnen der gute Geist auch gewähre! Goethe.“

Goethe gesteht im Januar 1775 Jacobi in kaum verhüllter Form, daß er über allerlei „Eiern“, das heißt über Werken brütet, worunter auch Kuckucks-Eier, d. h. Werke sind, die in fremde Nester gelegt, d. h. die unter falschem Namen oder anonym veröffentlicht werden.

Ein ideologisches Problem hatte Goethe jedoch nicht vorherbedacht. Er war ein Freigeist, ein Atheist, Lenz dagegen war ein Theist, ja geradezu ein religiöser Schwärmer, wie sich später herausstellte. Als er in Weimar merkte, dass Goethe ein Epikureer ist, im negativen Sinne gemeint, wandte er sich innerlich schockiert von seinem Gönner ab. Der Versuch, dem Herzog von Weimar und Charlotte von Stein die Augen zu öffnen über den angeblich unmoralischen Epikureer Goethe, schlug fehl. Goethe erfuhr glücklicherweise in kürzester Zeit von dem Stück >Der Waldbruder<. Er stellte fest, daß J. M. R. Lenz in dem Briefroman Originalbriefe von ihm verwendet hatte, um sein Ansehen in Weimar zu schädigen, wie einst F. H. Jacobi in den Werken >Woldemar< und >Allwill<. Mit Nachdruck setzte sich daher Goethe für die Ausweisung Lenzens aus dem Herzogtum Weimar ein. Siehe dazu ausführlich mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

Die Sturm-und-Drang-Periode endete 1776 mit Lenzens Ausweisung aus dem Herzogtum Weimar. Klinger hatte sich bereits früher davon gemacht. Wagner lebte in Frankfurt und starb bereits im Jahre 1779. Kayser war der letzte Goethe treu ergebene Jugendfreund. Er lebte still und zurückgezogen.

Das Werk >Zerbin oder die neuere Philosophie< ist wiederum eindeutig ein Werk Goethes. Er diktierte möglicherweise J. M. R. Lenz das Stück in die Feder und dieser hatte die Aufgabe, eine Reinschrift davon anzufertigen und einen Verleger zu suchen. Den Erlös - das Autorenhonorar - durfte Lenz gewiß behalten.

Goethe verwob in diese Kurzgeschichte teilweise seine Liebesgeschichte mit dem „schönen Gretchen“, alias Maria Hoff, Tochter seiner Ziehmutter, aber auch die tragische Liebesgeschichte mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon und verwendete darin das tragische Ende der Kindsmörderin Brandts, die in Frankfurt enthauptet wurde.

Das Werk ist abgedruckt in L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, 1. Band, ab Seite 188.

Alles was wir an schönggeistigen Werken unter dem Namen Ludwig Tiecks kennen, lässt sich in drei Kategorien einteilen:²³

1. Kategorie: Das Beste, was unter seinem Namen veröffentlicht ist, und das in vielen Fällen erst einmal anonym oder pseudonym ediert wurde, möglicherweise um zu testen, ob man den wahren Verfasser aus den Texten erkennen kann, sind unverkennbare Werke Goethes. Dazu gehören:

>William Lovell<, >Peter Lebrecht<, >Die Reisenden<, und die späteren sogenannten „Dresdener Novellen“.

2. Kategorie: Alle sogenannten Märchen-Dichtungen, die deutliche Spuren einer leichten Präparalyse des Syphilitikers Tieck zeigen, nämlich unzusammenhängende und wirre Gedankengänge, groteske - sogenannte „humoristische“ - Erzählungen, die häufig sogar unter die Gürtellinie gehen²⁴, halte ich für überwiegend echte Werke Tiecks, die allerdings von Goethe redigiert sein könnten. Der sogenannte „Humorist“ Tieck ist ein Wahrheit ein Präparalytiker, ein Syphilitiker. Siehe unten das Kapitel >War Ludwig Tieck ein Syphilitiker?<. Es ist eine Beschönigung für geistige Verwirrtheit und Unkonzentriertheit. Der Göttinger Ästhetikprofessor Friedrich Bouterwek schrieb in der >Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts<, XI, S. 436, über die Romantiker: *„Wenn man indessen der neuen Schule, die nun einmal in Ermangelung eines andern Namens die romantische heißen mag, nicht mit Unrecht vorwirft, daß ihr Mysticismus gar oft mit dem gesunden Menschenverstande, ihre Ueberspannung mit der Natur sich entzweit, und daß sie sich geflissentlich auf einen Standpunkt der [theistischen] Schwärmerei gestellt hat, von welchem aus auch die seltsamsten Mißgestalten als schön erscheinen ...“*.

3. Kategorie: Die sogenannten „Shakespeare-Forschungen“ und „Kritische Schriften“. Die „Shakespeare-Manie“ Tiecks wurde von Grabbe in >Dramatische Dichtungen<, 2. Band, verspottet. Und was die sogenannten Kritiken betrifft, so hat Wilhelm Scherer in seiner >Geschichte der Deutschen Literatur< treffend geurteilt: (Seite 746.) *„Tiecks dramaturgische Blätter, Theaterrezensionen aus den Jahren 1823 bis 1827, zu Dresden und in engem Kontakt mit der dortigen Bühne entstanden, sind mit Lessings Hamburgischer Dramaturgie verglichen worden, beweisen aber in Wahrheit nur die Grillenhaftigkeit und Oberflächlichkeit ihres Verfassers [Tieck], seine maßlose Versessenheit auf Shakespeare, seine Feindseligkeit gegen Lessing und Schiller“*.²⁵

²³ Die Übersetzungen, die unter dem Namen von Ludwig Tieck erschienen sind, viele stammen von seiner Tochter Dorothea, und die herausgeberischen Tätigkeiten sind ausgelassen.

²⁴ Siehe dazu Wolfgang Menzel, >Geschichte der deutschen Dichtung<, dritter Band, 11. Buch, Leipzig 1875, ab Seite 294.

²⁵ Siehe dazu auch weiter unten den Artikel von Gustav Schlesier, >Ludwig Tieck und das deutsche Theater<.

Ludwig Tieck kehrte im Spätsommer des Jahres 1794 von den Universitäten ohne Examen nach Berlin zurück. Er besaß demnach keine abgeschlossene Berufsausbildung und konnte daher auch kaum eine Anstellung bei einer fürstlichen Regierung erhoffen. Aber ausgerechnet Ludwig Tieck soll das „Kunststück“ fertiggebracht haben, von seinen schönggeistigen Schriften leben zu können? Caroline Schelling berichtet ganz etwas anderes über Ludwig Tiecks finanzielle Verhältnisse. Sie schrieb, >Briefe aus der Frühromantik<, Brief Nr. 440, an Pauline Gotter, München, am 1sten März 1809:

„[Ludwig Tieck und seine Schwester Sophie, verh. Bernhardi] leben 8 Wochen lang auf's splendideste im Wirtshaus, beziehen dann ein Privatquartier für 100 Florentiner monatlich, haben einen Bedienten und sonst noch drei Domestiquen, einen Hofmeister für die Kinder der Bernhardi usw., zu dem allen aber keinen Heller eigenes Geld. Es ist bekannt, daß [Ludwig] Tieck nie welches hatte, daß er stets auf Kosten seines Nächsten lebte, jetzt unterhielt ihn seine Schwester und sie wird vom Baron Knorring unterhalten ...“

Der Seilermeister Tieck konnte wohl kaum sich selber und noch drei erwachsene Kinder ernähren. Wer kam also höchstwahrscheinlich für den Unterhalt Ludwig Tiecks und seiner Ziehschwester Sophie auf, als sie im Jahre 1795 auf dem sogenannten Mollard'schen, nachher Wollank'schen, Weinberg vor dem Rosenthaler Tor eine gemeinsame Sommerwohnung - ein Gartenhaus - bezogen, um „ganz sich selbst“ und ihrer Kunst zu leben? Der Weimarische Geheimrat von Goethe selbstverständlich, wer sonst?

Ludwig Tieck musste aber doch auf irgendeine Art und Weise versuchen, zumindest „ein bisschen“ Geld zu verdienen. Zu damaliger Zeit gab es jedoch nicht viele Möglichkeiten der Schreibtischarbeit. So kam er oder sein Vater, Wolfgang Goethe, auf den Gedanken, Ludwig Tieck zu einem Schriftsteller zu machen. Die angeblichen Jugendwerke Tiecks, wie zum Beispiel >William Lovell< und >Peter Lebrecht< sind aber keine Werke Ludwig Tiecks, sondern in Wahrheit Werke seines Vaters Wolfgang Goethe.

Eine geradezu ideale Möglichkeit für Goethe, zweitklassige oder gar noch schlechtere schönggeistige Werke zu Geld zu machen, bot sich in der Weiterführung der >Straußfedern< an, natürlich unter dem Namen des Sohnes, denn Goethe schrieb ja bekanntlich nur erstklassige Werke. Bei den „Straußfedern-Geschichten“ wurden meiner Überzeugung nach keine französische Werke ins Deutsche übersetzt, dies ist ein Irrtum oder Täuschungsmanöver Köpkes, der sich in seiner Tieck-Biographie häufig widerspricht, sondern es wurden unter anderem waschechte Werke Goethes gedruckt. Ich bin stark im Zweifel, ob Ludwig Tieck der französischen Sprache so mächtig war, um Übersetzungen daraus anzufertigen. Ich habe jedenfalls keinen einzigen französisch geschriebenen Brief von ihm gefunden.

Ich möchte und ich kann es auch nicht hundertprozentig ausschließen, daß bei dem einen oder anderen Jugendwerk es gerade umgekehrt ist: Tieck war der hauptsächliche Verfasser und Goethe nur der Redakteur. Jedoch die Werke >William Lovell<, >Peter Lebrecht< und auch einige der Straußfedern-Geschichten sind unverkennbar waschechte Werke Goethes.

Die Werke, die Ludwig Tieck in den Jahren von 1788 bis 1804 angeblich geschrieben haben soll, siehe unten Köpkes chronologisches Verzeichnis von Tiecks Werken nach ihrer Entstehungszeit, hätte Tieck in diesen Jahren nicht einmal abschreiben können, geschweige denn dichten!

Bei Goethe finden wir stattdessen eine überaus seltene Technik der dichterischen Produktion: Er diktierte einem oder sogar abwechselnd mehreren Schreibern seine Phantasien, seine Dichtwerke, in die Feder! Der oder die Schreiber fertigten nach dem Diktat zuerst einmal eine Reinschrift an, Goethe redigierte das Werk noch einmal und die Schreiber hatten dann die Arbeit, eine zweite Reinschrift anzufertigen. Außerdem musste mindestens eine Sicherheitskopie des Werkes angefertigt, d. h. abgeschrieben werden, falls das Manuskript auf dem Postweg verloren gehen oder von einem Verleger veruntreut werden würde. Die Schriftstellerei war zu Goethes Zeit ein mühseliges „Handwerk“, bei dem man sich leicht die Finger wundschreiben konnte. Der reiche Geheimrat von Goethe besaß eine „Literaturwerkstatt“, die es ihm erlaubte, in nur einem Monat, oder sogar in noch kürzerer Zeit, ein Werk zu produzieren, zu welchem andere Schriftsteller - für ein ähnlich geartetes Werk - ein halbes oder ein ganzes Jahr oder gar noch länger gebraucht hätten.

>Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen< von Wilhelm Bode, Nr. 1961, G. Ticknors Tagebuch - Weimar, 28. Oktober 1816:

„Professor Riemer [...] unterhielt uns über eine Stunde, indem er uns Goethes Lebensweise, Eigenheiten usw. beschrieb [...] Professor Riemer lebte neun Jahre in Goethes Hause [...] Er sagte, daß Goethe ein viel größerer Mann [Dichter] sei, als die Welt je wissen würde, weil er jederzeit Anregung und Reibung braucht, um zur Höchstleistung zu gelangen. [...] Er [Goethe] hat noch viel Handschriftliches [d. h. unveröffentlichte Werke], das nie veröffentlicht wurde, und trägt vieles im Kopfe mit sich herum, das noch nicht auf das Papier kam. Er schreibt immer durch einen Schreiber, dem er nach Notizen auf kleinen Zetteln diktiert, während er in seinem Zimmer auf und ab geht ...“

>Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen< von Wilhelm Bode, Nr. 2059, Charlotte von Stein an Knebel - Weimar, 16. Oktober 1819:

„Von Goethe wurde mir gestern ein tour de force erzählt, das beinahe unglaublich ist ... Er habe sich ein paarmal über die Stirne gefahren, die Hände gerieben, [sei] in der Stube auf und ab gegangen und so von 4 Uhr nachmittags bis abends um 10 Uhr eine ganze Tragödie von fünf Akten seinem Schreiber aus dem Kopf fertig diktiert.“

Peter Eckermann sagte zu Heinrich Laube (Goethes Gespräche, V. Band Nr. 7211, am 5. März 1844): „*Ich [Eckermann] war ebensowenig Goethes Sekretär, als Shelly der Sekretär von Lord Byron war. Solange ich in Weimar lebte und in das Goethesche Haus Zutritt hatte, hieß Goethes Sekretär John. Es war dies ein schönschreibender junger Mann, dem Goethe diktierte und der das durch Riemers Hilfe korrigierte Manuskript ins Reine schrieb.*“

Hier folgt die Liste der Unmöglichkeiten:

Chronologie der angeblichen Jugend- und Frühwerke nach Rudolf Köpke und Marianne Thalmann

Jahr 1788 (15-16 Jahre alt)

1.a. Gotthold, Drama. Bearbeitung von Schillers Die Räuber (nur den 5. Akt).

Jahr 1789 (16–17 Jahre alt)

1.b. Die Sommernacht, Drama nach Shakespeare.
Kommentar des Hrsg.: Das Dramolet soll Ludwig Tieck mit nur 16-17 Jahren geschrieben, aber erst 1851 einen Verleger dafür gefunden haben? Grotesker Unsinn!

Jahr 1790 (17-18 Jahre alt)

2. Das Reh, Drama.
3. Das Lamm, Drama (ungedruckt).
4. Niobe, Drama (ungedruckt).
5. Der Gefangene, Drama (ungedruckt).
6. Alla-Moddin, Drama.
7. Anna Boleyn, Trauerspiel (ungedruckt), Fragment.
8. Almansur, Erzählung.
9. Paramythien.

Jahr 1791 (18-19 Jahre alt)

- Abdallah begonnen.
10. Mathias Klostermayr oder Der Bayersche Hiesel, Erzählung.
 11. Ullins und Linufs Gesang. Ullins Gesang. Ryno (Schlußkapitel) zu O. Sturms (Rambachs) Roman Die eiserne Maske.
 12. Middletons Römische Geschichte, übersetzt von G. K. F. Seidel, 3. und 4. Band.

Jahr 1792 (19-20 Jahre alt)

13. Abdallah, Erzählung.
14. Adelbert und Emma (späterer Titel: Das grüne Band), Erzählung.
15. Der Roßtrapp, Erzählung (ungedruckt).

16. Der Abschied, Trauerspiel.
Erster Entwurf zum Lovell (vgl. 21 u. 31).

Jahr 1793 (20-21 Jahre alt)

17. Ein Schurke über den andern oder Die Fuchsprelle (späterer Titel: Herr von Fuchs), Lustspiel nach Ben Jonson.
18. Über die Kupferstiche nach der Shakespearischen Galerie in London.
Plan zu einem Werke über Shakespeare und das ältere englische Theater.
19. Der Sturm, Drama nach Shakespeare, nebst Abhandlung über Shakespeares Behandlung des Wunderbaren.
20. Karl von Berneck, Trauerspiel, erste Bearbeitung (ungedruckt).
William Lovell, Bd. 1, begonnen.
Erste Idee zum Sternbald (vgl. 55).

Jahr 1794 (21-22 Jahre alt)

21. Geschichte des Herrn William Lovell, Roman, Bd. 1.
Lovell fortgesetzt.

Jahr 1795 (22-23 Jahre alt)

22. Das Schicksal, Erzählung (nach dem Französischen).
23. Die männliche Mutter, Erzählung (ebenso).
24. Die Rechtsgelehrten, Erzählung (ebenso).
25. Die Brüder, Erzählung.
26. Die Versöhnung, Erzählung.
27. Peter Lebrecht, Roman, Bd. 1 u. 2 (Bd. 3 nicht erschienen).
28. Karl von Berneck, Trauerspiel (Umarbeitung von 20, vielleicht erst 1796 vollendet).
29. Hanswurst als Emigrant, Puppenspiel (der Titel von Köpke).
30. Bruchstück eines Kommentars zu Shakespeares Richard II..
Erster Entwurf zu der Novelle Der junge Tischlermeister, Lovell fortgesetzt.

Jahr 1796 (23-24 Jahre alt)

31. Lovell, 2. u. 3. Bd. (vollendet).
32. Der Fremde, Erzählung.
33. Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben, Erzählung.
34. Ulrich der Empfindsame, Erzählung.
35. Fermer der Geniale, Erzählung.
36. Der Naturfreund, Erzählung.
37. Die gelehrte Gesellschaft, Erzählung.
38. Der Psycholog, Erzählung.
39. Die Theegesellschaft, Lustspiel.
40. Ritter Blaubart, Drama.
41. Der blonde Eckbert, Märchen.
42. Die Geschichte von den Heymonskindern, Erzählung.

- 43. Wundersame Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence, Erzählung.
- 44. Denkwürdige Geschichtschonik der Schildbürger, Erzählung.
- 45. Ein Prolog, Drama.
- 46. Rezension der neuesten Musenalmanache und Taschenbücher. Zerbino (vgl. 53) begonnen, 1.-3. Akt.
- 47. Beiträge zu Wackenroders Herzenergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders.

Jahr 1797 (24-25 Jahre alt)

- 48. Der gestiefelte Kater, Lustspiel.
- 49. Die sieben Weiber des Blaubart, Erzählung.
- 50. Die Freunde.
- 51. Der Roman in Briefen, Erzählung.
- 52. Die verkehrte Welt, Lustspiel. Zerbino fortgesetzt (4. u. 5. Akt).
- Sternbald begonnen.
- Idee zu einem Roman: Alma.
- Das Ungeheuer und der verzauberte Wald (vgl. 58) begonnen.

Jahr 1798 (25-26 Jahre alt)

- 53. Prinz Zerbino oder Die Reise nach dem guten Geschmack, Lustspiel (vollendet).
- 54. Beiträge zu den Phantasien über die Kunst von Wackenroder und Tieck, und zwar: Die einleitenden Worte. Eine Erzählung, aus einem italienischen Buche übersetzt. Rafaels Bildnis. Das jüngste Gericht von Michel Angelo. Watteaus Gemälde. Über die Kinderfiguren auf den Rafaelschen Bildern. Ein paar Worte über Billigkeit, Mäßigkeit und Toleranz. Die Farben. Die Ewigkeit der Kunst. Ein Brief Joseph Berglingers (vielleicht von Wackenroder). Unmusikalische Toleranz. Die Töne. Symphonieen. Der Traum (Gedicht).
- 55. Franz Sternbalds Wanderungen, Roman, Teil 1 u. 2 (der 3. Teil nicht erschienen).
- 56. Ein Tagebuch, Erzählung.
- 57. Merkwürdige Lebensgeschichte Sr. Majestät Abraham Tonelli, Erzählung.
- 58. Das Ungeheuer und der verzauberte Wald, (Operntext).
- 59. Rezension über die neuesten Musenalmanache und Taschenbücher.
- 60. Gegenanzeige (gegen Nicolais Anzeige von Tiecks Sämtlichen Werken). Übersetzung des Don Quixote von Cervantes, 1. Band (vgl. 75).

1799 (26-27 Jahre alt)

- 61. Der getreue Eckart und der Tannenhäuser, Märchen.
- 62. Leben und Tod der heiligen Genoveva, Trauerspiel.
- 63. Das jüngste Gericht, Eine Vision.

64. Vorrede zum 2. Bande von Bernhardis Bambocciaden.
Übersetzung des Don Quixote fortgesetzt.

Jahr 1800 (28-29 Jahre alt)

65. Leben und Tod des kleinen Rotkäppchens, Drama.
66. Sehr wunderbare Historie von der Melusina, Erzählung.
67. Der neue Herkules am Scheidewege (später: Der Autor - Ein Fastnachtsschwank).
68. Epicoene oder Das stumme Mädchen, Lustspiel nach Ben Jonson.
69. Briefe über W. Shakespeare.
70. Einleitung (zum Poetischen Journal).
71. Erklärung, die Allgemeine Litteratur-Zeitung betreffend.
72. Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit, bei Gelegenheit der Herren Falk, Merkel und des Lustspiels Chamäleon (unvollendet).
73. Zwei Entwürfe zu einem Buch über Shakespeare,
Erster Plan zum Octavianus (vgl. 78).
Erster Plan zum Fortunat (vgl. 9a u. 100).
Übersetzung des Don Quixote fortgesetzt.
Plan zu einem dramatisierten Roman: Die Gartenwochen (später: Phantasy).

Jahr 1801 (29-30 Jahre alt)

74. Prolog und erster Akt des Anti-Faust oder Geschichte eines dummen Teufels. Lustspiel.
Octavianus, Prolog und 1. Teil, im großen und ganzen vollendet.
Erster Plan zum Donauweib (vgl. 85).
75. Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von La Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra, übersetzt (vollendet).
Beschäftigung mit dem Nachlaß von Novalis.
Beginnendes Studium der altdeutschen Poesie.
Geringer Anteil an der Herausgabe des Musenalmanachs für 1802 von A. W. Schlegel und L. Tieck.

Jahr 1802 (30-31 Jahre alt)

Kaiser Octavianus, 2. Teil, im großen und ganzen beendet.
76. Der Runenberg. Märchen.
77. Herausgabe von Novalis' Schriften. darin: Vorrede.
Entwurf zu einem Drama: Magelone (vgl. 80).
Entwurf zu einer Dichtung, welche die Stellung der Konfessionen zum Christentum behandeln sollte.
Entwurf zu einer Bearbeitung des Nibelungenliedes.
Idee zu einem Werk: Die Könige des Grals.

Jahr 1803 (31-32 Jahre alt)

78. Kaiser Octavianus. Lustspiel in zwei Teilen (völlig beendet).
 79. Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet und herausgegeben; dazu die Vorrede (später: Die altdeutschen Minnelieder).
 80. Prolog zu Magelone. Drama. Arbeit an den Nibelungen.
 Arbeit an einem Roman: Alma, ein Buch der Liebe.

Jahr 1804 (32-33 Jahre alt)

Arbeit an den Nibelungen.
 Plan zu einer Dichtung über die Geschichte des griechischen Kaisers (vgl. 162).

Ich möchte und kann nicht ausschließen, daß nicht das eine oder andere Werk Ludwig Tieck zum Verfasser hat, vor allem die Märchen-Dichtungen, aber die Mehrzahl der oben genannten Werke kann er allein aus zeitlichen Gründen unmöglich verfasst haben. Siehe Goethes effektive Produktionsart von schöngeistigen Werken.

Goethesche Idiotismen und Stileigenheiten - eindeutige und unwiderlegbare Beweise für Goethes Verfasserschaft

Jeder Mensch ist ein einmaliges Individuum mit unverwechselbaren charakteristischen Eigenarten. Aufgrund der Uneinheitlichkeit der deutschen Sprache zur Zeit Goethes - es gab noch keinen Duden, ein deutsches Wörterbuch, das zur Vereinheitlichung der deutschen Orthographie geführt hätte - finden wir bei den verschiedensten Schriftstellern verschiedene, ihnen ganz eigentümliche Idiotismen. Bei Goethe sind diese „Wortschöpfungen“ sehr ausgeprägt und häufig zu finden. Sie stellen sozusagen unverwechselbare Fingerabdrücke dar, um pseudonym oder anonym veröffentlichte Werke mit absoluter Sicherheit einem Verfasser – in diesem Fall Goethe - nachweisen zu können.

Der erste Zeitgenosse, der mit kritischem Blick die Werke Johann Wolfgang Goethes las, war höchstwahrscheinlich der Rechtswissenschaftler Christian Heinrich Gottlieb Köchy (1769 – 1828). Er wagte es verständlicherweise nicht, sein kritisches Werk über Goethe mit Titel >Göthe als Mensch und Schriftsteller< unter seinem bürgerlichen Namen zu veröffentlichen, sondern verwendete das Anagramm „Glover“, was aufgelöst Vogler (gloVer) bedeutet. In der Vogler'schen Buchhandlung erschien das Werk. Es könnte auch ein Gemeinschaftswerk des Buchhändlers und Verlegers Vogler und Köchys sein, die auch gemeinsam eine politische Tageszeitung, den >Halberstadter Kurier<, herausgaben. Ich zitiere ab Seite 10 des o. g. Werkes in der zweiten vermehrten Auflage, Halberstadt 1824:

Ungeachtet Goethe, wie seine Freunde versichern, ein überirdisches oder übersinnliches Wesen ist, weit erhaben über alle Adamskinder, die

jemals existierten, so scheint er dennoch in höhern Jahren die gemeine Menschennatur nicht wohl verleugnen, sondern unter einer gewissen Alterschwäche, wie andere Sterbliche, erliegen zu wollen. Denn wie nun einmal die Alten gemeinhin sehr geschwätzig sind, so schwatzt auch er blind in den Tag hinein, ohne sich darum zu kümmern, was er schwatzt, und warum er schwatzt; und wie andere Alte faseln, so faselt auch er. Nachdem er z. B. [in >Dichtung und Wahrheit<] Th[eil] II, S. 188-190, drei seiner Bekannten, Hermann, Gröning und Horn, beschrieben hat, so fährt er fort: „Umständlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen“, u.s.w. „Es war Langer“ u.s.w. Diese umständlichere Erwähnung füllt eine Seite, während die weniger umständliche vorhergehende von Hermann und Konsorten zwei Seiten einnimmt. Man sieht also wohl, was man von andern umständlichern Erwähnungen des Verfassers erwarten dürfe. Aber zweitens ist Goethe durch zu schmeichelhaften Beifall und übertriebene Lobeserhebungen seiner Freunde und Klienten verwöhnt und verdorben; er verlangt und erwartet unbedingte Huldigung. Wirklich huldigt ihm auch die größere Lesewelt, auf öffentliche Urtheile Anderer blindlings sich verlassend, so allgemein, daß man sich nicht das mindeste bedenkliche Urtheil über ihn erlauben darf, ohne auf eine derbe Art zurechtgewiesen zu werden; man wage es nur, ihn irgend anzutasten, sogleich wird man sich mit dem Machtspruche abgefertigt sehen, man könne ihn gar nicht beurtheilen, denn man verstehe ihn nicht. So gleicht dann Goethe einem verzogenen Kinde, das nie die Ruthe fühlte; so hält er sich dann, wie der Engländer §. 14, richtig bemerkt, für so überaus wichtig, daß er überzeugt ist, es könne nichts, was ihn angeht und von ihm ausgeht, als unbedeutend angesehen werden. Man wundere sich daher nicht über die vielen Spuren von Nachlässigkeit und Flüchtigkeit, welche seine Werke überall durchkreuzen; es sind Fehler, die dem großen Goethe angehören, der, schreibe er wie er wolle, unfehlbar vergöttert wird. Und sollte er auch dann und wann das Publikum sogar etwas verächtlich behandeln, so nehme man ihm das nicht übel, sondern man erinnere sich, daß gar zu große Schmeichelei und Unterwürfigkeit gemeiniglich Verachtung zur Begleiterinn hat. Entsieht er sich doch nicht einmal, seine Vaterstadt Frankfurt ziemlich unfein zu behandeln, indem er z. B. Th[eil] I, S. 37, von den dortigen armen „verbleichten“ Waisenkindern spricht, und sie den Schafheerden anschließt, die man zu gleicher Zeit in's Freie ließ. In welcher Achtung das Publikum bei ihm stehn müsse, kann man leicht aus den vielen gemeinen pöbelhaften Ausdrücken abnehmen, die er sich erst neuerlich wieder in seiner Biographie erlaubt. Wir heben davon beispielsweise nur einige der gelindern aus, weil unsere Feder sich sträubt, die plumperen abzuschreiben. Th[eil] I, S. 95 schreibt er: „sie gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf summt“; S. 101 „Schläge und Püffe“; S. 196 „eine Art von naseweisem Nestquackelchen“; Th. II, S. 37 „ein täppischer Mensch“; S. 61, „der öffentlichen Meinung ein Schnippchen schlagen“; S. 131 „einer der wunderlichsten Käutze“; S. 267 „er ließ seine Empfindungen ohne

Mäßigung abschnurren“; S. 371 „auf eine halb dusselige Weise“; Th. III, S. 22, „Schicht machen“; S. 136 nennt er einen gewissen von Goué, dessen Bekanntschaft er in Wetzlar machte, „eine derbe, breite hanövrische Figur“. Warum denn hanövrische? Man sollte kaum glauben, daß jemand durch Hochmuth und Uebermuth zu einem so hohen Grade von Aberwitz und Muthwillen verleitet werden könnte, die Bewohner einer ganzen deutschen Provinz auf eine solche Art beleidigen oder lächerlich machen zu wollen. Giebt es nicht ebenfalls in seiner Vaterstadt Frankfurt, wie überall, derbe, breite Figuren? Oder giebt es in Frankfurt nur hagere, lange Figuren? Und wie würde es ihm gefallen, wollte man ihn selbst öffentlich eine hagere, lange frankfurter Figur nennen! -

Der Nachlässigkeiten im Styl giebt es auch in dieser Biographie unzählige. Nur einige Beispiele zur Probe. Th. I, S. 15, steht: „leider aber war unser Haus und noch einige andere“, für: unser Haus nebst einigen andern Häusern; S. 27 „und hofften wohl auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben“. Warum nicht auch mit den Ohren! besonders da es bei der Krönung nicht nur viel zu gaffen, sondern auch viel zu hören gab; denn Pauken und Trompeten ertönten in den Straßen dergestalt, daß Goethe in Versuchung gerieth, mit seinem Gretchen mitten auf dem Markte einen Walzer zu tanzen. - Ebendas[elbst] „wir hielten denjenigen für unsern wahrsten Freund.“ Ist undeutsch; es sollte heißen: besten Freund. S. 29, „Denn es war kein Frankfurter“ - „der nicht diese beiden Ereignisse“ - „für den Gipfel seines Lebens gehalten hätte. S: 72 „so fing ich nun - zu bezweifeln an“ für: so fing ich nun an, u.s.w. S 85 „ich nahm mir ein Herz“ für ich war so beherzt“. S. 92 „Spielsachen in Unzahl“, für: unzählige Spielsachen; S. 96, „mein Zorn verkühlte sich“, für: kühlte sich ab; S. 97, „trutzig“, für trotzig; S. 100 „ich ward über eine gewisse Würde berufen“; S. 402, „ich setzte aus dem Stegreife bei mir fest“, für: ich entschloß mich auf der Stelle; S. 26 fängt er sogar an, aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und sich ungebärdig zu stellen; und S. 323 wird eine Reise aus dem Stegreife unternommen. S. 115, „Ansehen,“ für: Aufsehen; S. 439, „dessen Pinsel in Staffeleigemälden nicht zu schelten ist“. Wer wird einen Pinsel schelten? Es sollte heißen: verachten. S. 234, „die Anfänge einer Kunst“, für: Anfangsgründe. Derselbe Fehler findet sich S. 249 noch einmal. S. 281 „klärten mich auf“, für: gaben mir Aufklärung. S. 326, „jedermann erwartete sich ein großes Unglück“, für: fürchtete. Th[eil] II, S. 6 „sprach ihm von der Sache“, für: mit ihm. S. 19, „man sorgte“, für: besorgte. S. 34, heißt es: „wenn man in der Liebe glücklich sein wolle, habe man sich des tiefsten Geheimnisses zu befließen“. Sollte heißen : der tiefsten Verschwiegenheit. Wer mag ihn verstehn, wenn er S. 35 schreibt: „das Personal einer jeden heitern Gesellschaft vollständig zu machen gehört nothwendig ein Acteur, welcher Freude daran hat, wenn die Uebrigen, um so manchen gleichgültigen Moment zu beleben, die Pfeile des Witzes gegen ihn richten mögen“. S. 40, „und wie mir“ - „verleideten“, für: verleidet wurden. Von der Madame Fleischer wird S. 47 bemerkt, „es habe ihr weder

an Geist noch an Witz, noch an Zunge gefehlt“. S. 72 „lebensartig werden“ für Lebensart lernen. S. 126 spricht er von der Sünde „in den heiligen Geist“; und S. 139 von Gedichten „welche sich nothwendig machten“. S. 168, heißt es: „mein Stubennachbar, dem seine Augenlieder immer mehr ablegten“; soll anzeigen: dessen Augen immer schwächer wurden. S. 186, „ich verhetzte meinen glücklichen Organismus“; und S. 187, „ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt.“ S. 197 nennt er seine Schwester „ein indefinibeles Wesen“. S. 208 heißt es: „ließ ein Pulver fallen, das ich für den feinsten Kieselstaub ansprechen (halten) mußte.“ S. 219 „Je mehr er sich in sich selbst concentrirte, je (desto) unwohler (!) mußte es ihm werden.“ S. 259 „es ist schon eine ziemlich angenehme Empfindung, uns durch Mißbilligung und Mißreden über Unsers gleichen hinauszusetzen, (!) weswegen auch hierin die gute Gesellschaft, sie bestehe aus Wenigen oder Mehrern, sich am liebsten ergeht.“ Eben so schön ist, was er S. 262 sagt: „da ich mich bei neuen Bekanntschaften meistens eine Zeit lang gehn ließ.“ S. 300 heißt es von Gleim: „er gewann sich so viele Freunde, Schuldige und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne (gern) gelten ließ.“ (Sollte das nicht, beiläufig gesagt, auch bei Goethe der Fall seyn?) Th[eil] III, S. 38 steht „wenn sie sich nach ihrer Weise behaben konnte.“ S. 57 wird die französische Literatur „bejahrt und vornehm“ genannt. S. 229, findet man: „traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuscript zu ersuchen“;- S. 286 „das Gespräch zerbrach oder zerbröckelte sich“. - Und uns bricht die Geduld, oder, um mit Goethe zu reden, unsre Geduld zerbricht oder zerbröckelt sich, noch mehrere ähnliche Beispiele anzuführen.

[...]

Es ist zu bedauern, daß Goethe nicht fühlt, wie ekelhaft sein Vortrag durch jene Eigenheit sowohl als durch den Gebrauch gewisser Lieblingsausdrücke wird, auf die man in seinen Schriften beständig stößt. Wir wollen von diesen Lieblingsausdrücken einige aus der Biographie [Dichtung und Wahrheit] aufzeichnen. Alle Augenblicke findet man „anregen“ und „aufregen“; die Belege suche man im Buche selbst. Wir können sie nicht geben, weil wir sonst viele Seiten mit Citaten anfüllen müßten.

Dasselbe gilt von dem überall vorkommenden Zeitworte: „vergegenwärtigen“. Auch „köstlich“ und „genugsam“ sind Lieblingswörter; z. B. Th. II, S. 232 steht: „sein köstliches Gemüth“, und Th. II, S. 108: „zum genugsamen Zeugnisse dienen“. Ferner „nicht weniger“; so wie auch: „hoch“, „höchlich“ und „gar“, oft auf einer und derselben Seite mehr als einmal; z. B. Th. I, S. 282: „gar schön und natürlich, gar jung und hübsch“. Sonst auch bis zum Ekel: „gar gern, gar höchlich“. Ganz vorzüglich hat sich Goethe in das Wort: „neckisch“ verliebt, denn er bringt es bei allen Gelegenheiten ad nauseam usque an, so daß [in] Th. II, S. 46, sogar „ein neckischer Verdruß“ vorkommt. Ekelhaft

wird endlich Goethe's Vortrag außerdem durch den Mißbrauch des Particips. Sagt er z. B. Th I, S. 47: „weil man aus Italien kommend sich an nichts mehr ergetze“, so beleidigt er das Ohr auf eine unausstehliche Weise. Die älteren deutschen Schriftsteller kennen das Particip fast gar nicht, erst in neuern Zeiten kam der Gebrauch desselben auf. Er ist an sich betrachtet keineswegs verwerflich, sondern vielmehr zu empfehlen, weil er der Sprache in manchen Fällen eine gewisse Kürze und Energie giebt. Nur hüte man sich ja, das Particip im Deutsche immer wie im Englischen anzubringen, weil unsere deutsche Sprache dies nicht verträgt; ein zu häufiger und geschmackloser Gebrauch desselben ist verwerflicher Mißbrauch.

Besonders auffallend sind die grammatikalischen Fehler, welche man in Goethe's Schriften gewahrt.

Auch in seiner Biographie kommen viele vor, und einige sind doch wahrlich zu arg. Nur wenige zur Probe. Th. I, S. 165, schreibt er: „dünkte ihm“ und Th. II, S. 360: „wie mich däuchte“, da doch jeder nicht ganz unwissende Schulknabe weiß, daß man im Deutschen nicht: „mir dünkt“ und „mich däucht“, sondern umgekehrt: „mich dünkt“ und „mir däucht“ sagen müsse.

Ueberhaupt gehört Goethe zu den Ignoranten, welche den grammatikalischen Unterschied zwischen dem Dativ „mir“ und dem Accusativ „mich“ nicht kennen, So steht z. B. Th. II, S. 85: „ließ er mir (mich) poetische und prosaische Aufsätze sehen.“ - Ferner findet man Th. II, S. 184, „würde“ für „werde“; Th. I, S. 107, „schriebe“ für „schreibe“; Th. II, S. 125, „wäre“ für: „sei“; Th. I, S. 78, „stünde“ für „stehe“, u. s. w. Th. II, S. 7, „nach allem diesem“ (diesen). Th. II, S. 51, „noch ein anderes Uebel erwähne ich hier beiläufig.“ Sollte heißen: „eines andern Uebels“. Th. II, S. 217: „die übersinnlichen Dingen“, für: „Dinge“. Th. II, S. 10: „meines Stubennachbarn“; für: Stubennachbars. Th. II, S. 85, „ich führte ihn gern zu denen (den) mir bekannten.“ Th. I, S. 253, „worüber wir Andern uns um so sehr (mehr) freuten, als wir“, u.s.w. Th. I, S 198, „die silberne (n) praemia“. Th. I, S. 131, „Niemanden (m) konnte sie beschwerlicher sein“; und so an vielen andern Stellen „Niemanden“ für „Niemandem“. Th. II, S. 228, „unser eigen (eigenes) Haus“; und auf ähnliche Weise Th. II, S. 67 in ein ganz ander (anderes) Feld.“ Die Gemahlin des verstorbenen Hofraths Böhme wird Th. II, S. 54, und Th. II, S. 211 „Frau Hofrath Böhme“ genannt, und auch sonst überall, wo er ihrer erwähnt, heißt sie nicht Hofrätin, sondern Frau Hofrath. Dergleichen drollige Titulaturen finden sich auch hie und da in den dramaturgischen Arbeiten des Verfassers. Th. I, S. 18, steht: „in deren geräumigen (m) Wohnzimmer“; Th. I, S. 47: „bis ich auf (die) Akademie gehen würde“; Th. I, S. 262 „er sagte gegen jenen für: zu jenem. Th. II, S. 283 erzählt er von den Töchtern eines französischen Tanzmeisters, es sei ihnen beschwerlich geworden, „mir nach und nach das Walzen und Drehen: einzulernen.“

Offenbar kennt er den bekannten. Unterschied zwischen „lehren“ und „lernen“ nicht, und weiß nicht, daß „lehren“ den Accusativ regiert. [...]

In der >Zeitschrift für deutsche Wortforschung<, Beiheft zum sechsten Band, mit Titel >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch<, von W. Kühlewein und Th. Bohner, Straßburg 1904, fand ich einen weiteren Versuch, den reichhaltigen individuellen Goethe-Wortschatz zu dokumentieren. Wenn es nun einem Goethe-Forscher gelingt, sogenannte Goethe-Idiotismen oder anders ausgedrückt ureigene Goethe-Wortschöpfungen in den offiziellen Schriften Goethes zu lokalisieren, die auch in den Originalerstaufgaben von pseudonym oder anonym veröffentlichten Werken zu finden sind, die später als angebliche Werke Ludwig Tiecks ausgegeben wurden, so ist der eindeutige und unwiderlegbare Beweis für die Verfasserschaft Goethes erbracht. Dies ist mir bei mehreren anonym oder pseudonym veröffentlichten Werken gelungen. Praktisch genügt eine einzige solche „Wortschöpfung“, wie zum Beispiel „halberhobne Arbeit“ in dem Werk >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<, um Goethe als Verfasser dieses anonym veröffentlichten Werkes eindeutig zu überführen. Tatsächlich finden sich die Goetheschen Idiotismen, außerdem Grammatik- und auch Stileigentümlichkeiten, in großer Anzahl.

Damit ist der eindeutige und unwiderlegbare Beweis für die Verfasserschaft Goethes an den unten aufgeführten anonym oder pseudonym veröffentlichten Werken erbracht. Die Germanistik und Goethe-Philologie kann sich diesen Entdeckungen nicht mehr länger verschließen.

Alle Goethesche Idiotismen, die auch von den oben genannten Sprachforschern in den offiziellen Schriften Goethes gefunden wurden, sind mit einem (*) versehen.

Zuerst ein Auszug aus dem Werk >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch< von W. Kühlewein und Th. Bohner, in >Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Beiheft zum sechsten Band<:

Präfixstudien zu Goethe

Es ist eine eigentümliche Erscheinung in der Sprache Goethes, daß er die entschiedene Neigung zeigt, gewissen Wörtern Gradunterschiede zu geben. Bei diesen Bildungen gebraucht er Präfixe wie halb-, ganz-, über-u.s.w. Diese Erscheinung wird besonders erhellt in der Vergleichung von Goethes Sprache mit der seiner Vorgänger aus der klassischen Zeit, wie Lessing, Wieland, Herder. Es werden sich bei der Besprechung der einzelnen Präfixe genauere Parallelen ergeben, vorläufig sei nur darauf hingewiesen, daß die Gradunterscheidung bei diesen Dichtern Goethe gegenüber verschwindend klein ist. Es finden sich bei ihnen Wörter wie Halbkenner, halb wahr, überklug auch, aber sie scheinen nicht mit der

Tendenz gebildet, wie bei Goethe z. B. Halbmädchen oder Überhexe und Über-Hogarth. Wie reich die Sprache Goethes an solchen Bildungen ist, geht schon daraus hervor, daß DWb (Deutsches Wörterbuch) 105 verschiedene mit dem Präfix halb- gebildete Wörter bei Goethe belegt.

In den folgenden Blättern nun soll eine Geschichte dieser Erscheinung gegeben, d. h. es soll gezeigt werden, wann etwa Goethe anfängt, solche Gradunterschiede zu machen, in welcher Zeit und in welcher Art seines Schaffens diese Neigung am stärksten ist, etwa auch, ob diese Neigung bei bestimmten Wörtern besonders stark hervortritt. An die Erörterung dieser Erscheinungen, die vielleicht zufälliger Natur sein könnten, würde sich die Frage anschließen, ob Goethe etwa durch das Alter oder durch irgend welchen historischen oder wissenschaftlichen Vorgang in seinem Leben beeinflusst wurde; denn das muß man sich bei Goethe immer vergegenwärtigen, daß er nicht Dichter allein, sondern daß er Universalgelehrter war, dessen fein organisierter Geist und dessen sensible Seele in Schwingung gebracht wurden durch jede Regung, die von außen kam. Daher kommt es auch, daß Goethe seiner Sprache immer wieder neue Bahnen bricht, und daß auch die Sprache des alternden Goethe eine unerreichte Geschmeidigkeit und Vielseitigkeit hat. Goethes Sprache ist von so seltenem Reichtum und von so großer Bedeutung, daß auch der geringste Beitrag zu ihrer genaueren Erforschung nicht wertlos ist, sondern Licht wirft in die Tiefen dieser wunderbaren Geistestätigkeit. So sollen die folgenden Blätter einerseits eine eingehende Sammlung der einschlägigen Wörter geben, andererseits einen kleinen Beitrag liefern zum Verständnis der Sprache unseres größten und deutschesten Dichters.

Des großen Materials wegen sind die Blätter in Gruppen geteilt; und damit sie ihrer Natur nach übersichtlich werden, unterscheiden wir vielleicht am besten drei Gruppen: 1. Die mit dem Präfix halb gebildeten Wörter von schwächendem Charakter; 2. die mit den Präfixen über-, ganz-, hoch-, tief-, viel-, voll-, ur- gebildeten Wörter von graderhöhendem Charakter; 3. eine Gruppe von seltenen Präfixen, die typisch sind für die Art der Wortschattierung bei Goethe.

Eine naturgemäßere Einteilung wäre die, vom graderhöhenden Charakter auszugehen; aber da das Präfix halb- in vorbildlicher Weise behandelt ist, so darf vielleicht diese Gruppe vorausgehen.

Eine 4. Gruppe, nämlich die negierende Gruppe, die ihrem Wesen nach in den Rahmen dieser Arbeit gehört, wird eine selbständige Behandlung erfahren, da sie zu groß ist, um hier untergebracht werden zu können.

I. halb.

Die größte Vorliebe zeigt Goethe für die mit dem Präfix „halb“ gebildete Gradunterscheidung. Die Anschaulichkeit des Ausdrucks und dann die bequeme Verwendbarkeit als Kompositionsglied dürften wohl als Gründe für die Beliebtheit dieser Vorsilbe anzusehen sein; es liegt darin eine gewisse sinnliche Kraft. Von den 105 verschiedenen Belegen im DWb.

sind 7 – Halbirrtum, Halbkopf, Halbnarrheit, halbroh, halbverschollen, Halbwahn, Halbwirt – in der Weimarer Ausgabe, in der außer den Briefbänden von 1816 an noch I 30-32 und 42 fehlt, nicht nachzuweisen. Nach der W[eimarer] A[usgabe] ergeben sich etwa 275 verschiedene Belege für die Zusammensetzung mit halb; mit den Wörtern, die mehrmals vorhanden, wie Halbgott, Halbkenner, Halblicht, Halbmensch u.s.w. dürften es etwa 520 Belege sein.

Es ist vielleicht von Belang, wenn gleich hier einige Parallelen mit andern Dichtern aus jener Zeit gezogen werden, damit die Erscheinung einleuchtender wird. DWb hat für Klopstock 3 Belege – halbdeutsch, halbgewendet, Halbmensch -, für Lessing 4 – Halbkenner, Halbphilosoph, halbschürig, Halbvater -, für Herder 3 – halbgesagt, Halbgrund, Halbkenner -, für Wieland 6 – Halbkopf, Halbmann, Halbmensch, halboffen, Halbtier, Halbwahrheit -, für Jean Paul 17 - halbaufrecht, halbbärtig, halbblind, Halbbogen, Halbfarbe, halbgeschlossen, Halbgesicht, Halbhaus, Halbmensch, Halbseitigkeit, Halbteufel, Halbtier, Halbton, Halbtrauer, Halbvieh, halbwüchsig, Halbzwilling -, für Schiller 3 – halbgut, Halbmann, Halbvogel. Zahlen sind tot, aber diese Zahlen sagen etwas: sie zeigen, daß bei allen diesen Dichtern die Neigung zur Gradunterscheidung verhältnismäßig klein ist gegenüber Goethe. Diese Tatsache veranlaßt zu näherer Untersuchung des Vorganges, und es wird zweckmäßig sein, zunächst festzustellen, bei welchen Wörtern diese Erscheinung hauptsächlich auftritt, dann in welchen Werken und in welcher Zeit sie vorherrschend ist, und schließlich zu untersuchen, ob nicht irgend welche historischen und sprachphilosophischen Gründe die Erscheinung motivieren und regeln.

Natürlich sind viele der angeführten Wörter nicht Eigentum Goethes; sie sind entweder schon vor Goethe geprägt worden, oder es sind termini technici, wie „Halbfranzband“. Von letzteren mögen hier nur die hauptsächlichsten statistisch folgen: Halbcirkel, Halbcirkelbogen, Halbdutzend, Halbfranzband, Halbgott, Halbhundert, Halbjahr, Halbinsel, Halbkreis, Halbkugel, Halbrund, Halbstunde, halbjährig, halbkreisförmig, halbkugelförmig, halbmondförmig, halbstündig. [...]

hoch-

Knauth²⁶ macht in seiner Dissertation darauf aufmerksam, daß Goethe im Alter eine besondere Vorliebe zeige für die mit dem Präfix „hoch“ gebildeten Substantiva, wie Hochbegrüßung, Hochbesitz, Hochentzücken, Hochgewölbe u. a. Um diese kann es sich, wie gesagt, hier nicht handeln, denn „Hochgewölbe“ ist nichts anderes, als ein hohes Gewölbe, aber nicht etwa ein Gewölbe, das im hohen Grade Gewölbe wäre. Bei Substantiven ist diese Erscheinung überhaupt höchst selten. Es lassen sich bei Goethe – abgesehen von den wenigen substantivierten Adjektiven, wie z. B. Hochgelahrter – nur ein, höchstens zwei hier einschlägige Belege feststellen. In einer lyrischen Einlage zur >Novelle< aus dem Jahre 1826

²⁶ Knauth: > Goethes Sprache und Geist<, Dissertation, Berlin 1852.

spricht er von einem Hochtyrannen I.5:34, 32:

„So beschwören fest zu bannen
Liebem Sohn an's zarte Knie
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.“

Hier handelt es sich wirklich um einen Tyrannen, der in hohem Grade Tyrann ist. Noch an einer andern Stelle dürfte die Bedeutung des Wortes graduell zu fassen sein, nämlich wenn es in der >Pandora< heißt (I. 50; 339, 948): „Hier leistet frisch und weislich dringende Hochgewalt erwünschten Dienst“. Es kann hier wohl „Hochgewalt“ dahin gedeutet werden: eine Gewalt, die durch und durch Gewalt ist, gleichsam elementar.²⁷

Die adjektivischen Belege sind in alphabetischer Folge hier angeführt.

[...]

1773

>Die Leiden des jungen Werther<
Präfix halb-²⁸

halb tauben Ohren
etwas Halbwahres
einer halbwegs ... freien Tat
durfte Sie nur halb verteidigen
ich bin nicht halb so brav
nicht halb so entschlossen
halb verwehtes Ächzen
halb dämmernd wandeln
las halb gebrochen

Präfix über- (auch herüber-)

der Donner die Musik überstimmte
mit Nußbäumen überschatteten Pfarrhof
etwas Übereiltes
du überspannst alles
die Überspannung
mit so vieler Wonne überströmte
am Himmel herüberwiegte
in der überfließenden Fülle
mich ... überfüllten
meine überspannten Ideen
die übergnädige[n] Damen

²⁷ Wie ich in meinem Buch >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, 7. erweiterte Auflage, Homburg 2024, ausgeführt habe, ist Pandora mit Bettina Brentano identisch. Da Goethe mit Bettina eine erotische Affaire hatte, so wäre der Goethesche Idiotismus „Hochgewalt“ eher mit „Sexualtrieb“ zu übersetzen, der ebenfalls eine elementare Gewalt darstellen kann.

²⁸ Sowohl zusammen als auch auseinander geschrieben.

die sich ihres bißchen Kopfes überhoben
der Fluß sei übergetreten
keine übereilte Tat
mit Übereilung

Präfix all-

des All[l]iebenden

Präfix unaus-

unaussprechliche Schönheit
unauslöschlichen Eindruck
im Zustand der unaussprechlichsten Ungewißheit

Präfix unbe-

unbedeutenden Mädchens
unbedeutendes Kompliment
einer unbescheidenen Nachbarin
neidische Unbehaglichkeit
ihre unbefangene Seele
einer unbeständigen Eitelkeit
aus Unbegriff

Präfix uner-

die unergründlichen Gestalten
am unerträglichsten
ein unerträglicher Nachbar
das Unersetzliche
einer ... unerwarteten Tat
die unergründlichen Kräfte

Präfix unver-

unverdrossen
unverdorben
unvermutet
unversehens
unvermerkt

Präfix hoch-

hochadeligen Augen
hochgelahrten Köpfe

1773

>Das leidende Weib<²⁹

Präfix über-

die Überspannung
überwältigen

Präfix tief-

²⁹ Abgedruckt in L. Baus, >Goethes Musengöttin Urania – Die Liebestragödie des jungen Goethe<, VIII. erweiterte Auflage. Angeblich ein Werk von Klinger, das dieser jedoch nie als sein Werk ausgab oder in seine gesammelten Werke aufnahm.

tiefsinnig
 wollte mir den Kopf vollpfropfen
 durch unaufhörliches Verbot
 hoher unbegreiflicher Engel
 sey unbesorgt
 dir unbekannt
 unverfälschte Liebe
 unvermerkt

Präfix voll-

Präfix unauf-

Präfix unbe-

Präfix unver-

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
 Nichts: Saust Winde – reiß meine Seele weg; weht sie hin in Nichts!

ca 1773

>Der Hofmeister<³⁰

Präfix über-

überlaut schreyen
 überstreut
 Ich bin satt überhörig
 So hat Er unrecht, daß Er sich überhörig satt ißt.

Präfix unver-

unverführtes unschuldiges jugendliches Lamm

Beliebte und charakteristische Goethewörter

funf: nach funfzig Jahren (funf mehrmals im Text des >Hofmeisters<))
 eilf: Schul gehalten bis Eilfe, Eilfte Scene
 Nichtig: ich bin der Nichtigkeit entbunden
 wir haben lange keinen Punsch zusammen gemacht
 Er ist auch noch in keinen Teich gesprungen
 In Gustchens Armen beneid' ich keinen König
 vor der Hand keinen Tanzmeister
 keinen rechtschaffenen Menschen mehr antreffen kann
 daß ich Dir keinen Daumen aufs Auge gesetzt habe
 in der heutigen Welt keinen Schatten der Wirklichkeit antrefft
 daß ich keinen Kaffee ohne Zwieback ins Maul nehme
 ein Mensch, für den ich keinen Groschen ausgabe
 ihren unbesonnenen Anmuthungen

³⁰ Abgedruckt in L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<. Angeblich ein Werk von J. M. Reinhold Lenz (1751 - 1792).

nie etwas auf Ahndungen gehalten
die erstaunenden Verführungen auf Akademien
Lüderlichkeit
die Worte ungebohren zum Munde herausfallen
zwischen Nase und Oberlippe da was herausschnarcht
überlasse Dich Deinen Entschließungen

1773 - 1774

>Petrarchische Oden – Elegien an meine Minna, alias Urania<

Präfix über-

überschnein
überflügeln Tod und Zeit
überhand nehmen
überspannter Glückseligkeitsbegriffe
überheben

Präfix tief-

tiefgefühlter Dank

Präfix all-

der allertreuste Freund
allzuklein
das allerfeinste Gold
dem allwahrhaftig Treuen
allzuspröden Geist

Präfix unaus-

unaussprechliches Vielleicht
unauslöschlich Feuer
unaussprechlich frohen Zustand
unaussprechlich Wort

Präfix unbe-

unbescholt'ner Sinn

Präfix uner-

immer unerreichter
unerreichlich

Präfix unver-

unverletzlich schwur
fließet unverhohl'ner vom Gesicht
unverderbter Kindheit

Präfix hoch-

den Hochgelobten
hoch erfreut
hoch herab

Beliebte und charakteristische Goethewörter
allenthalben

betrübt (im Sinne von: traurig): ihr betrühten Quellen
das betrübte Lesen
betrübter Augenblick
nichts weniger als Platonismus
zerstiebt
das Ungewitter

ca 1774 – 1775

>Zerbin oder die neuere Philosophie< ³¹

Präfix halb-

halberstickten Seufzern
halb ohnmächtig

Präfix über- (vorüber-)

überirdische Wesen
übermäßig
übereilte
vorübereilende Grille

Präfix unauf-

unaufmerksam

Präfix all-

den Allereinfältigsten
allerkümmerlichsten Mangel

Präfix unbe-

unbedeutend
unbescheiden

Präfix uner-

unerschöpflich
unermesslich
unerfahrene
unerklärbar
unerhört

Präfix unver-

unvermögend
unversöhnlich
unverzeihbaren (Verbrechen)
unvermutete (Entdeckung)
unversehens
unverstellt (brennende Küsse)

Beliebte und charakteristische Goethewörter

nicht: wir werden uns oft nicht Zeit zur Untersuchung lassen ...
nicht der erste Schiffbrüchige

³¹ Abgedruckt in L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<.

kein: sich durch kein Schicksal ... erniedrigen zu lassen
 Entschließung: liegt die Ursache in der Natur der menschlichen Seele
 und ihrer Entschließungen ...
 Grille: vorübereilende Grille
 nichts weniger als: da der Graf nichts weniger als geizig war ...
 außer sich: die zuletzt an keinem Dinge außer sich mehr die geringste
 moralische Schönheit werden entdecken können ...
 uneingeschränkt: uneingeschränkt zu trauen ...
 Gemälde: Meine Leserinnen werden vielleicht bei dem ersten wahren
 Gemälde (richtiger: Schilderung) einer Männerseele erstaunen ...

1792

Briefe Goethes an Ludwig Tieck
 aus >Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck<
 Präfix halb-

halbnackt
 halb bemoost³²
 halb ohnmächtig
 halb im Traum, halb wachend

Präfix über-

Übereilung
 Überdruß
 überhäufte Vergnügungen
 Übermaß
 überirdischen Abend
 überwachsen

Präfix viel-

viel umfassende

Präfix unauf-

unaufhaltsam
 den unauflöslichsten Banden

Präfix all-

allgewaltige Granitmassen
 nicht allzulange aushält
 allerliebste
 Alltagsverrichtungen
 allerliebstes Sujet
 unter allaugenblicklicher Furcht zu sterben
 die allerfeinste Schönheit
 die allerergiebigste Grube
 die allergrößte Höhle

Präfix unaus-

hat mir ausaussprechliches Vergnügen gemacht

³² Wegen Goethes uneinheitlicher Orthographie sind Wörter mit dem Präfix „halb“ oder „viel“ sowohl auseinander als auch zusammen geschrieben.

unausstehlich
unaussprechlich reizende Aussicht
Präfix unbe-
einzelne, unbedeutende Zusätze ausgenommen
jene, mir unbegreiflichen Niederträchtigkeiten
die unbehaglichste Empfindung
der unbedeutenden Aussprache der Franken
Präfix uner-
unerkenntlich
in unerschöpflicher Menge
unter dem unerträglichsten Geschwätz

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
ohngefähr (für ungefähr)
Rätsel sprechen
nichts weniger als ein Poet
ich habe nicht länger Zeit

1793

>Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem
Beherrschers
der verborgenen Obern der höhern Illuminaten ...<

Präfix halb-
in halberhobner Arbeit (*)
Präfix über- (oder hinüber-)
erträumte übermenschliche Kräfte
von überspannter, nicht genug geläuterter Aufklärung
Menschenkraft übersteigende Taten
überströmendes Maß
überwiegend von Taten
überschwebenden Grazie
überströmend von höchster Tätigkeit
überströmende Gottheit
des sie überströmenden Schönen
überströmend die ganze Menschheit
wir überströmten es
der Hinübersturz in Gefühllosigkeit
hinüberschwinden zu lassen in Liebe
übereilter Vorsatz
hinübergeflossen
mit Glückseligkeit zu überströmen
der Geist übermenschlich groß
von Träumen überschwommen
mit Wasser überschwommen (anstatt: überfüllt)

meine Schwester überströmte mich mit Fragen
mit dem übereintraf
hinüberschmelzend
überschwebte
überlaut
überschwebende Größe

Präfix tief-

tiefdringende Erfahrung
tiefsinnige Spekulation
tiefdringender Blick
der tiefblickende Menschenkenner
der tiefdenkendste Forscher

Präfix viel-

vielumfassendem Feuer

Präfix voll-

eine (Vorstellung) immer ernstvoller als
in angstvoller Stille
empfindungsvollen Herzen
schaudervolle Szene
grausenvolle Bilder
strahlenvolle Sonne
bittervoller Strom
feuervolles blaues Auge
bewußtvollen Aufblick

Präfix unauf-

sein Licht erleuchtete unaufgehalten das Gebüsch
unaufgehalten wirst Du auf Deiner Bahn wandeln
unaufhaltbar fortströmen
unauflösliches (*) Band
einen unaufgehaltenen Glanz
die Vernunft (konnte) unaufgehaltener wirken
ein unauflösliches Rätsel

Präfix all-

Allmachtswirkung
Allmachtswirken
Allmachtsfeuer
Allmachtskraft
Allmachtstätigkeit der Menschen
Allmachtswirkungsziel
Allweisheit
Gottheitsallmacht

Präfix unaus-

unaustilgbar
unauslöschlich
diesen unaustilgbaren Eindruck

unausdrückbar
unausbleiblich
unauslösbar
unausgeübt

Präfix unbe-

unberührt (*) von Lüsten
unbezeichnet
unbewölkter Stirn
unbelebt (*)
die unbemerkbarsten (*) Räume

Präfix uner-

unergründliche (*) Seligkeit
unerreichlich (*)
mir unerreichlichen Bilde
unersteigliche Höhe

Präfix unver-

unverrückt (*)
aufs unverbrüchlichste halten
unveräußerlich
diese, mir ewig Unvergeßliche (*)

Beliebte und charakteristische Goethewörter

halberhobne Arbeit (*)
betrübt (im Sinne von: traurig)
blickten uns betrübt an
sehr betübte Stunden
voll größter Betrübnis
die trübsten Zufälle
die trübsten Erfahrungen
die trübste Zukunft
ein trübes Diesseits
unsinnig (für: wahnsinnig)
ahnden (für ahnen, vermuten)
ohne es einmal zu ahnden
dessen Möglichkeit zu ahnden
des ahndenden Argwohns
Gottheitskraft in sich ahndend
ahndenden Empfindungen
hätt' ich nur ahnden (vermuten) können
was ich kaum zu ahnden wagte
ahndete ich nicht, konnt' ich nicht ahnden
auch nur ahnden können
mit bewundernden Schauern ahnden
nicht zu ahnden getraut
dessen Dasein wir ahnden

ahnden kann ich
ungefähr (älter: ohngefähr)
durch ein solches Ungefähr herkommen
wenn es nicht ein Ungefähr gewesen wär'
funfzig Stufen ohngefähr gestiegen
allenthalben
Morgenduft (= Nebel)
des grenzenlosen Weltmeers Feuerflut
schauerliches Dunkel
ganz mit den sprechendsten ähnlichen Zügen
Behagen, Behaglichkeit:
wohlbehaglich
empfindlich (anstatt: empfindend)
unzerstörlichen Besitzes

Zahlen

eilf für elf
funfzig für fünfzig

1793 - 1794
>William Lovell<
Präfix halb-³³

der hat nur halb empfunden
der Vorfall halb verheimlicht blieb
(Dein halb im Scherz gegebenes Versprechen)
halbschläfrig
halb enthüllt
(halb im Ernst)
scheint dabei halb eingeschlafen
(halb in sich geschmiegt, halb an mich gedrückt)
die halb abgelösten Tapeten
den noch halbbelebten Leichnam
laut und halb wahnsinnig
lächelst nur zuweilen halb mitleidig, halb erzwungen
halb gewaltsame Art
wenn sie halb betrunken sind
halb erschrocken und halb entschlossen
(halb ohne Bewußtsein)
den halboffenen Wagen
(jene halbe Klugheit)
nur halbklugen Grund
(kommen selbst auf dem halben Wege entgegen)
halb ohnmächtig
halb deutlich
Präfix über- (oder unüber-, vorüber-, hinüber-)

³³ Sowohl zusammen als auch auseinander geschrieben.

der unübersehbaren Wölbung
meine übertreibende Empfindung
mir sein Bild vorüberschwebt
Gesang der Liebe übertönt
übertrieb'ne Reizbarkeit
ein buntes Gewühl wird mir vorübergezogen
geht alles bunt übereck
die mich ernst hinüberwinkt
übergossen
eine vorübergehende Torheit
seiner überweisen Antwort
übereilten Wünsche
der vorüberfliegenden Gefühle
den überlästigen Redner
nach fremden Ufern hinüberzuschlagen
seiner gutgemeinten Überklugheit
nach der Stadt hinübersehe
mit den Flügeln der Wonne hinüberheben
nach dir hinübergedacht
zu Dir hinüberreichen
einer dem andern vorübergeht
mich selbst zu überwältigen
das Gefühl, das nun in unbekannte Regionen hinüberdrängt
diesen überzeugendsten von allen Beweisen
mit neuen Ideen und Gefühlen überschüttet
übermenschlichen Gefühlen
schon genug und übergenuß gewonnen
ich bin mehrmals ihrem Hause vorübergegangen
wie Morgenrot, das mühsam nach mir hinüberklimmt
auf meinen Wink zu mir herübergeflogen
Sturm an ihrem Herzen vorübergefahren
Präfix tief-

tief verwirrt
der tiefe innige Wunsch nach Unsterblichkeit
das tiefgesenkte Abendrot
(ebenso tief empfind ich)
(diesen tiefen Hang)
so tief verwirrt
tief versunken
(der Himmel hängt tief und trübe)
in seinem Tiefsinne
eine tiefe Melancholie
die Ursache seines Tiefsinns
ein tiefsinniger Philosoph
mit tiefeingesunkenen Augen

(mein tiefes Mitleid)
(in einem tiefen Gespräche)
(und ich sehe tief, tief hinunter nichts als Unglück)
(einen tiefen, gedankenreichen Sinn)
(hörte sie ... wie aus einer tiefen Ferne)
(ich ihre tiefe Ideen nicht verstehe)
(verachte tief)
so tief hinuntersinkt
(nichts tiefer erniedrigen als)
tiefbekümmert
tiefhängenden Wolken
tiefsinnig
tiefliegenden Augen

Präfix voll-

(martervollen Wirbel)
(jenes verdammnisvolle Schreckliche)
(das kalte, wüermervolle Grab)
(lückenvoll)
vollgedrängten Theatern
(einer dunkeln, träumevollen Einsamkeit)
(alle blumenvolle Täler)

Präfix all-

allenthalben
durch ihre allmäligen Wohltaten
allgemach
die allmähliche höchstmögliche Vollendung
das Allerlustigste
das Allerhöchste

Präfix uner-

unermüdet
unerquicklich
unersprießlich
unermeßlich
nichts ist ... unerträglicher
ist unerlaubt
jedes unerwartete Vergnügen

Präfix unver-

unverkleidet
unversehends

Präfix hoch-

hoch lyrisches Gedicht
hochgespannte Empfindung
hochgeehrter Herr
hochgeborner Herr

hoch anschwellen (ich fühle mein Herz oft hoch anschwellen)
war meine Empfindung so hoch gespannt
hoch triumphierend
hoch herab ... blicken
hochfahrendes Wesen
so hoch erhabnen Stufe
hochweiser Miene
hochklingend
hoch glücklich schätzen
(hoch ... aufgeblasen)
hochbetäubten Miene
hochfliegenden Phantasie

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
Nichtexistenz
kömmt
sammet
betäubt (für traurig)
nicht zu zernichten (anstatt: vernichten) wagte
von ohngefähr (anstatt: ungefähr)

Weitere Eigentümlichkeiten

das Wort „allenthalben“ kommt in dem Werk mindestens dreiundzwanzigmal vor. Zum Beispiel:

„allenthalben wo ich war, traf ich auch ihn, und allenthalben wünschte ich ihn zu treffen ...“

„daß ich ihr Gekreisch wie Sumsen von Grillen hörte, ich stand in einer fernen Welt und gebot herrschend über die niedrigen Schwatztiere, tief unter mir.“

„Die Seele stehet tief hinab in einem dunkeln Hintergrunde und lebt im weiten Gebäude für sich, wie ein eingekerkerter Engel.“

1793 - 1794

>Peter Lebrecht<

Präfix halb-

halb ... steckengeblieben (die mir halb im Halse war stecken geblieben)

halb verlegen

halb spöttisch

hing nun halb mit Vorbedacht an

halb getröstet

Halbgott

Halbzirkel

Halbkenner

Präfix über-

übereilt
überlästig
unsrer überfeinen Tugend
schwere übergebogene Blume
die Seile wurden übergelegt
sie überhäufen die überspannte ... Phantasie
fallen dann durch- und übereinander
von Regen überschüttet
übereilterweise

Präfix tief-

tief verwirrt
(der tiefe innige Wunsch)
das tiefgesenkte Abendrot
mit tiefgesenktem Kopf

Präfix viel-

der Vielgeliebten
des Vielbelesenen

Präfix voll-

vollzulügen

Präfix unauf-

unaufhörlich (13mal vorhanden)

Präfix all-

(von der) allerzerstörendsten Gattung
Alltagsgeschichte
von der alltäglichsten Art
allenthalben
eine allgemeine Heiterheit
mein alltägliches Vaterland
allerliebste
triviale Allgemeinplätze
der allerseitigen Gäste
statt einer Allwissenheit ist dieser Halbgott mit einer Allneugier

begabt

allerhand Schwächen
auf Ihre allerseitige Verschwiegenheit verlassen
die alltäglichsten Dinge
am allerlächerlichsten

Präfix unaus-

unaussprechlich glücklich

Präfix unbe-

unbefangener Mensch
unbefangene Seele
unbeholpne Sprache

unbeschreibliche Sanftheit
mit unbeflecktem Gemüte
unbedeutenden Buche

Präfix uner-

unerbittlich
unerachtet
unerträglichen Fehler

Präfix unver-

unverdrossen
Unversöhnlichkeit
ihre Jugend ist unverwelklich
unvermutete Gesellschaft
den Stand der Unvereh(e)lichten
unverständlichen Trieb
unvergleichliches Werk

Präfix nicht-

die Nichtswürdigkeiten
nichtiger
das Nicht-zu-viel und Nicht-zu-wenig

Präfix hoch-

hochedelgeborener Herr
Ew. Hochedlen
hochgeehrter Leser

Beliebte und charakteristische Goethewörter

Zahl: eilf (anstatt: elf)

allenthalben: man suchte allenthalben und allenthalben vergebens

1804

>„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<, alias Goethe

Präfix un-

meines unmaßgeblichen (*) Vorschlags halber
meiner unschädlichen Narrheit halber

Präfix über- (vorüber-)

überpoetische Stunden („überepisch“ in >Beiträge zu einem Goethe-
Wörterbuch<)

überwachtes Auge
überladene Verzierungen
in überspannten Augenblicken
vor übergroßer (*) Angst
mit der ganzen übergroßen (*) Lebenslangeweile
in einen Geisterstaat überzugehen
der Vergessenheit überantworten

Übereinkunft
übereilt („Übereile“ in >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch<
durch einen übergeworfenen Mantel
der vorüberwandelnde Tod
Überhäufung
und überwölkt von grünen Gebüsch
vorüberfliegende Phantasie

Präfix tief-

tiefsinniger Menschenhasser
wie wenn er tiefsinnig nachdächte

Präfix uner-

in der unermeßlichen (*) Ferne
die ganze Unermeßlichkeit (*)
mancher unermeßliche (*) Geist einen unermeßlichen Spielraum

Präfix unbe-

unbelauscht

Präfix unver-

mit eiserner Faust unverrückt (*) vor

Präfix nicht- (nichts-)

das Nichtsein
die Nichtsnutzigkeit
mit ihren nichtssagenden Physionomien

Präfix hoch-

die hochwallende Brust
Hochwürdiger
die hochnotpeinliche Halsgerichtsordnung
(er schaute hoch droben in die Blitze hinein)

Beliebte und charakteristische Goethewörter

Unmaßgeblich: dieses unmaßgeblichen (*) Vorschlags

Unwerth: seines Werthes oder Unwerthes (*)

Ohngefähr: Anfang, der ohngefähr so lautete

der ohngefähr durch die folgenden Töne

das Nichts: er schaute blaß und ruhig in das leere Nichts

und gehe dir trotzig entgegen: Gott oder Nichts

Schellenkleid, das das Nichts umgehängt hat

es ist alles Nichts

es ist aber das eigentliche Nichts

das Nichts im Widerhall

vermenschlicht: Was den poetischen [Teufel] anbetrifft, so ist es gewiß sehr schade, daß man ihn jetzt so äußerst vernachlässigt und, statt eines absolut bösen Prinzips, lieber die tugendhaften Bösewichter in Ifland- und Kotzebuescher Manier vorzieht, in denen der Teufel vermenschlicht und der Mensch verteufelt erscheint.

Brief an Charlotte von Stein vom 28. Junius 1807: Der Verfasser hat,

auf eben diese Weise, die Wölfe, nicht weniger Ameisen und Bienen vermenschlicht ...

Behagen, Behaglichkeit:
nimmer behagen will
durch behagliches Hineinessen
behaglich da lag

ca 1804
>Die Reisenden< ³⁴

Präfix halb-

halb genießen
(schie) halb singend
(zog) halb gewaltsam
halb lachend
halb eingeschlummert

Präfix über-

mit überhöflichem Tone
nicht übertrieben poetisch
überschnappte
übermäßige Ausdehnung
zu uns überzugehen
übertäuben
überglücklichen

Präfix tief-

tief empfundener

Präfix voll-

vollgesackt

Präfix all-, aller-

dem allerfinstersten Blicke

Präfix unbe-

unbefangene Zuhörer
unbehülflich

Präfix uner-

seine unermeßlichen Säle

Präfix unver-

unverständiger Mann
unvergleichlichen Stupidität
das unvermutete Glück

Präfix hoch-

hochfahrenden Stolz
hochgetriebenen Instinkt
hoch erhabne
hochgefeierte

³⁴ Veröffentlicht in L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<.

hochaufgewirbelten
hochauffrisierten

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben (achtmal)
ein Alles und Nichts
unbehülflich; Gehülfe; Hülfe;
gegründete (begründete) Ansprüche
die Augen waren geschwollen (geschwollen)
der Arzt war nachdenkend (nachdenklich)
als wenn er hier zu (zum) Hause gehöre
unsinnig (wahnsinnig)
Gespensterkatzbalgereien (in WA 41.72: Gespenstergespinnste und in
poetischen Werken: Geistermeisterstück, Katzenbuckelgebärde)
in den beschränkten (umzäunten) Blumengarten
eif (elf) Uhr
auf ihrem Schoße eingesungen (anstatt: in den Schlaf gesungen)
bei allem dem
hierher (hierher)
Grille (Laune)

1823

>Diana von Montesclaros<

Präfix halb-³⁵

halb verfallnen Schlosses
halb lächelnd (*)
halb errötend
halb zurückgepreßter Seufzer
halb noch zögernd
halb willig
halb zögernd
halb unentschlossen
halb ungern
halb erhaltenen Zusage
halb willkommen
halb versteckt
des halb gegebenen Versprechens
halb entschlossen
halboffene Tür

Präfix über-

baldige Überkunft
überhangenden raschelnden Zweigen

³⁵ Hierbei finden wir die Eigentümlichkeit, daß die Präfixe fast ausnahmslos auseinandergeschrieben sind. Es könnte sich um eine Eigenmächtigkeit des Schreibers, dem Goethe das Werk diktierte, handeln.

von einem überhängenden Baume
überdachte
Erscheinungen an sich vorübergeführt
hohem überhängendem Gebüsch
in den übertriebensten Ausdrücken
seine Gefühle ... jetzt überströmten
übereilt euch nicht
Überglücklicher
französische Herre überschwemmt
in meinen Adern überströmte
auf sich übergegangen
alles überstrahlen
von holder Röte übergossen
übermannt
im überströmenden Gefühle
Deiner sanften Überredungsgabe
Übermenschliches ja nicht fordern (*)
übersät
die Blicke der Überseligen (*)

Präfix tief-

den tieflastenden Kummer
tief ergriffen
tiefgrünen Büschen
tief bekümmert

Präfix unauf-

unaufschieblich (herannahen)
diese unauflöslich (*) scheinende Bande

Präfix unaus-

unauslöschlich (*)
in unauslöschlichem Glanze

Präfix unbe-

meine Furcht war unbegründet
von den unbewölkten Blicken
unbewegte Brust (*)
unbesucht
unbewölkter Himmel

Präfix uner-

zur unerläßlichen (*) Pflicht
aus der unerreichten (*) Ferne
manche Frage unerläutert bleibt
eine unermeßliche (*) Aussicht
meinen unerläßlichen (*) Bedingungen
die unermüdete (*) Leonore
unermüdet
unermüdliche (*) Sorgfalt

Präfix hoch-

hochklopfenden Herzens
hocherglühend
hocherrötend
hochauflackernden Lampe

Beliebte und charakteristische Goethewörter

wirthlichere Gegenden (Madrids wirthlichere Gegenden)
Plane (anstatt Pläne)
meine Furcht war ungegründet
es thauet auf sie nieder die süßeste Beruhigung
in dem thauenden [weinenden] Auge der Geliebten
treulich
man kömmt
baldige Überkunft
halb willig, halb ungern
halb willig, halb zögernd
nicht zutrauensvolle [vertrauensvolle] Blicke
diese unauflöslich scheinende Bande
meine Furcht war ungegründet
nicht zutrauensvolle (im Sinne von: vertrauensvolle) Blicke

Indizien im >Peter Lebrecht< -
Analogismen und Stileigentümlichkeiten,
die Goethes Verfasserschaft belegen³⁶

Der Erstdruck des >Peter Lebrecht< erschien 1795 (1. Teil) und 1796 (2. Teil) anonym, ohne Angabe des Verfassers. Vermutlich war es ein Test, um herauszufinden, ob die Zeitgenossen den wahren Verfasser aus dem Text des Werkes „herauslesen“ könnten. Wohl nur versuchsweise gab sich Ludwig Tieck als Verfasser des >William Lovell< aus. Allein der Gedanke, dass Goethe einem Fremden - Ludwig Tieck – einige schöngeistige Werke „geschenkt“ haben könnte, lag den Zeitgenossen zu weit. Nur einer stand ganz dicht an der Wahrheit: August Wilhelm Schlegel. Er schrieb am 11. Dezember 1797 an Ludwig Tieck:

„ ... In dem >blonden Ekbert< fand ich [A. W. Schlegel] ganz die Erzählweise Goethes in seinem >Märchen<, im >Wilhelm Meister< usw. ... Man hätte mich mit einigen davon täuschen können, sie wären von Goethe. [...] Den >Lovell< lese ich mit großem Interesse, doch scheint mir von ihm bis zu einigen der >Volksmärchen< noch ein großer Schritt zu sein. Im >Berneck< und der >schönen Magelone< finde ich noch einige

³⁶ Seitenangaben nach Marianne Thalmann (Hrsg): >Ludwig Tieck<, Werke in 4 Bänden, Bd I.

Erinnerungen an die frühere Manier. Jener hat mich überhaupt am wenigsten befriedigt. In der >Magelone< wurde mir die Schwierigkeit sichtbar; schwärmerische Regungen der Liebe in einem alten Kostüm ohne moderne Einmischungen darzustellen. Doch sind die Lieder [gemeint sind: die Gedichte] allerliebste, auch einige Stellen der Erzählung, z. B. den Traum S[eite] 185, 186 könnte Goethe eben so geschrieben haben ...“

A. W. Schlegel erhielt im Mai 1801 die Bestätigung, dass ihn sein Gefühl über den wirklichen Verfasser nicht betrogen hatte. Siehe Brief vom 28. Mai 1801: A. W. Schlegel an Ludwig Tieck. Spätestens jetzt erfuhr er von seiner Geliebten, Sophie Tieck, die ganze Wahrheit über Ludwig Tieck, der ihr Ziehbruder war.

Seite 77: „... Ich (der Verfasser) heiße, wie Sie (der Leser) vielleicht schon werden gemerkt haben, Lebrecht; ich wohne auf einem kleinen Landhause, in einer ziemlich schönen Gegend. Ich schreibe diese Geschichte also nicht aus einem Gefängnisse, noch weniger den Tag vor meiner Hinrichtung, ob es Ihnen (der Leser ist gemeint) gleich vielleicht außerordentlich vielen Spaß machen würde. Ich (der Autor) bin nicht melancholisch, noch engbrüstig, ebensowenig bin ich verliebt [?], sondern meine gute junge Frau sitzt neben mir, und wir sprechen beständig ohne Enthusiasmus oder zärtliche Ausrufungen miteinander ...“

Analogon: die Bezeichnung „meine gute junge Frau“ bezieht sich eindeutig auf Goethes Liaison zu Christiane Vulpius. Für den zweiundzwanzigjährigen Ludwig Tieck wäre es selbstverständlich gewesen, daß seine „gute Frau“ auch noch „jung“ ist. Für den fünfzigjährigen Goethe war es keineswegs selbstverständlich, deswegen also: „meine gute junge Frau“!

Goethe wohnte von 1789 bis 1793 im sogenannten Jägerhaus vor den Stadtmauern Weimars, höchstwahrscheinlich wegen seiner Liebschaft mit dem Bürgermädchen Christiane. Deswegen lebte er mit dem Weimarer Adel in gesellschaftlichen Spannungen und deswegen könnte er auch vor die Tore Weimars „verwiesen“ worden sein.

Seite 78: typisch Goethesche Ausdrucksweise: „einen mäßigen Band“.

Analogon: >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<: „ein mäßiges Honorar“.

Seite 80: „... Meine Mutter sagte mir nämlich, daß sie und mein Vater nicht meine wahren, sondern nur meine Pflegeeltern wären, daß sie mir aber den Namen meines wirklichen Vaters, verschiedener Ursachen wegen, nicht nennen könnte; dieser wünsche indessen, daß ich mich dem geistlichen Stande widme, und wolle mich daher studieren lassen ...“

Analogon: Diese versteckte Offenbarung der Wahrheit liebte der Autographomane Goethe. Ich halte es geradezu für einen Tick Goethes,

irgendwo in einem Werk an ganz versteckter Stelle die Wahrheit über sich oder einen Mitmenschen niederzuschreiben.

Seite 83: „ ... „Ja“, rief ich in meinem Enthusiasmus aus - „die Menschen sind gut, wenn man ihnen nur mit Liebe entgegenkömmt, die Welt ist schön, wenn man nur zu leben versteht! - Ja, ich werde glücklich sein, mein Glück im Glücke meiner Brüder suchen. - O kommt an mein Herz, ihr Unglücklichen und Leidenden, hier findet ihr Trost und Hülfe; kommt an meine Brust, ihr Verfolgten und Verirrten, hier findet ihr keinen Haß und keine Unversöhnlichkeit! Die lauterste, reinste Menschenliebe springt für euch in diesem Herzen.“

... Wahrlich meine Phantasien haben mich (Goethe) mehr berauscht, als ihn (den Fuhrmann) der Branntwein, und in meiner (geistigen) Trunkenheit handle ich dreimal inkonsequenter als er.“ ...“

Analogon: Derartige Reflexionen hat auch nur ein alter Dichter und Enthusiast, nicht ein Jüngling von 22 Jahren!

Seite 91: „ ... Meine Frau hat mir über die Schulter gesehn, und mir jetzt eben lächelnd die Feder aus der Hand genommen; ich muß daher mit meiner Beschreibung aufhören ...“

Analogon: Goethe hatte eine Frau, bzw. eine Geliebte; Ludwig Tieck aber noch nicht!

Seite 98: typisch Goethesche Ausdrucksweise: „der offenbarste Unsinn“.

Seite 105: typisch Goethesche Ausdrucksweise: „überließ ich mich endlich einer dumpfen, trüben Gleichgültigkeit.“

Analogon: eins von Goethes Lieblingsworten ist „dumpf“.

Seite 111: „Ich bin schon so tief in der Schuld meiner Leser, daß ich dieser Abschweifung wegen gar nicht einmal um Verzeihung bitten mag.“

Analogon: eine typisch Goethesche Satire, siehe auch >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<.

Seite 112 (11. Kapitel: Rückerinnerungen): „ ... Dort stand die Windmühle vor mir, auf der ich so oft mit den Kindern des Müllers gespielt hatte, ich sahe durch die dichten Gebüsch den Fluß (den Main) im Schein der Sonne flimmern, der mir tausendmal zum Baden gedient. - Ich stand lange und sann in dieser Heimat meiner Jugend, meinem bisherigen Leben nach: so wenige Jahre auch verflossen waren, so wenig Abenteuer ich auch erfahren hatte, so war mein Sinn doch durch ein Leiden geprüft, das mein Herz zerrissen hatte (Liebestragödie mit Urania); ich hatte doch unterdeß' viele Resultate über mein Herz gesammelt, und den Schlüssel zu meinem innersten Selbst gefunden: manches, was mir sonst an mir groß und

ehrwürdig erschienen war, kam mir nun wie Dunst und nichtiger Nebeldampf vor ... Sei mir begrüßt, du holde Zeit! Schon die Erinnerung jener goldenen Frühlingstage, wenn sie durch unsere Seele zieht, macht uns froher und besser ...“

Analogon: Am Untermainkai, in der Nähe des Loen'schen Gartenhauses, stand in Goethes Jugendzeit eine Windmühle. Ein zweiundzwanzigjähriger (junger) Mann, wie Ludwig Tieck, der seinen ersten Frühling der Liebe noch gar nicht erlebt hat, kann soetwas schwerlich denken und daher auch nicht schreiben. Goethe dachte an die goldenen Frühlingstage des Jahres 1772, als er Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon, Tiecks Mutter, umschwärmte und ihre Gegenliebe gewinnen konnte.

Seite 121: „ ... *O armseliges Menschengeschlecht! (gemeint sind die Mönche) dachte, oder sagte ich meinem Innern: auserlesen, um die Liebe zum Leben wie eine Sünde zu betrachten. Ihr Elenden, die ihr hier lebendig eingegraben seid, auf immer von der Natur und allen ihren Freuden verstoßen! Losgerissen von allen Menschen, ist euch die Tätigkeit, das Wirken unmöglich, Gesänge sind eure Tugend, eine versäumte Hora euer Laster; wenn ihr euer eingesunkenes Auge in trübem Grübeln auf ein welkes Blatt heftet, so bildet ihr euch ein, mehr getan zu haben, als ein Mann, der im Getümmel der Welt mit himmlischer Menschenfreundlichkeit seine sinkenden Brüder unterstützt. - Was ist bei euch Tugend? - Die Regeln eures Ordens. - Das geadelte Leben des Menschen ist die Ausbildung seiner Vernunft und seiner Gefühle, euch ist beides unnütz und unmöglich. Jedermann strebt aus dem dumpfen Schlaf zu erwachen, der ihn an die Tierheit fesselt, und euer Dasein ist ein einziges Bestreben, immer tiefer und tiefer in diesen Todesschlaf zu versinken ...“*

Kommentar: Dies dokumentiert eindeutig Goethes weltoffene Lebensphilosophie.

Seite 123: „ ... *In Italien hatte ich mancherlei Abenteuer, die aber zu weitläufig sind, als daß ich sie hier erzählen könnte. Von den Antiken habe ich viel gelitten; ich ließ mir zum Unglücke einfallen, ein Kunstkenner zu werden, und da bin ich um vieles Geld betrogen worden. Eine Menge ganz moderne Antiken stehn noch immer in meinem Studierzimmer und predigen mir unaufhörlich die Wahrheit: „Was deines Amtes nicht ist, da laß' deinen Fürwitz!“ - Indessen, was hätte ich auch Großes damit anfangen können, wenn alle die Onyxen und Carniole, die ich besitze, nun auch wirklich unter August(us) oder Tiber(ius) geschnitten wären? Sie kommen mir jedesmal, wenn ich sie betrachte, recht niedlich vor, und so habe ich ihnen denn den Fehler, für den sie gar nicht können, vergeben: daß nämlich das Altertum nicht an ihnen klebt. - Doch betrachte ich einen schöngeschnittenen Käfer immer mit einer vorzüglichen Ehrfurcht, weil ich von diesem glaube, daß er echt ist: er hat vielleicht vor zweitausend Jahren einmal an einer ägyptischen Kinderklapper seine Rolle gespielt ...“*

Analogon: Goethe war von 1786 bis 1788 in Italien. Er brachte eine Menge Statuen und sonstige (angeblich) antike „Kunstwerke“ mit. Sie stehen noch heute in seinem Haus am Frauenplan in Weimar. Ludwig Tieck hatte andere „Probleme“ als Goethe, als er sich fast zwanzig Jahre später in Italien aufhielt. Tieck besaß keinerlei Einkünfte, er ließ sich von seiner Halbschwester Sophie finanziell aushalten.

Seite 125: „ ... *Die Ursache dieser Unterbrechung war ein allerliebstes Bauermädchen, das sich auf die anmutigste Art von der Welt im Schatten des Baums gelagert hatte und dort unbefangen und sorglos schlief. Ihr blondes Haar hatte sich aufgelöst und wiegte sich im Grase, ihre weiße Brust hob sich ruhig, ihr Arm hing noch halb an einem Körbchen, das mit Früchten angefüllt neben ihr stand.*

Ich blieb stehen und konnte von dem reizenden Schauspieler mein Auge gar nicht wieder wegwenden ... „Welch schönes Gesicht!“, sagte ich leise, „welche frischen Lippen! Welche Unschuld auf den Wangen! - Wenn in diesem Körper eine unbefangene Seele wohnt, ein gerader und richtiger Verstand, was könnte sich dann ein ehrlicher Mann wohl mehr an der Gefährtin seines Lebens wünschen? - Vielleicht Sprachen? - Damit sie sich in keiner natürlich ausdrücken könnte. - Musik? - Ein einfaches Mädchen hat gewöhnlich einen Instinkt zum Singen, wie die Vögel im Walde, und ihre Gespenstergeschichten und naiven Schäferlieder haben mehr Sinn, als die langweiligen und gedrechselten Arien und Rondos, mit denen die Ohren in den Konzerten und Schauspielen so oft geplagt werden: triviale Allgemeinplätze in Poesie und Musik. - Feine Welt? - Ich liebe die ungekünstelte ungeschminkte Natur mehr. - Stand? (gemeint ist: ein Mädchen von Adel) - Ach guter Peter Lebrecht, von diesem Vorurteile hast du dich ja schon lange losgemacht.

Nun denn also, Freund, was hindert dich, so glücklich zu werden, als es ein Menschenkind auf dieser Welt nur werden kann? - Fühlst du nicht schon einen geheimen Zug, der dich an dieses Mädchen fesselt? - Lege, wenn sie erwacht, ihre Hand in die deinige, und lade in dieser schönen Gegend ein stilles, häusliches Glück bei dir zu Gast! - Vergiß die ganz leere geräuschvolle Welt und lebe dir, der Liebe und der Menschenfreundlichkeit in einer gefühlvollen, lebendigen Einsamkeit!“

Analogismen: Hier hat Goethe seine persönliche Gründe und Überlegungen niedergeschrieben, warum er das Bürgermädchen Christiane einem adeligen Fräulein vorzog. Ich kann mich aber des Gefühls nicht erwehren, daß eine große Portion Goethesche „Zweckphilosophie“ darunter gemischt ist, wenn er „der Liebe und der Menschenfreundlichkeit in einer gefühlvollen, lebendigen Einsamkeit“ leben will: denn Goethe war beim Weimarer Adel, wegen seiner Liaison mit einer Bürgerin, in gesellschaftliche „Ungnade“ gefallen.

Seite 128: „ ... *Wohl ihm, wenn auf den Wink der Liebe sich die*

glänzenden Fittige aus ihm entwickeln, neue Sinne auf tun und ihm neue Freuden brüderlich entgegenkommen; in der Liebe der Geliebten findet er sich verjüngt ...“

Analogon: Nur ein fünfzigjähriger Liebhaber, wie Wolfgang Goethe, kann sich „in der Liebe der Geliebten“ verjüngt fühlen, ein zweiundzwanzigjähriger Liebhaber hat dieses Gefühl jedoch nicht.

Seite 132: „ ... Keiner wird hoffentlich den moralischen Endzweck meiner Erzählung verfehlen; es ist nämlich kein anderer, als daß sich ja niemand soll trauen lassen, ohne vorher den Taufschein seiner (zukünftigen) Frau zu sehen. - Denn wie viel Unglück hätte daraus entstehen können, wenn ich meine leibliche Schwester geheiratet hätte?“

Kommentar: Eine versteckte Satire Goethes auf die doppelbödige Moral seiner Zeit. Unzählige Kinder von Adelligen beiderlei Geschlechts wurden bürgerlichen Pflegeeltern untergeschoben, die Taufscheine daher gefälscht. Es gab viele Familien, wo Bruder und Schwester gar keine Blutsverwandte, keine leibliche Geschwister, sondern nur Ziegeschwister waren. So auch im Falle unseres Goethesohns - Ludwig Tieck. Er war nicht blutsverwandt mit Sophie Tieck.

Seite 152: „ ... denn wem ist es unter den Deutschen gegeben, so wie Goethe zu schreiben? ...“

Kommentar: Dies ist weniger ein Eigenlob Goethes. Ein Autor, der ein Werk unter einem Pseudonym oder völlig anonym, ohne Verfasserangabe, veröffentlichen läßt, ist in Versuchung, seinen Namen versteckt in diesem Werk anzubringen. Dies tat Goethe im >Peter Lebrecht< und auch in den >Nachtwachen<, wo er sogar über sich selbst satirische Bemerkungen machte.

Seite 152 und folgende Seiten: Die Erzählung über die „unruhigen Tage“.

Kommentar: Dies kann nur ein tief sinniger und alter Denker, wie Wolfgang Goethe, geschrieben haben. Einem jungen Mann, wie Ludwig Tieck, sind solche Beobachtungen und Erkenntnisse einfach noch nicht gegeben.

Seite 171: „ ... Ich übergehe die Geschichte meiner Liebe, des schönsten Frühlings meines Lebens. Im Herbst macht die Erinnerung des holdseligen Mai's nur trübe Augenblicke ...“

Kommentar: Der „schönste Frühling“ in Goethes Leben war der des Jahres 1772. Aus den Reflexionen des Autors geht hervor, daß er bereits ein älterer Mann ist. Indiz: „Im Herbst (gemeint ist: im Herbst des Lebens) macht die Erinnerung des holdseligen Mai's (gemeint ist: die Erinnerung an den Lebensmai) nur trübe Augenblicke“.

Seite 185: „ ... *Ein Lumpensammler betäubte mich mit seiner Pfeife so (sehr), daß ich beinahe aus dem Sattel in die Obstkörbe einiger Bäuerinnen fiel ...* “

Analogon: Goethes starke Abneigung vor dem Rauchen ist bekannt.

Seite 186: (ein Brief an Peter Lebrecht, alias Wolfgang Goethe)

„ ... *Es wird demselben (Peter Lebrecht, alias W. Goethe) bekannt sein, daß Ihre Lebensbeschreibung in Wien verboten ist, und da ich eigentlich nur die verbotenen Bücher lese, so war es gleich mein erstes Geschäft, mir den ersten Teil des >Peter Lebrecht<, zugleich mit den >grauen Brüdern< und andern vortrefflichen Werken, kommen zu lassen. Ich ersah aus Dero Geschichte, daß Dieselben eigentlich ein Edelmann sind, ich war daher lange ungewiß, wie ich Sie anreden und titulieren sollte, doch, da Sie den Adel wieder abgelegt haben, und durch Ihre Mesalliance zeigen, daß Sie ihn fast nicht achten, so habe ich endlich doch nach vielem Bedenken die bürgerliche Anrede gewählt, wodurch ich aber Dieselben auf keine Weise habe beleidigen wollen ...* “

Analogismen: Die Gleichheiten zu Goethes Leben sind wiederum verblüffend eindeutig und klar: Goethes „Lebensbeschreibung“, d. h. sein Briefroman >Werther< und andere Werke, z. B. der >William Lovell<, waren in Wien von der Zensur verboten. Durch seine Mesalliance mit Christiane Vulpius bewies er, daß er keinen Wert auf sein Adelsdiplom legte, das Herzog Carl August einst beim Kaiser in Wien für den Busenfreund gekauft hatte. Der Weimarer Adel war deshalb über Goethe zutiefst brüskiert. Weil Wolfgang „von“ Goethe seinen sogenannten „höheren Stand“ offensichtlich „fast nicht“ achtete, darum habe ich auch bewußt das Adelsattribut „von“ bei seinem Namen weggelassen.

Seite 187: „ ... *Ja, es ist mit mir so weit gekommen, daß mich das eigentliche Ernsthafte oft am lächerlichsten dünkt, und daß ich in manchen Stunden unter der komischen und betrübten Darstellung keinen Unterschied zu machen vermöchte ...* “

Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<.

Seite 188: „ ... *meine Frau ist z. B. schwanger, ich erwarte in einigen Wochen ihre Entbindung ...* “

Analogon: Goethes Geliebte, Christiane Vulpius, war in den neunziger Jahren mehrmals schwanger, offensichtlich auch im Zeitraum der Niederschrift des >Peter Lebrecht<.

Der dritte Teil des >Peter Lebrecht< ist angeblich nicht gedruckt worden. Vielleicht wurde er doch gedruckt, und später dann, gelinde gesagt, „unterdrückt“, weil er zu viele und zu offensichtliche Analogiebeweise für den wirklichen Verfasser, Wolfgang Goethe, enthielt? Es würde zumindest der Mühe wert sein, darüber Nachforschungen anzustellen.

Interessante Auszüge aus dem >Peter Lebrecht<

Zehntes Kapitel

Eine Vorlesung

Der Amtmann Sintmal hatte jetzt gerade Zeit, und er blieb daher einige Tage bei mir. - Der Unbekannte war bei unserm Frühstücke gegenwärtig, wir hatten ihn vorher im Garten schreiben sehn, und er bat jetzt um die Erlaubnis, uns das Geschriebene vorlesen zu dürfen. Er las hierauf folgendes Gedicht:

*Wo seid ihr hin, ihr schönen Ideale,
Ihr goldnen Spiele meiner Jugend Lust?
Sie ist geleert, die süße Nektarschale
Der Phantasie! und kalt ist meine Brust!*

*Ich tapp umher, und kann es nicht erlangen,
Was ich besaß - es schwebt mir wie im Traum: -
Ich irre, dumpf - von öder Nacht umfange -
Und meine Freunde kennen mich noch kaum. -*

*Wer war ich einst? Wer bin ich jetzt? O Schande!
War ich's, der mein Gefühl im Dichter las?
Er spricht mir jetzt von einem fremden Lande -
O wehe, daß ich Mensch zu sein, vergaß! -*

*Ach! führe mich zu deiner Himmelsquelle,
Du, vormals meine Göttin, Phantasie,
Zu jener heitern, schönen Ruhestelle,
Die meine frohe Jugend mir verlieh.*

*Und mächtig greif in die verstummtten Saiten,
Die einst Natur in meinen Busen zog -
Und schließe wieder auf die Göttlichkeiten
In meiner Brust, um die ich mich betrog. -*

*Vergebens! ach! sie höret nicht den Armen,
Der einmal nur ihr Feenreich verließ:
Nie wieder wird an ihrer Sonn erwarmen,
Wer sich von ihr in kalte Nacht verstieß. -*

*Es ist dahin! - Nun, Himmel! nun so türme
Mir Leid und Trübsal auf, die Herzen regt,
Und jage mich durch Ungewitterstürme,*

Daß mein Gemüt nur endlich Wellen schlägt!

Ich fand die Arbeit sehr gut, und weil mir das gestrige Gespräch über den Fremden noch im Kopfe lag, übertrieb ich manches.

Sintmal stimmte mir im ganzen bei, nur mag er gern die Sachen so lange beschneiden und beschränken, aus Furcht zu viel zu sagen, daß er manchmal am Ende gar nichts sagt. - Mein Schwiegervater hatte gegen das Gedicht vieles einzuwenden.

„Es ist alles recht hübsch gesagt“, fing er an, „aber es sind am Ende doch mehr gereimte Worte, als ein eigentliches Gedicht.“

Ich: Aber warum wollen Sie es kein Gedicht nennen?

Martin: Ich kann es selbst nicht so eigentlich sagen, allein es ist mir ein gewisses gesuchtes Wesen, eine erzwungene Pracht darin. Die Empfindung ist vielleicht natürlich und ungesucht, allein die Ausdrücke sind so weit hergeholt. Ich kann es überhaupt gar nicht leiden, wenn man die Poesie immer nur für eine übersetzte, affektierte Prosa hält, sie müßte so natürlich sein, daß man meinte, es könnte und müßte gar nicht anders geschrieben werden. Aber da sitzt mein Sohn und zerbeißt sich oft die Finger, und statt lieber nicht zu schreiben, quält er sich so lange, bis er endlich ein Gedicht hervorgebracht hat, das denn doch wirklich in Versen abgesetzt ist.

Sintmal: Aber die Natur macht es doch nicht allein aus, es muß denn doch auch Kunst darin stecken.

Martin: Die Kunst kömmt mir immer gerade so vor, wie die Gedichte, die ich in einem ganz alten Buche in der Form von Weingläsern oder Holzäxten gesehn habe; es reimte sich alles auf eine wunderbare Weise, und die Worte brachten ordentlich die Figur heraus, aber es kam mir doch mehr albern, als kunstmäßig vor.

Sintmal: Man kann auch vielleicht die Natürlichkeit zu sehr lieben.

Martin: Das kann ich unmöglich glauben.

Sintmal: Und die Kunst muß am Ende von der Natur abweichen, um Kunst zu sein.

Martin: Es ist möglich, und dann bin ich kein Kunstfreund.

Ich: Ebensowenig ein Kritiker.

Martin: Ei bewahre, nur ein simpler Mensch, der gern etwas Gutes lieset.

Ich: Aber eben den Begriff des Guten - wir drehen uns da in einem Zirkel.

Martin: Wir wollen lieber spazierengehn.

Wir durchstrichen hierauf den Garten und die schönen benachbarten Wiesen.

Eilftes Kapitel

Eine Gespenstergeschichte

Das Abendessen war schon vorüber, als wir noch beisammen saßen, und uns über mancherlei Dinge unterredeten. Es war wieder Regenwetter

eingefallen, und schwarze Wolken zogen über die Berge hinweg, der Wind winselte um die Ecke des Dorfes, kurz, es war eine schaurige Zeit, in der man sich gern in einem Winkel des Zimmers zusammenkrümmt, und entweder den Flug der Wolken betrachtet, oder liest, oder sich wunderbare Geschichten erzählt.

Ohne daß wir es bemerkten, wandte sich das Gespräch auf die Existenz der Geister; Sintmal und Martin schüttelten über den Gegenstand des Gesprächs die Köpfe. Mein Schwiegervater erzieht nämlich noch immer an meiner Frau, er sieht es daher ungern, wenn in ihrer Gegenwart von solchen Sachen gesprochen wird, weil er meint, es könnten ihr dadurch seltsame Vorurteile beigebracht werden, und weil er sich noch überdies bei Erzählungen von Gespenstergeschichten fürchtet, so sind sie ihm im höchsten Grade zuwider. Sintmal mag sie im Grunde sehr gerne anhören, aber wenn nach seiner Meinung vernünftige Leute zugegen sind, schämt er sich dieses Vergnügens. Als ich daher an diesem Gespräche lebhaften Anteil nahm, saßen beide, wie gesagt, mit dem Kopfe schüttelnd, da, und betrachteten mich mit einiger Verachtung von der Seite.

Der Fremde riß das Gespräch an sich, und da er durch meine Reden schon dreister geworden war, behauptete er, ohne Zurückhaltung, er sei vom Dasein der Geister überzeugt, und er habe das vollkommenste Recht zu dieser Überzeugung. Unsre Aufmerksamkeit ward gespannt, und er fing folgendergestalt an: „Als ich auf meiner Flucht mich an einem Abende einem Dorfe näherte, sah ich in einiger Entfernung einen alten Mann auf mich zukommen. Es dämmerte, und ich muß gestehn, daß mich diese seltsame Gestalt schon in der Entfernung erschreckte. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß ihm ein großer grauer Bart über die Brust hinabfloß, der ihm ein äußerst ehrwürdiges Ansehn gab. Er fuhr mit den Händen in der Luft herum, und machte seltsame Gebärden, woraus ich schloß, daß er wahnsinnig sein müßte. Ich kam ihm ganz nahe, und, um meine Furcht zu verbergen, fragte ich ihn nach dem Wege. - „Ich habe keinen Weg“, antwortete er. - „Keinen Weg?“, fragte ich erstaunt. - „Niemand kennt seinen Weg; es ist Einbildung, daß wir vorwärts gehn.“ - „Einbildung?“ - „Nichts weiter.“ - „Wer bist du? Wie heißest du?“ - „Ich habe keinen Namen.“ - „Keinen Namen?“ - „Wozu? Ich glaube, ich bin ein Mensch, und daran ist es mir genug.“ - „Du erschreckst mich.“ - Der Alte lachte laut auf, und pffiff dann eine bekannte Melodie. - „Entsetzlicher!“, rief ich aus. - „Narr!“, antwortete jener. - „Wo kommst du her?“ - „Ich weiß es nicht.“ - „Wohin gehst du?“ - „Das kümmert mich nicht.“ - Ich wollte fortgehn. - „Halt!“ rief er mir zu; „in dieser Nacht wirst du etwas Großes erfahren.“ - „Etwas Großes?“, fragte ich. - „Frage nicht“, antwortete er, „sondern sieh und denke.“ - „Wozu denken?“ - „Um nicht zu verzweifeln.“ - „Verzweifeln?“ - „Weil du ein Sterblicher bist.“ - Nach diesem seltsamen Gespräche trennten wir uns, das ich gern noch länger fortgesetzt hätte, um mehr von ihm zu erfahren.

Ich kam im Dorfe an: es war schon gegen Mitternacht. Man führte

mich in ein schlechtes abgelegenes Zimmer, und ich fürchtete mich in der Einsamkeit. Ein feuchter Wind zog durch die Gebüschle und winselte um die Ecke des Hauses; ich konnte unmöglich schlafen, sondern öffnete das Fenster, und sah nach den Sternen und den ungeheuern Wolken, die durch den Himmel zogen. -

Auf einmal erblickte ich im nahe liegenden Walde etwas Weißes, das ich, trotz aller Anstrengung, nicht genauer unterscheiden konnte. Der Schimmer schwebte näher, und immer näher, es war wie ein Wolkenstreif; jetzt nahm er eine Gestalt an, wie die Bildung eines Menschen, und seine Bewegung ward immer schneller. Ein kaltes Entsetzen ergriff mich, und nun war mir die Gestalt so nahe, daß ich Adelaiden erkannte. Wie mit einer eiskalten Hand berührte es mein Gesicht, und seufzte in bangen, gebrochenen Tönen: „Ich bin gestorben, folge mir bald nach.“ -

Ich stürzte zusammen, und erwachte nur erst spät am Morgen von meiner Betäubung. Daher bin ich überzeugt, daß sie tot ist, und es bleibt mir nun nichts weiter übrig, als auch zu sterben. Der Himmel möge mich bald diesem elenden, irdischen Getümmel entrücken!“

Als er mit diesem Stoßgebete seine wunderbare Geschichte beschlossen hatte, stand er auf, und ging mit einer feierlichen und langsamen Bewegung auf sein Zimmer, indes wir ihm alle, ohne ein Wort zu sprechen, nachsahen.

Zwölftes Kapitel

Kritik des vorigen Kapitels

Es geschieht zuweilen, daß verschiedene Personen dasselbe tun, aber aus ganz verschiedenen Bewegungsgründen. Ich war still und nachdenkend, weil ich nun fand, daß man in der Geschichte des unbekanntem Unglücklichen gar nichts einmal hinzuerfinden oder -lügen dürfe, um sie äußerst interessant zu machen. Es war alles so vortrefflich zugeschnitten, daß dem Leser fast gar nichts mehr zu wünschen übrigblieb: ich fand es überdies äußerst wahrscheinlich, daß, wenn der seltsame Fremde nur noch einige Zeit fortlebte, er ohne Zweifel noch mehrere Erscheinungen, so wie andre Unglücksfälle, erleben würde, denn er stand jetzt erst in der unentwickelten Mitte seiner Geschichte, sein Einkehren bei mir mußte etwa den zweiten Teil beschließen, dann mußte er ein Stück weiterleben, und sein Biograph mußte dann zur Fortsetzung nach einer neuen Feder greifen.

Hannchen war stumm, weil sie nicht wußte, was sie aus der Erzählung machen sollte. Sie überlegte den Zusammenhang der Geschichte, und dachte über den, der sie erzählt hatte, und sobald sie über etwas in Zweifel ist, ist es ihr unmöglich zu sprechen. Viele Leute sprechen in diesem Zustande am liebsten, weil sie dann eine recht dauerhafte Materie des Gespräches haben.

Sintmal hatte eben bei sich ausgemacht, daß man die ganze Erzählung des Fremden sehr gut psychologisch erklären könne, ohne auch nur einen einzigen Umstand abzuleugnen: er glaubte, daß es eine recht interessante

Abhandlung für die Erfahrungsseelenkunde werden könnte, wenn man sich die Mühe geben wollte, alles recht umständlich auseinanderzusetzen. Der Unglückliche sei auf der Reise voll von trüben Vorstellungen gewesen, ein Wahnsinniger sei ihm begegnet, und habe alles das wirklich zu ihm gesprochen, was er erzählt habe, dies habe ihn noch mehr erhitzt, die Vorstellung, seine Geliebte sei gestorben, sei nun bei ihm recht lebendig geworden, und so habe sich auf die natürlichste Art jene wunderbare Erscheinung erzeugt.

„Ach was!“, rief mein Schwiegervater aus; „wer wird sich hier noch mit einer vernünftigen Erklärung abquälen wollen: gewisse alberne Dinge sollte man niemals vernünftig anzusehen suchen, denn je mehr man sich diese Mühe gibt, je dummer werden sie. Weit kürzer ist es, daß ich alles für eine abgeschmackte Lüge halte, für ein schlechterfundenes Märchen, wie es schon in tausend und tausend schlechten Büchern steht. Dieser Mensch ist ein Kerl, der gern alles erlebt haben will, und weil das in dem Alter nicht möglich ist, so will er sich mit seiner Phantasie nachhelfen, so gut er kann, und weil ihm auch davon Gott nicht viel hat zukommen lassen, so versteht er es nicht einmal, seine Erfindungen wahrscheinlich zu machen. Weil wir ihn so geduldig anhören, wird er mit jedem Tage unverschämter werden, er wird unserm Verstande immer mehr bieten, weil der es sich bieten läßt; er hat das Sprichwort im Kopfe, auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“

Sintmal: Sollte ein Mensch so unverschämt sein können?

Martin: Nichts natürlicher, denn wir sind es zu wenig: je blöder man mit Menschen von dem Schlage umgeht, je dreister werden sie selbst. Er wird uns nächstens erzählen, daß er Geister beschwören könne, und ich wette, daß wir alle wieder ganz still sitzen, und tun, als wenn wir es glauben; besonders hat mein Schwiegersohn immer einen verdammtten Respekt vor solchen Windbeuteln; über Bücher, die so geschrieben sind, lacht er, und wenn ihm nun gar ein Mensch aus einem solchen abgeschmackten Buche in den Weg kömmt, so hält er ihn ordentlich für was Rechts.

Ich: Es ist sehr wahr, daß ich oft jemand zu sehr achte, bloß, um nicht in die Gefahr zu geraten, ihm Unrecht zu tun.

Martin: Aber das andere ist ja noch schlimmer, es ist gerade, wie viele Leute ihre Kinder erziehn.

Ich: Aber was soll ich tun?

Martin: Solchen Leuten zu verstehen geben, daß man sie nicht leiden kann, oder es ihnen geradezu ins Gesicht sagen. - Wenigstens ich muß meinem Ärger Platz machen, wenn er noch einmal mit solcher Geschichte angezogen kömmt; ich werde ihm dann sagen, daß wir das alles schon irgendwo gelesen haben.

Sintmal: Es scheint mir auch am Ende so ein Bücherwurm zu sein, der aus schlechten Romanen seine Nahrung zieht, und daraus seinen Charakter destilliert.

Martin: Ganz recht; nichts weiter ist er. Das ganze Gespräch mit dem Alten ist ja, als wenn es aus dem einen konfusen ägyptischen Buche abgeschrieben wäre; - ich kann mich nicht auf den Namen besinnen. -

Sintmal: Welches meinen Sie?

Martin: Wir fingen es einmal an zu lesen, weil uns der Prediger drüben gesagt hatte, es kämen so viele geheime und bedeutende Winke darin vor. - Je, es ist so ein gewisser wunderlicher Heiliger darin: - mich dünkt, es heißt, die Obeliskten.

Sintmal: Ach, Sie meinen die Pyramiden.

Martin: Nun, Obeliskten oder Pyramiden, ich habe nicht weit darin lesen können. - Da kommen viele solche interessante Gespräche vor, wo einer dem andern immer das Wort aus dem Munde nimmt, und man am Ende nicht weiß, was beide wollen. Solche Dialoge füllen die Seiten in den Büchern recht hübsch, und es liest sich wenigstens rasch weg.

Sintmal: Es ist eine gewisse neue Art zu sprechen, die man jetzt in vielen Büchern findet. Sie heißen's den kurzen, lebhaften Dialog. -

Es war indes schon spät geworden, und jedermann ging schlafen.

Dreizehntes Kapitel

Bekenntnisse

Nachdem einige Tage verflossen waren, reiste mein Freund Sintmal wieder fort, weil ihn seine Geschäfte abriefen. Unser Abschied ist immer so zärtlich, als wenn wir uns in sehr langer Zeit nicht wiedersehen würden: er saß wieder auf seinem geliebten Pferde, und trat die Rückreise mit vieler Zufriedenheit an.

Bald darauf kam der Unbekannte auf mein Zimmer und bat mich um eine Stunde Gehör, weil er mir allein etwas zu eröffnen habe. Ich war auf seinen Vortrag begierig, und er fing auf folgende Art an:

„Sie haben doch ohne Zweifel die Confessions des Jean Jaques [Rousseau] gelesen?“

„O ja.“

„Und was sagen Sie dazu?“

„Das Kürzeste, was ich sagen könnte, wäre, daß ich nicht recht weiß, was ich dazu sagen soll.“

„Sie werden doch aber nicht zu jenen Elenden gehören, die nach diesen Bekenntnissen jenen großen Mann für einen Verworfenen halten? - Ich darf Ihnen also wohl gestehn, daß tausend unbeschreibliche Empfindungen, tausend qualvolle Erinnerungen und unwiderstehliche Ahndungen, ja das ganze Heer jener unbegreiflichen und unsichtbaren Wesen, die so oft unsre Handlungen gegen unsern Willen lenken, mich bewogen, Ihnen nicht meine Geschichte zu entdecken, sondern Sie mit einigen kleinen Erfindungen zu hintergehn.“

O Schwiegervater! Schwiegervater! seufzte ich aus tiefer Seele, und wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen.

„Aber“, fuhr jener fort, „ich schäme mich jetzt selbst jener

Kleinmütigkeit, und daß ich zu einem edlen Manne so wenig Zutrauen fassen konnte. Ich will mich daher selbst bestrafen, und Ihnen jetzt weitläufig meine wahre Geschichte erzählen. Wenn Sie unbillig sind, werden Sie mich vielleicht nach meinen Geständnissen noch mehr verachten, als Sie es jetzt schon tun; aber ich will es darauf wagen. - Ich komme von der Stadt - -“

„Halt!“, rief ich aus: „Ihre Geschichte, die Sie mir jetzt erzählen wollen, sei nun wahr, oder falsch, so mag ich sie nicht hören. Ich könnte Ihnen, wie Sie sagen, Unrecht tun, und darum verschonen Sie mich lieber damit.“

Ich drehte mich unwillig um; der Unbekannte machte noch einige Einwendungen, da er aber sah, daß sie nichts fruchteten, verließ er endlich mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer.

„Bin ich nicht ein großer Mann!“, rief ich aus, und ging in der Stube auf und ab. – „Kann ich mich denn nicht von jener Sucht losmachen, alles immer anders finden zu wollen, als die übrigen Menschen? Muß ich immer bei den simplen Leuten in die Schule gehn, und so teures Lehrgeld bezahlen? – Wie wird mein Schwiegervater triumphieren! - Und nun weiß ich überdies nicht einmal, wie ich den fatalen Menschen loswerden soll. - So geht es, wenn man Bücher schreibt, und durchaus immer neue schreiben will: der Mensch wäre mir sonst gleich wie ein Narr vorgekommen, aber nun hat er mich zu einem weit größern gemacht, als er selber ist.“ -

Ich konnte mich gar nicht über mich selber zufriedengeben, ich war mir bis dahin edler und besser vorgekommen, als andre Menschen, weil ich einen unglücklichen Flüchtling in Schutz genommen hatte; ich bewunderte an mir die größere Toleranz, die zarte Fähigkeit, mich in jede fremdartige Seele zu versetzen: und nun erschien mir alles als eine Albernheit, als eine leere Großsprecherei vor mir selber; ich fand es am Ende nicht mehr so verächtlich, daß der Mensch mir so dummes Zeug vorgelogen hatte, weil ich mich selbst mit ähnlichen Abgeschmacktheiten getäuscht hatte.

Ist man erst einmal mit diesen Empfindungen im Gange, so treibt man auch die Feindschaft gegen sich selbst zu weit.

Nach zweien Tagen war der Unbekannte aus unserm Hause verschwunden, ohne von uns Abschied zu nehmen; auf seinem Tische lag ein Gedicht im freiesten Silbenmaße, worin er behauptete, daß ihn die Sterne weiterriefen, und er ihrer großen Gewalt nicht widerstehn könne.

Wir wunderten uns darüber, aber noch mehr, daß er meinem Schwiegervater eine ansehnliche Summe von harten Talern gegeben hatte, für die er sich von ihm Gold hatte wechseln lassen.

Vater Martin war voller Freude, daß er mit seiner Meinung doch recht gehabt hätte; er setzte sich noch an demselben Tage nieder, und berichtete den ganzen Vorfall sehr weitläufig seinem Freunde Sintmal.

Vierzehntes Kapitel

Ein äußerst unruhiger Tag

Ich ritt nach acht Tagen ohngefähr wieder nach der Stadt, von der ich schon einmal in diesem Teile gesprochen habe. Mein Schwiegervater war schon am vorigen Abende hingefahren, weil er mancherlei Geschäfte abzumachen hatte.

Kaum war ich in der Stadt angekommen, als ich zu meinem Leidwesen bemerkte, daß ich gerade einen sehr unglücklichen Tag ausgewählt hatte. Ich hatte unterdes meine Theorie von den unruhigen Tagen ganz vergessen, sie war mir als eine abenteuerliche Chimäre vorgekommen, und ich war daher ohne alle Vorsicht, ohne Nachdenken von meinem Hause abgereist.

In allen Straßen ward ich gedrängt und gestoßen. Mein Pferd ward scheu, und die Wache wollte mich durchaus arretieren, weil es die Trommel vom Bock herunter und in die Gasse geworfen hatte. - Nachher ritt ich in einige Brauerwagen hinein, daß ich mich gar nicht wieder zurückfinden konnte. Ein Lumpensammler betäubte mich mit seiner Pfeife so, daß ich beinahe aus dem Sattel in die Obstkörbe einiger Bäuerinnen fiel.

Auf den öffentlichen Plätzen schlug sich der Nährstand mit dem Wehrstand; ersterer behauptete, letzterer habe ihm etwas gestohlen: die Zuschauer waren teils für diesen, teils für jenen partiisch, und auch ihre Händel wären bald in Tätlichkeiten ausgeartet.

Ich suchte in der Angst in einem Gasthofs einzukehren, aber alle öffentlichen Örter waren besetzt: zum Überfluß kam mir nun noch ein Zug von Seiltänzern und spanischen Reitern mit einer lauten Musik entgegen, unter welche mein Pferd hineintrabte, und sie durchaus nicht eher wieder verlassen wollte, bis sie die ganze Stadt durchzogen hatten, und dann nach ihrem Gasthofs zurückkehrten. Hier fand ich noch ein kleines Zimmer, und ich glaubte nun, alle Mühseligkeiten überstanden zu haben.

Als ich nach dem Mittagsessen wieder ausging, hörte ich auf den Straßen ein gewaltiges Geschrei. Eine Menge von Gassenjungen liefen umher, und konnten nicht laut genug jauchzen. Ich erkundigte mich, was es denn gäbe, und man schrie mir entgegen: „Sie haben ihn, sie haben den falschen Münzer!“ -

Ich sah jetzt die Wache aus der Ferne kommen, die von so unzähligen Leuten begleitet ward, daß ich den Missetäter gar nicht herausfinden konnte. - Der Zug ging nun an mir vorüber, und zu meinem größten Erstaunen sah ich meinen Schwiegervater Martin nach der Wache bringen.

Und hier muß ich nun vors erste die Geschichte dieses Teils beschließen; ich tue es bloß, um den Leser auf den folgenden desto neugieriger zu machen.

Funfzehntes Kapitel

Ein Brief

Ich will dem Leser nur noch einen Brief mitteilen, den ich vor einiger Zeit erhielt, damit er daraus sehe, Welch ein bekannter und angesehener

Mann aus mir wird. Ich habe schon mehr Leute gesehn, die Briefe, die sie von gekrönten Häuptern oder vornehmen Personen bekommen, unter Glas und Rahm fassen lassen, und zu jedermanns Erbauung in ihre Putzstube aufhängen. Ich habe mit nachfolgendem Briefe dasselbe getan, aber ich will ihn hier noch zum Überfluß abdrucken lassen, damit ihn auch alle diejenigen lesen können, die sich nicht die Mühe geben wollen, mich zu besuchen.

Hochedelgeborner Herr!

Ich bin sehr erfreut, daß ich durch Dero Buch die Bekanntschaft von Ew. Hochedlen gemacht habe. Ich muß Denenselben nämlich zu wissen tun, daß ich mich von Jugend auf einer vernünftigen Aufklärung beflissen habe, ich lese daher nicht alle Bücher ohne Ausnahme, sondern nur die guten. Es wird Denenselben bekannt sein, daß Ihre Lebensbeschreibung in Wien verboten ist, und da ich nun eigentlich nur die verbotenen Bücher lese, so war es gleich mein erstes Geschäft, mir den ersten Teil des Peter Lebrecht, zugleich mit den grauen Brüdern und andern vortrefflichen Werken, kommen zu lassen. Ich ersah aus Dero Geschichte, daß Dieselben eigentlich ein Edelmann sind, ich war daher lange ungewiß, wie ich Sie anreden und titulieren sollte, doch, da Sie den Adel wieder abgelegt haben, und durch Ihre Mesalliance zeigen, daß Sie ihn fast nicht achten, so habe ich endlich doch nach vielem Bedenken die bürgerliche Anrede gewählt, wodurch ich aber Dieselben auf keine Weise habe beleidigen wollen.

Ich will aber zum Zwecke meines Schreibens kommen. Ich habe aus Ihrem Buche gesehn, daß Sie ein Mann von ungemein großen Talenten sind, daß Sie vernünftig und aufgeklärt denken, und einen angenehmen und zugleich lehrreichen Stil in Ihrer Gewalt haben. Mich dünkt, die Nürnberger gelehrte Zeitung hat auch ein ähnliches Urteil gefällt, ich kann also um so sichrer sein, daß ich nicht auf falschen Irrwegen wandle. Neulich sah' ich hier ein Werk in Folio, mit sehr vielen ausgemalten Kupfern; ich glaube, es war eine sogenannte Flora oder Fauna, wo sich ein Gelehrter die Mühe gegeben hatte, von Blumen, ihren Geschlechtern und Vorfahren ein weitläufiges Wesen zu beschreiben. Nun hätt ich gar zu gern eine solche Fauna mit ausgemalten Kupfern und Wappenschildern von meiner eigenen Familie; ich habe in meinem Schlosse ein großes Archiv, und ich wollte eben Dieselben ersuchen, hieherzukommen, und allhier einen ähnlichen Folianten zu schreiben. Unter meinen Ahnherren waren große und denkwürdige Männer. Nur müssen sich Dieselben in diesem Buche vor dem scherzhaften und niedlichen Stile sehr in acht nehmen, sondern immer tief ins Große und Ernsthafte hineinzugehn suchen: denn Lachen hat seine Zeit, und auch die Würde hat ihre Zeit. So könnten Ew. Hochedlen der Geschichtschreiber meiner Familie werden; das Buch müßte so eingerichtet werden, daß es in Wien verboten würde, damit auch ebenso aufgeklärte und vernünftige Männer, als ich, es läsen und beherzigten, und indem ich Ihre Antwort erwarte, verharre ich [...]

Sechzehntes Kapitel

Antwort und Beschluß an den Leser

Hochwohlgeborner Herr!

Über das Zutrauen, das Dieselben zu mir haben, so wie über den Beifall, den Sie mir schenken, bin ich unendlich erfreut, nur tut es mir leid, daß ich nicht so glücklich sein kann, das gnädige Anerbieten des Herrn Barons anzunehmen, denn leider seh ich mich genötigt, zu erkennen, daß ich den großen und heroischen Stil nicht im mindesten in meiner Gewalt habe: ohne daß ich es bemerke, geht er oft ins Gemeine und Scherzhafte über. Ja, es ist mit mir so weit gekommen, daß mich das eigentliche Ernsthafte oft am allerlächerlichsten dünkt, und daß ich in manchen Stunden unter der komischen und betäubten Darstellung keinen Unterschied zu machen vermochte. Daß eine solche Lebensbeschreibung in Wien verboten würde, wäre sehr leicht zu bewerkstelligen, ja, es sollte mir selbst keine Mühe kosten, es dahin zu bringen, daß man es noch in manchen andern Ländern nicht lesen dürfte, so, daß dieses Werk dadurch ein äußerst kostbares und unvergleichliches Werk würde, aber, wie gesagt, der historiographische Stil steht nicht in meiner Macht. Dero Ahnherrn aber haben vielleicht manches Gute und Vortreffliche bewerkstelligt, Länder angebaut, und Tausende von Menschen glücklich gemacht: damit also diese Geschichten nicht verlorengingen, so möchte ich wohl so frei sein, mir manches davon als einen Beitrag zu meinen neuen Volksmärchen auszubitten. - Ich verharre in der tiefsten Ergebenheit

An den Leser

Hier schließe ich nun den zweiten Teil meiner Geschichte, wer von Ihnen den Fortgang erfahren will, wird sich wohl zum dritten hinüberbemühen müssen, in welchem man außer der Gefangenschaft meines Schwiegervaters noch die wahrhafte und äußerst interessante Historie antreffen wird, wie und auf welche Art sich mein Freund Sintmal verliebte. Ich hoffe auch, bis dahin manches Merkwürdige zu erleben, so, daß der dritte Teil ohne Zweifel sehr gelesen zu werden verdient.

Da ich noch so bald nicht zu sterben denke, so hatte ich erst, da ich um mich her so viele Journale aufwachsen sah, den Vorsatz, meine Geschichte in der Form eines Journals monatlich herauszugeben, so wie der Apollo nichts als Ritter- und Geistergeschichten enthält; ich hätte dann weit mehr in ein genaues und interessantes Detail gehn, und jeden Vorfall in meiner Familie sehr weitläufig und umständlich berichten können; es wäre dann ein recht eigentliches Journal für Hausväter, und überhaupt für Leser in allen Ständen geworden. Meine Frau ist jetzt z. B. schwanger, ich erwarte in einigen Wochen ihre Entbindung, und wenn ich im Brandenburgischen lebte, so würden sich die Herausgeber der Denkwürdigkeiten der Churmark sehr freuen, den Namen meines Kindes, so wie den von allen Gevattern, aufgezeichnet zu finden, meine Geschichte gehörte dann gewissermaßen zu den Urkunden von den Preußischen Ländern. Jedes Journal zehrt auf seine

Art von den Vorfällen des Tages, und so würde ich es mit meiner Familie gemacht haben, und wenn auch manchmal nichts vorgefallen wäre, so hätte ich dann manche Lüge von meinem Schwiegervater unter die Leute gebracht, und sie nachher im folgenden Stücke widerrufen und weitläufig widerlegt. So hätte es mir gewiß am Stoffe nie gemangelt.

Ich wollte auch noch eine andre nützliche Einrichtung mit diesem Journale verbinden. Es fehlt den Deutschen bis jetzt immer noch an guten Satiren; ich tat mich daher mit einem gewissen Gottschalk Necker zusammen, der bis jetzt im Archiv des Berlinischen Geschmacks gearbeitet hat, und der sich seinen Lesern, ohne ihm zu schmeicheln, als einzig in der Kunst schlecht zu schreiben gezeigt haben muß. Er versprach mir viele Satiren, und in einem noch andern Silbenmaße, in dem er sich der Prosa noch mehr zu nähern bestreben wollte; er schrieb mir, daß er nun in seinen Satiren fast alle namhaften Männer in Berlin benannt hätte, er wollte nun auch zu andern Städten übergehn, so, daß seine Satiren zugleich als Namensregister berühmter Gelehrten gebraucht werden könnten. - Man kann sich einbilden, daß ich diesen Vorschlag mit beiden Händen ergriff, allein zu unserm Leidwesen wollte sich kein Verleger zu diesem Journale antreffen lassen, und so wird es dann wohl, hochgeehrte Leser, dabei bleiben müssen, daß Sie im dritten Teil die Fortsetzung meiner höchstwahrhaften Geschichte suchen müssen.

Ende des zweiten Teils
[Kein weiterer Teil mehr erschienen.]

Indizien im >William Lovell<

Die Analogiebeweise im >William Lovell< sind, meiner Überzeugung nach, noch stärker als im >Peter Lebrecht<. Die Schilderungen über Italien, über das verführte Mädchen Rosaline und die Charakterzüge der beiden Geistesverwandten Lovell und Balder gleichen in frappierender Weise Goethes praktischer Lebensphilosophie in Italien. Über Goethes wirkliches Leben in Italien lesen Sie das Buch von Robert Zapperi, >Das Inkognito – Goethes ganz andere Existenz in Rom<, München 1999. Herder urteilte abfällig, er habe „wie ein Student“ in Rom gelebt. Goethes Liebschaft mit der „schönen Mailänderin“ ist in Rosaline wiederzuerkennen. Auch der Sturm auf dem Meer (Mittelmeer) war von Goethe tatsächlich erlebt. Ludwig Tieck reiste dagegen erst gut zehn Jahre nach Erscheinen des >Lovell< nach Italien.

Wie kam Goethe auf den Gedanken, den Briefroman >William Lovell< zu schreiben? Unbezweifelbar hatte er, was der Germanist Karl Hassler herausfand, vorher den Roman >Paysan perversi< von Restif de la Bretonne gelesen.³⁷ Der >William Lovell< ist eine unverkennbare

³⁷ Siehe K. Hassler, >Ludwig Tiecks Jugendroman >William Lovell< und der >Paysan perversi< des Restif de la Bretonne<, Inaugural-Dissertation, Greifswald 1902.

Nachahmung dieses Werkes. Goethe wusste von dem großen Erfolg des >Paysan perversi< in Frankreich. Er wollte ebenfalls einen spektakulären literarischen Erfolg erzielen, wahrscheinlich nicht für sich selber, sondern für seinen Sohn! Ludwig Tieck hätte den >Paysan perversi< im Original, d. h. in der französischen Sprache, lesen müssen. Aber ich zweifle stark, daß Tieck der französischen Sprache mächtig war. Wahrscheinlich wusste Tieck noch nicht einmal, dass sein Vater einen französischen Roman nachahmte, denn er spricht in der Vorrede zur zweiten Lieferung seiner Schriften, VI, XVII 1828, dass der Rezensent des >Lovell< „den deutschen Ursprung des Buches nicht witterte“.³⁸ Ein grandioser Irrtum Ludwig Tiecks und gleichzeitig der absolute Beweis dafür, dass er nicht der Verfasser des >Lovell< ist!

Ein Indiz für den frühesten Beginn der Niederschrift des >Lovell< fand ich in dem Brief Goethes an Charlotte von Stein vom 10. September 1780:

„ ... früh hab' ich einige Briefe des großen Romans geschrieben ...“

Hat Goethe, der angeblich nur einen einzigen Briefroman schrieb, den >Werther<, doch noch einen zweiten geschrieben? Ja, den „großen“, das heißt umfangreichen Briefroman >William Lovell<. Die Erstauflage des >Paysan perversi< erschien bereits im November 1775. Eine zweite Ausgabe erschien im Januar 1776 und eine dritte im Jahr 1780, nach Karl Hasslers Inaugural- Dissertation. Der erste Teil des >William Lovell< erschien im Jahr 1795.

Karl Hassler stellt sechs Thesen auf:

I. These: Es ist nicht zufällig, daß Tieck [ich füge hinzu: in Wahrheit Goethe] in seinem Roman >William Lovell< Restif de la Bretonne nachgeahmt hat.

II. These: Tiecks >Denkwürdige Geschichtschonik der Schildbürger< ist eine bewußte Nachahmung der >Geschichte der Abderiten< Wielands.

III. These: Tiecks >Gestiefelter Kater< ist das Vorbild zu E. T. A. Hoffmanns >Kater Murr<.

IV. These: Novalis schöpfte aus Tiecks [ich füge hinzu: in Wirklichkeit aus Goethes] Allegorie >Der Traum< die Idee zu seiner „Blauen Blume“.

V. These: Tiecks Novelle >Der Gelehrte< ist das Urbild von Freytags Roman >Die verlorene Handschrift<.

VI. These: Heinrich Brand in Tiecks Novelle >Des Lebens Überfluß< ist keineswegs mit Heinrich Heine in Beziehung zu bringen.

Die Dissertation Karl Hasslers ist eine wahre Fundgrube für Analogismen, die für Goethes Verfasserschaft sprechen. Er beweist unbewusst und ohne es beabsichtigt zu haben in den Kapiteln B.d) „Streichungen aus formellen Gründen“, C.b) „Änderung anstößiger Stellen“

³⁸ Siehe K. Hassler, S. 10.

C.c) „Sonstige Änderungen aus inneren Gründen“, C.d) „Änderungen aus stilistischen Gründen“ und C.e) „Orthographische Verbesserungen“, dass Ludwig Tieck viel Arbeit und Mühe hatte, Goethes „Handschrift“ aus dem Briefroman zu tilgen! Typisch Goethesche Formulierungen und Orthographieschwächen wurden in dem Werk weitgehend ausgemerzt, nicht etwa, weil der >William Lovell< dadurch besser geworden wäre, sondern, aus dem hauptsächlichen Grund, um die Gefahr zu verringern, dass man seinen Vater Goethe in dem Werk erkennen könnte!

Seite 243 (ein Gedicht):

*Schwarz war die Nacht und dunkle Sterne brannten,
Durch Wolkenschleier matt und bleich,
Die Flur durchstrich das Geisterreich,
Als feindlich sich die Parzen abwärts wandten
Und zorn'ge Götter mich ins Leben sandten.*

*Die Eule sang mir grause Wiegenlieder
Und schrie mir durch die stille Ruh
Ein gräßliches „Willkommen!“ zu.
Der bleiche Gram und Jammer sanken nieder
Und grüßten mich als längst gekannte Brüder.*

*Da sprach der Gram in banger Geisterstunde:
Du bist zu Qualen eingeweihet,
Ein Ziel des Schicksals Grausamkeit,
Die Bogen sind gespannt und jede Stunde
Schlägt grausam dir stets neue blut'ge Wunde.*

*Dich werden alle Menschenfreuden fliehen,
Dich spricht kein Wesen freundlich an,
Du gehst die wüste Felsenbahn,
Wo Klippen droh'n, wo keine Blumen blühen,
Der Sonne Strahlen heiß und heißer glühen.*

*Die Liebe, die der Schöpfung All durchklingt,
Der Schirm in Jammer und in Leiden,
Die Blüte aller Erdenfreuden,
Die unser Herz zum höchsten Himmel schwingt,
Wo Durst aus sel'gem Born Erquickung trinkt,*

*Die Liebe sei auf ewig dir versagt.
Das Tor ist hinter dir geschlossen,
Auf der Verzweiflung wilden Rossen
Wirst du durch's öde Leben hingejagt,
Wo keine Freude dir zu folgen wagt.*

*Dann sinkst du in die ew'ge Nacht zurück!
Sieh tausend Elend auf dich zielen,
Im Schmerz dein Dasein nur zu fühlen!
Ja erst im ausgelöschten Todesblick
Begrüßt voll Mitleid dich das erste Glück. -*

Kommentar: Dieses Gedicht kann nur Goethe geschrieben haben!

Seite 249: ... *Mein Haar wird grau ...*

In der Erstauflage steht es noch deutlicher: ... *Ich sah von ohngefähr (gemeint ist: zufällig) in den Spiegel, meine Haare fangen wirklich schon an grau zu werden ...*

Kommentar: In Ludwig Tiecks Alter (zur Zeit der Niederschrift des >Lovell<) beginnen die Haare noch lange nicht grau zu werden, wohl aber im Alter des wirklichen Verfassers: Wolfgang Goethe!

Seite 291: ... *Ich erinnere mich lebhaft aus den wenigen goldenen Tagen meines Lebens, wie meine ganze Seele nur ein einziges Gefühl der Liebe ward, wie jeder andere Gedanke, jede andere Empfindung für mich in der Welt abgestorben war; in die finstern Gewölbe eines romantischen Haines war ich so tief verirrt, daß nur noch Dämmerung mich umschwebte, daß kein Ton der übrigen Welt an mein Ohr gelangte. Die ganze Natur wies auf meine Liebe hin, aus jedem Klange sprang mir der Geliebten holder Gruß entgegen. Sie starb - und wie Meteore gingen alle meine Seligkeiten auf ewig unter, sie versanken wie hinter einem finstern fernen Walde, kein Schimmer aus jener Zeit hat mir seitdem zurückgeleuchtet.*

Und auch nie wird ein Strahl zu mir zurückkehren! Ich sitze auf dem Grabmale meiner Freuden und mag selbst kein Almosen aus der Hand des Vorübergehenden nehmen, mein Elend ist mein Trost ...

Analogismen: die „wenigen goldenen Tage meines Lebens“, damit meinte Goethe wiederum die „goldenen Tage“ des Jahres 1772. „Sie starb“, bezieht sich auf den Tod Uranias, seiner Geliebten, die im Kindbett starb. „Ich sitze auf dem Grabmal meiner Freuden“, bezieht sich auf Goethes weiteres Leben. Typisch Goethescher Urania-Wortschatz ist die Bezeichnung „romantischer Hain“.

Seite 354: ... *Geh' ich nicht wie ein Nachtwandler, der mit offenen Augen blind ist, durch dies Leben? Alles, was mir entgegenkommt, ist nur ein Phantom meiner innern Einbildung, meines innersten Geistes, der durch undurchdringliche Schranken von der äußern Welt zurückgehalten wird. Wüst und chaotisch liegt alles umher, unkenntlich und ohne Form für ein Wesen, dessen Körper und Seele anders als die meinigen organisiert wären: aber mein Verstand, dessen erstes Prinzip der Gedanke von Ordnung, Ursach und Wirkung ist, findet alles im genauesten Zusammenhange, weil*

er seinem Wesen nach das Chaos nicht bemerken kann ...

*Willkommen, erhabenster Gedanke,
Der hoch zum Gotte mich erhebt!
Es öffnet sich die düst're Schranke,
Vom Tod genest der matte Kranke
Und sieht, da er zum ersten Male lebt,
Was das Gewebe seines Schicksals webt.*

*Die Wesen sind, weil wir sie dachten,
In trüber Ferne liegt die Welt,
Es fällt in ihre dunkeln Schachten
Ein Schimmer, den wir mit uns brachten:
Warum sie nicht in wilde Trümmer fällt?
Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält!*

*Ich komme mir nur selbst entgegen
In einer leeren Wüstenei.
Ich lasse Welten sich bewegen,
Die Element' in Ordnung legen,
Der Wechsel kommt auf meinen Ruf herbei
Und wandelt stets die alten Dinge neu.*

*Den bangen Ketten froh entronnen,
Geh ich nun kühn durch's Leben hin,
Den harten Pflichten abgewonnen,
Von feigen Toren nur ersonnen.
Die Tugend ist nur, weil ich selber bin,
Ein Widerschein in meinem innern Sinn.*

*Was kümmern mich Gestalten, deren matten
Lichtglanz ich selbst hervorgebracht?
Mag Tugend sich und Laster gatten!
Sie sind nur Dunst und Nebelschatten!
Das Licht aus mir fällt in die finstre Nacht,
Die Tugend ist nur, weil ich sie gedacht.*

So beherrscht mein äuß'rer Sinn die physische, mein innerer Sinn die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkür; jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; die lebendige und leblose Welt hängt an den Ketten, die mein Geist regiert, mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich nach meinem Willen formen. Ich selbst bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem

*Gesetz gehorcht alles.*³⁹ ...

Kommentar: Wer glaubt, daß diese Gedanken und dieses Gedicht von dem zweiundzwanzigjährigen Tieck stammen könnten, der glaubt gewiss auch an den Klapperstorch.

Seite 368: ... *Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk da, und er steht und beweint den Verlust ...*

Kommentar: Dies ist ein typisch Goethisches Gleichnis. Siehe hierzu weiter unten die fünf Varianten des Goetheschen Gleichnisses von dem „Schicksalswagen“, der von „wilden Rossen“ vorangetrieben wird.

Seite 371: ... *alles ist maskiert, um die übrige Welt zu hintergehen, wer ohne Maske erscheint, wird ausgezischt ...*

Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias J. W. Goethe<.

Seite 377: ... *Bin ich denn in diesem Namen [Urania], in diesem Laut eingekerkert, daß meine Seele nach ihrem Besitz und [gleichzeitig] nach Freiheit schmachtet? Weiß ich doch nicht, ob ich sie [Urania] durch den Besitz [gemeint ist: durch Heirat] nicht mehr verloren hätte als jetzt, denn meine schönsten Gefühle können sich mit den Erinnerungen dieses Namens [des Namens Urania] vermählen, ewig rein und klar kann sie mir im Herzen wohnen, da ich im Gegenteil oft genug wahrgenommen habe, daß die meisten Ehen nur eine Entweihung der Liebe sind ...*

In der Originalerstaufgabe steht es noch deutlicher zur Realität:

Bin ich denn in diesem Namen [Urania], in diesem Laut eingekerkert, daß meine Seele nach ihrem Besitz und nach Freiheit schmachtet? Denn was ist unsre sogenannte Liebe anders, als diese nichtswürdige Einbildung, daß wir ein Wesen, das erste beste zu unsrer Gottheit stempeln, und alle Gebete und Gedanken nach ihm hinrichten? – Kannte ich denn Amaliens [alias Uraniens] Seele hinlänglich in den paar Wochen [richtig Monaten des Jahres 1772], in welchen ich sie sah, um ihre Freundschaft zu wünschen? – Und wenn ich nun auch ihr Freund bin, wenn mein Verstand auch ihre Vorzüge erkannt, - welcher Unsinn, daß ich mit kindischen Gefühlen diese Achtung zu sinnlicher Liebe ausdehne? – daß ich verlange, Amalie [Urania] soll meine Frau werden?

Kommentar: Dies ist ein weiteres sehr gewichtiges Indiz für meine These, daß Urania, im wahrsten Sinne des Wortes, durch ihren Tod im Kindbett zu Goethes „Musengöttin“ wurde.

Seite 383: ... *Ich weiß selbst nicht, warum ich [so viel] schreibe - aber*

³⁹ Das ist präparalytischer Größenwahn des Verfassers und Syphilitikers Goethe.

ebensowenig weiß ich, warum ich Atem schöpfe. - Es ist alles nur um die Zeit auszufüllen und etwas zu tun, die elende Sucht, das Leben mit sogenannten Geschäften auszufüllen. - Länder erobern, Menschen bekehren, oder Seifenblasen [Dichtwerke] machen, eine Sucht, die bei der Geburt unserer Seele eingepflegt ist - denn sonst würde schon der Knabe die Augen zumachen, sich vom langweiligen Schauspiel [des Lebens] entfernen und sterben; diese Wut also etwas zu tun, macht, daß ich Papier und Feder nehme, und Gedanken schreiben will - das Unsinnigste, was der Mensch sich vorsetzen kann ...

Kommentar: In der Figur des Balder beschreibt der Verfasser, Wolfgang Goethe, seine eigenen Gedanken und Gefühle.

Seite 385: ... Könnt' ich nur Worte finden, um die Verachtung zu bezeichnen, in der mir alles erscheint, was Mensch heißt! - mein Arzt ist sehr für meine [psychische] Gesundheit besorgt, weil es sein Gewerbe mit sich bringt. Wenn ich nicht gern vom Wetter mit ihm spreche, findet er meine Umstände bedenklicher, will es mich aber nie merken lassen, daß er mich für wahnsinnig erklärt. Er gibt mir viele kühlende Mittel, und behandelt mich wie eine tote Maschine, ob er mir gleich selber so erscheint. Er schüttelt zu allen meinen verwirrten Gedanken den Kopf, weil er sie nicht in seinen Büchern gefunden hat, und im Grunde bin ich wahnsinnig, weil ich nicht dumm und phlegmatisch bin. Daß Gewohnheit und Dummheit die Menschen so wie ein dicker Nebel umgeben kann, aus dem sie nie herauszuschreiten vermögen! Lag es nicht von Jugend auf wie eine Gewitterwolke in mir, die ich mir selbst mit Armseligkeiten verdeckte, und mir log, ich sei froh? Kündigte sich nicht oft der innerste dunkle Genius durch einen Ton an, dem ich eigensinnig mein Ohr verstopfte? - Ich verstelle mich nicht mehr und bin wahnsinnig! - Wie vernünftig die Menschen doch sind!

O ich muß fort, fort; ich will in wilden Wäldern die Seelen suchen, die mich mehr verstehen; ich will Kinder erziehen, die mit mir sympathisieren; es ist nur nicht Mode, so zu denken wie ich, weil es nicht einträglich ist.

Ich spiele mit den Menschen, die zu mir kommen, wie mit bunten Bildern. Ich gab mir neulich die Mühe, mich zu dem dummen Geschwätze meines Arztes herunterzulassen; wir sprachen über Stadtneuigkeiten, über Anekdoten, die er ungemein lächerlich fand; ich lieh ihm meine Zunge zum Dreinklingen und er fand, daß ich mich ungemein bessere. Mit Selbstzufriedenheit verließ er mich, und ich konnte es nicht unterlassen, ihm nach uns'rer feierlichen Unterhaltung ein so lautes Gelächter nachzuschicken, daß er sich erblassend umsah, und wieder alle Hoffnung verloren gab.

Analogismen: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura< und oben der geheime Briefwechsel Goethes mit Ludwig Tieck.

Kommentar: Wegen rastloser dichterischer Überanstrengung stand Wolfgang Goethe (von ca 1792 bis 1805) zeitweilig an der Grenze des

Wahnsinns.

Seite 441: ... *Das Leben ist das Allerlustigste und Lächerlichste, was man sich denken kann; alle Menschen tummeln sich wie klappernde Marionetten durcheinander, werden an plumpen Drähten regiert und sprechen von ihrem freien Willen.*

Analogon: >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias J. W. Goethe<.

Seite 467: ... *so macht sich der eine die stoische, der andere die epikurische Philosophie zu eigen: aber alles sind nur die Außenwerke des Menschen, das Gefühl ist er selbst, das Gefühl ist die Seele, der Geist, die Philosophie der Buchstabe dieses Geistes; tote Zeichenschrift, wenn der Mensch sich nicht am Ende über alle Philosophie und Systeme, selbst über das System der Systemlosigkeit erhebt. Dieses Gefühl stößt so Zweifel als Gewißheit um, es sucht und bedarf keiner Worte, sondern befriedigt sich in sich selbst, und der Mensch, der auf diesen Punkt gekommen ist, kehrt zu irgendeinem Glauben zurück, denn Glaube und Gefühl ist eins: so wird selbst der wildeste Freigeist am Ende religiös, ja er kann selbst das werden, was die Menschen gewöhnlich einen Schwärmer nennen, und wobei sich die meisten, die das Wort aussprechen, nichts denken. Irgendein Glaube drängt sich der Seele auf, bei allen Menschen ein und derselbe, nur erscheint er verschieden, weil ihn die grobe, unbeholfene Sprache entstellt. - Und wenn es kein Gefühl in uns geben kann, das uns nicht auf Wirklichkeit hinweist, das nicht mit dem wirklichen Dinge gleichsam korrespondiert, so läßt sich aus dem Hange zum Wunderbaren gewiß weit mehr folgern, als man bisher getan hat. Das Bewußtsein uns'rer Seele und der tiefe innige Wunsch nach Unsterblichkeit, das Gefühl, das uns in ferne unbekannte Regionen hinüberdrängt, so daß wir uns eine Nichtexistenz gar nicht denken können, diese Gefühle sprechen am lautesten und innigsten für das Dasein der Seele, so wie für ihre Fortdauer.*

Kommentar: Solche Erkenntnisse sind einem zweiundzwanzigjährigen jungen Mann noch nicht gegeben.

Seite 491 (Beschreibung eines halbwahnsinnigen Zustands): ... *Ich [Goethe] streckte meine Hand aus und berührte den Nächstsitzenden, und wie ins Reich der Vernichtung griff ich hinein und war ein Glied der zerbröckelnden Kette. Ich gehörte nun mit zum Haufen, und war mir selber fremd und armselig, so wie die übrigen ...*

Töne schlugen das Ohr mit seltsamer Bedeutung, wie Arabeskengebilde fuhr es durch meinen Sinn; ich erwartete etwas Fremdgestaltetes und lechzte nach etwas Ungeheuerem. Und ich vergaß hinter mir zu sehn und stand unter meinen Freunden einsam, wie in einem Walde von verdorrten Bäumen.

Schatten fielen von oben herunter und sanken in den Boden. Dämpfe

standen wie Säulen im Gemache, Dämmerung wankte hin und wider wie ein Vorhang. Die Seele vergaß sich selbst und ward ein Bild von dem, was sie umgab.

Es kreiste und wogte gewaltig durcheinander; wie ein Unding, das zum Entstehen reif wird, so kämpfte die Masse gegen sich selbst. - Es schritt näher und glich einer Nebelgestalt; vor mir vorüber wie ein pfeifender Wind - und oh - Rosaline [die tote Geliebte, alias Urania]!

Sie war es, ganz, wie sie lebte. Sie warf einen Blick auf mich und wie ein Messer traf er meine Augen, wie ein Berg mein Herz. Ich sträubte mich gegen meine innerliche Empfindung und es zog mich ihr nach; - ich stürzte laut schreiend nach ihrem Gewande und stieß mit dem Kopfe an die Mauer.

Analogon: siehe oben die Beschreibung des halbwahnsinnigen Zustand im 8. Brief (geheime Briefe Goethes an Ludwig Tieck), außerdem das Werk >Nachtwachen von [des] Bonaventura<. Siehe auch L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<.

Seite 492: ... *Wo steht die letzte Empfindung, daß ich zu ihr gehe? Wo wandeln die seltsamsten Gefühle, daß ich mich unter sie mische? Daß ich von diesem Traum erwache und einen andern noch fester träume!*

Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias J. W. Goethe<.

Seite 567: ... *Der Haß und die Liebe der Menschen ist mir [William Lovell, alias Wolfgang Goethe] jetzt in einem gleich hohen Grade zuwider, es soll sich keiner um mich kümmern, so wie ich nach keinem zurücksehe, um ihn mit einem freundlichen oder verdrießlichen Gesichte zu betrachten. Für mich gibt es nichts Widrigeres als das Aufdringen der Menschen, um mir ihre Freundschaft, ihre Liebe zu schenken; es sind Narren, die nicht wissen, was sie mit sich selber machen sollen, und daher andere Narren nötig haben, um mit ihnen aus Langeweile zu sympathisieren. Wie verächtlich ist die kindische Empfindsamkeit einer Emilie, die gleichsam seit Jahren darauf gewartet hat, um ihre tragische Aufopferung an den Mann zu bringen. Sollte ich nun ein so großer Tor sein, und ihre theatralische Affektation für Ernst nehmen, und mich wunder! wie sehr gerührt fühlen? - Man kann wirklich etwas Besseres tun, als jede Narrheit der Menschen mitmachen, und der ist der verächtlichste Tor, der diese Narrheiten abgeschmackt findet, und sich dennoch scheut sie als Kindereien zu behandeln. Sie weint jetzt vielleicht, und bald trocknet sie aus Langeweile ihre Tränen, dann ist sie böse auf mich, dann schämt sie sich vor sich selber, und dann hat sie mich vergessen.*

Seite 578: ... *Mir ist, als sollt' ich mit dem Messer dem siedenden Blute einen freien Ausweg machen ...*

Analogon: siehe vor allem Goethes >Werther<, der sich auch am liebsten das Messer ins Herz stoßen möchte, um dem „siedenden Blute“

einen Ausweg zu verschaffen.

Seite 598 und 599: ... hatten wir einen heftigen Sturm. Der Blitz zersplitterte den einen Mast und die Wogen donnerten und brausten fürchterlich. Wir alle kämpften mit der Furcht des Todes und dicke Nacht lag um uns her. Die Winde strichen pfeifend über das empörte einsame Meer hin, und beim Leuchten des Blitzes sahn wir den Aufruhr der Flut; das Geschrei der Matrosen dazwischen, das Wehklagen der Geängstigten - es waren fürchterliche Stunden! Nie hab' ich mich so verlassen gefühlt und dem blinden Ohngefähr so gänzlich preisgegeben. Mit der Kälte der Verzweiflung erwartete ich riesengroße Wogen, die das Schiff verschlängen; krachende Blitze, die es zerschmetterten; den Orkan, der es auf eine Klippe schleuderte. Eine fremde, bis dahin unbekannte Gewalt, die Liebe zum Leben, der Instinkt alles Lebendigen stand in meiner Brust auf und beherrschte mich und mein Bewußtsein. Ich lernte zum ersten Mal die Furcht, die Angst vor dem Tode kennen; ich klammerte mich an den Mast so fest, als wenn ich das Schiff durch meine eigne Kraft über den Fluten emporhalten wollte. Ich wünschte nur zu leben, und vergaß jedes andere Glück und Elend der Erde; der Tod war mir jetzt ein gräßliches, riesenmäßiges Ungeheuer, das seine Hand kalt und unerbittlich nach mir ausstreckte; von allen Seiten hatten mich seine Wächter eingesperrt und das Entrinnen war unmöglich! Wie lieb gewann ich in diesen Augenblicken den Arm, der mich an den gefühllosen Mast kettete, wie sehr lieb ich mich selbst! - ...

Kommentar: Goethe geriet während seiner Italienreise auf dem Mittelmeer in einen Sturm. Ludwig Tieck befuhr erst zwei Jahrzehnte später den Ärmelkanal.

Seite 630 und 631: ... ich durchsuche heute meine Briefftasche und finde noch ein altes, uraltes Blatt darin; es ist ein Gedicht, das ich einst auf Amaliens [richtig: Uranias] Geburtstag machte. Das Papier ist schon gelb und abgerieben, die Worte kaum noch zu lesen: darin lag ihre [Uranias] Silhouette, die ich im Garten in Bondly [richtig: im Schloßpark zu Homburg vor der Höh, dem tempée des Landgrafen] an einem schönen Nachmittage schnitt. Mein ganzes Herz hat sich bei dieser Entdeckung umgewandt. Alles Ehemalige, Längstverflossene und Längstvergessene kömmt mir zurück, ich sehe sie [Urania] vor mir stehn, ich höre die Bäume im Garten von Bondly [von Homburg vor der Höh] rauschen, die ganze Landschaft zaubert sich vor meine Augen hin. - Ich will Ihnen die Phantasie hiehersetzen, die mich so innig gerührt hat:

Erster Genius
Wo find' ich wohl den Bruder?
Schwärmt er im Regenbogen?
Schwebt er auf jener Wolke?

*Bald müssen wir uns finden,
Die Sonne sinkt schon unter.
Zweiter Genius
Hier bring' ich Tau von Blumen,
Den Duft von jungen Rosen,
Und aus der Abendröte
Die kleinen goldnen Punkte;
Nun laß uns fürder eilen
Und holden Abendschimmer
Ihr auf die Wangen streuen,
Den Mund ihr röter färben,
Mit lichter Ätherbläue
Die sanften Augen tränken,
Und in die blonden⁴⁰ Locken
Die goldnen Lichter streuen,
Die wir vom Regenbogen,
Vom Abendschein erbeutet.*

*Beide:
Wir schweben auf Blumen,
Wir tanzen auf Wolken
Vorüber dem Mond.
Es leuchten uns freundlich
Zum nächtlichen Tanze
Die Stern' und der Mond.
Dann sammeln wir Blumen,
Dann suchen wir Kräuter,
Von uns nur gekannt,
Und kehren zum Schutze
Der glücklichsten Menschen
Vom andern zurück.*

*Der Dichter [Wolfgang Goethe]:
Schützende Genien, wenn ihr zu ihr flieget
Und die Schönste mit neuer Schönheit schmücket,
O so hört noch, höret die fromme Bitte:
Nehmet die Seufzer, nehmt die schönsten Tränen,
Tragt das treueste Herz als Gabe zu ihr;
Dann ach! wird sie meiner gewiß gedenken! -*

Diese Verse sind schlecht und die ganze Idee ist gesucht, aber ich schrieb es damals mit der wärmsten Empfindung nieder; meine Spannung erlaubte mir es nicht, mich in die Schranken einer natürlichen und einfachen Empfindung zu halten. Jedes Wort dieses Gedichts bringt mir

⁴⁰ Adelige trugen auch blonde – goldene – Perücken.

tausend süße und schmerzliche Erinnerungen zurück, die Vergangenheit zieht mir schadenfroh durch das Herz, noch schöner vielleicht, als sie damals war. -

*Seid mir begrüßt, ihr frohen gold'nen Jahre,
Sosehr ihr auch mein Herz mit Wehmut füllt!
Ach! damals! damals! - immer strebt mein Geist
zurück
In jenes schöne Land, das einst die Heimat war.
Das goldne, tiefgesenkte Abendrot,
Des Mondes zarter Schimmer, der Gesang
Der Nachtigallen, jede Schönheit gab
Mir freundlich stillen Gruß, es labte sich
Mein Geist an allen wechselnden Gestalten
Und sah im Spiegel frischer Phantasie
Die Schönheit schöner: Willig fand die Anmut
Zum Ungeheuren sich, und alles band sich stets
In reine Harmonie zusammen. - Doch
Entschwunden ist die Zeit, das eh'rne [eherne] Alter
Des Mannes trat in alle seine Rechte.
Mich kennt kein zartes, kindliches Gefühl,
Zerrissen alle Harmonie, das Chaos
Verwirrter Zweifel streckt sich vor mir aus.
(gekürzt)
Und in mir klopft ein ängstlich feiges Herz. -
Ihr alle richtet mich? verdammt mich alle?
Du selbst bist gegen dich? - O Tor, laß ja
Den Geist in dir, den frechen Dämon nie
Gebändigt werden! Laß das Schicksal zürnen,
Laß Lieb' und Freundschaft zu Verrätern werden,
Laß alles treulos von dir fallen: ha! was kümmern
Dich Luftgestalten? - sei dir selbst genug!*

Analogon: ein Lieblingswort Goethes für „Phantasieprodukte“ ist: „Luftgestalten“.

Seite 650: ... *Ich weiß, daß mich ein unaufhörlicher, wunderbarer Traum umgab. Mein Bewußtsein lag gleichsam fernab in mir verborgen, die äußere Natur schimmerte nur dunkel in mich hinein, mein Auge starrte vorwärts und die Gegenstände veränderten sich dem stieren, angestregten Blicke. Zu allen meinen Empfindungen und Ideen führten gleichsam keine Tasten mehr, die sie anschlagen konnten, sondern eine unbekannte Hand fuhr über den Resonanzboden auf den gespannten Saiten umher und gab nur dunkle, verworrene und einsilbige Töne an. Wie in Bergwerken eine Leuchte oft hin und wider geht und das Licht an den Quarzwänden und dem nassen Gestein wundersam zurückschimmert, so erschien mir der Gang*

meiner Vorstellungen in mir selber.

Wieder eine Beschreibung von Goethes halbwahnsinnigem Geisteszustand zur Zeit der Niederschrift des >William Lovell<.

Seite 651: ... *Ich [Balder, alias Wolfgang Goethe] hatte schon einst vor langer Zeit meine Henriette [von Roussillon] begraben, ich hatte viel auf ihrem Grabe geweint, und hier [in Rom] fand ich sie [das Ebenbild Uranias] nun ganz wieder und sie hieß Leonore. - Ach, wie glücklich war ich, als sie mich wiederliebte, als sie meine Göttin ward.*

Seite 652: ... *Recht! rief er [Balder, alias Goethe] mit großer Bitterkeit, das Leben würde kein Leben sein, wenn es nicht nach dieser tyrannischen Vorschrift geführt würde. Wir sind nur darum auf kleine armselige Augenblicke glücklich, um unser Unglück nachher desto schärfer zu fühlen. Es ist der alte Fluch, Glück muß mit Unglück wechseln, und eben darin besteht unser Leben und unser Elend.*

Hier eine Zusammenstellung von K. Hassler über Idiotismen und Stileigentümlichkeiten des Verfassers des >William Lovell<, ab Seite 42:

d) Änderungen aus stilistischen Gründen

Oft hat Tieck [in der zweiten und dritten Auflage des >William Lovell<] ganze Abschnitte umgearbeitet [um Goethes „Handschrift“ aus dem Werk zu tilgen] ... Hierher gehören folgende Änderungen:

[Erstauflage] 1795 [Die Änderungen der 2. Auflage sind weggelassen]

I, 1, 5, S. 34: *Ich sah von ohngefähr in den Spiegel, meine Haare fangen wirklich schon an grau zu werden.*

I, 1, 6, S. 37 fg.: *ich zweifle itzt, ob mich je eine Empfindung bis zur Verzweiflung führen könnte, ich glaube, dass dieser tiefe Schmerz eine unedle Selbstliebe voraussetzt, die jede Freundschaft, jede entgegenkommende Liebe zurückstösst. Ein edler Geist trägt die schwere Bürde stets mit Anstand und ohne jene wilden Verzückungen, die ihn sich selber unähnlich machen.*

I, 1, 7, S. 39: *dann gehst Du einer Menge von interessanten Gegenständen entgegen. Du betritst die heiligen Gegenden, die die Heimath meiner lieblichsten Träume sind. Du wirst in den hohen Geist der Künste eingeweiht, Du wirst zu jenem Tempel des Genies hinzugelassen, den ich nur aus der Ferne anbeten darf.*

I, 1, 9, S. 48: *indem mir die Kinnbacken vor Gähnen zerspringen möchten.*

I, 1, 11, S. 57: *wo der gütige Schöpfer Freude und Wonne an jeden Zweig gehängt und über jeden Hügel hingegossen hat.*

I, 2, 13, S. 135: *O jedes Vergnügen, das sich mir darbietet, wird mich wie eine Gewissensangst drücken, ich werde bei den Schönheiten der Natur*

nicht zu lächeln wagen, denn einen jeden Augenblick, in welchem ich Sie itzt vergessen könnte, würd ich mir als ein Verbrechen anrechnen, sprechen Sie wenigstens bald wieder in einem Briefe zu mir, da ich Sie nicht selber sehen kann.

I, 2, 24, S. 173: *in einen Prozess verwickelt, der ihm [richtig: ihn] viel Zeit und Verdruss kostet. Es thut mir sehr weh, dass ich Burton von einer solchen Seite kennen lerne, mein kindisches Herz ist bis itzt noch wenig argwöhnisch gewesen, ich hielt alle Leute für so gut, wie ich selbst zu seyn glaubte; ich war oft zu Burton so zutraulich, wie zu einem Vater, und itzt muss ich ihn hassen. Ich fürchte, es giebt mehr Bosheit in der Welt, als ich je werde glauben können, - es ist sehr betrübt, wenn man so gern alle Menschen lieben möchte. - Leben Sie wohl, und antworten Sie mir sobald als möglich.*

I, 3, 10, S. 249: *Um diese Zeit lernt ich in der Nachbarschaft ein Mädchen kennen, die mich anfangs interessirte, und nach und nach mein ganzes Herz gewann, bis ich endlich von ihr bezaubert die Bedeutung des Wortes Liebe in seinem vollsten Umfange verstand: da ich bis jetzt in der Hitze meiner Freundschaft die Liebe nur für eine Erfindung der Romandichter gehalten hatte.*

I, 3, 10, S. 254 fg. : *In einer Nacht, als ich nicht schlafen konnte, trat mir Mariens Bild recht lebhaft vor die Seele, ich erinnerte mich der frohen Stunden, die sie mir geschenkt, der goldenen Aussichten, die mir ihre Liebe eröffnet hatte.*

I, 3, 11, S. 268: *Ich verstehe Dich, Balder: weil unsre Vernunft nicht jene entfernte Gränze erreichen kann, so sollen wir sie darum ganz ungebraucht und in dumpfer Trägheit verwesen lassen.*

II. Band: 1796 [Erstauflage]

II, 1, 3, S. 21 : *und schrieb endlich in einer Angst, die zur Wuth ward, ich trotzte mir selber und ergab mich einer blinden Sucht zu übertreiben,*

II, 1, 32, S. 138: *Ich lebe hier gewiss so romantisch, als es nur möglich ist; es kommt mir oft gar nicht vor, wie ein ordentliches [gewöhnliches] Leben auf dieser Erde.*

II, 1, 62, S. 208: *Verzeihen Sie meine Dreistigkeit, der Kummer hat mich ganz niedergebeugt, Gott sey Rosalinens Seele gnädig; ich bete fleissig einen Rosenkranz zu ihrem Heil.*

III. Band: 1796 [Erstauflage]

III, 1, 31, S. 140: *giebt es einen Kummer, der grösser wäre, als den man über einen geliebten Gegenstand empfindet?*

III, 2, 4, S. 174: *Abergläubische, deren Handlungen ewig ihren Überzeugungen widersprechen.*

III, 3, 15, S. 368 fg.: *Ich wagte nicht, mich zu regen, so vertraut ich auch sonst mit ihm gewesen war, sondern ich stand in einer ehrerbietigen Entfernung. [...]*

In etwa 130 Fällen hat Tieck Ausdrücke und Redewendungen der ersten Ausgabe [1795] durch neue ersetzt, und zwar so, dass sich auch hier

fast überall ein Fortschritt zeigt. Bisweilen freilich fällt die Wahl des neuen Ausdrucks auf. Die Zahlen sind die der ersten Ausgabe, die Ausdrücke von 1813 und 1814 stehen hinter dem Doppelpunkt [hier weggelassen].

I, 1, 2, S. 19: *halb ungewisse (feindselige Dämone): ...*

S. 21: *Die Liebe zog mich ans Licht: ...*

S. 24: *ihre Gegenliebe würde mich zum Gotte machen: ...*

I, 1, 3, S. 29: *Wenns nur nicht in die Türkei ist: ...*

I, 1, 5, S. 32: *wenn Dein Geist bereichert wird: ...*

S. 34: *oft so gleichgültig ansieht: ...*

I, 1, 6, S. 35: *ich fürchte wirklich viel für ihn: ...*

I, 1,8, S. 43: *Die Gegend war so angenehm: ... so vergnügt: ... — das fatale Lärmen: ...*

I, 1, 9, S. 50: *dass die Sinnlichkeit: ... — zu dem Hause, das sie bewohnen, die erste Etage ist: ...*

I, 1, 11, S. 58: *Die Treppe hinaufging: hinaufstieg: ... — mir war, als hätte ich Mühe: ...*

I, 1, 14, S. 69: *in das furchtbar schwarze Thal, wo das Elend wohnt: ...*

I, 2, 1, S. 75: *einen Strom, wo er eine göttliche Aussicht hat: ...*

I, 2, 8, S. 112: *bilde Deinen Verstand aus: ...*

I, 2, 10, S. 119: *wie ich mich zu rächen verstehe: ...*

I, 2, 12, S. 129: *nicht vom Rhinoceros unterscheiden kann: ...*

— S. 130: *halt mich ... für einen Kerl: ...*

I, 2, 16, S. 145: *Du kennst Amalien: ...*

I, 2, 17, S. 148: *disputieren: ...*

— S. 150: *Sinnlichkeit: ...*

I, 2, 24, S. 173: *der ihm viel Zeit und Verdruss kostet: ...*

I, 2, 25, S. 175: *so ward das Ganze aufgeschoben:*

I, 3, 4, S. 213: *Da Sie mir selbst nun zwar: ...*

I, 3, 6, S. 217: *etwas ruhiger seyn: ... — um vieles unbesorgter seyn ...*

- *hätt ich Ihnen vielleicht einen andern Vorschlag zu thun: ...*

I, 3, 8, S. 230: *vom ersten Tage unsrer Reise an: ...*

I, 3, 10, S. 249: *ein Unternehmen, das mir auch in kurzer Zeit gelang: ...*

— S. 252: *Ich suchte hundert Ursachen zu entdecken, die diesen Schritt hervorgebracht hätten, aber keine war befriedigend: ...*

— S. 255: *es fiel mir plötzlich der Wunsch ein: ...*

I, 3, 23, S. 310: *ich fühlte, dass mir [richtig: mich] ein Grauen: ...*

I, 3, 31, S. 345: *mein Glück beruht auf dem Ausspruche Ihres Mundes.*

O lassen Sie ihn glücklich werden: ...

I, 3, 33, S. 355: *Er hat es befohlen: ...*

II, 1, 1, S. 9: *dass es mir wie ein Magnet durch meine Seele geht: ...*

II, 1, 5, S. 38: *die Sonne flimmert bleich auf fernen Inseln: ...*

II, 1, 15, S. 74: *meine Imagination ist angefrischt: ...*

II, 1, 18, S. 89: *über Dein voriges Wesen: ... — S. 87: obgleich die That wahrlich wenigstens halb so strafbar wäre, als wenn Du einen lebendigen Zeugen Deiner Thorheit vernichtetest: ...*

II, 1, 21, S. 107: *so verdummt war ich gestern: ...*

II, I, 29, S. 128: *hat sich Dein Herz von Deinem Vater abwendig gemacht: ...*

II, I, 32, S. 138: *sie hat eine bezaubernde, lebhaft Laune: ...*

II, I, 34, S. 147: *Als ihre Mutter neulich schlafen gegangen war: ...*

II, I, 38, S. 156: *Neulich war ich in der höchsten Verwirrung: ...*

II, I, 49, S. 181: *war es mir noch mehr zuwider: ...*

II, I, 53, S. 193: *Armseligkeiten ihres Geschlechts: ...*

II, 2, 18, S. 294: *Den gerundeten Himmel: ... — S. 295 in jedem dunklem Gange: ...*

II, 2, 22, S. 303: *auf eine simple Art: ...*

II, 5, 24, S. 313: *wo unsre Vernunft schier zurückbleibt: ... — hinter den [richtig: die] Coulissen zu blicken: ...*

II, 2, 28, S. 333: *um sich mit Eis zu erquicken: ... — Die Maske vom Gesichte nehmen: ... — Die oft gesuchte Maske: ...*⁴¹

II, 2, 32, S. 344: *taucht sich roth ins Meer hinunter: ... — S. 346: es ist mir jetzt ein neues, ruhiges Leben angegangen: ...*

II, 3, 5, S. S. 383: *möchten die ungeschickten, verwirrten Streiche: ...*
[...]

Diese Belege mögen genügen, um die Goetheschen Idiotismen und Stileigentümlichkeiten zu erkennen.

Ab Seite 137:

III. Tiecks [richtig: Goethes] Abhängigkeit von Restif⁴²

*Tieck gesteht in der Vorrede zur dritten Ausgabe des >William Lovell<, dabei [bei der Niederschrift des >William Lovell<] habe [er] ein jetzt wohl vergessenes oder nicht mehr beachtetes Buch seine Zuneigung sehr gewonnen, der >Paysan perversi< von Rétif de la Bretonne. Diese Bemerkung legt die Vermutung nahe, dass Tiecks [richtig: Goethes] Roman von dem genannten Werke des Franzosen beeinflusst sei, vielleicht auch von der etwas später erschienenen Ergänzung, dem Roman >La Paysanne perversie<. Eine Vergleichung beider Romane [mit dem >William Lovell<] zeigt in der That die völlige Abhängigkeit Tiecks [richtig: Goethes] von Restif.*⁴³

⁴¹ Fußn. Hrsg.: Lieblingswort Goethes: Maske. Siehe auch L. Baus, >Nachtwachen von [des] Bonaventura, alias J. W. v. Goethe<.

⁴² Fußn. Hrsg.: Die Schreibweise des Namens ist uneinheitlich. Restif und Rétif.

⁴³ Fußn. Hassler: Im folgenden beziehen sich alle deutschen Citate auf die erste Ausgabe des >William Lovell<, die französischen sind sämtlich der „edition adaptee“ des >Paysan perversi< entnommen, wenn nicht ausdrücklich >La Paysanne perversie< genannt ist. Die französischen und deutschen Zitate [in den Fußnoten] sind vom Hrsg. weggelassen.

Schon die Form der Darstellung ist in beiden Werken dieselbe. Wie Restif, lässt Tieck [richtig: Goethe] die handelnden Personen sich lediglich in Briefen aussprechen, so gelingt es ihm leicht, verwickelte Seelenzustände zu schildern, dem Leser den genauesten Einblick in das Denken und Fühlen der Personen zu geben und so die Situationen und Begebenheiten zu erklären. Gewisse Mängel haften freilich dieser Art der Darstellung an, die bei rein epischem Vortrag vermieden werden. Man muss sich oft mit Nebendingen, sogar mit Förmlichkeiten von der grössten Bedeutungslosigkeit beschäftigen; ein und derselbe Vorfall wird mehrmals von verschiedenen Personen berichtet.

Auch den Grundgedanken seines Werks hat Tieck [richtig: Goethe] ohne Zweifel von Restif entlehnt. Gleich ihm schildert er einen jungen unerfahrenen Menschen, von ursprünglich edlem Charakter, aber sehr reizbarem Temperament, der aus der Enge seines bisherigen Gesichtskreises in den Strudel der Welt hinein gerät und infolge einer planmässigen Verführung von Stufe zu Stufe sinkt, um schliesslich beim gänzlichen moralischen Bankrott zu enden. Selbst die Art, in der Tieck [richtig: Goethe] diesen Grundgedanken im einzelnen durchführt, zeigt überall den Einfluss des französischen Vorbilds. Eine Vergleichung der beiden Haupthelden und der beiden Verführer wird das zeigen. Selbst unter den Nebenpersonen der beiden Romane ergeben sich zahlreiche Parallelen. Eine Fülle von Einzelheiten in den Charakteren und in den Ereignissen / 138/ beweist die ausserordentlich grosse Abhängigkeit Tiecks [richtig: Goethes] von Restif selbst im Nebensächlichen.

Vergleichen wir zuerst die äusseren Schicksale der Helden der beiden Romane mit einander. In der Einsamkeit des Landlebens, auf den Gütern seines Vaters und auf den Landsitzen befreundeter Familien ist William Lovell in kindlicher Unschuld herangewachsen. In seinem reinen Herzen ist die Liebe zu Amalie Wilmont entstanden. Sein verständiger, aber kurzsichtiger Vater schickt ihn zur Vervollständigung seiner Bildung auf Reisen. Sobald er in Paris die Damen der grossen Welt kennen lernt, verblasst die Erinnerung an Amalie. In den Armen einer raffinierten Kokette, der Gräfin Blainville, verliert er seine Unschuld und vergisst die Geliebte in der Heimat. Alle diese Züge finden sich auch im Leben Edmonds, des Paysan. Er ist fern vom Treiben der Grossstadt auf dem Lande herangewachsen. Seine Jugend war überaus glücklich und heiter, das klingt durch alle Briefe der ersten Zeit hindurch. Er hat im stillen seine Neigung der Cousine Laurote geschenkt.

Der Vater sendet ihn in bester Absicht in die Stadt, wo Edmond die Geliebte vergisst, sobald er andere Damen kennen gelernt hat. Er erliegt den Verführungskünsten eines Weibes, der Mlle Manon, welche die Folgen eines Fehltritts verbergen muss und ihn daher mit allen Mitteln der Koketterie an sich zu fesseln sucht. Fremdem Rate folgend, schrickt sie nicht davor zurück, ihn zu verführen. Die weiteren Schicksale Williams und Edmonds entwickeln sich ganz in derselben Weise. Lovell lernt einen

Italiener Rosa kennen, der ihn anfangs abstösst, allmählich aber das Herz des Unerfahrenen voll/39/ständig gewinnt, so dass Lovell sich des älteren Freundes Weltanschauung durchaus aneignet. Der Paysan tritt ebenso in ein enges Verhältnis zu einer ihm überlegenen Persönlichkeit, zu Gaudet d'Arras, der ihn anfangs studiert, wie Rosa den Lovell, und gelegentlich über ihn spottet, wie dieser es von jenem vermutet. Schliesslich gerät Edmond ganz in die Gewalt Gaudets, dessen verderbliche Anschauungen er annimmt.

Lovell ergiebt sich nun einem wilden, sittenlosen Leben. Insonderheit entfacht Rosa seine glühende Sinnlichkeit, indem er ihn zu zwei ihm bekannten römischen Hetären führt und ihn zum Genossen der eigenen Ausschweifungen macht. Bald jedoch genügen diese Mädchen Lovell nicht mehr; er sucht und findet neue Vergnügungen bei den /140/ Dirnen der Strasse. Er ergiebt sich dem Trunke und fröhnt dem Spiel. Genau so treibt es Edmond. Gaudet macht ihn mit zwei Mädchen von leichten Sitten bekannt, bestärkt ihn in diesem Verkehr und geht ihm auf der Bahn des Lasters mit eigenem Beispiel voran. Edmond sucht seine Freuden schliesslich bei den feilen Dirnen, ergiebt sich dem Trunke und wird ein Spieler.

Beide sinken noch tiefer. Der bisherigen Genossinnen überdrüssig, scheut Lovell nicht davor zurück, ein unschuldiges Mädchen Namens Rosaline zu verführen, der er, um zum Ziele zu gelangen, die Ehe verspricht. Er quält sie mit dem Vorwurf, dass sie ihn nicht liebe, vergiesst heuchlerische Thränen und braucht schliesslich /141/ Gewalt. Dann überlässt er Rosaline der Schande und Verzweiflung, um kühlen Herzens zu seinen Hetären zurückzukehren. Rosa hatte ihm den Rat gegeben, dem Mädchen die Ehe zu versprechen. Ihm berichtet Lovell jeden Fortschritt in der Verführung, ihm schildert er des Mädchens Fall bis in die kleinsten Einzelheiten. Rosa befriedigt später an dem Opfer seines Schülers die eigene böse Lust. Alle diese Züge finden wir bereits im >Paysan perversi<. Edmond verführt seine Cousine Laurote und schildert Gaudet mit grosser Ausführlichkeit, wie es ihm gelungen sei. Es fehlen weder das Eheversprechen, noch der Vorwurf, dass sie ihn zu wenig liebe, noch die heuchlerischen Thränen, noch schliesslich die Anwendung der Gewalt. Nachdem Edmond sein Gelüst befriedigt, wendet er sich sofort einer andern zu. Herzlos lässt er es geschehen, dass die arme Verführte später ins tiefste Verderben gerät, zur Prostituierten wird. Auch hier befriedigt der Meister an dem Opfer des Schülers die eigene Lust.

In beiden Romanen haben die Söhne im Taumel des Sinnenrausches keine Zeit, an das Elternhaus zu denken. Da Lovell seit der ersten Zeit seines römischen Aufenthaltes nicht mehr an den alten Vater geschrieben hat, lässt dieser ihn durch einen Freund an seine Kindespflicht mahnen. Während jener Rosalinen nachstellt, kommen neue Klagen des Greises über seine „sparsamen und wortkargen Briefe“.

Selbst die Nachricht, dass der Vater in einem Prozess fast all sein Besitztum verloren habe, macht auf den Sohn keinen Eindruck, er antwortet keine Zeile, und selbst als der sterbende Vater ihn beschwört, zurückzukehren, gibt er keine Antwort. Nicht anders handelt der /142/ Paysan. Seine anfangs so häufigen Briefe nach Hause werden immer seltener, sie verstummen schliesslich. Zuletzt müssen sich seine Angehörigen mit der Bitte um Nachricht an eine befreundete Dame wenden, die Edmond drängt, an seine Eltern zu schreiben.

Beide Helden haben die äusserste Grenze der Korruption noch nicht erreicht: der Wüstling wird schliesslich zum Verbrecher. Nach England zurückgekehrt, verführt Lovell die Schwester seines ehemaligen Freundes Burton, die Braut eines Mannes, der ihm einst nahe gestanden.

Wie er Rosalinens Bräutigam auf dem Wege von Neapel nach Rom eine tödliche Wunde beigebracht, so schüttet er jetzt dem ehemaligen Freunde aus Rachsucht Gift in den Wein. Aehnliches wird vom Paysan erzählt. Er entehrt auch noch Madame Parangon, der er zu grösstem Dank verpflichtet war; er befriedigt seine Rachsucht, ermordet sogar später die eigene Schwester.

Lovell irrt darauf in London umher, greift wieder zu Karten und Würfeln, macht „ansehnliche Gewinne“, aber auf der Rückreise verlässt ihn in Paris sein Glück. Im Wein sucht er Trost, er gerät in die schlechteste Gesellschaft, bald verliert er alles, was er hat. Der Spieler wird zum Betrüger. Der Paysan, den wir bereits als Trinker und Spieler kennen gelernt haben, bewegt sich gleichfalls in der schlimmsten Gesellschaft, er verfällt dem Spielteufel immer mehr. Die gewaltigen Verluste, die er mit seiner Schwester erleidet, machen sie beide zu Falschspielern.

Wenn Lovell zwischendurch als Bettler auf den Marktplätzen liegt und die Vorübergehenden um Almosen anfleht, so hat ohne Zweifel auch hier Tieck [richtig: Goethe] das Schicksal des Paysan vorgeschwebt, der uns zuletzt dauernd als Bettler begegnet. Dass man den Ver/143/schollenen schliesslich tot glaubt, stammt auch aus Restifs Werk; denn der spurlos verschwundene und nur zeitweise wieder auftauchende Edmond wird schliesslich thatsächlich für tot gehalten, da er die Asicht ausgesprochen hat, sich zu töten.

Selbst diese Selbstmordgedanken finden wir bei Lovell wieder, wie überhaupt die Verzweiflung, der beide zuletzt anheimfallen, dieselben Züge aufweist. Es fehlt dieser Reue trotz ihrer masslosen Heftigkeit an jeder rechten Frucht; es scheint bisweilen sogar, als ob die selbstquälerischen Betrachtungen beiden einen gewissen Genuss bereiteten; jedenfalls rafft sich weder der eine noch der andere zu einem sittlichen Entschluss, zu einer wirklich sühnenden That auf. Es ist bei beiden eine sentimentale, unfruchtbare und darum wertlose Reue. Schon III, 1, 4 wirft das Gewissen Lovell den Tod seines Vaters, Pietros, Rosalinens und das Unglück Anialiens vor. Am deutlichsten spiegelt sich seine innere Qual III, 2, 41. Besonders das Gedicht ist charakteristisch:

*„Was rührt sich in den Bäumen? Ists mein Vater?
Er will zu mir! er kömmt mit Rosalinen
Und langsam geht Pietro hinter ihm,
Auch Willys Kopf streckt sich aus feuchtem Grabe!
Hinweg! ich kenn euch nicht! zur Höll' hinab! . .
Und in mir klopft ein ängstlich feiges Herz.
Ihr alle richtet mich? verdammt mich alle?“*

In demselben Briefe schreibt er: „Eine schreckliche Nüchternheit befällt mich, wenn ich an mich selbst denke, ich fühle meine ganze Nichtswürdigkeit, wie jetzt nichts in mir zusammenhängt, wie ich so gar nichts bin, nichts, wenn ich aufrichtig mit mir verfare. O, es ist schrecklich, Rosa! sich selbst in seinem Innern nicht beherbergen zu können ... von den niedrigsten Leidenschaften hingerissen, die ich verachte und die mich dennoch auf ewig zu ihrem Sklaven gemacht haben. Ohne Genuss umher getrieben, rastlos von diesem Gegenstände zu jenem getworfen, in einer unaufhörlichen Spannung, stets ohne Befriedigung, lüstern mit einer verdorbenen, in sich selbst verwesten Phantasie, ohne frische Lebenskraft, von einem zerstörten Körper zu einer erdrückenden Melankolie gezwungen, die mir unaufhörlich /144/ die grosse Rechnung meiner Sünden vorhält ... was mich am meisten zu Boden wirft, ist, dass ich mir nicht als ein Ungeheuer, sondern als ein verächtlicher, gemeiner Mensch erscheine.“

Ganz ähnlich äussert sich die Reue Edmonds. Von lettre 222 an wird er nicht müde, sich in den stärksten Ausdrücken einen Verworfenen zu nennen, seine Schuld immer schlimmer darzustellen, die allgemeine Verachtung als sein Los vorauszusetzen. Trotzdem ist man geneigt anzunehmen, er fühle sich in der Rolle eines „schrecklichen Beispiels göttlicher Gerechtigkeit“ ganz wohl; denn trotz der Bitte, ihn nicht zu suchen und trotz der Versicherung nie zurückzukehren, bestürmt er seine Angehörigen mit Briefen und stellt sich ihnen in allerhand Vermummungen immer wieder in den Weg. Aehnlich sagt Lovell, er wolle in den Folterschmerzen, im Kampfe des Gewissens seine Freude finden. Jedenfalls gelangt wieder der eine noch der andere zu wahrer Buße. Wenn Edmond das Sühnebild, das sein letztes Verbrechen darstellt, heimlich in die Kirche des Heimatdorfes bringt, nachts die Marmorskulpturen auf dem Grabe der Eltern aufstellt, die aus Kummer über ihn gestorben sind, und unerkannt seinen Kindern ihre Bilder schenkt, so ist das ebenso wertlos, wie Lovells Plan, seine Verbrechen „durch Sorgfalt an Blumen und Bäumen“ abzubüßen und den Menschen, die er ins Grab gebracht hat, Denkmäler im Garten zu setzen, um an ihnen Gottesdienst zu halten und „so sein Herz wieder zu reinigen“. Als ob das so leicht möglich wäre!

So müssen beide Dichter durch gewaltsamen Tod einen einigermaßen befriedigenden Abschluss des verfehlten Lebens ihrer Helden herbeiführen. Edmond endet unter den Rädern eines Wagens mit den Worten: „Nun sind alle meine Verbrechen bestraft!“ Lovell wird von der Kugel eines Rächers

niedergestreckt, nachdem er sich die Malve /145/ auf die Brust geheftet, wodurch er offenbar seinen Tod als einen notwendigen und verdienten bezeichnen will.

Tieck [richtig: Goethe] hat aber nicht nur den äusseren Lebensgang seines Helden dem Edmonds nachgezeichnet, sondern auch den Charakter Lovells ganz nach dem des Paysan geschildert. Beide sind sehr reizbare Naturen, leicht von Eindrücken und Stimmungen beeinflusst, phantastisch, exaltiert und launenhaft. Ihr Charakter ist ohne Festigkeit. Gerade auf dieser inneren Haltlosigkeit beruht die große Ähnlichkeit im Wesen der beiden.

Mangel an Charakterstärke lässt Lovell, den Verlobten der Amalie, den Verführungskünsten der Blainville erliegen. Dem Sinnenrausche, den er lebhaft schildert, folgt schon am andern Morgen die Ernüchterung. Amaliens Andenken erwacht in ihm, er fühlt, dass er ein Elender ist, und alsbald schreibt er der „theuersten Amalie“: „Ich sollte Sie vergessen? Nimmermehr! Derselbe Lovell redete sich vorher ein: „Ich habe sie nie geliebt“. Derselbe, der vor wenigen Tagen der Blainville versicherte, dass er sie „unaussprechlich liebe“, schreibt kalten Herzens: „In Louise Blainville habe ich mich geirrt; es lebt nur eine Amalie und es giebt nur ein Glück“. Als ihm später der Vater die Einwilligung zur Vermählung mit ihr versagt, nennt er sich „ausgerottet aus der Reihe der Glücklichen, aus dem Paradiese hinausgestossen“, spricht von seinem blutenden Herzen und möchte „rasen“, wenn er sich ihr Bild zurückruft. Bald darauf ist ihm der Verlust der Geliebten etwas, das ihm „jetzt ganz gleichgültig ist“. Eben wollte er noch „das Maß seines Elends bis oben hin füllen“, und nun will er sich im Bucho der Welt seine „Genüsse aussuchen“ und erklärt: „Die Freude ist mein Gott und die Bestimmung meines Lebens“. Nach vielen Monaten, als Amalie längst einem andern gehört, zieht es ihn mächtig zu ihr hin, sodass er sich schließlich selbst ironisiert: „Vielleicht ist es eine Notwendigkeit, dass der Mensch unaufhörlich mit seinem Wesen wechselt ... Bunt wie das Kamäleon trägt er bald diese, bald jene Farbe.“ Dieses Umschlagen einer Leidenschaft in Gleichgültigkeit finden wir auch in Lovells Verhältnis zu Rosaline, in seinen Beziehungen zu Emilie Burton und in seiner Freundschaft mit Eduard /146/ Burton. In ihr tritt plötzlich eine gewisse Erkaltung ein. Nachdem dann die alte Liebe noch einmal emporgelodert, folgt der völlige Bruch infolge eines niederträchtigen Briefes Lovells. An die Stelle überschwenglicher Liebe tritt übertriebener Hass, er verführt des Freundes Schwester, schüttet ihm selber Gift in den Becher, um ihn zu ermorden, und verharrt auch, als dieser Anschlag vereitelt ist und Burton ihm großmütig forthelfen will, in seiner unbegründeten Feindschaft. Dann aber giebt er sich von neuem in widerlicher Sentimentalität den Erinnerungen an die früheren herzlichen Beziehungen hin, bis er in seinen Hass zurücksinkt und des Freundes Schwester vollends unglücklich macht. Dieses Hin- und Herschwankens ist

sich Lovell völlig bewusst, denn er sagt von sich, dass er „wandelbarer wie Proteus oder ein Kamäleon sei“.

Edmond gleicht ihm auch in dieser Hinsicht gänzlich. Das zeigt sich zunächst in seinem Verhältnis zu Mlle Manon. Nachdem er anfangs in starken Ausdrücken der Entrüstung von ihr gesprochen, schwankt er lange, ob er sie oder Edmée wählen soll. Kaum hat er sich für sie entschieden, so ist er wieder ganz empört über sie. Trotzdem erliegt er ihrer Lockung, heiratet sie heimlich, bricht ihr aber sehr bald die Treue. Dennoch malt er sich unmittelbar danach die Vereinigung mit ihr aufs schönste aus.

Aufrichtig scheint seine Reue, als seine Gattin aus Gram über seinen /147/ Treubruch Hand an sich legt, aber rasch vergisst er dann seinen Schmerz und seine Gewissensbisse in den Armen einer andern. Man verfolge ferner das Keimen und Wachsen seiner heissen Liebe zu Edmee, so wird man staunen, wie rasch er den Wunsch, sie zu besitzen, aufgibt und sie kühlen Herzens dem Bruder aufschwätzt, freilich nur um sehr bald seine Ansicht abermals zu ändern. Selbst in seinen Beziehungen zu Mme Parangon zeigt sich beständig seine innere Haltlosigkeit. Er vermag ihr schliesslich seine glühende Leidenschaft nicht mehr zu verbergen, gleichwohl verspricht er ihr, sich zu bezwingen; aber unmittelbar danach vergisst er sein Versprechen und vergewaltigt sie. Nun kennt er weder Mass noch Ziel in seiner Reue.

Wenige Tage später hat er unter Gaudets Einfluss seine Ansicht vollständig geändert: er erzählt ihm mit Behagen alle Einzelheiten seiner That und ist entzückt über die daraus entstehenden Vaterhoffnungen. Bald darauf erwacht seine Leidenschaft sogar von neuem. Als seine Schwester Ursule von dem Marquis entführt und entehrt ist, zeigt sich seine ganze Charakterlosigkeit. Anfangs ist er ausser sich vor Wut, aber bald sehen wir ihn als Freund dieses Marquis, als Galan der Gattin desselben und hören, dass Ursule mit seiner Zustimmung ihres Verführers Maitresse geworden ist. Unaufhörlich schwankt er auch /148/ zwischen Gaudet und Mme Parangon hin und her, die ihn beide in entgegengesetzter Richtung zu beeinflussen suchen. Heute klagt er, dass seine Schwester rettungslos dem Abgrunde zueile, morgen gesteht er selber seine verbrecherische Neigung zu ihr ein. Schliesslich erliegt er ihrer Verführung in blutschänderischer Umarmung. Der eigene Bruder nennt ihn von Anfang an eine Wetterfahne, und Gaudet wirft ihm vor, er lasse sich wie ein kleines Kind beeinflussen.

Ein anderer Zug in Lovells Wesen, der aus Restifs Roman stammt, ist das auffallende Geschick, für die eigene Immoralität durch sophistische Reflexionen eine theoretische Grundlage zu finden, um das Unmoralische der eigenen Handlungen hinwegzuräsonnieren. So beschönigt Lovell seine Untreue gegen Amalie und sein empörendes Verhalten gegen Emilie Burton, sogar den Mordversuch gegen ihren Bruder. Ähnlich sucht Gaudet Edmonds Gewissen beständig zu beruhigen, selbst den künstlich herbeigeführten Tod der Mme de Sarra stellt er als etwas Harmloses hin, wie auch Ursule eine

wahre Meisterschaft zeigt, alle ihre Handlungen sophistisch zu rechtfertigen. [...]

/155/ Wenn wir in Tiecks Roman gegenüber all diesen verkommenen Existenzen keine einzige Persönlichkeit entdecken, die den Kampf gegen die Versuchung siegreich besteht und durch ihre sittliche Kraft sich rein erhält, sondern nur farblose Gestalten englischer Lords und Ladys, die zufällig nicht auch so geworden sind wie Lovell, und die darum so nachsichtig gegen den armen Lovell sind, dass sie ihn nur für einen bemitleidenswerten Menschen halten und in widerlicher Weichlichkeit ihm nachjammern, so ist auch hierfür in letzter Linie das Unzulängliche des Vorbildes verantwortlich zu machen, das, abgesehen von der „inexpugnable Madame Paragon“, auch nur die schlichten Landleute, die nur, weil sie die Stadt nicht kennen gelernt haben, ihren Gefahren nicht erlegen sind, als moralisch rein vorführt.

Noch ein anderer Fehler des Tieckschen [richtig: Goetheschen] Romans dürfte auf Rechnung der französischen Vorlage zu setzen sein. Alle Personen des Romans sind ohne ernste Lebensaufgabe; sie arbeiten nicht, sie langweilen sich nur. Lovell und Rosa gleichen auch hierin dem Edmond und dem Gaudet Restifs. Auch alle andern vornehmen Herren /156/ bei Tieck wissen nicht, wie sie ihre Zeit verbringen sollen.⁴⁴ Als einer einmal den Versuch macht, [aus Langeweile] ein Amt zu übernehmen, lächelt er über sich selbst und kommt sich ungemein abgeschmückt vor.

Alle haben Geld in Hülle und Fülle: Wilmont, Mortimer und Burton sind Grossgrundbesitzer; Balder liess sich sein Vermögen aus Deutschland überschreiben, die Familie seiner Gattin war reich; Francesco hat zum Glück so viel Vermögen, dass er und seine künftige Frau gemächlich davon leben können; Adriano will mit seinen Eltern auf einem Landhause in der Stadt leben. In ihnen allen klingt etwas nach von den Lebemännern des französischen Romans, dem Marquis de*, dem conseiller H*, dem comte de*, dem jeune page, dem Financier, dem Ambassadeur Italien, dem Lagonache und wie sie heissen. Es fehlt den Tieckschen [richtig:

⁴⁴ Fußn. Hassler: Karl Wilmont I, 2, 12: „Der gänzliche Müssiggang behagt mir nicht recht, und doch würde es mir schwer werden, ihn aufzugeben ... mischt sich aber die liebe Langeweile ins Spiel ... der zur Not, wenn ihn die Langeweile plagt, auf die Jagd geht oder nach der nächsten Stadt reitet oder Whist spielt oder Romane liest oder dir einen Brief schreibt ...“ - Derselbe II, 1, 8: „oft wochenlang ... ohne zu wissen, wie ich die Zeit hinbringen sollte ... Langeweile ist gewiss die Qual der Hölle, denn bis jetzt lebe ich noch keine grössere kennen lernen ... aber so wie ich dasitzen und die Nägel betrachten, im Zimmer auf und niedergehen, um sich wieder hinzusetzen, die Augenbrauen zu reiben u. s. w.“ - Balder II, 1, 5: „Ich weiss selbst nicht, warum ich schreibe. Aber ebensowenig weiss ich, warum ich Atem schöpfe. Es ist alles nur, um die Zeit auszufüllen und etwas zu thun ... sonst würde schon der Knabe die Augen zumachen und sich vom langweiligen Schattenspiel [des Lebens] entfernen und sterben.“ - Adriano III, 2, 16: „... im Grunde ist mir eine Wohlthat geschehen, denn ich habe nun alle Zeit für mich und habe nicht nötig, mich mit unangenehmen Geschäften zu quälen.“ - Francesco III, 2, 17: „... es giebt gar nichts so fürchterliches, als wenn man irgend etwas zu thun hat ... wenn ich ein Dichter wäre, mein erstes Gedicht wäre ein Lob der Faulheit.“

Goetheschen] Menschen alles Kernige und Markige, weil die Restifschen Vorbilder nichts davon aufzuweisen haben. So groß ist die Abhängigkeit Tiecks von Restif auch in Bezug auf die Nebenpersonen des Romans.

Endlich hat Tieck auch viele einzelne Züge von geringerer Wichtigkeit dem französischen Roman, zum Teil vielleicht unbewusst, entnommen. Man kann zweifeln, ob Lovells abfällige Kritik der Pariser Theater mit Gaudets wegwerfenden Bemerkungen darüber zusammenhängt; ob die Szene zwischen Lovell und der Blainville in einer Laube des Gartens dem Zwiegespräch zwischen Edmond und Manon nachgebildet ist; ob Tieck sich bei dem Bilde, das dem jungen Lovell durch seine eigentümliche Beleuchtung Schrecken einflösst, an das Bild Ursules in der *>Paysanne pervertie<*, das durch einen vom /157/ Winde bewegten Vorhang zum Schrecken der Frauen beschattet wird, erinnert hat. Vielleicht darf man auch nicht behaupten, dass die ergreifende Schilderung des Seesturms, der Lovell auf der Fahrt von England nach Frankreich erzittern macht, durch die Äusserung Edmonds, er habe vergeblich gehofft, das Meer werde ihn verschlingen, angeregt ist. Es ist vielleicht ein blosser Zufall, dass Willy die Rolle des Vaters spielt, um Lovells Verhältnis zu Rosaline in Gang zu bringen, wie Gaudet, als Vater verkleidet, Zephire einen Gatten verschafft. Vielleicht thut man Tieck [richtig: Goethe] sogar Unrecht, wenn man glaubt, er führe seine Leser an den offenen Sarg Biancas, weil er bei Restif Ähnliches gelesen, oder wenn man vermutet, die Scenerie des Raumes, in dem Lovell durch die geheimen Nuancen der Wollust geht, sei ein Reflex des raffiniert eingerichteten Boudoirs Ursules, oder dass dem Erbschaftsprozess Burton contra Lovell nur die Erinnerung an den im *>Paysan perverti<* erwähnten Prozess zu Grunde liege, über dessen Verlust der alten Servigne sich ebenso zu Tode grämt, wie dort Lovells Vater. Schwerlich haben endlich weder die Vergiftungsversuche bei Tieck etwas mit der Vergiftung im *>Paysan perverti<* zu thun, noch die Entführung der Emilie Burton etwas mit der Entführung Ursules.

Dagegen findet sich bei Tieck [richtig: bei Goethe] eine Reihe von nebensächlichen Zügen, die unverkennbar aus dem französischen Muster stammen. Bei Lovells und Willys Schilderung ihrer ersten Eindrücke in Paris fallen uns sofort die ersten Briefe Edmonds und Ursules aus dieser Stadt ein. Alle heben gleichmässig den Gegensatz zwischen dem Wohlleben der Reichen und dem Elend der Armen hervor. Der /158/ wüste, unregelmäßige Steinhaufen, mit dem Lovell seine Schilderung beginnt, erinnert fast wörtlich an Edmonds erste Zeile. In Willys Entrüstung über das rasche Fahren der Vornehmen in Paris klingt deutlich Edmonds Tadel über diesen Unfug wieder. Seiner rührenden Klage, man habe einen alten Mann so unbarmherzig überfahren, dass er am Abend gestorben, liegt eine Erinnerung an die Scene im *>Paysan perverti<* zu Grunde, wo der Greis Edmond unter den Rädern einer Kutsche sein Leben aushaucht.

Der Bettler Edmond hat mehrfach als Vorbild gedient. Sicherlich schwebt seine rührende Gestalt Tieck [Goethe] vor, wenn er Lovell

schreiben lässt: „viele Meilen beschäftigte meine Phantasie ein weinender Bettler, den ich am Wege hatte sitzen sehen“, und unwillkürlich erinnert man sich an den gänzlich Erblindeten, wenn Tieck [Goethe] an zwei anderen Stellen das Elend eines blinden, bettelnden Greises und die Hilflosigkeit eines blinden bettelnden Knaben schildert.

Wenn Lovell ruhelos umherschweift und sich unwiderstehlich zu den Stätten seines früheren Glückes hingezogen fühlt, so ist das nichts anderes als eine Nachbildung des unsteten Lebens des Paysan gegen Ende seiner Laufbahn. Wie Lovell in London an Amaliens Hause vorüber schleicht, sie im Theater zu erblicken glaubt und ihm ihre Schleppe, der Saum ihres Kleides in diesem Augenblicke heilig war, so streift Edmond in Paris umher, lässt die Erinnerungen an die Vergangenheit auf sich wirken, begegnet der einst geliebten Mme Parangon und küsst unerkannt den Saum ihres Kleides. Als Lovell verkleidet /159/ im Park von Bonstreet umher wandert, ergeht es ihm wie dem Paysan, als er sinnend in dem Wäldchen bei seinem Heimatdorfe weilt; die Erinnerung an das Gewesene kommt in der Einsamkeit mächtig über beide. Wie Lovell Roger-Place in der Hoffnung besucht, den Freund und die Jugendgeliebte zu sehen, genau so schleicht Edmond an Loiseaus Fenster umher, er hört Mme Parangons Stimme und beobachtet die Schatten an den Fenstern, selbst in die Nähe des Elternhauses treibt es ihn. Mit einer wollüstigen Selbstquälerei geben sich beide den schmerzlichen Empfindungen hin, die diese Stätten in ihnen wecken, die Thränen treten ihnen unwillkürlich in die Augen. Beide bleiben bei diesen Gängen unerkannt.

Diese Auszüge aus dem Werk von Karl Hassler mögen genügen, um eindeutig zu beweisen, dass Goethe den Roman >Paysan perverti< von Restif de la Bretonne als Vorlage für seinen >William Lovell< nahm.

Interessante Auszüge aus dem >William Lovell<

Drittes Buch

William Lovell an Eduard Burton

[...] Der fruchtbare und heitre Herbst⁴⁵ gibt den Gegenden hier [in Italien] eine eigentümliche Schönheit; die üppige Natur prangt mit allen ihren Schätzen; das frische Grün, der blaue Himmel, erquicken das Auge und die Seele. Ich habe schon Vall' ombrosa gesehn, die reizendste Einsamkeit, ich bin oft oben auf Fiesola, und gehe über die Gebirge hinweg und zur lachenden Stadt hernieder; ich besuche die anmutigen Haine, oder ich durchwandle die Tempel und ergötze mich an den Denkmalen alter Kunst. Täglich fühl ich mich entzückt, alles ist mir schon bekannt und der Reiz des Fremdartigen verbindet sich mit dem Gefühl des Heimischen.

Aber was ist es, (o könntest Du es mir erklären!) daß ein Genuß nie unser Herz ganz ausfüllt? - Welche unnennbare, wehmütige Sehnsucht ist

⁴⁵ Goethe kam im Herbst 1786 in Italien an.

es, die mich zu neuen ungekannten Freuden drängt? - Im vollen Gefühle meines Glücks, auf der höchsten Stufe meiner Begeisterung ergreift mich kalt und gewaltsam eine Nüchternheit, eine dunkle Ahnung - wie soll ich es Dir beschreiben? - wie ein feuchter nüchterner Morgenwind auf der Spitze des Berges nach einer durchwachten Nacht, wie das Auffahren aus einem schönen Traume in einem engen trüben Zimmer. - Ehedem glaubt ich, dieses beklemmende Gefühl sei Sehnsucht nach Liebe, Drang der Seele, sich in Gegenliebe zu verjüngen - aber es ist nicht das, auch neben Amalien quälte mich diese tyrannische Empfindung, die, wenn sie Herrscherin in meiner Seele würde, mich in einer ewigen Herzensleerheit von Pol zu Pol⁴⁶ jagen könnte. Ein solches Wesen müßte das elendeste unter Gottes Himmel sein: jede Freude flieht heimtückisch zurück, indem er darnach greift, er steht, wie ein vom Schicksale verhöhnter Tantalus in der Natur da, wie Ixion wird er in einem unaufhörlichen martervollen Wirbel herumgejagt: auf einen solchen kann man den orientalischen Ausdruck anwenden, daß er vom bösen Feinde verfolgt wird. - Man fühlt sich gewissermaßen in eine solche Lage versetzt, wenn man seiner Phantasie erlaubt, zu weit auszuschweifen, wenn man alle Regionen der schwärmenden Begeisterung durchfliegt - wir geraten endlich in ein Gebiet so exzentrischer Gefühle - indem wir gleichsam an die letzte Grenze alles Empfindbaren gekommen sind, und die Phantasie sich durch hundertmalige Exaltationen erschöpft hat - daß die Seele endlich ermüdet zurückfällt: alles umher erscheint uns nun in einer schalen Trübheit, unsre schönsten Hoffnungen und Wünsche stehn da, von einem Nebel dunkel und verworren gemacht, wir suchen mißvergnügt den Rückweg nach jenen Extremen, aber die Bahn ist zugefallen, und so befällt uns endlich jene Leerheit der Seele, jene dumpfe Trägheit, die alle Federn unsers Wesens lahm macht. Man hüte sich daher vor jener Trunkenheit des Geistes, die uns zu lange von der Erde entrückt; wir kommen endlich als Fremdlinge wieder herab, die sich in eine unbekannte Welt versetzt glauben, und die doch die Schwingkraft verloren haben, sich wieder über die Wolken hinauszuhoben. Auch bei den poetischen Genüssen scheint mir eine gewisse Häuslichkeit notwendig; man muß nicht verschwenden, um nachher nicht zu darben - sonderbar! daß ich alles dies vor wenigen Monaten von Mortimer schon hörte und es doch damals nicht glauben wollte! Seit ich es aber selbst erfunden zu haben glaube, bin ich vollkommen davon überzeugt. - Ist dies nicht ein ziemlich kleinlicher Eigensinn?

Doch ich vermeide itzt jene hohen Spannungen der Einbildungskraft, und sie sind auch nicht immer die Ursache, die jenes niederschlagende Gefühl in mir erzeugen, das mich zuweilen wider meinen Willen verfolgt⁴⁷.

⁴⁶ Analogon in den >Nachtwachen<, Seite /13/: „Da fliegt der Geist von Pol zu Pol, glaubt das ganze Universum zu überflügeln und wenn er zuletzt zur Sprache kommt - so ist es kindisch Wort und die Hand zerreißt rasch das Papier.“

⁴⁷ Analogon in den >Nachtwachen, Seite /14/: „Ein rein Toller, wie ich, findet unter solchen Umständen kein Unterkommen. Ich gehe deshalb auch nur jetzt bloß noch um die Poesie herum, das heißt, ich bin ein Humorist geworden, wozu ich als Nachtwächter die meiste Muße habe. Meinen Beruf zum Humoristen müßte ich hier freilich wohl zuvor erst dartun,

Keiner, als Du Eduard, kennt so gut den seltsamen Hang meiner Seele, bei fröhlichen Gegenständen irgendeinen traurigen, melancholischen Zug aufzusuchen und ihn unvermerkt in das lachende Gemälde zu schieben; dies würzt die Wollust durch den Kontrast noch feiner, die Freude wird gemildert, aber ihre Wärme durchdringt uns um so inniger; es sind die Ruinen, die der Maler in seine muntre Landschaft wirft, um den Effekt zu erhöhen. Dieser Art von feinstem Epikureismus habe ich manche Stunden zu danken, die zu den schönsten meines Lebens gehören - aber itzt gewinnen die traurigen Vorstellungen zuweilen so sehr die Übermacht in meiner Seele, daß sich ein düsterer Flor über alle andere Gegenstände verbreitet. Die Reise von Lyon durch Frankreich war die reizendste; allenthalben frohe und singende Winzer, die ihre Schätze einsammelten - aber viele Meilen beschäftigte meine Phantasie ein weinender Bettler, den ich am Wege hatte sitzen sehn und dem ich im schnellen Vorüberfahren nichts hatte geben können. Mit welchen Gefühlen muß er den Frohsinn seiner glücklichen Brüder angesehen haben, da er gerade sein Elend so tief empfand! Mit welchem Herzen muß er dem schnell dahinrollenden Wagen nachgeseufzt haben! - Dann so manche kleine Szenen der Feindschaft und Verfolgung, einer kläglichen Eitelkeit, in der so viele Menschen den kleinen Winkel, in dem sie vegetieren, für den Mittelpunkt der Welt halten - ach, hundert so unbedeutende Sachen, die den meisten Reisenden gar nicht in die Augen fallen, haben mir in sehr vielen Stunden meine frohe Laune geraubt.

Wohl mag dies übertriebne Reizbarkeit sein, die Abspannung notwendig macht und wohl in Hypochondrie ausarten kann. So quälte mich in manchen Stunden auf der Reise eine andre seltsame Vorstellung. Es war mir nämlich oft, als hätte ich eine Gegend oder eine Stadt schon einmal und zwar mit ganz anderen Empfindungen und unter ganz verschiedenen Umständen gesehn; ich überließ mich dann dieser wunderlichen Träumerei und suchte die Erinnerungen deutlicher und haltbarer zu machen und mir jene Gefühle zurückzurufen, die ich ehemals in denselben Gegenden gehabt hatte. – Oft wehte mich wohl auch aus einem stillen Walde, oder aus einem Tale herauf das schreckliche Gefühl an: ‚daß ich eben hier wieder wandeln würde, aber elend und von der ganzen Welt verlassen, das Abendrot würde über die Berge ziehn, ohne daß ich auf die Umarmung eines Freundes hoffen dürfte – das Morgenrot würde wieder aufdämmern, ohne daß meine Tränen getrocknet würden.‘⁴⁸ Ich betrachtete dann die Gegend genauer, um sie in diesem unglücklichen Zustande wiederzuerkennen und oft trat mir unwillkürlich eine Zähre ins Auge.

Aber wie komme ich zu diesen Vorstellungen? Du hast recht, die Melancholie ist ein ansteckendes Übel und ich glaube, daß sie bei mir nur

allein /15/ ich lasse mich nicht darauf ein, weil man es überhaupt jetzt mit dem Berufe selbst so genau nicht nimmt, und sich dagegen mit dem Rufe allein begnügt. Gibt es doch auch Dichter ohne Beruf, durch den bloßen Ruf - und somit ziehe ich mich aus dem Handel.“

⁴⁸ Offensichtlich ein Zitat. Welcher Dichter und welches Werk hier zitiert wird, ist mir unbekannt.

eine fremdartige Krankheit sei, die mir Balder mitgeteilt hat. Er macht mich
itzt sehr besorgt, denn er ist verschlossener und trauriger als je; zuweilen
begegne ich einem seiner verirrtten Blicke und ich erschrecke vor ihm. Ich
habe schon einigemal in ihn gedrungen, mir deutlicher von der Ursache
seines tiefen Grams zu sprechen, aber vergebens. Sollte die Freundschaft
keinen Trost für seine Leiden haben? -

Lebe wohl, Du erhältst meinen nächsten Brief aus Rom. -

10

William Lovell an Eduard Burton

Rom.

Der italienische Winter kündigt sich schon durch häufige
Regenschauer an. Ich verspare auf unser Wiedersehn alle meine
Bemerkungen über die Kunstschatze und verweise Dich auf mein Tagebuch
hierüber⁴⁹. Wie will ich mich freuen, wenn ich alle meine Papiere vor Dir in
dem geliebten Bondly ausbreiten kann, und Du mich belehrst, und ich mit
Dir streite. Ich will Dir lieber dafür von meinem Umgange und meinen
Freunden erzählen. Rosa interessiert mich mit jedem Tage mehr; ohne daß
er es selbst will, macht er mich auf manche Lücken in meinem Wesen
aufmerksam, auf so viele Dinge, über die ich bisher nie nachgedacht habe
und die doch vielleicht des Denkens am würdigsten sind, aber mein
Verstand hatte sich bis itzt nie über eine gewisse Grenze hinausgewagt.
Rosa ermuntert mich, meine Schüchternheit fahrenzulassen, und er selber ist
mein Steuermann in manchen dunkeln Regionen. Balder zieht sich oft ganz
von uns zurück, er träumt gern für sich in der Einsamkeit, meine Besorgnis
für ihn nimmt mit jedem Tage zu, denn er ist sich oft selbst nicht ähnlich.
Neulich war das Wetter schöner, als es gewöhnlich um diese Jahreszeit zu
sein pflegt, wir gingen im Felde spazieren und ich suchte ihn auf die
Schönheiten der Natur aufmerksam zu machen, aber er brütete düster in sich
selber gekehrt. – „Worüber denkst du“, fragte ich ihn dringend; „du bist seit
einiger Zeit verschlossen, du hast Geheimnisse vor deinem Freunde, gegen
den du sonst immer so offenherzig warst. - Was fehlt dir?“

„Nichts“, antwortete er kalt und ging in seinem Tiefsinne weiter.

„Sieh die reizende Schöpfung umher“, redete ich ihn wieder an, „sieh
wie sich die ganze Natur freut und glücklich ist!“

Balder: „Und alles stirbt und verwest; - vergissest du, daß wir über
Leichen von Millionen mannigfaltiger Geschöpfe gehn - daß die Pracht der
Natur ihren Stoff aus dem Moder nimmt - daß sie nichts als eine verkleidete
Verwesung ist?“⁵⁰

⁴⁹ Wiederum wie in der Realität: Goethe schrieb für Charlotte von Stein eine Tagebuch
seiner Reise von Karlsbad bis Rom.

⁵⁰ Siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<, VIII. Nachtwache: „Der
Totenkopf fehlt nie hinter der liebäugelnden Larve und das Leben ist nur das Schellenkleid,
das das Nichts umgehängt hat, um damit zu klingeln und es zuletzt grimmig zu zerreißen
und von sich zu schleudern. Es ist Alles Nichts und würgt sich selbst auf und schlingt sich
gierig hinunter und eben dieses Selbstverschlingen ist die tückische Spiegelfechterei als

„Du hast eine schreckliche Fähigkeit, allenthalben unter den lachendsten Farben ein trübes Bild zu finden.“

„Freude und Lachen?“, fuhr er auf, „was sind sie? Dies Grauen vor der Schönheit, ja vor mir selbst ist es, was mich verfolgt; vertilge dies in mir und ich werde dich und die übrigen Menschen nicht mehr abgeschmackt finden.“

„Warum aber“, fuhr ich fort, „willst du diese Art die Dinge zu sehn, die doch wahrlich nur eine Verwöhnung und kranke Willkür ist, nicht wieder fahrenlassen, und mit frohem Mut die wahre Gestalt der Welt wieder suchen?“

„Um so zu sehn, wie du siehst“, antwortete er; „ist aber dieser Anblick der wahre? Wer von uns hat recht? Oder werden wir alle getäuscht?“

„Mag es sein, aber so laß uns doch wenigstens den Betrug für wahr anerkennen, der uns glücklich macht.“

Balder: „Deine Täuschung macht mich nicht glücklich, die Farben sind für mich verbleicht, das verhüllende Gewand von der Natur abgefallen, ich sehe das weiße Gerippe in seiner fürchterlichen Nacktheit. - Was nennst du Freude, was nennst du Genuß? - Könnten wir der Natur ihre Verkleidung wieder abreißen - o wir würden weinen, wir würden ein Entsetzen finden, statt Freude und Lust.“

„Und warum? - Mögen wir doch zwischen Rätsel und Unbegreiflichkeiten einhergehen, ich will die frohe Empfindung meines Daseins genießen, dann wieder verschwinden, wie ich entstand - genug, im Leben liegt meine Freude. - Deine Gedanken können dich zum Wahnsinn führen.“

Balder: „Vielleicht.“

„Vielleicht? - Und das sagst du mit dieser schrecklichen Kälte?“

Balder: „Warum nicht? - Der Mensch und sein Wesen sind mir in sich selbst so unbegreiflich, daß mir jene Zufälligkeiten, unter welchen er so, oder anders erscheint, sehr gleichgültig sind.“

„Gleichgültig? - Du bist mir fürchterlich, Balder.“

Balder: „Dieses Gedankens wegen? - Es ist immer noch die Frage, ob ich beim Wahnsinne gewinnen oder verlieren würde.“

„Diese dumpfe Unempfindlichkeit, jenes Dasein, das unter der Existenz des Wurmes steht, diese wilde Zwittergattung zwischen Leben und Nichtsein wirst du doch für kein Glück ausgeben wollen?“

Balder: „Wenn du dich glücklich fühlst, warum soll es der Wahnsinnige nicht sein dürfen? - Er empfindet ebensowenig die Leiden der Natur, sein Sinn ist ebenso für das, was mich betrübt, verschlossen, als der deinige; warum soll er elend sein? - und sein Verstand -“

„Und dieses göttliche Kennzeichen des Menschen ist in ihm

gäbe es Etwas, da doch, wenn das Würgen einmal inne halten wollte, eben das Nichts recht deutlich zur Erscheinung käme, daß sie davor erschrecken müßten; Thoren verstehen unter diesem Innehalten die Ewigkeit, es ist aber das eigentliche Nichts und der absolute Tod, da das Leben im Gegenteile nur durch ein fortlaufendes Sterben entsteht.“

ausgelöscht? - Oder findest du auch in der Sinnlosigkeit eine Wollust?“

Balder: „Seine Vernunft! - O William, was nennen wir Vernunft? – Schon viele wurden wahnsinnig, weil sie ihre Vernunft anbeteten und sich unermüdet ihren Forschungen überließen. Unsre Vernunft, die vom Himmel stammt, darf nur auf der Erde wandeln; noch keinem ist es gelungen, über Ewigkeit, Gott und Bestimmung der Welt eine feste Wahrheit aufzufinden, wir irren in einem großen Gefängnisse umher, wir winseln nach Freiheit und schreien nach Tageslicht, unsre Hand klopft an hundert eiserne Tore, aber alle sind verschlossen und ein hohler Widerhall antwortet uns. - Wie wenn nun der, den wir wahnsinnig nennen ...“

„Ich verstehe dich, Balder: weil unsre Vernunft nicht das Unmögliche erschwingen kann, so sollen wir sie geringschätzen und ganz aufgeben dürfen.“

[...]

„Und wo steht denn“, fragte ich, „bei dir die Grenze zwischen Wahrheit und Irrtum?“ -

„Laß das“, indem er abbrach, „ich bin heut wider meinen Willen ein Schwätzer gewesen; da wir aber einmal davon sprachen, wollt ich dir diese seltsame Idee nicht zurückhalten.“

Wir gingen itzt wieder zur Stadt zurück und Balder war wieder tief in sich gekehrt.

Ich habe Dir, mein Eduard, dies Gespräch, so gut ich konnte, niedergeschrieben, Du kannst daraus die wunderbare Wendung kennenlernen, die der Geist meines Freundes genommen hat. - Ich will itzt schließen. Lebe wohl. -

Und doch, lieber Freund, ergreif ich die Feder noch einmal, um Dir einen Vorfall zu melden, der seltsam genug ist, so geringfügig er auch sein mag. Vielleicht daß mich heut das oben niedergeschriebene Gespräch sonderbar gestimmt hat, oder daß es eine Schwachheit ist, weil ich seit einigen Nächten fast nicht geschlafen habe, genug, ich will Dir die Sache erzählen, wie sie ist, Du wirst über Deinen Freund lächeln - aber, was ist es denn mehr? der Fall wird noch oft vorkommen. - Damit Du mich aber ganz verstehst, muß ich etwas weit ausholen.

Mein Vater hat eine kleine Gemäldesammlung, die nur sehr wenige historische Stücke und Landschaften enthält, sondern meistens aus Porträten seiner Verwandten, oder andern, ihm merkwürdigen Personen besteht. Ich ging als Knabe nie gern in dieses Zimmer, weil mir immer war, als wenn die Menge von fremden Gesichtern mit einem Male lebendig würde: vorzüglich aber fiel mir ein Bild darunter stets auf eine unangenehme Art auf. Der Kamin des Zimmers ist in einem Winkel angebracht, wo ein starker Schatten fiel und ein Gemälde, das darüber hing, fast ganz verdunkelte. Es war ein Kopf, Eduard, ich weiß nicht, wie ich ihn Dir beschreiben soll - ich möchte sagen, mit eisernen Zügen. Ein Mann von einigen vierzig Jahren, blaß und hager, sein Auge vorwärts stierend, indem das eine in einer kleinen Richtung nach dem andern schielt, ein Mund, der

zu lächeln scheint, der aber, wenn man ihn genauer betrachtet, soeben die Zähne fletschen will; - eine beständige Dämmerung schwebte um dieses Gemälde und ein heimliches Grauen befiel mich, sooft ich es betrachtete, und doch heftete sich mein Blick jedesmal unwillkürlich darauf, sooft ich durch dies Zimmer ging, daher hat meine Phantasie bis itzt dies Bild so treu und fest aufbewahrt. Ich habe auch nie jene kindische Furcht vor diesem Kopfe ganz ablegen können: mein Vater sagte mir, es wäre kein Porträt, sondern die Idee eines sehr geschickten Malers.

Ich hatte den Brief an Dich geendigt; ich gehe durch die Stadt, die Sonne war schon untergegangen und ein roter Dämmerchein flimmerte nur noch um die Dächer und auf den freien Plätzen. So will ich mich nach Hause wenden, eile vor den einsamen Weinbergen und dem alten Tempel des heiligen Theodor vorüber, gehe dann weiter nach dem Bogen des Janus, um in die belebte Stadt zurückzukehren, als ich hinter der Mauer ein Wesen auf mich zuwanken sehe; als es etwas mehr auf mich zukam, zweifelte ich, ob es ein Mensch sei, ich hielt es für einen Geist, so alt, zerfallen, bleich und unkenntlich schlich es einher - itzt stand es mir gegenüber und - - Eduard, Du errätst es vielleicht - es war jenes grauenhafte Bild meines Vaters! - Alle Gefühle meiner frühesten Kindheit kamen mir plötzlich zurück, ich glaubte in Ohnmacht zu sinken. - Es war ganz derselbe, nur itzt um dreißig Jahre älter, aber alle jene schrecklichen Grundlinien, jenes unerklärliche Furchtbare, jenes verdammnisvolle Schreckliche. - Er hatte mein Erschrecken bemerkt - er sah mich an - und lächelte - und ging fort! - Eduard, ich kann keine Worte finden, Dir diesen Blick und dieses Lächeln zu beschreiben. Mir war's, als stände mein böser Engel in sichtbarlicher Gestalt vor mir, als hört ich in diesem Augenblicke alle glücklichen Blätter aus dem Buche meines Lebens reißen, wie ein Prolog zu einem langen unglückseligen Lebenslauf fiel dieser Blick, dieses Lächeln auf mich - o Eduard, es hat mich erschüttert, darum verzeih mir, wenn ich zu ernsthaft davon spreche. Wer mag es sein? frag ich mich itzt unaufhörlich - und wie hat mein Vater ein ihm so ähnliches Bild erhalten? -

16

William Lovell an Rosa
Tivoli.

Sie haben recht, Rosa, ich fange erst itzt an, Sie zu verstehn, Was mir seit unsrer Bekanntschaft dunkel und rätselhaft war, tritt nun wie aus einem Nebel allgemach hervor; die Täler, die zwischen den Bergen liegen, werden sichtbar, mein Blick umfängt die ganze Landschaft. - Ihr Geist zieht den meinigen zu sich hinüber; eben da, wo ich mich einst mit einer zu jugendlichen Voreiligkeit (ich darf es Ihnen nun wohl gestehn) über Ihnen erhaben fühlte, seh ich mich itzt um so mehr gedemütigt.

Was machen Sie und Balder in Neapel? Seit Ihrer Abreise fühl ich mich hier einsam und verlassen; es scheint, als wenn mir stets ein Freund zur Unterstützung notwendig wäre. Kommen Sie bald zurück! Aber dennoch hab ich Ihnen, nur Ihnen allein jene Selbstständigkeit zu danken,

die mir noch vor kurzem so fremd war. Sie haben mich aus jenen Wesen hervorgehoben, die in einer bejammernswürdigen Feigheit ihr Leben nicht zu genießen wagen, die sich von unaufhörlichen Zweifeln tyrannisieren lassen und wie Tantalus mitten im Überflusse schmachten; oder die sich von den Schätzen der lebendigen Natur mit Verachtung hinwegwenden, um eine dürre Klippe zu besteigen, wo sie sich dem Himmel näher dünken. Aber dort oben stehn sie verlassen; Felsenwände, die kein sterblicher Arm hinwegrücken wird, begrenzen ihre Aussicht; - um den Göttern ähnlich zu werden, sterben sie, ohne gelebt zu haben. - Nein, Rosa, hinweg mit diesem trostlosen Stolze! - Ich begnüge mich mit der Empfindung, ein Mensch zu sein; rasch entflieht das Leben, wehe dem, der vom irdischen Schlafe erwacht, ohne angenehm geträumt zu haben, denn wüste und dunkel ist die Zukunft.

Seit ich an diesem Glauben hange, lacht mir der Himmel freundlicher, jede Blume duftet mir süßer, jeder Ton klingt melodischer; die ganze Welt betrachte ich als mein Eigentum, jede Schönheit gehört mir, indem ich sie verstehe. So muß der freie Mensch durch die Natur wandeln, ein König der Schöpfung, das edelste geschaffene Wesen, indem er am edelsten zu genießen weiß. - Ich höre auf, nach Weisheit zu ringen, der sich kein Sterblicher nähern kann - warum läßt Sisyphus seinen boshafte Stein nicht endlich liegen? Warum werden die Danaiden ihrer unglückseligen Arbeit nicht überdrüssig? - Warum schaffen sich Tausende aus dieser schönen Welt freiwillig eine Hölle?

Gönnen Sie mir diesen poetischen Enthusiasmus, denn in einer schönen Stunde schreibe ich Ihnen, in dem Garten, der schon oft die Szene unsrer Freuden war. Die Luft ist durch ein Gewitter abgekühlt, und die schwarzen Wolken ziehn itzt hinweg, ein schmaler Strahl bricht aus der Dunkelheit hervor und wirft einen roten Streif über die grüne Wiese, golden stehn die Spitzen der Hügel da, wie elysäische Inseln in einem trüben Ozean, in der Ferne wandelt ein Regenbogen durch den grünen Wald, die Natur ist wieder frisch, die Wiesen duften; nur Ihre Freundschaft fehlt dem glücklichen Lovell.

17

Rosa an William Lovell

Neapel.

Seitdem ich Ihren Brief erhalten habe, tut es mir mehr leid als je, daß ich mit dem melancholischen Balder hiehergereist bin; ich werde so schnell als möglich zurückkommen. Er wird mit jedem Tage finsterner und verschlossener, eine seltsame Art von Schwärmerei scheint seinen Geist in einer unaufhörlichen Spannung zu erhalten. Sie werden wissen, daß bei ihm die gewöhnlichen Zerstreungen und Freuden des Lebens übel angebracht sind, sie dienen nur, seiner Laune einen noch finstern Anstrich zu geben. - Ist es nicht kindisch, sich selbst und der ganzen Natur deswegen zu fluchen, weil nicht alles so ist, wie wir es mit unsern beschränkten Sinnen fordern? - Aber ich kenne auch die Reize, die diese Schwärmerei uns anfangs gewährt,

wir ahnden eine Vertraulichkeit mit Geistern, die uns entzückt, die Seele badet sich im reinsten Glanze des Äthers und vergißt zur Erde zurückzukehren; aber die Kraft, die die Welt nach dem innern Bilde der erhitzten Phantasie umwandelt, stirbt bald, die Sinnlichkeit, (denn was ist ein solcher Zustand anders) ist auf einen so hohen Grad exaltiert, daß sie die wirkliche Welt leer und nüchtern findet; je weniger Nahrung sie von außen erhält, je mehr erglüht sie in sich selbst; sie erschafft sich neue Welten und läßt sie wieder untergehn: bis endlich der zu sehr gespannte Bogen bricht und eine völlige Schlawheit den Geist lähmt und uns für alle Freuden unempfänglich macht; alles verdorrt, ein ewiger Winter umgibt uns.

Welche Gottheit soll dann den Frühling zurückbringen? - Wohl Ihnen, daß Sie diesem Zustande entflohen sind! - Sie wissen es itzt, welche Forderungen Sie an das Leben zu machen haben. Der Schwärmer kennt sich selbst und seine dunkeln Wünsche nicht, er verlangt Genüsse aus einer fremden Welt, Gefühle, für die er keine Sinne hat, Sonne und Mond sind ihm zu irdisch: - wir, William, wollen hier unten bleiben, nicht nach Wolken und Nebeldünsten haschen, Mond und Sterne hoch über uns sollen uns nicht kümmern - und so rasch mit dem Wagen ins Leben hinein, fort über die Berge und durch die Täler mit den unermüdeten Rossen⁵¹, bis wir endlich

⁵¹ Ein wirklich eindeutiges und durchschlagendes Beispiel für ein mehrmals von Goethe verwendetes Gleichnis, ist das von den wilden Pferden, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe verglich sein Schicksal, seinen Schicksalswagen, mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

1. Stelle: In einem Brief an Herder schrieb der junge Goethe (WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772): „ ... *Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue [gemeint ist: frische] Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ...*“

2. Stelle: Am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: „ ... *Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ...*“

3. Stelle: In einem Brief an den Sohn Ludwig Tieck schrieb Goethe (siehe mein Buch >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<, Seite 37): „ ... die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große wüste Ebene, *die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ...*“

4. Stelle: Im Roman >William Lovell<, dessen wirklicher Verfasser nicht Ludwig Tieck, sondern dessen Vater Wolfgang Goethe ist, lesen wir: „ ... *Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ...*“

5. Stelle: Im Roman >Diana von Montesclaros<, I. Band, Seite 208, fand ich folgende Variante von den „wilden Pferden“, die so leicht mit unseres „Schicksals leichtem Wagen durchgehen“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft: „ ... *Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte ...*“

6. Stelle: im vorliegenden >William Lovell<.

angehalten werden und aussteigen müssen. - Bald bin ich wieder in Rom; leben Sie wohl. Rosa.

18

Balder an William Lovell

Neapel.

Ich versprach mir manche Freuden von dieser Reise und itzt bin ich verdrüßlich, daß ich Rom verlassen habe: ja fast bin ich unzufrieden, daß ich mich je über den kleinen unbekanntem Winkel meines Vaterlandes hinauswünschte. Der Geist dürstet nach Neuem, ein Gegenstand soll den andern drängen - wie süß träumt man sich die Reise durch das schöne Italien - ach und was ist es nun am Ende weiter, als das langweilige Wiederholen einer und eben der Sache? was war es nun, daß ich zwischen Rom und Neapel, Berge, Meere und blauen Himmel sah? - Alles gleitet vor meiner Seele kalt und freudenleer vorüber.

Warum ist doch der Mensch dazu bestimmt, keine Ruhe in sich selber zu finden? - Itzt denke ich es mir so erquickend, in einer kleinen Hütte am Saume eines einsamen Waldes zu leben, die ganze Welt vergessend und auf ewig von ihr vergessen, nur mit der Erde bekannt, so weit mein Auge sieht, von keinem Menschen aufgefunden, nur vom Morgenwinde und dem Säuseln der Gesträuche begrüßt - eine kleine Herde, ein kleines Feld - was braucht der Mensch zu seinem Glücke weiter? - Und doch, wenn mich eine Gottheit nun plötzlich dorthin versetzte, würd ich nicht wieder nach der Ferne jammern? Würde sich mein Blick nicht wieder wie ehemals an des Abends goldenes Gewölk hängen, um mit ihm unterzusinken und zauberreiche, mir unbekanntem Fluren zu besuchen? Würd ich nicht unter der Last einer dumpfen Einsamkeit erliegen und nach Mitteilung, nach Liebe, nach dem Händedruck eines Freundes schmachten? - Das Leben liegt wie ein langer verwickelter Faden vor mir, den auseinanderzuknüpfen mich ein boshafte Schicksal zwingt; hundertmal werf ich die lästige Arbeit aus der Hand, hundertmal beginn ich sie von neuem, ohne weiterzukommen; o wenn mich doch ein mitleidiger Schlaf überraschte! -

Ein Fieber hat mir die Reise hierher völlig verdorben, Rosa ist mir zur Last, ich selber bin mir unerträglich. - In der Einsamkeit, unter abenteuerlichen Phantomen, schrecklichen Gemälden meiner Phantasie und trübseligen Ideen ist mir noch am besten - aber wenn ich an einen Ort komme, wo Menschen stehn und sich freuen! - wo vielleicht Musik ist und getanzt wird! - o William, es will mir die Seele zerschneiden. Ich darf nur einen verlornen Blick unter den jauchzenden Haufen fallen lassen, und er findet in allen sogleich die nackten Gerippe heraus, die Beute der Vernichtung. - Ich komme mir vor wie ein verlarvtes⁵² Gespenst, das

⁵² Analogon in den >Nachtwachen<, Seite /187/: „Und die Larven drehen sich im tollen, raschen Tanze um mich her - um mich, der ich Mensch heiße. - Und ich taumle mitten im Kreise umher, schwindelnd von dem Anblicke und mich vergeblich bemühend, eine der Masken zu umarmen und ihr die Larve vom wahren Antlitze wegzureißen; aber sie tanzen und tanzen nur - und ich - was soll ich denn im Kreise? Wer bin ich denn, wenn die Larven verschwinden sollten? Gebt mir einen Spiegel, ihr Fastnachtsspieler, daß ich mich selbst

ungekannt und düster, still und verschlossen durch die Menschen hingeht: sie sind mir ein fremdes Geschlecht.

Antworte mir, wenn Du mich noch nicht ganz vergessen hast, wenn Du nicht zu jenen Menschen gehörst, die sich wie die Schnecke ganz in sich selber zurückziehn, unbekümmert um das Wohl oder Weh ihres Bruders. - Doch weiß ich nicht, daß ihr alle Egoisten seid und sein müßt? -

19

William Lovell an Balder

Rom

Der Schluß Deines Briefes zwingt mich zu dieser Antwort, ob ich Dir gleich dadurch unmöglich beweisen kann, daß ich nicht zu jenen Egoisten gehöre, von denen Du sprichst. Dieser Beweis dürfte bei Dir schwer zu führen sein, so wie der, daß Du alles in der Welt aus einem unrichtigen Gesichtspunkte betrachtetest und daher nichts als Elend und Jammer findest. Deinetwegen wünscht ich ein tiefsinniger Philosoph zu sein, um Dich zu überzeugen. - Ich kann Dir freilich nichts sagen, was Du nicht schon ebensogut wüßtest - aber lieber Balder, laß doch jene Grübeleien fahren, die Deinen Körper und Geist verderben; genieße und sei froh. - Das heißt, wirst Du antworten, so viel, als wenn Du zum Blinden sagen wolltest: tue die Augen auf und sieh! - Aber Du hast mich noch nie überführt, daß der Wille über diesen Zustand nicht alles vermöchte; ich halte ihn für keine physische Krankheit allein, und selbst diese wäre gewiß zu heilen. - Wenn Du aufrichtig sein willst, so wirst Du eingestehn, daß es jene unbegreifliche heimliche Wollust ist, die Dich unter Schaudern und Grausen so freundlich grüßt; jene wilde Freude, jene Entzückungen des Wahnsinns, die Dich in Deinen unterirdischen Wohnungen so fest halten. - Wenn Du dies zugibst, so sind wir beide wenigstens gleich große Egoisten. - Aber laß diese Genüsse der abenteuerlichen Phantasie fahren, die Dich zugrunde richten, kehre zur Welt und zu den Menschen zurück, vereinige Dich mit dem brüderlichen Kreise und nimm die Blumen, die Dir die mütterliche Natur mit freundlichem Lächeln hinreicht. - O könnt ich den bösen Geist beschwören, der in Dir wohnt, damit nach wenigen Wochen der glückliche Lovell den glücklichen Balder wieder in seine Arme schließen könnte.

20

Balder an William Lovell

Neapel.

Meine Lage hat sich seit meinem neulichen Briefe sehr geändert. Mein Fieber nimmt mit jedem Tage zu, so wie mein Widerwille gegen die

einmal erblicke. - Es wird mir überdrüssig, nur immer /188/ eure wechselnden Gesichter anzuschauen. Ihr schüttelt [die Köpfe] - wie? Steht kein Ich im Spiegel, wenn ich davortrete? - Bin ich nur der Gedanke eines Gedankens, der Traum eines Traumes? - Könnt ihr mir nicht zu meinem Leibe verhelfen? Und schüttelt ihr nur immer eure Schellen, wenn ich denke, es sind die meinigen? - Hu! Das ist ja schrecklich einsam hier im Ich, wenn ich euch zuhalte, ihr Masken, und ich mich selbst anschauen will. - Alles verhallender Schall ohne den verschwundenen Ton. - Nirgends Gegenstand; und ich sehe doch. - - Das ist wohl das Nichts, das ich sehe! - Weg, weg vom Ich! - Tanzt nur wieder fort ihr Larven!“

208

ganze Welt. - Unter allen Menschen, die ich bisher habe kennen lernen, hat noch keiner meine Erwartungen befriedigt; auch über Dich, William, kann ich mich mit Recht beklagen, aber doch entsprichst Du noch dem, was ich von einem Menschen und meinem Freunde fordere, am meisten: darum höre jetzt die Bitte Deines kranken Freundes, und erfülle Dein halb im Scherze gegebenes Versprechen, mich hier in Neapel zu besuchen. Auf eine wunderbare Weise fühl ich mich einsam, ein Schatten, ein Laut kann mich erschrecken, die Fibern meines Körpers erzittern bei jedem Anstoße auf eine schmerzhaft Art; ich weiß nicht, welches seltsame Grausen mich umgibt, meine Brust ist beklemmt, wie von fremden unsichtbaren Wesen umgeben fühl ich mich fürchterlich beschränkt; komm, vielleicht kannst Du mich trösten. – Wenn ich nach und nach der Welt wie ein verdorrter Baum absterbe, so möchte ich gern in den Armen eines Freundes verscheiden; wenn Du der bist, so laß mich nicht zu lange nach Deiner Gegenwart schmachten.

Shakespeares >Hamlet<⁵³ ist meine tägliche Lektüre; hier finde ich mich wieder, hier ist es gesagt, wie nüchtern, arm und unersprißlich das Leben sei, wie Wahnsinn und Vernunft ineinandergehn und sich einander vernichten, wie der nackte Schädel endlich über sich selber grinset und hohnlacht, und von aller Schönheit und Lust, von allem Ernst und aller Affektation nichts mehr als diese weiße widerwärtige Kugel übrigbleibt. - O meine Phantasie sieht Gestalten! - Oder war es mehr als Phantasie, was mich in der gestrigen Mitternacht so sehr erschreckte? - Wenn es etwas mehr wäre! - Und doch kann es nicht sein. - Doch welcher Sterbliche wagt es, die Grenze zu ziehn, wo die Wirklichkeit aufhören soll? Wir vertrauen unserm aus Staube gebildeten Gehirne zu viel, wenn wir nach eben den Maßen, die wir hier unten gebrauchen, auch eine Welt messen wollen, die mit der hiesigen keine Ähnlichkeit hat - voll Scham über seine Anmaßung sinkt einst der Geist vielleicht zu Boden, wenn die körperliche Hülle von ihm genommen wird.

Es war gegen Mitternacht, mein Bedienter schlief und das Nachtlicht

⁵³ Analogon in den >Nachtwachen<, ab Seite /231/: Ich spielte einst aus Ingrim über die Menschheit auf einem Hoftheater den Hamlet als Gastrolle (siehe dazu Goethes Roman >Wilhelm Meisters Lehrjahr<, WA I.21, ab Seite 289), um Gelegenheit zu haben, mich gegen das schweigend dasitzende Parterre eines Teils meiner Galle zu entledigen. An diesem Abend trug es sich zu, daß die Ophelia (alias Corona Schröter) aus ihrem Vexierwahnsinn Ernst machte und /232/ förmlich toll vom Theater abließ. Es gab gewaltigen Lärm und wie andere Direktoren sich mit dem Einstudieren der Rollen zu beschäftigen pflegen, so bemühte sich dagegen der anwesende, seine Prima Donna mit aller Anstrengung aus der gespielten [Rolle] herauszustudieren; - doch vergeblich. Die mächtige Hand des Shakespeare, dieses zweiten Schöpfers, hatte sie zu heftig ergriffen und ließ sie zum Schrecken aller Gegenwärtigen nicht wieder los. Für mich war es ein interessantes Schauspiel, dieses gewaltige Eingreifen einer Riesenhand in ein fremdes Leben, dieses Umschaffen der wirklichen Person zu einer poetischen, die jetzt, vor den Augen aller Vernünftigen, auf Kothurnen ernsthaft auf- und abging und abgerissene Gesänge, wie wunderbare Geistersprüche, hören ließ. So sehr man auch mit den bündigsten Gründen in sie drang, zur Vernunft zurückzukehren, so heftig protestierte sie dagegen; und es blieb zuletzt kein anderes Mittel übrig, als sie ins Tollhaus zu schicken.

warf nur matte Strahlen durch das Zimmer; alles war still, eine Grille zirpte im Kamine ihre einförmige Melodie ununterbrochen fort. - Ein wunderbares Ideenspiel begann in meinem Kopfe als ich zu lesen anfang. Ich sah die abenteuerliche Nacht, den Stern oben, der durch den Wipfel eines Baumes flimmerte, große Schatten vom Palaste her, und Lichter in der Ferne, Horatio in der Spannung, der der seltsamen Erzählung seines Freundes zuhört - und nun tritt plötzlich der Geist auf, langsam und leise schwebt er her, ein schwarzer Schatten, um den ein bleicher Schimmer fließt, matt wie das blaue Licht einer auslöschenden Lampe. - Ich fühlte, wie mir ein Grauen mit kalter Hand über den Nacken hinab zum Rücken fuhr, die Stille um mich her ward immer toter, ich selber ging immer weiter in meinem Innern zurück, und betrachtete in meiner innersten Phantasie mit grauendem Wohlbehagen die Erscheinung, aus der umgebenden Welt verloren.

Plötzlich hört ich einen langen, leise gezogenen Schritt durch das Zimmer, ich blickte wieder auf - und ein Mann ging hinter mir, nach der Tür meines Schlafzimmers zu, sein Auge begegnete mir, als ich mich umsah; ein unwillkürlicher Ausruf entfuhr mir - er ging unbefangen in mein Schlafzimmer, ich sah ganz deutlich die weißen Haare auf seinem Kopfe; der Schatten an der Wand folgte ihm nach, auf eine fürchterliche Art verzogen. -

Es ist mir selber unbegreiflich, warum ich im ganzen so kalt und fast ruhig blieb, da ich doch einen Schauer in meinen innersten Gebeinen fühlte; in dem Entsetzen lag eine Art von wütender Freude, ein Genuß, der vielleicht außerhalb den Grenzen des Menschen liegt. - Ich kann mir nichts Fürchterlicheres denken, als diese Erscheinung zum zweiten Male zu sehn; und doch wiederhol ich mir vorsätzlich den Schreck, das starrende Grausen dieses Augenblicks. -

Ich rief meinen Bedienten; er hatte nichts gehört, in der Kammer war keine Spur, ich hatte sogar den Schlüssel noch auf dem Tische liegen, und sie war verschlossen. Ich ließ Rosa kommen, er kannte mich nicht wieder, er blieb bei mir, ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, stets sah ich den fremden Mann mit dem leisen bedächtlichen Schritte durch das Zimmer schleichen.

Wenn es nicht Phantasie war - und mein Bewußtsein kämpft gegen diese Meinung - was war es denn? - War dies keine Wirklichkeit, so steh ich im Begriffe, alle Erscheinungen der Dinge außer mir für Täuschung meiner Sinne zu erklären; und fällt dann nicht alles zusammen? Wunder und Alltäglichkeit? - und wer bin ich dann?

Dann sitz ich hier in einer weiten milden ausgestorbenen Leere, bilde mir ein, einen Brief zu schreiben, an ein Wesen, das sich nur meine Phantasie erschaffen hat - o ich muß aufhören, auf diesem Wege kann man wahnsinnig werden; - und wenn ich es würde? Vielleicht wäre dann die Schranke durchbrochen, die meinen Geist jetzt noch von allem trennt, was ihm unbegreiflich ist. -

William Lovell an Rosa
Rom.

Nein, Rosa, Ihre Ideen sind dem Freunde nicht unverständlich. Ist es nicht endlich einmal Zeit, daß ich Sie und Ihre Meinung ganz fasse? Freilich kann alles, was ich außer mir wahrzunehmen glaube, nur in mir selber existieren. Meine äußern Sinne modifizieren die Erscheinungen, und mein innerer Sinn ordnet sie, und gibt ihnen Zusammenhang. Dieser innere Sinn gleicht einem künstlich geschliffenen Spiegel, der zerstreute und unkenntliche Formen in ein geordnetes Gemälde zusammenzieht.

Geh ich nicht wie ein Nachtwandler, der mit offenen Augen blind ist, durch dies Leben? Alles, was mir entgegenkommt, ist nur ein Phantom meiner innern Einbildung, meines innersten Geistes, der durch undurchdringliche Schranken von der äußern Welt zurückgehalten wird. Wüst und chaotisch liegt alles umher, unkenntlich und ohne Form für ein Wesen, dessen Körper und Seele anders, als die meinigen organisiert wären: aber mein Verstand, dessen erstes Prinzip der Gedanke von Ordnung, Ursach und Wirkung ist, findet alles im genauesten Zusammenhange, weil er seinem Wesen nach das Chaos nicht bemerken kann. Wie mit einem Zauberstabe schlägt der Mensch in die Wüste hinein und plötzlich springen die feindseligen Elemente zusammen, alles fließt zu einem hellen Bilde ineinander - er geht hindurch und sein Blick, der nicht zurücke kann, nimmt nicht wahr, wie sich hinter ihm alles von neuem trennt und auseinanderfliegt.

Willkommen, erhabenster Gedanke,
Der hoch zum Gotte mich erhebt!
Es öffnet sich die düstre Schranke,
Vom Tod genest der matte Kranke
Und sieht, da er zum ersten Male lebt,
Was das Gewebe seines Schicksals webt.

Die Wesen sind, weil wir sie dachten,
In trüber Ferne liegt die Welt,
Es fällt in ihre dunkeln Schachten
Ein Schimmer, den wir mit uns brachten:
Warum sie nicht in wilde Trümmer fällt?
Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält!

Ich komme mir nur selbst entgegen
In einer leeren Wüstenei.
Ich lasse Welten sich bewegen,
Die Element' in Ordnung legen,
Der Wechsel kommt auf meinen Ruf herbei
Und wandelt stets die alten Dinge neu.

Den bangen Ketten froh entronnen,
Geh ich nun kühn durchs Leben hin,
Den harten Pflichten abgewonnen,
Von feigen Toren nur ersonnen.
Die Tugend ist nur, weil ich selber bin,
Ein Widerschein in meinem innern Sinn.

Was kümmern mich Gestalten, deren matten
Lichtglanz ich selbst hervorgebracht?
Mag Tugend sich und Laster gatten!
Sie sind nur Dunst und Nebelschatten!
Das Licht aus mir fällt in die finstre Nacht,
Die Tugend *ist* nur, weil ich sie *gedacht*.

So beherrscht mein äußerer Sinn die physische, mein innerer Sinn die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkür, jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; die lebendige und leblose Welt hängt an den Ketten, die mein Geist regiert, mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich nach meinem Willen formen. Ich selbst bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem Gesetz gehorcht alles. Ich verliere mich in eine weite, unendliche Wüste - ich breche ab.

25

Balder an William Lovell
Neapel.

Rosa will nach Rom zurückreisen; wenn Du noch einiges Mitleids fähig bist, so leiste mir einige Tage über Gesellschaft. Ich bin in einer fürchterlichen Lage, meine Krankheit, (wenn ich es so nennen kann) nimmt mit jedem Tage zu, alle Freuden und Hoffnungen verlassen mich, in einem kalten Trübsinne sehe ich der Leere jedes folgenden Tages entgegen. Mein Gehirn ist wüst, eine heiße Trockenheit brennt in meinem Kopfe, alles flieht, ich kann keinen Gedanken festhalten: alles saust mir vorüber, kein Ton dringt mehr in meine Seele.

Mir ist zuweilen, als stehe ich auf dem Scheidewege, um vom Leben Abschied zu nehmen, oft ist mir sogar zumute, als wenn schon alles in einer weiten, weiten Ferne läge, wie von der Spitze eines Turmes seh ich mit trübem Auge in die Welt hinunter und vermag keinen Gegenstand deutlich zu unterscheiden. Zuweilen aber werde ich wieder zurückgerissen, meine Sinne tun sich den Eindrücken wieder auf, und die Seele kömmt zu ihrem Körper zurück. - Komm doch zu mir, William, in Deiner Gegenwart gewinne ich vielleicht eine bestimmtere Existenz, entweder ich komme ganz wieder zu den Menschen hinüber, oder ich werde jenseits in ein dunkles, chaotisches Gebiet geschleudert, das sich dann vielleicht meinem Geiste entwickelt: daß ich dann mit der Seele einheimisch bin, wohin mir kein Gedanke der übrigen Sterblichen folgt.

212

Ja, Lovell, ich bin immer noch in Zweifel darüber, was aus mir werden würde, wenn die Leute mich wahnsinnig nennen; o ich fühle es, daß ich in vielen Augenblicken diesem Zustande so nahe bin, daß ich nur noch einen einzigen kleinen Schritt vorwärts zu tun brauche, um nicht wieder zurückzukehren. Ich brüte oft mit anhaltendem Nachdenken über mir⁵⁴ selber; zuweilen ist's, als risse sich eine Spalte auf, daß ich mit meinem Blicke in mein innerstes Wesen und in die Zukunft dringen könnte; aber sie fällt wieder zu, und alles, was ich fesseln wollte, entflieht treulos meinen Händen. - Als Kind stand ich oft mit Ehrfurcht und ahnender Seele vor dem Klavier meiner Eltern und betrachtete stumm und unverwandt den künstlich ausgeschnitzten Stern des Resonanzbodens; ich sahe scheu durch ihn in die Dunkelheit hinein, weil ich wähnte, dort unten wohne der Genius des Gesanges, der leise mit den Flügeln rausche, wenn die Tasten angeschlagen wurden. Ich sah ihn oft in meinen Gedanken emporsteigen, wie er leise schwebend von seinen süßen Tönen getragen wird und immer höher und höher steigt und ein glänzendes Gewimmel von Harmonieen sich um ihn versammelt, dann wieder still und langsam in seine Tiefe hinabsinkt und schweigend unten wohnt. - Als ich älter ward, dachte ich oft mit Lächeln an diese seltsame Idee meiner Kindheit und fühlte mich, wunder wie klug! - Aber verstand ich darum die Entstehung und seltsame Wirkung der Töne?

So kommen mir itzt mehr Ideen aus meinen frühesten Jahren wieder; ich sehe ein, daß ich itzt ebenso mit ahndender, ungewisser Seele vor dem Rätsel meiner Bestimmung und der Beschaffenheit meines Wesens stehe. - Vielleicht, daß das Kind, das im ersten Augenblicke den Lichtstrahl des Tages erblickte, klüger ist als wir alle. Die Seele weiß noch nicht die ihr aufgeladenen Sinne und Organe zu gebrauchen, die Erinnerung ihres vorigen Zustandes steht ihr noch ganz nahe, sie tritt in eine Welt, die sie nicht kennt und die ihrer Kenntnis unwürdig ist; sie muß ihren höhern eigentümlichen Verstand vergessen, um sich mühsam in vielen Jahren in die bunte Vermischung von Irrtümern einzulernen, die die Menschen Vernunft nennen. - Vielleicht, daß ich wieder dahin zurückkommen kann, wo ich war, als ich geboren ward.

Vergib mir mein Geschwätz, das Dir vielleicht überdies unverständlich ist; aber komm zu mir, komm! o laß mich nicht vergebens bitten.

Ich habe schreckliche Träume, die mir alle Kräfte rauben, und fürchterlich ist es, daß ich auch im Wachen träume. Heere von Ungeheuern ziehn mir vorüber und grinsen mich an, wie ein heulender Wassersturz fallen Gräßlichkeiten auf mich herab und zermalmen mich. Ich schlafe nicht und kann nicht wachen; wenn ich schlafe, ängstigt mich meine boshafte Phantasie, ich wache dann auf und kann nicht erwachen, sondern setze meine Träume fort. - Heulende Orkane jagen hinter mir her, und betäuben mich mit ihrem Brausen; ich fahre erbleichend zusammen, wenn ich meine Hand aufhebe: wer ist der Fremdling, frage ich erschrocken, der mir den

⁵⁴ Eigentümliche Grammatik Goethes: >mir< anstatt >mich<.

Arm zum Gruße entgegenstreckt? - Ich greife ängstlich darnach und ergreife schauernd meine eigne, leichenkalte Hand, wie ein fremdartiges Stück, das mir nicht zugehört. - Phantome jagen sich mir vorüber, die all mein Blut in Eis verwandeln. Fürchterliche Gesichter drängen sich aus der Mauer, und wenn ich hinter mich sehe, streckt sich mir ein schneebleiches Antlitz entgegen, und begrüßt mich mit wehmütig entsetzlichem Lächeln. - Komm, William, und rette mich - je nun, so komm, komm doch! hörst Du nicht das ängstliche Geschrei Deines armen Freundes? - Du lachst? O wehe Dir und mir, wenn Du mich verspottest; dann schicke ich Dir einst alle Gespenster zu, daß sie Dir auch den Schlaf und die Ruhe wegquälen. - Vergib mir, aber komm.

Eine blinde Wut könnte mich ergreifen, wenn ich das armselige Geschwätz der Ärzte von Fieberhitze und Paroxysmus höre. Die Narren! weil ihre Sinnen erblindet und betäubt sind, so halten sie den für töricht, der mehr sieht, als sie. - O ich höre recht gut das leise schauerliche Rauschen, von den Flügeln meines Schutzgeistes, ich sehe recht gut die Hand, die mich ernst hinüberwinkt. - Lebe wohl, William! Ich folge, und werde nie zu Dir zurückkehren.

Viertes Buch
Balder an William Lovell
Neapel.

Ich will Worte schreiben, William, Worte - das, was die Menschen sagen und denken, Freundschaft und Haß, Unsterblichkeit und Tod - sind auch nur Worte. - Wir leben jeder einsam für sich, und keiner vernimmt den andern, antwortet aber wieder Zeichen aus sich heraus, die der Fragende ebensowenig versteht; - aber so wie unser ganzes Leben ein unnützes Treiben und Drängen ist, das elendeste und verächtlichste Possenspiel, ohne Sinn und Bedeutung, so will ich Dir in einer schwermütig lustigen Stimmung einen Brief schreiben, über den Du lachen sollst.

Ich weiß selbst nicht, warum ich schreibe - aber ebensowenig weiß ich, warum ich Atem schöpfe. - Es ist alles nur um die Zeit auszufüllen und etwas zu tun, die elende Sucht, das Leben mit sogenannten Geschäften auszufüllen - Länder erobern, Menschen bekehren, oder Seifenblasen machen, eine Sucht, die bei der Geburt unserer Seele eingimpft ist - denn sonst würde schon der Knabe die Augen zumachen, sich vom langweiligen Schauspiel entfernen und sterben; diese Wut also etwas zu tun, macht, daß ich Papier und Feder nehme, und Gedanken schreiben will - das Unsinnigste, was der Mensch sich vorsetzen kann.

Ich wette, Du lachst schon jetzt, so wie ich über den Anfang meines Briefes gelacht habe, daß mich die Brust schmerzt. - Du liest den ganzen Brief nämlich nur aus Dir heraus, und ich schreibe Dir im Grunde keinen Buchstaben. Aber mag's sein. Bin ich doch auch wohl ehemals ein Tor gewesen, ganze Bücher mit Vergnügen durchzulesen, und mir einzubilden, daß ich den Geist des Verfassers dicht vor meinen Augen habe. Mein Bedienter ist gutwillig genug und so geschäftig, mir Papier, Dinte, Feder

und alles übrige zu besorgen, als wenn von diesem meinem Schreiben das Heil ganzer Länder abhinge. Daß es noch Menschen gibt, die das, was man Geschäfte nennt, ernsthaft treiben können, ist das Wunderbarste in der Welt: - oder, ob sie noch gar nicht darauf gefallen sind, sich selbst und andre näher zu betrachten, wie lächerlich, possenhafte und weinerlich alles, alles, selbst Sterben und Verwesen ist? -

Manche von den Menschen, die mich besuchen, geben sich viele Mühe, sich zu meinem kranken Verstande herabzulassen, wenn sie von ihren wichtigen Armseligkeiten sprechen. Sie glauben, ich verstehe sie nicht, wenn ich über dem düstern Abgrunde meiner Seele brüte, und setzen mir dann auf eine ekelhafte Art ihre Zwerggedanken auseinander. Ich höre sie in meiner Spannung⁵⁵ zuweilen wie aus einer tiefen Ferne in meine Seele hineinreden, wie ein unartikulierter Wasserfall, der gegen die Ufer schlägt, ich antworte ihnen mit Worten, ohne sie zu überlegen, und sie verlassen mich mit tiefem Bedauern und halten mich für höchst unglücklich, weil ich ihre tiefe Ideen nicht verstehe.

Neulich war ich in einer Gesellschaft von einigen Menschen, die sich untereinander Freunde nannten. Es waren Künstler, und zwei darunter hielten sich für Dichter. Man hatte mich aus Mitleid gebeten, um mich zu zerstreuen und meinen trüben Geist aufzuheitern. Ich saß wie eine Statue unter ihnen, und hörte dabei jedes Wort, das sie sprachen. Man machte sich gegenseitige Komplimente, einer sprach von den ungeheuern Talenten des andern, ließ aber dabei doch seinen Neid ziemlich deutlich hervorblicken. Der eine sprach von seinen Idyllen, die einer seiner Feinde in einer gelehrten Schrift heruntergesetzt habe, weil er ihm seinen großen Ruhm beneide; er bat den andern Dichter, eine Satire auf diese Zurücksetzung zu schreiben, und man sprach mit einem Eifer und Feuer von der ganzen Kinderei, als wenn das Wohl der Welt darauf beruhe. Der Dichter sprach immer langsam und akzentuierte jedes Wort hart und feierlich; der andere bildete sich wieder ein, lebhafter zu sein, und schrie und sprach schneller, jeder hielt es für notwendig, irgend etwas Charakteristisches an sich zu haben, damit nicht die großen Seelen so leicht miteinander verwechselt würden. Ach das Brausen von Mühlrädern ist verständiger und angenehmer als das Klappern der menschlichen Kinnbacken; der Mensch steht unter dem Affen, eben deswegen, weil er die Sprache hat, denn sie ist die kläglichste und unsinnigste Spielerei: mir gingen hundert wilde Gedanken mit harten Tritten durch den Kopf, alle diese Menschen wurden plötzlich so weit von mir weggerückt, daß ich sie nur noch wie Larven in einem fernen Nebel dämmern sah, daß ich ihr Gekreisch wie Sumsen von Grillen hörte; ich stand in einer fernen Welt und gebot herrschend über die niedrigen Schwatztiere, tief unter mir. – Ich ward begeistert und stand prophetisch auf, und rief den Fleischmassen zu: „O ihr Armseligen! - ihr Verblendeten! -

⁵⁵ Offensichtlich handelt es sich um eine pathologische psychische Spannung, hervorgerufen durch eine Präparalyse.

Merkt ihr denn nicht auf eure Nichtigkeit⁵⁶ und bedenkt nicht, was ihr seid? - Klumpen von toter Erde, die über kurzem wieder in Staub verwehen; deren Andenken wie Schatten von Wolken vorüberfliegen - euer Leben fährt wie ein Rauch dahin und euer Ruhm ist eine halbe Stunde, in der ein müßiger Schwätzer von euch spricht und euch verachtet. Und ihr steht, als wenn ihr Erde und Himmel beherrschtet; du hältst dich für Gott und betest dich selber an, weil du jämmerliche Verse gezimmert hast! - Ihr werdet sterben, sterben: - die Verwesung empfängt euch und fragt nicht nach eurem überirdischen Genie! die Hunde wühlen einst eure Gebeine aus, und fragen nicht darnach, ob das derselbe Kopf war, der einst Stanzen schrieb! - O Eitelkeit, du nichtswürdigster Teil des Menschen! - Tiere und Bäume sind in ihrer Unschuld verehrungswürdiger, als die verächtliche Sammlung von Staub, die wir Mensch nennen!“

Ich kann mich nicht erinnern, was ich ohngefähr weiter gesagt haben mag; aber ich verachtete sie so tief, daß ich sie mit den Füßen hätte zertreten können, daß ich es für eine Wohltat an ihnen selbst hielt, sie zu vernichten. - Als ich zum gewöhnlichen Leben zurückkehrte, fand ich mich von ihren Armen festgehalten, man hatte meine Wut gefürchtet, und man schaffte den überlästigen Redner nach Hause.

Könnt ich nur Worte finden, um die Verachtung zu bezeichnen, in der mir alles erscheint, was Mensch heißt! - mein Arzt ist sehr für meine Gesundheit besorgt, weil es sein Gewerbe mit sich bringt. Wenn ich nicht gern vom Wetter mit ihm spreche, findet er meine Umstände bedenklicher, will es mich aber nie merken lassen, daß er mich für wahnsinnig erklärt. Er gibt mir viele kühlende Mittel, und behandelt mich wie eine tote Maschine, ob er mir gleich selber so erscheint. Er schüttelt zu allen meinen verwirrten Gedanken den Kopf, weil er sie nicht in seinen Büchern gefunden hat, und im Grunde bin ich wahnsinnig, weil ich nicht dumm und phlegmatisch bin. Daß Gewohnheit und Dummheit die Menschen so wie ein dicker Nebel umgeben kann, aus dem sie nie herauszuschreiten vermögen! Lag es nicht von Jugend auf wie eine Gewitterwolke in mir, die ich mir selbst mit Armseligkeiten verdeckte, und mir log, ich sei froh? Kündigte sich nicht oft der innerste dunkle Genius durch einen Ton an, dem ich eigensinnig mein Ohr verstopfte? - Ich verstelle mich nicht mehr und bin wahnsinnig! – Wie vernünftig die Menschen doch sind!⁵⁷

⁵⁶ Im Sinne von: Endlichkeit.

⁵⁷ Analogon in den >Nachwachen<, ab Seite 112: „Dieser verdammte Widerspruch in mir geht so weit, daß z. B. der Papst selbst beim Beten nicht andächtiger sein kann als ich beim Blasphemieren, da ich hingegen, wenn ich recht gute erbauliche Werke durchlese, mich der boshaftesten Gedanken dabei durchaus nicht erwehren kann. Wenn andere verständige und gefühlvolle Leute in die Natur hinauswandern, /113/ um sich dort poetische Stifts- und Thaborshütten zu errichten, so trage ich vielmehr dauerhafte und auserlesene Baumaterialien zu einem allgemeinen Narrenhause zusammen, worin ich Prosaisten und Dichter beieinander einsperren möchte. Ein paarmal jagte man mich aus den Kirchen, weil ich dort lachte, und eben so oft aus Freudenhäusern, weil ich d’rin beten wollte. ... Eins ist nur möglich: Entweder stehen die Menschen verkehrt oder ich. Wenn die Stimmenmehrheit hier entscheiden soll, so bin ich rein verloren.“

O ich muß fort, fort, ich will in wilden Wäldern die Seelen suchen, die mich mehr verstehn, ich will Kinder erziehn, die mit mir sympathisieren: es ist nur nicht Mode so zu denken, wie ich, weil es nicht einträglich ist.

Ich spiele mit den Menschen, die zu mir kommen, wie mit bunten Bildern. Ich gab mir neulich die Mühe, mich zu dem dummen Geschwätze meines Arztes herunterzulassen; wir sprachen über Stadtneuigkeiten, über Anekdoten, die er ungemein lächerlich fand; ich lieh ihm meine Zunge zum Dreinklingen und er fand, daß ich mich ungemein bessere. Mit Selbstzufriedenheit verließ er mich, und ich konnt es nicht unterlassen, ihm nach unsrer feierlichen Unterhaltung ein so lautes Gelächter nachzuschicken, daß er sich erblassend umsah, und wieder alle Hoffnung verloren gab.

Ich habe ehemem einen Menschen gekannt, der taub, stumm und blind war. Keine Seele schien sich in ihm zu offenbaren, und er war vielleicht der Weiseste unter den Sterblichen.

Rosa hält sich für sehr klug, und sieht mich immer mit Mitleid an, und ich möchte nicht er sein; ein Narr, den jeder Blick eines Mädchens entzückt, der immer, wenn er spricht, Epigramme drechselt und seine Worte nur für ein dankbares Lächeln verkauft; dessen Lebenslauf kleine Zirkel sind, die er unaufhörlich von neuem durchläuft. Wenn er stirbt, wird ihm die Scham gewiß am meisten weh tun, daß er ordentlich verwesen muß.

Ich wohne jetzt in einem Garten vor dem Tore. Wie auf der See treiben meine Gedanken ungestüm hin und wider, ich fürchte mich vor dem blauen gewölbten Himmel über mir, der dort gebogen wie ein Schild über der Erde steht, unter welchem wir Gewürme wie gefangene Mücken sumsen, und nichts sehen und nichts kennen und fühlen. - Ich mag auch gar nichts mehr denken und ersinnen. - Es geht ein Sturm durch die Wölbung und die fernen Wälder zittern rauschend, die See fürchtet sich und murmelt leise und verdrossen, es donnert fernab im Himmel, als wenn ein Gewitter zurechtgelegt wird, und der Werkmeister unachtsam den Donner zu früh aus der Hand fallen läßt. - -

Ich schreibe beim heftigsten Gewitter. - Es braust mit Hagel und Regengüssen und der Sturmwind und Donner⁵⁸ stimmen sich, und einer singt dem andern den tobenden Wechselgesang nach. Wie fliehende Heere jagen Wolken Wolken, und die Sonne flimmert bleich auf fernen Inseln, die ganz weit weg wie goldene Kinderjahre in der Sturmfinsternis dastehen; das Meer schlägt hohe Wogen und donnert in seinem eigentümlichen Ton. - Ich lache und wünsche das Wetter immer lauter und lauter, und schreie dazwischen und schelte den Donner furchtsam: - brause du und stürme wirbelnd, und reiße die Erde und ihre Gebilde zusammen, damit ein andres

⁵⁸ Analogon in den >Nachtwachen<, ab Seite /18/: da führte plötzlich der Sturmwind hoch oben in /19/ den Lüften die Gewitterwolke wie ein nächtliches Schreckbild herüber und bald hatte sie ihr Grabtuch am ganzen Himmel ausgebreitet. Die Kerzen um den Sarg verlöschten, der Donner brüllte zürnend wie eine aufrührerische Macht herunter und rief die festen Schläfer auf, und die Wolke spie Flamme auf Flamme aus, wodurch das starre blasse Antlitz des Toten allein grell und periodisch beleuchtet wurde.

Geschlecht aus ihren Ruinen hervorgehe!! -

Die Alltäglichkeit kömmt wieder, und das Wetter fliegt weiter. Wie eine reisende Komödiantentruppe spielen die Wolken in einer andern Gegend nun dasselbe Schauspiel; dort zittern andre Menschen jetzt, wie vor kurzem hier viele bebten - und alles verfliegt und verschwindet und kehrt wieder, ohne Absicht und Zusammenhang - Ich fürchte mich des Nachts nicht mehr. - Als ich neulich allein um Mitternacht in meinem Zimmer stand und aus dem Fenster den Zug der trüben Wolken sah, und mir alles wie Menschengedanken und Empfindungen am Himmel dahinzog, als ich sichtbarlich in Dunstgestalt manche Erinnerung vor mir fliegen sah - und ich zu ruhen und zu sterben wünschte - da drehte ich mich plötzlich leise um, wie wenn mich ein Wind anders stellte. Und alle meine Vorfahren saßen still und in Mänteln eingehüllt an meinem Tische, sie bemerkten mich nicht und aßen mit den nackten Gebissen von den Speisen, heimlich reckten sie die dünnen Totenarme aus den schwarzen Gewändern hervor, um kein Geräusch zu machen, und nickten gegenseitig mit den Schädeln. Ich kannte sie alle, aber ich weiß nicht woran. Als ich meinen Vater bemerkte und daran dachte, wie vielen Kummer, wie vielen Verdruß ich ihm gemacht hätte, mußte ich weinen, daß er jetzt so abgehärmt und jämmerlich aussah, und verschämt das nackte Gerippe mehr verdeckte als die andern. Sie hörten mich schluchzen und gingen still, wie mit bösem Gewissen zur Tür hinaus, aber doch so langsam und gesetzt, daß sie glauben mußten, ich hätte sie nicht bemerkt. - Wenn wir ohne Schauer unter unsern Möbeln sitzen, warum wollen wir uns denn vor Totengerippen fürchten? Aus den Knochen der Tiere arbeiten sich die Menschen Putz heraus, und entsetzen sich vor den näher verwandten Gebeinen.

Ich durchstrich noch in derselben Mitternacht das tote Gefilde [richtig: das Totengefilde = Friedhof] und rief alle Gespenster⁵⁹ herbei und gab ihnen Gewalt über mich. Ich rief es in alle Winde, aber ich ward nicht gehört. - Die Glocken schlugen aus der Ferne, und sprachen so langsam und feierlich wie betende Priester; Wälder und Winde sangen Grabgesang, und prophezeiten allem, was da lebt, den unausbleiblichen Tod, aber alle Geschöpfe schliefen fest und hörten nichts davon, der Mond sah weinend in die verschleierte Welt hinein; - es gibt nichts mehr, das mich entsetzt; und das macht mich betrübt. Der menschliche Geist kann alle Ideen sehr schnell erschöpfen, weil er nur wenige fassen kann. Er hat wie ein Monochord nur sehr wenige Töne.

Lebe wohl, wenn es in dieser Welt möglich ist; sei recht glücklich, mag ich nicht hinzufügen, weil es kein Glück gibt, als zu sterben, und ich weiß, daß Du den Tod fürchtest. - Ich habe schon oft heimliche Verwünschungen ausgestoßen und gräßliche Sprüche versucht, um die Gegenstände um mich her in andre zu verwandeln. Aber noch hat sich mir kein Geheimnis enthüllt, noch hat die Natur nicht meinen Bezauberungen geantwortet: es ist gräßlich, nichts mehr zu lernen, und keine neue

⁵⁹ Siehe in den >Nachtwachen<, 16. Nachtwache, das Kapitel >Der Geisterseher<.

Erfahrung zu machen; ich muß fort - in die Wildnisse der Apenninen und Pyrenäen hinein - oder einen noch kürzern Weg in das kalte wüermervolle Grab.

Kommentar Hrsg.: Der Briefroman >William Lovell< ist ein Sensationsroman ohne ethisch-moralischen Wert. Es gab im 18. und 19. Jahrhundert tatsächlich solche Männerfiguren, die ohne moralische Skrupel ihre mega-egoistischen sexuellen Begierden auszuleben versuchten, wenn sie genügend finanzielle Mittel dazu besaßen. Der Wahnsinn des William Lovell und sein allmählicher Untergang ist erklärbar mit einer der größten Geiseln der Menschheit: der Syphilis. Goethe schildert in diesem Briefroman einen Mann, der durch die Syphilis zu einem sexbesessenen Abenteurer wird, der in seiner Präparalyse und Neuro-Lues zum Verderber vieler seiner Mitmenschen wird und schließlich im Wahnsinn Selbstmord begeht. Goethe wagte daher nicht, das Werk unter seinem Namen zu veröffentlichen. Es hätte zu viele unangenehme Fragen aufgeworfen.

Ludwig Tiecks wahres Verhältnis zu Sophie Tieck ⁶⁰ 1792 bis 1797

Das außergewöhnliche Verhältnis zwischen den Adoptivgeschwistern Sophie und Ludwig Tieck, die keine Blutsverwandte waren, führte zu grassen Missverständnissen. Am strengsten und ungerechtesten wurde über Sophie geurteilt. Josef Körner, der Entdecker und Herausgeber eines umfangreichen „Briefschatzes“ aus den Jahren der Frühromantik, betitelte Sophie noch mit dem wenig schmeichelhaften Namen „Vampyr-Weib“. Für Frauenrechtlerinnen bietet sich hier noch ein weites und kaum bearbeitetes Feld. Ich lege den Focus auf die Darstellung von Sophies Verhältnis zu ihrem Adoptivbruder Ludwig Tieck.

Dr. Theodor Mundt schrieb in einem Artikel über Ludwig Tieck, siehe weiter unten das Kapitel >Ludwig Tieck im Urteil der Literaturkritik<, dass er mit seiner Schwester Sophie in „unzüchtigen Flammen“ gestanden habe. Der Tieck-Biograph E. H. Zeydel folgerte daraus eine inzestuöse Beziehung. Beide irrten wohl nur in der Frage der Blutsverwandtschaft: Sie konnten nicht wissen, dass Sophie und Ludwig Tieck gar keine leiblichen Geschwister waren. In Berlin scheint jedenfalls das Gerücht kursiert zu sein, dass der angebliche „König der Romantik“, Ludwig Tieck, der Schriftsteller ohne Tabus und Moral, siehe sein angebliches Werk >William Lovell<, auch mit seiner Schwester ins Bett gegangen sei.

Geliebt haben die Beiden sich mit Sicherheit. Mit Sicherheit war auch Sophies Liebe zu Ludwig größer als umgekehrt. Ob es auch zur körperlichen Liebe kam, was zu damaliger Zeit nicht ohne sichtbare Folgen

⁶⁰ Gekürzte Version meines Buches >Das verschwiegene Schicksal der Sophie Tieck-Bernhardi-Knorring – Eine Biographie in Briefen<, Homburg/Saar 2024.

bleiben konnte, dafür habe ich bislang nicht den geringsten Anhaltspunkt finden können.

Die Korrespondenz von Sophie Tieck-Bernhardi-Knorring und ihrer Zeitgenossen ist in verschiedenen Buchausgaben veröffentlicht. Die Quellen sind mit folgenden Abkürzungen versehen:

Körner, Josef: >Krisenjahre der Frühromantik<, 3 Bände, Bern 1969, freie Internet-Ressource.

(Abk.: Körner, z. B. „Körner, 11. Brief:“).

>Letters to and from Ludwig Tieck and his circle<, collected and edited by Percy Matenko, Edwin H. Zeydel and Bertha M. Masche, Chapel Hill 1967, freie Internet-Ressource.

(Abk.: Letters, z.B. „Letters, 1. Brief:“)

>Letters of Ludwig Tieck – Hitherto unpublished<, collected und edided by Edwin H. Zeydel, Percy Matenko and Robert Herndon Fife, New York 1937, freie Internet-Ressource.

(Abk. Letters of, z. B. „Letters of, 31. Brief“)

Lüdeke, Henry: >Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel – Briefe<, Frankfurt 1930.

(Abk.: Lüdeke)

Markert, Heidrun: >lasst uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig sein! - Ludwig Tieck (1773 – 1853)<, Peter Lang Verlag 2004.

(Abk.: Markert)

Schmidt, Erich: >Caroline [Böhmer-Schlegel-Schelling] - Briefe aus der Frühromantik<, Leipzig 1913.

(Abk.: Schmidt)

Schweikert, Uwe: >Korrespondenzen Ludwig Tiecks und seiner Geschwister – 68 unveröffentlichte Briefe< in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, 1971, S. 312-429.

(Abk.: Schweikert)

Trainer, James: >Sophie an Ludwig Tieck – [fünf] neu identifizierte Briefe<, in: >Jahrbuch der deutschen Schillerges.<, 24. Jahrgang, 1980.

(Abk.: Trainer I)

Trainer, James: >„Bei aller brüderlichen Liebe ...“ - The Letters of Sophie Tieck to her Brother Friedrich<, Berlin und New York 1991.

(Abk.: Trainer II, z. B. „Trainer II, S. 127“)

Wieneke, Ernst: >Caroline [Böhmer-Schlegel-Schelling] und Dorothea Schlegel in Briefen<, Weimar 1914.

(Abk. Wieneke)

Einige vereinzelt veröffentlichte Briefe sind mit direkter Quellenangabe versehen.

Ich bin der Überzeugung, dass das Verhältnis zwischen Ludwig und Sophie Tieck bereits vor Beginn von Ludwigs Studentenzeit mehr als ein rein geschwisterliches war. Spätestens mit dem Umzug Ludwig Tiecks zu Reichardt muss den beiden leiblichen Kindern des Seilermeisters Tieck –

Anna Sophie und Christian Friedrich – die Erkenntnis gekommen oder gar die Mitteilung gemacht worden sein, dass Ludwig ein Adoptivkind sei. Die junge Sophie, die möglicherweise bereits früher sehr an ihrem älteren Bruder gehangen hatte, wollte die Chance nicht ungenutzt lassen, aus dem engen kleinbürgerlichen Milieu des Elternhauses herauszukommen. Sie verliebte sich in ihren Adoptivbruder. Sie dachte in ihrer kindlichen Naivität, da Ludwig nicht blutsverwandt mit ihr wäre, könne sie ihn heiraten. Von den rechtlichen Problemen, auf die ich weiter unten noch eingehen werde, hatte sie keine Vorstellungen. Ludwig Tieck konnte den Zärtlichkeiten seiner Adoptivschwester Sophie nicht widerstehen. Das Unheil geschah: Die beiden Ziehweswister, die keine Blutsverwandten waren, verliebten sich ineinander. Natürlich mussten die Beiden ihre Liebe vor den Eltern, Verwandten und Bekannten vorerst geheim halten. So lange zumindest, bis Ludwig sein Studium abgeschlossen haben und über eigenes Einkommen verfügen würde. Die Briefe aber, die sie sich schrieben, sprechen eine zu deutliche Sprache.

Im Frühjahr des Jahres 1792 zog Ludwig Tieck von Berlin nach Halle, um Theologie zu studieren. Er wohnte nicht zufällig in der Nähe des väterlichen Freundes und Vertrauten Goethes, des Komponisten Johann Friedrich Reichardt, der in Giebichenstein bei Halle ein Haus besaß, die sogenannte „Herberge der Romantik“.

Letters, 1. Brief: Ludwig Tieck an Sophie –
 Bülzig, vor dem 1. Mai 1792
Liebe Schwester

Wie geht es dir? Was machst du? Ich bin ganz wohl, und wenn diese Nachricht etwas du deinem Wohl beitragen kann, so glaube es nur ganz zuverlässig. Ich denke bei meinen Spaziergängen recht oft an dich und dann fällt es mir immer recht lebhaft ein, wie sehr du mich geliebt hast, so daß ich jetzt wirklich gar nicht einsehe, wie ich dir diese Liebe einst vergelten könnte, ja auch einmahl wie ich dir dafür danken soll. Wenn du zu meinem Glück recht [v]iel beitragen willst, so bleibe stets recht gesund, sei vergnügt und heiter, und dies wird auch mich vergnügt und heiter machen. - A propos, was macht denn der gnädige Christian [Friedrich Tieck]? Grüß ihn doch recht herzlich von mir, auch meine Eltern, wie sich denn das jedesmahl von selbst versteht, wenn ich es auch irgend einmahl vergessen sollte in einem Briefe zu sagen, grüsse doch auch H. Griese. Ich bin in grosser Eil, darum schreibe ich so schön deutsch und so schöne Buchstaben,⁶¹ du bist ja aber mit meiner Hand so ziemlich vertraut. Den einliegenden Brief schicke doch ja gleich auf die Post, ausser wenn Piesker

⁶¹ Ironisch gemeint, denn Ludwig Tieck hatte eine furchtbare Handschrift, die selbst Zeitgenossen kaum entziffern konnten. Siehe Brief von A. W. Schlegel vom 17. September 1801: „ ... ich bin doch sonst ziemlich geübt, deine Hand[schrift] zu lesen, dießmal überstieg ihre Schlechtigkeit aber allen Begriff, und wenn bey der Enträthselung dieser seltsamen Chiffren nicht mehr Versehen [beim Abschreiben oder Drucken] vorgefallen sind, so ist es immer ein Glück.“

schon sollte in Berlin gewesen sein, und auf der Reise hierherbegriffen, dann hast du die Erlaubniß ihn zu lesen und vieles, was darinn gesagt ist, auf dich zu beziehn und dir vorzustellen, ich sagte es zu dir. Ich erwarte nun alle Tage einen Brief von dir, schreib mir doch ja und auch hübsch umständlich, so wenig ich es auch bin. - Suche doch auch recht nach, ob du noch was Wichtiges von meinen Sachen findest, ich habe dir von einigen Sachen schreiben wollen, und habe jezt wahrhaftig vergessen, wovon. Ja so: es ist ein altes Stück >da Roxane< oder wie es heißt in Quart, vorn stand der Anfang „ei Ino“. Suche mir doch auch ja >Das Lamm< hervor, ich brauche es, nicht um es zu schlachten, sondern um es von neuem wieder aufzuputzen; einen grossen Gefallen erzeigtest du mir auch, wenn du könntest (nöthig ist es aber gar nicht im mindesten) wenn du mir den Hiesel einpacktest, es steht im 2ten Theil der >Thaten und Feinheiten ein[i]ger renommirten Kraft- und Kniffgenies<. Aber wie gesagt, es ist nicht im mindesten nöthig, mach dir ja keine unnöthige Ausgabe. Die Flöte packe aber doch ja mit ein, aber auch so, daß sie unterwegs keinen Schaden nimmt. Nächstens schicke ich dir vielleicht ein paar kleine Gedichte von meiner [meinem?] >Faust<. Eigentlich glaube ich, habe ich nun schon in dem ganzen Briefe nichts Vernünftiges gesagt, du erfährst auch dadurch gar nichts neues, aber es macht mir eine ordentliche Freude zu schreiben, denn es ist mir, als wenn ich mit dir spräche, nur Schade ist es, daß ich so eilen muß. Aber eile mit Weile - sagte der Imp[er]ator - ja! mein Gedächtniß wird schwach! - Ich denke oft noch an den Späß, wie fürchterlich ich mir bei dieser Stelle einigemahl die Haare gezaust habe, weißt du es auch wohl noch? O gewiß! Ich gehe jezt alle Tage spatzieren, lebe wie in einem Paradiese, in einem Lande, wo Milch und Honig fließt; Milch, die schönste Milch, und Honig so frisch und süß! - könnte ich dir doch etwas von dem mitschikken, der auf einen Teller vor mir steht, nun was nicht sein kann, darinn muß man sich finden. Lebe wohl, tausend, tausendmahl wohl, und bleibe gesund. - Schmohl grüßt.

[Ludwig] Tieck

Der Satz „und dann fällt es mir immer erst recht lebhaft ein, wie sehr du mich geliebt hast, so daß ich jezt wirklich gar nicht einsehe, wie ich dir diese Liebe einst vergelten könnte“ ist höchst merkwürdig. Es beschleicht mich der Verdacht, dass dieser erste Brief Ludwigs an Sophie Teil eines systematischen Planes war, nämlich der Ziehschwester behutsam und schonend deutlich zu machen, dass eine Erfüllung ihrer Liebe nicht möglich sei. Ich bin überzeugt, Ludwig Tieck wurde durch den Komponisten und Kapellmeister Reichardt, hinter dem wiederum Goethe steckte, beredet, ja geradezu eindringlich beschworen, die geschwisterliche Liebelei mit seiner Ziehschwester Sophie während seiner Studentenzeit langsam einschlafen zu lassen und zu beenden. Es kam jedoch alles ganz anders.

Letters, 2. Brief: Ludwig an Sophie – Bülzig, am 1. Mai 1792
Liebe Schwester,

du erhältst dies Billet durch Wackenroder. - Wirst du mir jezt nun glauben, daß ich recht oft an dich denke? Dies ist nun schon der dritte Brief, den ich dir schreibe und du hast mir noch nicht geantwortet. Schreibe mir doch ja, künftige Woche spätestens müssen unsre Sachen nach Halle abgehn, denn am 8tn oder 10tn May wollten wir schon gern in Halle sein, kü[n]ftige Woche müssen s[ie] spätestens ankommen, vergiß es ja nicht! -

Besorge doch den >Siegwart< durch [Ziehbruder] Christian nach Toll's, ich habe vergessen ihn hinzubringen, laß durch ihn auch meine Empfehlung machen. Grüsse auch H. Griese und meine Eltern recht herzlich. Alle, hoff' ich, sind gesund. Schreibe mir ja mit nächster Gelegenheit, wegen andrer Sachen. In Halle ist die Adresse: beim Chirurgus Kern in der Klaußstrasse. - Ist denn Piesker noch nicht in Berlin gewesen? - Was ist das für eine fatale Wirthschaft, daß er nicht kommt? - Lebe wohl und bleibe gesund, ich habe nicht länger Zeit.

[Ludwig] Tieck – Bilz[ig], am 1 May, 1792.

Letters, 3. Brief: Sophie an Ludwig -
[Berlin] Montag, den 6ten May [1792]

Lieber, bester Bruder

*Du erhältst diesen Brief durch Spillner, weil ich nicht gewis wissen kan, ob er nicht eher in Halle ankomt als du, den[n] ich bin nun schon einmal furchtsam, da du von zwei langen Briefen, welche ich dir schon geschrieben habe, keinen einzigen erhalten hast. Du hast zwar dabei nicht viel verlohren, mich aber hat es sehr verdrüslich gemacht und ich habe dadurch alle Lust verlohren, noch einmahl nach Bülzig zu schreiben. Ich hatte damals so wenig Zeit und schrieb diese beiden Briefe bei Nacht, um dir doch Nachricht von uns zu geben und nun hast du keinen erhalten. Ich habe die Adreße doch richtig gemacht: „An den Seiler Fuhrman in Wittenberg“. Der Fehler, den ich dabei gemacht habe, ist, das[s] ich auf den Brief blos „An Herrn Schmohl in Bülzig“ schrieb; du müstest ihn aber demohnerachtet erhalten haben. Sei also nicht böse auf mich, du siehst, das[s] ich gar nicht schuld habe, das du so lange nichts von uns erfahren hast; ich will diesen Fehler wieder gut machen und dir recht oft und recht viel schreiben, wenn du nur immer Geduldt haben wirst, es zu lesen, den[n] das solte mich doch entsezlich ärgern, wen[n] du meine Briefe immer ungelesen beiseit legtest. Du kanst dich sicher drauf verlaßen, das[s] ich es nicht so machen werde, du magst so viel schreiben als du wilst. Deine Sachen habe ich fortgeschickt, du wirst sie vielleicht etwas später erhalten als diesen Brief und auch daran bin ich nicht schuld; du hättest uns schon eher schreiben sollen; ich dencke aber doch, daß sie diesen Sonabend eintreffen werden. **Vergib mir, liebster Bruder, daß ich dir so wenig schicke, es verlohnt kaum der Mühe, aber sei damit indes zufrieden, wen[n] du auf Michaeli herkömst, brauchst du dir gar keine Wäsche mitzubringen, dan[n] werde ich schon dafür sorgen, das[s] du hier neue findest.** Es war in der lezten Zeit hier so viel Verwirrung, das[s] ich beinah*

nichts mehr Nähen konte; ich wolte dir einige Hemden miteinpacken, welche du schon gebraucht hast, das wolte Mutter aber durchaus nicht; und das[s] ich dan keinen Willen habe, weist du wohl. Überhaupt habe ich recht vielen Verdruß gehabt, mir wurde daß Einpacken deiner Sachen und Beten überlaßen, das ich daß nun alles gar nicht recht machte, versteht sich von selber, besonders habe ich mich ganz entsezlich geärgert, das[s] ich den Frachtbrief allein 6 mal schreiben muste, das konte ich immer nicht groß und dick genug machen und Vater meint, das wäre auch die Ursach, warum meine Briefe liegen geblieben sind, also laß es dich künftig gar nicht wundern, wenn du immer recht große Aufschriften finden wirst. Griese hatte mir versprochen, das Zeichen auf die Küste und den Koffern zu machen, weil ich das gar nicht verstehe, er war hier und indes ich hinaus gehe um die Farbe zu hohlen, war er fortgegangen, ist das nicht sehr [un]höflich? Ich bitte dich, bestelle doch kein Compliment mehr an ihn, den[n] ich erwiedre seine Höflichkeit [nicht] und bestelle in meinem leben nicht. **Ach, mein lieber Bruder, ich vermisse jezt recht deine Gesellschaft, ich bin jezt so einsam, ach, wen[n] ich dich doch nur einmal sprechen könnte, aber dazu habe ich noch lange keine Hofnung, ich bitte dich recht sehr, schreib mir doch ja bald, ich sehne mich recht nach einem Brief von dir; mir ist immer, als wärst du recht böse auf mich. Sage doch auch Schmohl, das[s] er mir bald sein Wort hält und schreibt, ihm ist daß eine so geringe Mühe und mir würde es so viel Freude machen, er ist mir um so werther geworden, da er nun beinah dein beständiger Geselschafter ist, er wird dir nun gewiß so manchen kleinen Dienst leisten, so manche Gefälligkeit erzeugen, wofür ich ihm von herzen danke. Mein Compliment wirst du wohl an ihn bestellen. **Werde nicht ungeduldig über mein einfältiges Geschwätz; ich kenne dich zu sehr, als daß ich nicht darauf rechnen sollte, daß du es mir vergeben wirst. Lebe wohl, mein Bester, und höre nicht auf mich zu lieben; deine Freundschaft ist der einzige Ruhepunckt, auf welchen ich gern verweile, das[s] ich dich immer gleich starck lieben werde, daran wirst du nicht zweifeln. Lebe wohl.****

Sophie Tieck

Letters, 4. Brief: Ludwig an Sophie – Halle, ca. Mitte Mai 1792

Liebste Schwester

Auch deinen zweiten Brief habe ich erhalten und ich muß gestehn, daß er mir mehr Freude gemacht hat, als der erste, du schreibst schon vergnügter und beruhigter, über den ersten habe ich mich etwas gekränkt, du sprichst so krank und matt darinn, daß man glauben sollte, du gehörtest zu den Emp[ff]indlerinnen. Sei du doch gewiß, so wie ich, [unleserlich] Bleibe stets gesund und frölich, ich kann dir diesmahl nur k[ur]z schreiben, nächstens weitläufti[ger]. Siegle nicht wieder mit einem Groschen.

[Un]sre Sachen sind doch gewiß schon d. Dienstag als d. [Post]tag abgega[n]gen, und du hast doch auch nichts vergessen, am wenigsten die Zeugnisse. Sollte es ja sein, so schicke sie doch mit der nächsten Post. Ich

hoff du hast auch die Schrifften, die ich von Toll noch habe, mit eingepackt. Lebe wohl und grüsse meine Eltern und Pet[e]rn und d. Statthalter, H[err] Griesen und [a]lle, lebe recht wohl, liebe Schwester. Was macht denn [C]hristian [gemeint ist: Ziehbruder Christian Friedrich Tieck]? Besorgt er d[ie] Bücher für Mad. Toll? Ist der >Siegwart< hingetragen? Das Buch, wovon du schreibst, [g]ehört nicht Lüdern. - Lebe recht wohl, schreibe mir bald, a[uc]h mein Bruder - Schmohl läßt meine Eltern grüssen.

[Ludwig] Tieck

Letters, 5. Brief: Ludwig an Sophie – Halle, am 12. Juni 1792

Liebste Schwester,

Dein theures Geschenck und deinen lieben Brief habe ich richtig erhalten, nur verzeih mir die Nachlässigkeit dir dafür nicht eher gedanckt zu haben, eine Abhaltung, die ich nicht vermeiden konnte, hinderte mich daran, ich mußte am vori[gen] Posttage durchaus jemand besuchen. Du bist krank gewesen? Du, und unser Vater? Ich hoffe, daß du und er jezt wieder vollkommen hergestellt sind. Schone dich doch ja, liebe Schwester, bleibe ja gesund, so wie ich, ich bin hier vollkommen gesund und dencke recht oft an dich und meine lieben Eltern. Unsre Mutter ist doch immer wohl gewesen? Schreibe mir doch im nächsten Briefe etwas genauer, wie sich alle befinden. - Auch was Christian macht (warum schreibt mir denn der nicht, besorgt er auch die Bücher für Mad. Toll ordentlich, ich lasse es ihm als ein guter Freund rathen) und Peter und alle.

Für dein Geschenck danke ich also recht sehr und ich würde mich glücklich fühlen, wenn ich dir mündlich danken könnte. Die Weste ist schön, sie gefällt mir ausserordentlich, aber die Zeichnung [Bild von Sophie?] finde ich auch nicht im mindesten ähnlich. - Was macht denn der grosse Künstler? Sage ihm nur, er wäre ein Schlingel, denn er hat dich ja noch nicht ein einziges mahl [beim Portraitieren gut] getroffen.

Schmols Gesellschaft ist mir aber nicht so sehr angenehm, als du zu glauben scheint, er ist ein äusserst guter Mensch, aber man ist sehr wenig, sagt ein neuerer Schriftsteller, wenn man nichts als [nur] gut ist, seine Fehler verdunkeln seine Vorzüge ganz und gar. Ich habe dich einmahl eitel genannt, liebe S[ophie], jezt nehme ich das zurück, du bist ein Frauenzimmer, dem das wohl zu verzeihen ist, aber gegen Schmohl bist du nichts weniger als eitel, ob er gleich ziemlich häßlich ist (wie du wirst gestehen müssen) so bildet er sich doch auf seine Person sehr viel ein, er kann halbe Stunden vor dem Spiegel stehn, sich Stunden putzen, kurz, hundert Sachen thun, die mir äusserst zuwider sind. Er ist überdies äusserst pedantisch, und hat gar nichts von jener poetischen Schwärmerei, die mir meine übrigen Freunde so theuer macht, er ist sehr trocken, ohne ein feines Gefühl zu haben. Hättest du ihn näher kennen lernen, du wirst da so grosse Verschiedenheit zwischen ihm und Griesen nicht finden, sie sind sich in vielen Stücken ausserordentlich ähnlich und Griese ist doch nicht so eitel. (Grüß ihn doch.)

Alle meine Collegia habe ich ganz frei bekommen, ohne im mindesten darum zu betteln, denn die Professoren haben es mir selbst angeboten, weil sie alle gute Freunde Reichardts sind, der es bei ihnen ausgemacht hatte.⁶² Ich gehe hier nur mit wenigen um. Taback rauche ich nicht, aber Caffee ist immer des Morgens um 5 und Nachmittags um halb eins presto da, viel habe ich noch nicht studirt, es wird aber noch kommen. Nächstens will ich dir einmahl einen recht langen Brief schreiben. Ich muthmaße, daß du Gedichte gemacht hast, schicke sie mir doch nächstens und zögre nicht wieder so lange mit Schreiben.

Küsse meine lieben Eltern in meinem Nahmen und grüsse [Ziehbruder] Christian [Friedrich], der ja nicht vergessen soll, meine Empfehlung an H[err] und Mad[ame] Toll zu machen, er soll es ja durchaus nicht vergessen. - Lebe wohl, ich danke nochmals, du wirst dies durch Wackenrod[er] erhalten. - Lebe tausendmahl wohl

Dein dich zärtl[ich] liebend[er] Brud[er] [Ludwig] Tieck

Letters, 6. Brief: Ludwig an Sophie –
Halle, ca. Ende Juni - Anfang Juli 1792

Liebste Schwester,

*Ich bin wohl und gesund und von einer Harzreise noch gesunder zurückgekommen. - Vergieb mir d[ie]se neue Manier von Brief, du sollst dafür nächstens einen in einer andern ganz neuen Manier bekommen, du siehst, einen recht weiltläufigen. - Warum schreibst du mir so sparsam? - Ich fürchte immer du bist kranck und dieser Gedanke thut meinem Herzen in jeder Minute wehe und macht mir manche Stunde sehr trübe. **Nimm dich ja in Acht, damit ich dich nun bald mit völliger Freude an meine Brust drücken kann: ich sehe diesem Tage mit grosser Hoffnung entgegen.** Seit ich von Berlin bin, bin ich mir immer sehr unstät vorgekommen, dann will ich mich mehr fixiren und recht dir und meinen Freunden leben. - Bernhardi ist doch wohl? Treib ihn doch an, daß er mir schreiben soll. - Ich hab's vergessen, laß durch ihn Rambach grüßen und grüsse du selbst den Künstler recht he[r]zlich, so wie meine lieben Eltern. Ich hoffe, daß auch diese ganz wohl sind. -*

***Lebe wohl, liebste Schwester, und bleibe ja gesund, du ängstigst mich herzlich mit deiner Kränklichkeit, wenn ich nur darüber ruhig wäre, so würde ich in der Entfernung von dir weit ruhiger sein.** - Hast du noch starke Zahnschmerzen? Du vergissest dich selbst in deinen Briefen immer ganz über mich. -*

Lebe recht wohl! herzlich wohl!

Dein Brud[er] Tieck.

Letters, 7. Brief: Ludwig an Sophie – Halle, den 9ten Juli 1792

⁶² Ein Indiz, wie man zu damaliger Zeit einen akademischen Abschluss erzielen konnte: mit Beziehungen und Geld. Um so verwunderlicher ist es, dass Ludwig Tieck ohne Diplom nach drei Jahren die Universität verließ.

Liebste Schwester

Ich schicke die Quittung und das übrige ab, grüße meine Eltern und laß doch von Griesen oder Vatern daß Stipendium heben, daß du es künftigen Posttag abschicken kannst, den[n] ich brauche jetzt wirklich Geld. – Man darf nur beim Stadtverordneten oder Kirchenvorsteher und zugleich Brauer Matthes in der Stralauer Strasse die Quittung und das übrige vorzeigen. Wenn es irgend möglich ist, so schicke gleich nach Empfang dieses das Geld auf die Post.

Ich habe dir nicht geantwortet, weil ich auf acht Tage auf den Harz verreist war, ich bin jetzt sehr wohl und gesund. Ist Vater noch nicht besser? Sind die Golzower noch nicht da? - Christian soll meine Empfehl[un]g an Mad. und H. Toll ja machen! - Dein Gedicht hat mir sehr gefallen, schick mehrere, darüber nächstens ein mehreres.

Was war denn das für ein Stück wo du Bernhardi sahst, du weist, daß mich das interessiert und schreibst es mir nicht einmahl. -

Was habe ich denn für ein Geschenk zu erwarten? - Ich habe dich nicht recht verstanden. - Ich grüße Petern.

Grüsse meine Eltern herzlichst, ich hoffe und wünsche daß s[ie] s[ich] beide recht wohl befind[en], eben so du und Christian. - Saint Foix ist hier, ich will ihn nächstens schicken, Hartknopf gehört mir, Wackenroder soll einen Abguß von mir erhalten. - Lebe wohl, besorge den Auftrag.

Grüsse Petern.

In größter Eil.

J[ohann] L[udwig] Tieck

Letters, 8. Brief: Ludwig an Sophie – Halle, am 17. Juli 1792

Liebe Schwester,

wie kömmt's denn, daß ich keine Antwort von dir erhalte habe. – Ich erwartete heute so gewiß eine Antwort und auch das Geld, weil ich es ziemlich nöthig brauche, allein du hast nicht geschrieben ... Das Geld [das Stipendium] wird vom Brauer und Kirchenvorsteher Matthes in der Stralauerstraße abgefordert.

Wie befindest du dich denn und meine lieben Eltern? - Antworte mir doch ja sogleich. - Du erhältst die[se]n Brief durch mei[nen] F[reun]d Wackenroder. Ist Piesker denn nicht in Berlin gewesen?

Auf dein Geschenk bin ich begierig, weil es von dir kommt, glaube mir, aus keiner andern Ursache. -

Was macht Christian? Warum schreibt er denn nicht?⁶³

Antworte mir ja, ich habe grosse Eile, nächstens will ich mein Versprechen erfüllen und dir recht viel schreiben.

Schick mir doch wieder eines deiner Gedichte.

Lebe wohl und tausendmahl wohl! Küsse Vater und Mutter in mei[nem] Nah[men].

⁶³ Ziehbruder Christian Friedrich Tieck schrieb Ludwig Tieck bisher keinen einzigen Brief. Es scheint, als ob er gewusst hätte, dass Ludwig nicht sein leiblicher Bruder ist.

*Schreib mir ja! ich erwart' es!
Hörst du liebe Schwester?
Grüß Petern.
Halle am 17. Juli 1792
Dein Bruder*

Letters, 9. Brief: Sophie an Ludwig, Berlin, den 21. Juli 1792
Liebster Bruder

*Vergib mir, daß ich deinen lieben Brief nicht eher beantwortet habe; ich konte mich nicht überwinden, dir einen le[e]ren Brief [ohne das Geld] zu schiken. Ich habe den Nahmen sehr guht lesen können, aber du glaubst gar nicht, liebster Bruder, wie viel Mühe es macht, etwas von einem Brauer und Kirchenvorsteher zu erhalten. Vater ist schon 4 bis 5 mal dagewesen und nun heist es, es läge am Magistrat. Ich de[n]cke aber doch, das[s] wir es mit künftig[e]m Posttage werden schicken können. **Nim mir nicht übel, mein bester Bruder, daß ich dir nur einen Dukaten schike, ich hätte vielleicht mehr schiken können, aber ich konte mich nicht entschliessen, es Vatern zu sagen, weil er jezt so starke Ausgaben hatt, also kan ich dir nur mein kleines Vermögen schiken und du weist ja wohl, daß ich immer nicht viel [Geld] habe, du kom[m]st doch wohl bis zum künftigen Posttag damit aus, dan[n] werde ich wah]rscheinlich dein eigenes Geld schiken.** Piesker ist nicht bei uns gewesen, ob er in Berlin auch nicht gewesen ist, weis ich nicht. Lebe tausendmal wohl mein lieber Bruder und vergiß ja dein Versprechen nicht, uns auf Michaeli [Ende September] zu besuchen, Vater, Mutter, Christian [Friedrich] und Peter lassen alle recht vielmal grüßen. Antworte ja gleich auf diesen Brief, damit ich sehe, ob du auch nicht böse bist, hier [ha]st du auch eins von meinen Gedichten, lebe recht wohl, deine zärtliche Schwester*

*Sophie Tie[c]k
Berlin den 21ten Juli 1792*

Letters, 10. Brief: Sophie an Ludwig – Berlin, den 4ten [August] 1792
Liebster Bruder

*Du wirst gewiß recht böse sein daß du schon wieder einen leeren Brief erhältst, aber du wirst doch wohl glauben, daß es nicht an mir liegt, lieber Bruder, du kanst gar nicht glauben, wie sehr ich mich ängste, daß ich dir nichts schiken kan, aber es ist warhaftig nicht in meinem vermögen, ich habe keinen Groschen und Vater kann auch nicht, die 100 Thaler sind uns nun am Dienstag versprochen, dan[n] will ich sie auch sogleich schiken. Der Prediger Lüdeke läßt dich grüßen, er wundert sich, daß du ihm die Quitung nicht schickst, er kann dir das Geld denselben Tag schiken, an welchem er sie erhält, ich weis nicht, wie du daß hast vergeßen können, da dir daß Geld doch mangelt. **Ach, liebster Bruder, du magst recht in Verlegenheit sein, es quält mich recht, daß ich dir nicht helfen kann, sei nur deshalb nicht böse auf mich; du hast mir nicht geantwortet, ich***

erwarte nun gewiß einen Brief von dir, schreib mir ja, mein lieber Bruder.
Mit deiner Weste bin ich bald fertig, ich glaube aber nicht, daß sie dir gefallen wird. Schmolens sind nicht hier gewesen. Ich wage es wirklich nicht, daß ich dir viel schreibe, ich de[n]cke immer, Du wirst in dem Augenblick recht böse, wen[n] du diesen leeren Brief erhältst und dan würdest du ihn doch nur ungelesen wegwerfen, also nächstens, wen[n] du mir erst geantwortet hast, recht viel. Lebe wohl, mein bester Bruder, und vergiß nicht Schmohl von mir und meinen Eltern zu grüßen, schreib uns auch, ob ihr noch Freunde seid. Lebe wohl und sei nicht böse auf deine

Schwester Sophie Tieck

[Nachschrift]

Vergiß nicht an den Prediger zu schreiben und vergib, das[s] dieser Brief so schlecht geschrieben ist, es ist heut Sonabend und da weist du wohl, daß ich immer sehr viel zu thun habe. Schreib mir doch auch, ob du noch auf Michaeli zu kommen denkst, daß ist jezt noch meine einzige Freude, daß ich dich dan zu sehen hoffe, vereitle mir diese Hofnung nicht, gewiß das währe höchst unrecht. Wen[n] ich erst einmal an dich schreibe, so kan ich immer nicht wieder aufhören und vergeße alle meine übrige Geschä[ff]te, lebe tausendmal wohl, ich muß aufhören.

[Adresse] An Herrn J. L. Tieck in Halle

in der Klausstraße beim Herrn Chirurgus Kern wo[h]nhaft

Letters, 11. Brief: Ludwig an Sophie – Halle, den 7ten Aug. 1792

Liebste Schwester,

wie hast du es nur über das Herz bringen können zu denken, daß ich deinen Brief unwillig hin werfen würde, weil du mir kein Geld schickst? Nicht wahr, es ist nicht dein Ernst? Es thut mir überhaupt ausserordentlich leid, daß du dich über diese Kleinigkeit so ängstigst, da ich dies Geld so ausserordentlich nöthig gar nicht brauche, als du dir einzubilden scheinst, es wäre besser, wenn ich es hätte, aber da es ist nicht, so verlihere ich gar nichts dabei, meine Lebensart geht dennoch fort, wie sonst. Jeder Student hat Credit in Halle, überdies bezahle ich alles, was ich verzehre, nur vierteljährig, oder überhaupt nur, wenn ich gerade Geld habe, du kannst also daraus schon sehn, daß man wenigstens ein halbes Jahr hier ohne einen Pfennig Geld leben kann. - Aengstige dich also um Gottes willen nicht weiter. - Daß dein Brief so kurz gewesen ist, hatt mir ausserordentlich leid gethan, ich hätte ihn viel länger gewünscht, ich habe ihn nicht unwillig hingeworfen, sondern ihn sorgfältig aufgehoben, wie ich alle Briefe [aufbewahre], die ich aus Berlin erhalte.

Ob ich und Schmol noch Freunde sind? – Wenigstens sind wir nicht das Gegentheil. Ich will dir aufrichtig schreiben: Schmol ist kein Mensch für mich, du mußt dich aber ja hüten, daß du deswegen, da ich aufrichtig bin, nicht auf mich böse wirst, statt es auf S[chmohl] zu werden, da ich weiß, daß du viel Theilnahme an ihm nimmst, und mehr als er verdient, denn du (ich schmeichle nicht) denkst und empfindest unendlich feiner, du

bist bei weitem klüger als er, du denkst ungleich männlicher als er, und verdienst in jeder Rücksicht tausendmal den Vorzug vor ihm, wenn du auch nicht meine Schwester wärst, ich würde eben so sprechen. Daß er ein gutes, sehr gutes Herz habe, kann und will ich nicht läugnen, aber ein guter Mensch, der nichts weiter als gut ist, ist noch sehr wenig. Und ob er auch diese Herzensgüte stets behalten wird? Wenigstens möchte ich mir wünschen, daß sie in einen Kampf mit seinen Hauptneigungen käme, wenigstens ist sein Character manchmal sehr zweideutig. Daß er die Eitelkeit selbst ist, wirst du zugeben, er steht stundenlang vor dem Spiegel, kann sich 3 - 4 mahl ankleiden, ist nie glücklicher als in Gesellschaften von Frauenzimmern, ist höflich und gleich galant gegen alle ohne Ausnahme, gefällt sich im Putz so ausserordentlich, kurz, - er ist schon in der Rücksicht [Hinsicht] fatal. Seit ich ihm d[ie]se Schwachheit erwiesen habe, ist er (dencke wie armseelig!) mein Vertrauter nicht mehr. Er verheimlicht mir izt alles. Er ist im Dencken und Empfinden ein Pedant, in seinen Augen ist kein Mensch (ohne Ausnahme als etwa Biester) verehrungswürdig als der Bauer. Diesen und Künstler schätzt er nur, um keine Blösse zu geben, denn er ist ohne allen jugendlichen und poetischen Enthusiasmus. Er kann von der Freiheit, der Revolution in Frankreich und dem unglücklichen Zustand der Pohlen eben so kalt und möglich kälter sprechen als über seine Frisur. - Kann ein solcher Pedant mit solchen armseeligen Gefühlen wohl liebenswürdig sein? - Ist er wohl für mich geschaffen, der ich das Gegentheil von allem diesem bin; du, aufrichtig liebe Schwester, wenn du mich wirklich recht zärtlich liebst, so kannst du dich unmöglich für d[ie]sen sehr interessiren, wir sind fast die beiden Extreme, und schon aus d[ie]sem Grunde wirst du mir nicht böse werden, denn daß ich dir von ihm die Wahrheit schreibe, daß ich sie selbst mit Widerwillen schreibe, wirst du mir auf mein Wort glauben. - Schon in Berlin (ich habe d[ie]sen Streich erst vor einiger Zeit erfahrn) schrieb er an Reichardts, er war besorgt, Bothe mögte übel von ihm sprechen und so aus der Gunst Reichardts verdrängen (welche kleinliche armseel[i]ge Besorgniß!) er theilte mir diesen Gedanken mit und auch den, daß er R. schreiben wolle, sie sollten sich vor Bothen in Acht nehmen. - Du kannst dencken, daß ich ihm d[ie]sen dummen Streich (denn das ist doch wohl der eigentliche Nahme dafür) aus allen Kräfte[n] auszureden suchte, ist [richtig: ich] stellte ihm vor, daß er bei R[eichardt] durch einen solchen Brief entweder für einen Verläumder, oder für einen Menschen mit einem bösen Gewissen gelten müste, - er gab mir Recht, versprach den Brief nicht abzuschicken, - er hat ihn dennoch abgeschickt! - du glaubst nicht, wie viel er dadurch bei R[eichardt] verlohren hat. - In einem andern Briefe aus Berlin an R[eichardt] hat er nun entsezliches Geschwätz gemacht, von unserem Zusammenwohnen, von unsrer Einrichtung, unsrer Armuth, der Vorsehung und gnädigen Gönnern⁶⁴ und s.w. - Du weißt, wie entsezlich

⁶⁴ Wer ist mit dem oder den „gnädigen Gönnern“ gemeint? Der Studienfreund Schmoihl merkte, dass Ludwig Tieck über mehr Geld verfügte, als er durch sein Stipendium hätte

verhaßt mir eine solche anscheinliche Bettelhaftigkeit ist (wenn sie es im Grunde auch nicht sein mag) es ist kein verhaßteres Verhältniß, als jemandem Verpflichtungen zu haben, (wenn er nicht mein vertrauter Freund ist) und das mit mir und R[eichardt] nun gar nicht einmahl der Fall ist, war mir der ganze Brief, als wenn er drinn bäte, sie mögten uns doch recht oft zum Essen einladen; du kannst dencken, wie ich mich ärgerte, - doch di[e]se Alteweiber-schwatzhaftigkeit habe ich ihm verziehen. - Er studirt jezt nicht mehr Theologie, sondern Cameralwissenschaft, mir sagte er von dieser Veränderung erst nach einigen Tagen, und kannst du dir die Impertinenz vorstellen, Reichard[t], dem er so ausserordentlich viel zu danken hat, den er wie seinen Vater um Rath hätte fragen sollen, hat er noch keine Silbe davon gesagt, (es sind nun schon über 6 Wochen) - Er hat gemerckt, oder vielmehr geschlossen, daß ich in meinen Briefen von ihm schreibe (denck' wie armseel[i]g.) was thut er? - An einem Nachmittage, wo ich bei Rei[c]ha[r]ds bin, sucht er meinen Kofferschlüssel, schließt ihn auf, und liest den ganzen Brief von dir, worinnen du ihn gegen mich vertheidigt hast? - Thut dies wohl ein offener Mensch, der nur einige Delikatesse besitzt, ich will nicht sagen ein ehrlicher? - Auch diesen dummen Streich habe ich ihm verzieh'n und fast hätte ich ihm um Verzeihung bitten müssen, so eigensinnig war er und so wenig fühlte er das Gemeine seiner Handlung. - In Coswig hat er der Amtmannin von seiner frühsten Jugend auf ausserordentliche Verbindlichkeiten gehabt, auf einer neulichen Reise zu seinen Eltern findet er in seiner entsezlichen Einbild[un]g, daß er nicht genug faitirt wird, weil die Frau gerade Freunde erwartete; er schreibt also einen höchst beleidigenden Brief in dem suffisantesten Tone, worinn er ihr seine Freundschaft aufkündigt, viel von eigener Krafft und hohen Gönnern darinn spricht, von Leuten, die er verachten könne, und von einem Amtmann, der ihn doch auch nicht forssen würde (sein eigner Ausdruck). Der ganze Brief ist in einem Ton geschrieben, den man gewöhnlichen dummen Bauernstolz nennt, die richtigste Benamung nach meiner Mein[un]g. - Doch genug und übergenuß, - vergieb mir, liebe S[ophie] - aber ich mußte dir dies schreiben, denn es scheint sonst als hättest du dich von der blossen allgemeinen (doch sehr suffisanten) Höflichkeit d[ie]ses Menschen täuschen lassen, ihm etwas mehr als gemeine Gefühle zuzutrauen.

Für dein neuliches liebes Geschenck dancke ich recht sehr, tausendmahl, - aber liebe Schwester, - nicht nöthig in der Zukunft, hörst du? - Zwinge dir nicht selbst etwas Nothwendiges ab, um es mir etwa zu schicken, denn ich habe die Aussicht, wirklich ziemlich gut zu leben, - ich schreibe jezt für Rambach eine kleine Erzählung, dann einen ansehnlichen Roman, dann schicke ich ihm >Alla-Moddin<, und >Anna Boleyn<, - alle d[ie]se Sachen sind schon bei mir bestellt, - aber sage keinem Menschen etwas davon, - daher bitte ich dich auch recht sehr,

ausgeben können. Der gnädige Gönner war Reichardt; und dieser erhielt das Geld von Goethe.

meine lieben Eltern nicht dahin zu bewegen mir etwas [Geld] zu schicken, denn ich weiß, wie nöthig es mein Vater braucht, vorzüglich für den guten Christian [Ziehbruder], - also hörst du? Nicht so etwas. - Wenn ich hier fleissig bin, kann es mir nie [an Geld] mangeln; mein lieber Rambach hatt' es mir zu gewiß versprochen, der Contract mit dem Buchhändler (der mir wenigstens 150 R[eichs]t[haler] verschafft) ist auch schon seit Ostern gemacht.⁶⁵ - Verzeih, daß ich von Geldsachen spreche, es ist sonst meine Sache gar nicht, es geschehe auch bloß um dich zu beruhigen. -

Auf deine Weste freue ich mich schon recht, sie wird mir gewiß gefallen, - Sag' doch dem Prediger Lüdecke (dem ich mich gehorsamst empfehle), daß ich mir die Freiheit nehmen w[ü]rde, mit dem nächsten Posttag die Quittung zu schicken, ich habe nur heut keinen meiner Professoren zu Hause getroffen, um ein Testimonium mitzuschicken. Ich habe es nicht vergessen, nur verschoben.

Was macht denn Christian [der Ziehbruder]? Warum schreibt er mir denn durchaus nicht? Ich will hoffen, daß er die Bücher für Mad. Toll noch immer sorgfältigst besorgt, laß durch ihn an sie meine Empfehl[un]g ja machen, daß er's auf keinen Fall vergißt! - Laß doch durch ihn auch den guten Espeut grüssen, und ihm sagen, ich würde ihm gewiß nächstens schreiben, wenn er mir etwa zuerst schreiben will, so laß ihm doch anbieten, seinen Brief in den deinigen einzulegen.

Pieskern hab' ich selbst gesprochen, ich bin nach Bülzig zu Schmole mit Schwiegern geritten, wo ich den lieben alten guten Jungen antraf, er und Spillner lassen herzlich grüssen. - Schmol ist schon seit 3 Wochen bei seinen Eltern, und wartet sehlichst auf einen Gevatterstand.

Meine Einrichtung willst du wissen? - Um 5 Uhr, etwas früher oder später, steh ich auf, lasse mich frisiren, (welches hier jährlich nur 6 Th. kostet,) trinke Kaffee, ziehe mich an, von 6-7 hab' ich bei Jakob Psychologie, von 7-8 bei Knapp Exegese, wo ich aber sehr oft fehle, weil ich die Theologie noch gar nicht verdauen kann. Von 8-9 les' ich, geh' aus, oder schreibe. - Von 9-10 Logick und Metaphysick bei Jakob. - Um 12 Uhr esse ich, (wir beide wöchentlich, zu 1 Rt. 8 Pf.) Um 2-3 [höre ich] römische Antiquitäten bei Wolf, dann gehe ich aus, oder arbeite.

Ich gehe viel mit Burgsdorf um, der mich sogar bereden will, auf Michaeli mit ihm nach Göttingen zu gehen; wenn ich kein Stipendium hätte, wer weiß, was ich thäte, denn er ist unter allen hier mein bester

⁶⁵ Ludwig Tieck will Sophie weismachen, dass er während seines Studiums eine „kleine Erzählung“ für Rambach schreibt, dann noch einen „ansehnlichen“, d. h. großen Roman, dann schickt er ihm noch den >Alla-Moddin< und der Vertrag mit dem Buchhändler, der zugleich der Verleger ist, wäre auch schon gemacht? Nein, diese Lügenmärchen sind ungläubhaft. Siehe die „Liste der Unmöglichkeit“. Ludwig Tieck schrieb Werke seines Vaters ab, um sie Verlegern anzubieten, außerdem erhielt er ein Stipendium und zusätzlich noch Unterhaltszahlungen von Vater Goethe. Aber davon hatte Sophie nicht die geringste Ahnung, so dass sie Ludwig sogar ihre geringen Ersparnisse, einen Dukaten, schickte, siehe „Letters, 9. Brief“.

Freund! Von ihm kann ich auch soviel Geld leihen als ich will, wenn ich es sehr nöthig brauchte, also mache dir ja keine unnöthige Sorgen.

Auf Michaelis⁶⁶ komme ich gewiß, ganz gewiß nach Be[r]lin, - grüsse alle, meine lieben Eltern, Pet[ern] , Christian, k[ur]z, jed[en], wem daran gelegen ist, und glaube, daß ist [und] stets sein wird

Dein zärtl. Brud. [Ludwig] Tieck.

Letters, 12. Brief: Sophie an Ludwig – Berlin, den 8ten August 1792

[Der Anfang des Briefes ist veröffentlicht in: >Sophie Tieck – Briefe an den Bruder Ludwig<, hrsg. v. Renata Dampc-Jarosz und Hannelore Scholz-Lübbering, Böhlau Verlag 2020, ab S. 27.]

*... und daß ist mir eine große Freude, ich treffe ihn auf die Art niemals [zu Hause]. Bei Betkobers mus ich jezt manchmal einen Besuch abstaten, daß wird mir den freilich sehr zur Last, den[n] die ganze Gesellschaft, welche dort hinkommt ist entsezlich dum[m], es ist selbst den Herrn Professor nicht ausgenommen kein vernünftiger Mensch darunter und mir ist es sehr lieb, daß ich nicht wie Christian 6 Jahr[e] dort zubringen mus[s], ich weis nicht wie er daß aushalten kan. Ich ärgere mich recht, daß keiner von Schmolens hier gewesen ist; wir haben [s]ie jeden Sonabend erwartet und jedesmal wurde uns[ere] [Er]wartung getäuscht, überhaupt ist mir diesen Sommer [die] rech[te] Freude verdorben. Vater wolte mit mir eine kleine Ref[ise] nach Teltow machen, da wolten wir den alten Gotlieb besuchen; Du kanst denken, daß ich mich recht sehr darauf freute. Daraus ist nun auch nichts geworden. Jezt eben erhalte ich daß Versprechen, daß Vater dir durch Wackenroder etwas schiken will, wen Wackenroder nähmlich noch vor den Dienstag in Halle ankomt, welches doch wa[h]rscheinlich ist, ich kan aber nicht bestimmen, wie viel; und du weist wohl noch aus alten Zeiten, daß ich nicht viel fragen darf. Zudem lieber Bruder kan ich mich darüber gar nicht freuen, weil es Vater dir wieder abziehen will, wen[n] er daß Geld erhält. Vergib ihm daß, liebster Bruder, er mus daß jezt thun, er ist jezt sehr gedrängt, er würde dir sonst gern recht viel geben, es kränkt ihn selbst, daß er dich wie einen Fremden behandeln mus, den so eine Auslage von einigen, Tagen würde man für einen jeden machen. Ich sprech[e] so viel darüber und weis noch nicht wen Wackenroder hinkommt, den wen[n] er nach den Dienstag käme, so wäre es Narheit, ihm etwas mitzugeben oder ob er gar etwa[s mit]nehmen wil, doch daran ist wohl nicht zu zweifeln er w[ürde] [w]eniger dein Freund sein, wen[n] er mir diese Bitte absch[lagen] [sol]lte. Nun mus ich wohl aufhören zu schreiben, ich ersch[rek]ke selbst darüber, wie viel ich geschrieben habe, wird es dir auch so gehen, nun Gott gebe dir Geduldt, daß alles zu lesen. **Lebe wohl mein bester Bruder und denke recht oft an mich, wen[n] du es nur so oft thust als ich, so bin ich zufrieden. Lebe recht wohl, lieber Bruder, deine zärtliche Schwester***

Sophie Tieck

⁶⁶ Michaelis oder das Michaelisfest ist am 29. September. Es ist der Beginn des Herbstes und wurde früher mit einem großen Feuer begangen.

Armer Bruder schon einen ganzen Monat hast du auf daß Geld warten müssen.

In der Zeit von ca. 8. August bis ca. 20. August 1792 unternahm Ludwig Tieck mit Vater Goethe eine Reise nach Frankfurt. Hier begegnete Ludwig wohl zum ersten Mal seiner Großmutter Elisabeth Goethe. Wir wissen auch von einer zweiten Begegnung mit ihr nach Ludwig Tiecks Rückreise aus Italien. Mit Goethe reiste er auch zum Schloss von Homburg vor der Höhe, dem „tempe“ des Landgrafen. Siehe dazu oben das Kapitel >Die geheime Vater-Sohn-Beziehung von 1792 bis 1793<, 13. und 14. Brief.

Letters, 13. Brief: Ludwig an Sophie – Halle, am 1ten Sept. 1792
Liebe Schwester

Ich reise nun bald von hier [von Halle] ab, spätestens den 12. Sept. Das ist nun ba[l]d, ich möchte aber vorher alles in Richtigkeit bringen [gemeint ist: die Schulden begleichen], und daß dazu die 3 Louisd'or nicht gereicht haben, kannst du dir wohl selbst denken. – Jetzt brauche ich nun das Geld recht nöthig, bitte doch meinen lieben Vater, daß er es mir ja recht bald, gleich noch denselben Tag, da er diesen Brief empfängt, herschickt, ich hatte es schon heute erwartet, je mehr je besser, die ganze Summe wäre mir am liebsten, doch brauche ich sie nicht ganz. – Mit Pieskern werde ich mich wohl acht Tage unterwegs aufhalten, dann komme ich nach Berlin. – Wackenroder wirst du wohl schon gesehn haben.

(Ich habe ihm nie etwas von Schmohl geschrieben, künftig darüber etwas mehr.)

Grüsse meine Eltern h[er]zlich, bald bin ich so glücklich sie wieder zu sehn, und dich! Du glaubst nicht wie ich mich danach sehne. - Besorge ja das Geld, sonst wird meine Abreise unnöthigerweise aufgehalten. Ich erwarte es nun ganz gewiß künftigen Dienstag, (Freitag wollte ich sagen, denn Dienstag erhältst du diesen Brief erst) denn den folgenden Dienstag oder Freitag wollte ich ja schon Halle verlassen. - Vergiß es ja nicht, wenn du mich bald bei dir haben willst! - Ich wäre wirkll. in grosser Noth, wenn ich nichts erhalte. - Küsse meinen Vater und meine Mutter in meinem Nahmen, grüsse Petern.

In Eil. Lebe wohl.

Dein Brud[er] Tieck.

Vergiß ja meinen Auftrag nicht, die Leute dencken sonst hier, ich will Ihnen du[r]chgehn, sobald du diesen Brief empfängst, oder spätestens den gleich folgenden Posttag, dann erhalte ich es e i n e n Tag vor meiner Abreise. - Bitte doch Vatern, daß er mich ja nicht stecken läßt! -

Nun bin ich bald [in] B e r l i n !!!

Ludwig Tieck beendete sein Studium in Halle und fuhr zurück nach Berlin. Anfang September 1792 gab es ein erstes Wiedersehen der

Liebenden seit Ludwigs Abreise. Es sind keine Belege über diesen Zeitraum von fast zwei Monaten vorhanden. Dann reiste er wohl Ende Oktober über Leipzig und Nordhausen nach Göttingen, um sein Studium fortzusetzen, wo er am Abend des 5. November ankam.

Letters, 14. Brief: Ludwig an Sophie –
Göttingen, den 6. November 1792

Liebste Schwester

Verzeih doch ja, daß ich dir in so langer Zeit nicht geschrieben habe, aber es war mir nicht eher möglich, denn ich bin erst gestern Abend in Göttingen angekommen. Wie geht es dir und meinen lieben Aeltern und dem Künstler? Alle sind doch wohl und gesund, wenn es alle so sind wie ich, so bin ich zufrieden, denn ich bin seit langer Zeit nicht so heiter gewesen als hier und während meiner Reise. - Damit ich es nur nicht vergesse, ich wohne in der Wehnder Straße. - Du und meine lieben Aeltern haben sich bei der Nachricht gewiß recht geängstigt, daß die Franzosen so nahe bei Göttingen ständen? - Diese Nachricht ist aber ungegründet gewesen und wäre sie auch wahr gewesen, nach Göttingen wären sie gewiß nicht gekommen. Wenn sie in die hiesigen Gegenden kommen sollten, so besuche ich sie sogleich.

Ich bin ganz gesund frisch und munter angekommen. Bis Nordhausen, 8 Meilen von Göttingen, bin ich mit der Post gefahren, von da bis hieher bin ich geritten, weil die Posten hier so dumm eingerichtet sind, daß ich vier Tage in Nordhausen darauf hätte warten müssen.

Ich befinde mich hier sehr wohl, ich wohne charmant, in der besten Straße, die Stadt ist sehr niedlich, die Seiten mit Quadren gepflastert, was man in Berlin nicht einmahl hat, auch die nächtliche Beleuchtung ist weit besser als in Berlin, des Mittags esse ich in einem schönen Gasthofe mit lauter Grafen und Herrn und trincke täglich zu vier Gerichten meinen schönen Rheinwein, einige Collegia habe ich auch schon angenommen, kurz, ich lebe hier so angenehm, als ich es nur verlangen kann. Es gefällt mir hier unendlich mehr als in Halle.

Sage meinem lieben Vater, daß er ja nicht glauben soll, daß ich Geld nöthig habe, nicht im mindesten, ich weiß, er braucht es weit mehr als ich. Ich dancke ihm noch einmal für seine zärtliche Fürsorge.⁶⁷ - Meine Sachen schicke mir doch sobald als möglich, (wenn dafür das Postgeld bezahlt werden könnte wäre es mir sehr lieb, denn ich habe fast kein Geld mehr übrig) vorzüglich vergiß meine Papiere nicht, gar nichts daran mußst du vergessen, packe lieber etwas zuviel als zu wenig ein, denn ich möchte nichts gern vermissen, suche doch nach einem Manuscript von Rambach, es ist der Anfang eines Ritterromans, auch dies schicke mir. Noch eins, bitte doch Wackenroder, der dir diesen Brief bringen wird, daß er dir von Bernhardt den zweiten Ackt der >Anna Bolyn< holt, packe auch diesen ja

⁶⁷ Die Konvention musste damals streng eingehalten werden. Der Seilermeister Tieck galt als Ludwigs Vater.

mit ein, auch die Briefe vergiß nicht, - kurz nichts, nichts meiner schriftlichen Sachen, - auch die nicht, die von Schmols Hand sind, wie [die Werke] >Das Reh< [unveröffentlicht] und >Abdallah<.

*Alle, meine theuren Eltern, du, der Künstler, alle müssen aber auch recht wohl und gesund sein, sonst ist meine ganze Freude ve[r]dorben. Küsse alle in meinem Nahmen, meinen lieben Vater und meine zärtliche Mutter, den Künstler und du selbst, glaube, daß ich ewig bleiben werden
Dein Dich zärtlichst liebender Bruder Tieck.*

Schmohl half Ludwig Tieck beim Abschreiben (Kopieren) von Manuskripten, ich bin überzeugt, dass es waschechte Werke Goethes waren. So kam er hinter das Geheimnis, dass Ludwig Tieck gar nicht der Verfasser der Werke war, die er für ihn kopierte. Siehe oben das Kapitel .>Die geheime Vater-Sohn-Beziehung von 1792 bis 1793<, 19. Brief.

Letters, 15. Brief: Ludwig an Sophie – [ca Anfang November 1792]
Liebe Schw[ester]

Du bist doch noch gesund? Ich will es hoffen, ich wünschte, du hättest izt nur die Hälfte von meiner Gesundheit, denn ich befinde mich hier ganz ausserordentlich wohl. - Auf Ostern [1793] wollen wir zusammen recht frölich sein. Bleibe immer meine zärtliche Schwester, wie du es bisher gewesen bist. - Ich will dich nochmals erinnern, ja nichts von meinen Papieren zu vergessen, wenn du die Sachen noch nicht abgeschickt hast, so laß doch noch von Bernhardi den Anfang des >Philopömen< holen, grüsse ihn von mir, wenn du ihn sehn solltest, doch ich vergesse mich, du erhältst ja diesen Brief durch ihn, und ich wollte dir eben auftragen ihm zu sagen, daß er auch heut einen Brief von mir bekommen sollte. Suche doch ja nach der Scene zwischen Anna und der Rochford im dritten Act, ich kann nicht weiter arbeiten, wenn ich die nicht habe. - Wenn Piesker nach Berlin kommen sollte, so grüße ihn herzlich von mir, ich will ihm nächstens schreiben. Meine Correspondenz ist ziemlich ausgebreitet. Suche ja recht nach allen meinen Papieren, auch meine Briefe vergiß ja nicht. Ich erwarte nun stündlich einen Brief von dir. - Hat dich Wackenroder etwa indessen besucht? - Wenn er es noch thut, so grüsse ihn und erinnere ihn, daß er nicht vergessen soll, mir zu schreiben. - Ich bin ewig

Dein zärtlicher Bruder

Letters, 16. Brief: Sophie an Ludwig - Berlin 17. November 1792
[Anfang fehlt]

[...] über mich gewinnen; ich gab mir 2 Monate hindurch Mühe, mir ihn [Schmohl] selbst lächerlich zu machen und was ich in 2 Monate nicht erhalten ko[n]nte, das bewürkt Schmohl durch einen einzigen Brief selbst, ist das nicht sonderbar? Und nun genug von ihm, ich denke, ich werde nun auch bald wieder heiter werden, wen[n] ich nur zuweilen mehr Gesellschaft hätte. Wackenroder hat mich verschiedenemal besucht, wofür ich ihm von

Herzen dancke, den[n] seine Gegenwart schenckt mir doch manchmal eine frohe Stunde, wen[n] ich nur überzeugt währe, das[s] es ihm nicht lästig wird, wen[n] er zu mir komt, den[n] das würde mir das Vergnügen über seine Gegenwart sehr verbittern. Bernhardi hat mir den 2ten Act von >Anna Bolling< [richtig: Anna Boley?] gebracht, er läs[s]t dich bitten, du mögtest ihm bald schreiben und auch ob nichts von >Anna< verlohren ist, doch das kanst du nicht eher beantworten, bis du deinen Coffer hast. Wackenrodet wil diesen Brief abholen und ich erwarte ihn alle Augenblike, also wird er in der grösten Eil geschrieben. Hier im Hause ist alles wohl und läst dich alles grüßen, wen es angeht, so werde ich morgen mit dem Künstler in die Comödie gehen, ich muß aber erst erwarten, welches Stück sein wird, eher kan ich nichts bestimmen. Wackenroder ist da, ich schließe. Lebe wohl Deine

Schwester S[ophie] Tieck

Letters, 17. Brief: Ludwig an Sophie –
[Göttingen], am 20sten November 1792

Liebste Schwester.

*Wie geht es dir denn? Mich wundert, daß ich noch keinen Brief aus Berlin erhalten habe, doch die Post ist wahrscheinlich daran Schuld; du bist doch wohl und meine lieben Eltern auch; und alles im ganzen Hause steht doch noch wie sonst? – **Ach, wenn ich erst eine Weile wieder von dir gewesen bin, dann fühle ich erst recht, wie viel du mir bist, werde um Gottes willen nicht kranck, das mußst du mir ja nicht zu Leide thun, wenn ich von dir entfernt bin, dann fangen mir meine Dummheiten erst recht an zu gereuen, wodurch ich dich so manchmal, selbst diesen Michaelis, noch beleidigt habe, du mußt sie nicht auf meine Rechnung schreiben, denn glaube mir, ich liebe dich so sehr, als ich nur irgend etwas in der Welt lieben kann, ich kenne aber auch nur sehr wenig Menschen, die es [gemeint ist: meine Liebe] so sehr verdienen sollten als du, und es bleibt dabei! Wir ziehn noch ein[m]ahl zusammen, du kannst dich darauf verlassen: Auf Ostern [des nächsten Jahres] freue ich mich schon recht sehr, vollends wenn unsre Reise noch zu Stande kömmt. – Mein neuerliches Urtheil über Schmoln widerrufe ich, er hat mir einen langen Brief geschrieben und darinn die bitterste Reue über seinen dummen Streich gezeigt, er bittet mich und dich tausendmahl um Vergebung.***

Es ist ein sonderbarer Mensch, er hat wirklich ein gutes Herz und handelt nie nach diesem, sondern stets nach seinem Verstande, und nach zusammenges[et]zten, künstlichen Planen, die er ohne alle Noth formirt, ich will ihm alles vergeben, thu du es auch, und sei seines ganzen Briefes wegen ausser Sorgen, beruhige auch meine Eltern darüber. – Wenn du dich in Be[r]lin nur so wohl befändest, als ich hier, so wär ich glücklich und zufrieden. Wahrscheinlich ist doch schon ein Brief von dir unterwegs. – Hat Wakkenrod[er] dich indeß besucht? Ist ein Ofen in der Stube gesetzt? Hast du englisch gelernt? – Antworte mir und schreibe mir immer hübsch lange

Briefe, - du solltest auf Ostern gleich mit nach Erlangen gehn, das wäre wohl das gescheidteste. - Ich habe einen ganz kleinen Roman nach Berlin geschickt, bitte doch Wakkenroder, daß er ihn dir auf einen Nachmittag bringt, oder vorliest, denn du wirst die kleine Schreiberei schwerlich lesen können, doch du kennst ja den Anfang schon, es ist >Adalbert und Emma<.⁶⁸ - Schreibe mir doch auch, was du darüber sagst.⁶⁹ - Daß du Wackenrodern und Bernhardi, wenn du sie siehst, von mir grüssest, versteht sich von selbst, ebenso meine lieben Eltern, die meinetwegen ja unbesorgt sein sollen, denn es geht mir hier so gut, als es mir nur gehen kann. - Noch eins: Wenn mein Coffe nicht schon abgeschickt sein sollte, so laß ihn nur grade zu in Berlin, schicke mir bloß in einem Paket alle meine Papiere, (wenn du es finden solltest, auch ein altes Stück in Quart, wo Roxane, Zeangir und Mustapha vorkommen) bloß ein[i]ge Paar Strümpfe und noch ein[i]ge Hemden, mit allem übrigen bin ich hier versorgt, und kann von Burgsdorfs Wäsche n[e]hmen soviel ich will, Unterhemden, und die Westen kannst du alle in Berlin behalten auch Halstücher, nur noch ein[i]ge Schnupftücher, den Schlafrock und die Nankingjacke schicke, die Röcke nicht. - Ich habe mir hier einen Ueberrock, ein Paar Beinkleider, und noch einen schwarzen Rock machen lassen, womit ich in Gesellschaft gehn kann; also wenn der Coffe noch nicht abgeschickt ist, so können meine Eltern das Geld sparen. - Schreibe mir ja recht fleissig, hörst du? - Und daß ich dich auf Ostern ja recht gesund finde! - Bleibe gesund, oder ich werde dir zum Possen auch kranck, und dann wollen wir sehn, wer am längsten kranck bleibt. Aber du hast mir schon zu viel zu Gefallen gethan, du thust mir diesen Gefallen auch gef[w]iß? Nicht wahr? - Ja! - Lebe wohl. - Ich bin hier übrigens sehr fleissig, nicht so faul wie in Halle, ich besuche die Collegia sehr regelmässig. - D[ein] [z]ärtlichster Bruder
[Ludwig] Tieck

SLBD, App. 273, Nr. 147:⁷⁰ Sophie an Ludwig –
Berlin. 24. November 1792
Liebster, bester Bruder

... In deiner weißen seidnen Weste wirst du 3 rt [Reichsthaler] finden; ich hätte dir so gern mehr geschickt, aber es ist mein ganzes Vermögen; sei nicht böse darüber, du hast wahrscheinlich mehr vermutet, ich kan[n] von Vater jezt nichts fordern. In eben der Weste wirst du auch Schmohls beide Briefe finden; ich kann nicht leugnen, lieber Bruder, das

⁶⁸ Das Werk wurde unter dem Titel >Adalbert und Emma oder das grüne Band< in dem Sammelband mit Titel >Ritter, Pfaffen, Geister in Erzählungen<, gesammelt von Hugo Lenz, Leipzig 1793, gedruckt. Der Name „Hugo Lenz“ war wiederum ein Pseudonym, angeblich war der Herausgeber F. E. Rambach.

⁶⁹ Die Rezension Sophies von >Adalbert und Emma<, siehe unten, ist sehr bemerkenswert.

⁷⁰ Einige Briefe, die sich in der Sächsischen Landes-Bibliothek Dresden (Abk. SLBD) befinden, sind online gestellt, auch mittlerweile veröffentlicht unter dem Titel >Sophie Tieck – Briefe an den Bruder Ludwig<, herausgegeben von Renata Dampc-Jarosz und Hannelore Scholz-Lübbering, Böhlau Verlag 2020.

hat uns allen viel Kummer gemacht, doch das ist nun vorüber. Ich hatte auch viel an dich geschrieben, aber davon solst du nun nichts erhalten, das wil[l] ich dem Feuer überliefern, den[n] es ist sehr närrisch, es ist in den unglücklichsten Stunden meines Lebens geschrieben, es würde dich gewiß traurig machen, wen[n] Du daraus sähest, wie elend ich mich oft selbst mache. Du würdest vielleicht gar böse auf mich werden, das[s] ich mich von dieser Krankheit noch immer nicht heilen kan[n].

Mit der „Krankheit“ ist wohl Sophies Angst gemeint, dass ihr Ziehbruder eine andere Frau kennenlernen und sich von ihr abwenden würde. Und sie bekräftigt immer wieder:

Ich lege meine einzige Glückseligkeit darin, einst mit Dir zusammen zu leben.

Der Brief Ludwigs vom 20. November und der Brief Sophies vom 24. November müssen sich überschneiden haben, denn Sophies Brief geht nicht auf den Inhalt des Briefes von Ludwig ein. Als sie dann Ludwigs Brief erhalten hat, antwortet sie enthusiastisch.

SLBD, App. 273, Nr. 147: Sophie an Ludwig –

Berlin, den 26sten, 27sten, 28sten, 30sten November [1792]

Tausend tausend Dank, mein lieber guhter Bruder, für deinen lieben theuren Brief, er hat mich sehr froh gemacht; wen[n] du bei mir wähest, ich währe glücklich. Ach wen[n] wir einst beisammen wohnen kön[n]ten, lieber Bruder, dan[n] wolte ich jede Bitterkeit des Lebens vergessen; es freut mich sehr, das[s] du diesen Plan, welchen wir schon in unserer Kindheit entworfen, so wenig aufgegeben hast als ich; würrklich, lieber Bruder, hat mich diese Hoffnung bei manchen unangenehmen Zufal[l] in meinem Leben getröstet; ach wen[n] sie [die Hoffnung] einst erfüllt würde, was hätte ich dan[n] noch zu wünschen. Dein Vorschlag mit nach Erlangen zu gehen, währe so übel nicht, wen[n] er sich nur ausführen liese; aber da trit[t] Unmöglichkeit unsern Wünschen in den Weg. Ich bin jez ziemlich gesund und hoffe es bald ganz zu werden, ich wil[l] mich bemühen, recht froh zu sein und wil[l] nicht mit dir im Kranksein wet[t]eifern, ich wil[l] es lieber im Gegentheil versuchen. Ich habe jetzt ein Mittel gefunden, mich aufzuheitern, wen[n] ich mit mir selbst sehr unzufrieden bin, so lese ich einige von deinen Briefen; jeder beweist mir, das[s] du mich lieb hast und und ich fühle mich beneidenswehrt glücklich. Du schreibst mir, das[s] ich deine Liebe verdiene, der Gedanke kön[n]te mich stolz machen. Ach, lieber Bruder, ich verachtete mich selbst, ich wahr fest davon überzeugt, das[s] kein Mensch einigen Wehrt auf mich legen könnte, also beruhigen mich deine Briefe sehr, sie lernen mich, mich selbst wieder achten, doch vergib mir, lieber Bruder, alles was ich dir schreibe, laß mich dir immer alles schreiben, was ich denke und empfinde, es ist ja der gröste Beweis, wie sehr ich dich liebe, wen[n] ich keinen Gedanken vor dir geheim habe. [...]

Im gleichen Brief wie oben, unter dem Datum 28. November, schreibt Sophie an Ludwig:

[...] Werden wir den[n] auf Ostern Anna Boley⁷¹ noch aufführen? Ich muß jetzt schon lachen, wen[n] ich daran denke, wie ich die Lady spielen werde. Auch lieber Bruder, wen[n] nur erst Ostern währe, das ist nun wieder meine Hoffnung für den ganzen Winter; ja mein Lieber, wir wollen dan[n] recht fröhlich sein, deine Gegenwart sol mich für den ganzen traurigen Winter entschädigen, wir wollen dan auch immer zusammen sein, du must auch ohne mich nicht so viel ausgehen, auch nicht zu Rambach, nicht so viel Wein trinken, kurz ich habe noch hundert Bedingungen, welche du mir alle noch bewilligen must. ...

In einem früheren Brief bat Ludwig Sophie um ihre Meinung über das Werk >Adalbert und Emma<. Im gleichen Brief wie oben, unter dem Datum 30. November, schreibt sie ihm eine sehr bemerkenswerte Rezension:

„Wakenroder ist nicht blos so gütig gewesen, mir Adalbert und Emma zu bringen, sondern er hat es mir auch vorgelesen. Meine Meinung darüber wil[l]st du wissen? Im ganzen hat es mir recht guht gefallen, es scheint aber als ob du es ziemlich schnell[l] geschrieben hättest, auch gefält es mir gar nicht, das[s] Emma ihren Adelbert so ganz vergessen kan[n], das solte sie nicht; man kan ihr gar nicht mehr guht sein, besonders das[s] [richtiger: weil] sie sogleich den Wilhelm mit Adelbert vergleicht; wen[n] eine neue Leidenschaft erwacht, so muß in den Augenblick des Entstehens die alte ganz vergessen sein, sonst ist es nicht möglich, das[s] unser Herz einer neuen [Liebe] Raum geben kan[n], so kon[n]te also Emma ohnmöglich in den Augenblick, da sie anfing Wilhelm zu lieben, an Adelbert denken; den[n] dadurch, das[s] sie beide sogleich mit einander vergleicht, an Adelbert denkt und doch Wilhelm lieben kan[n], sinkt sie zum gemeinen Mädchen herab, und das sol[l] sie doch nicht sein; ferner das[s] es ihr zu einen Grund dient, ihm ihre Liebe zu entziehen, das[s] er ihres Vaters Knappe gewesen ist, setzt sie in ein sehr niedriges Licht; das[s] auch kein Gedanke an ihn sie beunruhigt, das[s] sie gleichgültig einen Brief an ihn schreiben kan[n], das[s] sie dadurch gar nicht erschüttert wird, das[s] [richtiger: als] sie erfährt, das[s] Wilhelm den Ort seines Aufenthalts weis, das alles hat mir gar nicht gefallen. Sie sol stark und rein empfinden, also muste die Erinnerung an vergangene Zeiten lebhaft bei ihr werden, sie muste jelt daran denken, das[s] sie dem Adelbert Treue versprochen hatte, das[s] sie diese Treue gebrochen hatte, kurz, sie konte, wen[n] sie nicht ein gewöhnliches Mädchen sein solte, ohnmöglich so gleichgültig an ihn

⁷¹ Ich interpretiere die Briefstelle so: Sophie und Ludwig führten früher einmal die >Anna Boley< zu zweit auf, d. h. sie lasen sich gegenseitig das Theaterstück vor und spielten dabei einzelne Szenen. Sophie spielte die Lady und Ludwig wahrscheinlich Heinrich VIII. Bei dem Stück handelte es sich keineswegs um ein Werk von Ludwig Tieck, sondern es war ein Schauspiel von dem Dichter Friedrich Julius Heinrich Graf von Soden (1754 – 1831), gedruckt Nürnberg 1791. Zu vermuten, die beiden hätten mit Freunden in den Osterferien ein Theaterstück einstudieren und auf einer Bühne spielen können, ist in meinen Augen absurd.

schreiben; und [ist] auch kein Zug, welcher uns mit ihr wieder aussöhnt; sie ist fröhlich und guhter Laune bis am Abend ihrer Hochzeit, kein Gedanke an Adelbert schleicht in ihre Seele, es beunruhigt sie nicht einmal, wie er ihren Brief aufgenommen haben mag; kurz, Emma gefäl[l]t mir nicht; ferner kommen verschiedene Gedanken darin vor, welche du schon in deinen Gedichten und Schauspielen gebraucht hast, auch scheint es dich recht zu beruhigen, das[s] du einen Menschen nach einen harten Kampf mit seinen Leidenschaften einschlafen läst. Ich weis wohl das sehr natürlich, das[s] jeder Schmerz so wohl des Körpers als der Seele ermattet, aber ich glaube doch, du bringst es zu oft an; es scheint dir so zu gefallen, wen[n] Du die Leute so kanst ausruhen lassen, auch gefällt mir der Ausgang [das Ende] nicht, es geht da alles so schnell[l] und dan kommen die Verse so hinterdrein; ich weis nicht, warum mir das so lächerlich vorkommt. Du mus aber auch nicht böse sein, lieber Bruder, das[s] ich es so tadle. Du woltest meine Meinung wissen, also schreibe ich sie dir auch aufrichtig. Die Beschreibung hat mir sehr gefallen wie nach und nach das Gefühl der Emma für Adelbert [unleserlich] wie sich nach und nach ihre Verzweiflung in Schwermuth verwandelt; desto abstechender ist es nachher; sie empfindet nicht mehr heftig für Adelbert, aber sie empfindet doch noch für ihn. Diese Empfindung konnte nun Wilhelms Anblick wohl verlöschen, aber sie konte ohnmöglich beide vergleichen. Auch habe ich es sehr schön gefunden, das[s] Adelbert die Schale wegwirft und durstig weiter eilt, weil sie ihm nun Emma reicht. Doch genug davon; ich kan dich weder loben noch tadeln, den[n] ich verstehe es nicht; ich kann es nur nach meinen Gefühl beurtheilen und unsere Gefühle trügen sehr oft; ich kan so sehr leicht Unrecht haben [...]

Diese Rezension Sophies muss in Ludwig Tieck die Erkenntnis gereift haben, dass er von seinem Vater Goethe nur zweiklassige Dichtungen zur Veröffentlichung erhielt. Vielleicht war das der Grund, warum er sie zuerst nicht unter seinem gutbürgerlichen Namen, sondern unter dem Pseudonym Hugo Lenz veröffentlichte.

Es gab für Ludwig Tieck überhaupt keinen Grund, die ersten Werke unter einem Pseudonym zu veröffentlichen – außer vielleicht dem Briefroman >William Lovell<. Ein junger Dichter und Schriftsteller ist im Gegenteil darum bemüht, einen guten Namen mit seinen ersten Werken zu bekommen, was sein Autorenhonorar enorm steigern würde.

Für Goethe war es dagegen sehr wohl von größter Wichtigkeit, zweitklassige Werke, die er zu Geld machen wollte, unter einem Pseudonym oder völlig ohne Verfasserangabe zu veröffentlichen. Und solche missglückte Werke überließ er jetzt und noch jahrzehnte später seinem Sohn Ludwig Tieck.

Letters, 18. Brief: Ludwig an Sophie – Göttingen, 30. November 1792
Liebe Schwester,

*Ich kann dir heut nur wenig schreiben, denn die Post wird gleich abgehn, aber nächstens sollst du ge[w]iß mehr von mir hören. - Um das Einliegende sei doch so gut, einen Umschlag zu besorgen und es sogleich auf die Post zu geben, die Adresse ist: An H. Piesker, d. R. C. in Fredersdorf, bei Vogelsdorf, frei. Abzugeben im gräfl. Schlosse. Ist er noch nicht in Berlin gewesen, ich habe noch nicht an ihn geschrieben, dies Einliegende kannst du lesen. - Wenn du meinen letzten Brief noch erhalten hast, ehe mein Coffer abgegangen ist, so packe doch unter meinen Sachen auch meine Pantoffeln ein, und besonders ein kleines Pappier, was in der rechten Westentasche meiner violetten seidnen Weste steckt (bewunderst du nicht mein Gedächtniß) es ist ein armseel[i]ges Ding, aber ohne ihm kann ich die Anna [Boleyn] nicht weiter schreiben. - Sind die Papiere und etwas Wäsche schon abgeschickt, in einem Paket oder so, so laß nur die Pantoffeln zurück, und schicke mir das Pappier in deinem nächsten Briefe, den ich sobald als möglich erwarte. - Deinen einen Brief habe ich bekommen, aber warum schreibst du nicht, - du bist doch nicht krank, das will ich nicht hoffen! - Meine lieben Eltern sind doch auch noch gesund? - Schreibe mir doch ja hübsch fleissig. - Schmol nimm seinen dummen Streich nicht übel, er hat es wirklich eigentlich nicht böse gemeint, er ist ein kleiner Pedant. - Nächstens werde ich wieder etwas nach Be[r]lin schicken. (Du reisest doch noch mit nach Wörlitz?) Auf deine kleinen Gedichte, oder was es ist, freue ich mich, ich hoffe, du hast es mit eingepackt. - Grüsse doch mein[en] liebe[n] Vat[er] und meine Mutter, nach Halle sollen sie durchaus kein Geld mehr schicken, es wäre ja schändlich von mir, wenn ich das zugeben wollte. - Grüsse doch den Künstler, wenn du ihn sehn solltest, erinnre ihn, daß er den Laokoon ließt, ich werde ihn sonst auf Ostern ausprägeln. (Ich wollte, ich könnte dem guten Jungen ein paar Dukaten mitschicken, auf Ostern vielleicht.) - **Schreibe mir ja nächstens, ich warte mit einer rechten Sehnsucht darauf, - vergiß es nicht, - Du bist doch auch nicht böse auf mich? - Auf Ostern wollen wir recht vergnügt sein.***

Dein zärtliche[r] Brud[er] [Ludwig] Tieck.

Letters, 19. Brief: Sophie an Ludwig – [ca. Anfang Dezember 1792]
[Anfang fehlt]

... dieser Welt, so selten werden unsere Wünsche erfüllt, das Glück unseres Lebens hängt so oft von einem kleinen ohngeferen Zufal ab, doch was schreibe ich schon wieder, ich will durchaus so etwas nicht mahl denken. Noch eins, lieber Bruder, es ist mir so sehr zum Bedürfnis geworden mit einem Menschen vertraut umzugehen, das[s] es wohl sein kan[n], das[s] ich bei Wackenroder zuweilen die feine Lebensart vergeßen habe und etwas zu vertraut gewesen bin, du must keine unanständige Vertraulichkeit mutmaßen, blos habe ich ihn manchmal nicht so begegnet, wie ich eigentlich einen Menschen von seinem Stande solte. Du kenst ihn beßer als ich, glaubst du wohl, das[s] er das nicht übel genomen hat, beruhige mich deshalb, wen[n] du kanst. Schreib mir auch, ob es ihm wohl nicht zu

*beschwerlich ist, in meiner Gesellschaft zu sein, es würde mich sehr freuen, wen[n] ich das nicht zu fürchten brauche. Lebe wohl mein theuerster Bruder. Schreib mir ja bald und einen recht langen Brief. **Lebe wohl, mein bester, [i]ebster Bruder, ich sehne mich jezt recht nach dir - ich kan[n] die Tränen ohnmöglich unterdrücken, das[s] mein heißes Wünschen vergeblich ist, lebe wohl, ich küße dich in Gedanken, lebe wohl und denke oft an Deine zärtliche Schwester***

Sophie Tie[c]k.

Sophie Tieck hat in der Geschlechterbeziehung bedeutende Fortschritte gemacht und viel hinzugelernt. Sie dreht den Spieß nun um: Sie macht Ludwig eifersüchtig. Zumindest will sie seine Reaktion testen.

Letters, 20. Brief: Ludwig an Sophie –

Göttingen, am 23ten Dezember 1792

Liebste Schwester

Tausend, tausend Danck für deinen schönen, langen Brief, er hat mir erstaunlich viel Freude gemacht, schreib mir doch ja öfter so und bleibe nur immer, so wie meine lieben Eltern, gesund, dann will ich auch hier in Göttingen, 40 Meilen vor dir, recht vergnügt und froh leben. Verzeih mir, daß ich dir in so langer Zeit nicht geschrieben habe, du mußt nun schon mit meiner Faulheit ein[m]ahl Geduld haben, ich war überdies grade in einige Arbeiten hinein gekommen, die ich nicht gut aufschieben konnte. - Ich bin hier ziemlich fleissig, ich benutze die Bibliothek sehr, und studiere besonders den Shakspear - vielleicht wird dir auch Wackenroder nächstens etwas von mir vorlesen können. - Bleibe nur ja gesund, dann will ich hier auch immer recht vergnügt sein.

***Daß ich dich liebe, und ewig lieben werde, davon kannst du versichert sein, du mußt mich ja auch in dieser Rücksicht schon kennen, mache dir also deshalb keine unnütze Bedencklichkeiten, sei darüber ganz ruhig, ich werde immer der bleiben, der ich izt bin.** - Sei nur immer recht frölich und munter und d[e]nke recht oft an [kommende] Ostern, wo wir recht sehr vergnügt sein wollen. Geh nur, wenn du kannst, mit dem Künstler [Bruder Christian Friedrich] noch öfter in die Comödie. Grüsse ihn doch auch von mir herzlich, hörst du? -*

Für deine sorgfältige Ueberschickung des Coffers danck ich dir recht sehr, ich danke dir für deine grosse, erstaunliche Mühe, die du dir gegeben hast, ich weiß wirklich nicht, wie ich dir irgend einmahl deine Liebe vergelten kann, einige Kleinigkeiten, als den Bambus, ein Pa[a]r Stiefeln, wofür du mir ein Paar unrechte geschickt hast, Schnupftücher habe ich vermißt. Einen bunten Tuch habe ich gefunden, der dir wahrscheinlich gehört und den du in der Zerstreung eingepackt hast, ich werde ihn auf Ostern wieder mitbringen. - Daß du ja nicht mehr als 3 rth. geschickt hast, soll ich nicht übel nehmen? Du liebes Kind, mußt nicht so mit mir spassen. -

Ich bin übrigens so gesund, als man es nur sein kann, ich versäume die Collegia nicht und bin immer ziemlich fleissig. - Schreibe mir nur immer hübsch ordentlich. - Mit dem Neujahr fange ich auch an, spanisch zu lernen, werd' ich nicht ein gelehrter Kerl werden? A propos! ich gratulir dich und das ga[n]ze Haus, wenn du in der Zeit kein Brief wi[e]d[er] erhalten solltest.

In deiner Besorgniß wegen der Wellern, erkenn ich deine ganze Liebe, allein sie ist wirklich ohne Grund, liebe Schwester, denn aufrichtig gesagt, sie ist mir jezt wirklich ziemlich gleichgültig, denn ich habe gefunden, daß sie im Grunde nichts als ein gewöhnliches Frauenzimmer ist. Du siehst also wohl, daß sie mich nicht von meiner Thätigkeit abhalten wird, und daß sie dir noch weniger Eintrag thun kann, du hast überhaupt diese ganze Sache zu ernsthaft genommen, es war bloß eine Art von vorübergehender Trunkenheit, weiter nichts! Ich habe ihr zwar von hier geschrieben, allein sie kommt vielleicht nicht nach Berlin, nicht weil sie nicht hinwollte, sondern weil ich sie wirklich nicht gern mitbringen möchte, es würde im Hause viel Unruhe machen, und dann könnt' ich deinen Umgang ja noch weniger geniessen. - Übrigens wirst du aber doch noch können nach Wörlitz reisen, das will ich hoffen, nicht wahr? Du kannst ja sagen, daß du sie besuchen willst und kannst sie ja auch im Ernst besuchen. Du [m]ußt durchaus ein bischen mit mir in die Welt herumreisen. Schreib mir doch nächstens etwas darüber.

Bleibe ja nicht zu lange auf, um mir zu schreiben, so lieb mir auch deine langen Briefe sind, so laß sie doch lieber etwas kürzer sein, wenn du darüber krank werden solltest, du hast überdies bei meinen Sachen schon immer so lange aufgeseßen, ich fürchte im Ernst, daß es dir Schaden gethan hat, thue so etwas ja nicht wieder.

Dein aufrichtiges Urtheil über meinen >Adalbert< hat mir sehr gefallen und was noch mehr ist, du hast in allen Sachen Recht, den Schluß in Versen etwa ausgenommen. Du weißt ja wohl von mir, daß ich nicht zu den eiteln Schriftstellern gehöre, die gleich böse werden, wenn man sie tadelt, ich gewöhne mir auch von Tag zu Tag den Fehler immer mehr ab, wo ich ihn ja noch irgendeinm[a]hl an mir bemercke. Dein Urtheil stimmt übrigens mit dem von Wakkenroder ganz und gar überein, und ich danke dir dafür recht sehr, mache es immer so, es wird immer mir sehr lieb sein, du sollst auch dafür, wenn es möglich ist, ein gedrucktes Exemplar erhalten. In Ansehung des Charakters der Emma hast du mir eine sehr gute Anmerkung gemacht, ich wußte überhaupt schon vorher, was von dem ganzen Dinge zu halten sei, ich habe es ein wenig zu schnell geschrieben. Daß dich übrigens Wakkenroder besucht, ohne bei dir Langweile zu haben, darauf kannst du dich verlassen. - Du hast mir ja in deinem neuen Briefe nicht gesagt, wie es mit deinem neuen Zahn geht, die Nachricht von dem Absterben des alten [Zahnes] hatte mich ordentlich erschreckt.

Was macht denn Griese? glorreichen Andenkens?

Ob Wak[kenroder] es übel nehmen wird, daß du ihm nicht nach seinem Stande begegnest? Wie kam dein sonst so gesunder Menschenverstand zu dieser närrischen Frage? das sage mir nur ein[m]ahl. - Als wenn sich nicht alle Menschen in der Welt gleich wären, nur das Herz adelt, alle ohne Ausnahme sind sich gleich. Wenn Wak. so etwas übel nehmen könnte, so könnte er auch von diesem Augenblick an mein Freund nicht mehr sein. Ich bin überhaupt in meinem Demokratismus (dies Wort wird dir doch wohl nicht fr[e]md sein) eher eifriger als kälter geworden. - Ich glaube nicht, daß diese Idee dein Ernst war, die Welt wird überhaupt wahrscheinlich nächstens dahin kommen (wenigstens müssen es alle vernünftigen Menschen wünschen) daß man all das schaaale Complimentenwesen abschafft, daß nur Verdienst geschätzt wird, und jeder Thor und schlechter Kerl verachtet [wird], er mag auf dem Thron sitzen oder einen Plundermatzkarren schieben.

Ich habe vor einigen Tagen auch deinen zweiten lieben Brief erhalten.

Schmol ist ein Narr, nichts weiter. -

Böse kann ich übrigens gar nicht werden, ausser wenn du krank wirst und gar nichts schreibst und dann könnt' ich leicht noch etwas mehr als böse werden, dafür nimm dich also ja in Acht, wenn du mich nur noch etwas liebst.

Wenn meine Briefe dich heiter machen, so will ich dir auch künftig öfter schreiben, du erhältst wenigstens diesmahl einen ziemlich langen Brief, du wirst mir also verzeihen, wenn du böse gewesen bist, daß du so lange von mir nichts gehört, oder gesehen hast.

Auf Ostern wollen wir gewiß recht vergnügt sein, das sollst du sehen.

Wie wir unsre Comödien schrieben, das war doch wahrhaftig keine üble Zeit, jezt ist nun auch die Zeit da, wo wir oft mit einer peinigenden Ungeduld das Aufstehn des Vaters und unser Weihnachtsgeschenck erwarteten, um uns krank zu essen, und ein bischen zu prügeln. Alles das ist freilich izt vorbei. Zum Theil ist es gut, zum Theil wieder nicht, wie man es nimmt. -

Deine Zahnschmerzen thun mir ausserordentlich leid, nimm doch die Zähne ja recht [in Acht]! und wasche sie alle Tage mit Wasser; ich thue es wenigstens jezt immer.

Ich will hoffen, daß sie jezt schon vorüber sind.

Warum schreibt mir denn aber der närrische Kerl von Künstler nicht? Hat er etwa wieder Briefe an mich zerrissen, weil sie ihm nachher nicht gefallen haben, auf Ostern muß er mich auch mehr besuchen, als er diesmahl gethan hat.

Grüsse Vatern und meine liebe Mutter recht herzlich von mir; ich will wünschen, daß sie ebenso gesund bleiben mögen, als ich. Ich bin von ganzem Herzen gesund und hoffe sie auf Ostern recht munter wiederzusehn.

Wenn du auf einen Brief von mir schon lange ernstlich gehofft hast, so thut es mir sehr leid, daß dieser so spät kömmt, - indeß, ich will es künftig ordentlicher treiben, tröste dich damit, Ostern ist ja überdies nun bald. -

Nächstens will ich auf ein Paar Tage nach Cassel reisen, der Kön[ig] von Preussen ist dort, - es wird Oper und Comödie sein. - Lebe du recht wohl, zu tausendm[a]hle,

Dein zärtlicher Brud. Tieck.

Letters, 21. Brief: Ludwig an Sophie –
Göttingen, am 16ten Januar 1793

Liebe Schwester

Heut kann ich dir nur einen sehr kurzen Brief schreiben und dir für den deinigen vom 8en Jan[uar] danken, der mir noch weit lieber wäre, wenn ich nicht daraus sähe, daß du immer noch nicht recht aufgeräumt bist - So früh auch Ostern fällt, so setzest du es doch immer noch zu früh, denn als du den Brief schriebest waren es nicht zwei, sondern noch drei Monath bis zu meiner Ankunft in Berlin. - Dein Brief war mir ausserordentlich erfreulich, denn ich machte mir hundert Besorgnisse warum Niemand schriebe. - In Ansehung der Stiefeln habe ich doch Ruhe, es sind die Meinigen, das ist wahr, aber weit ältere, die andern waren nicht steif, hatten auch keine solche Klappen und waren hinten mit einer Schnalle eingerichtet, daran kannt' ich diese falschen Canaillen gleich. - Doch, ich bin gesund und munter, wenn es auch die unrechten Stiefeln sind, und sei du es nur auch, dann ist alles schon gut. - Eh' ich es vergesse, ich glaube der Künstler wird auf Ostern einen neuen Rock brauchen, sage doch Vatern, daß er sich deshalb keine unnöthige Kosten machen soll, ich will für ihn den schwarzen Rock mitbringen, den ich mir voriges Jahr in Berlin machen ließ, er wird hoffentlich keine Einwendungen dagegen machen, denn ich habe ihn so gut wie gar nicht getragen, er ist auch noch nicht gewendet, was sich von selbst versteht. Sag' es doch auch dem Künstler, denn ich habe noch Rökke genug.

Ich habe wieder ein großes Werk [Titel nicht genannt] an Rambach geschickt, Wakk[enroder] wird wohl so gut sein, es dir zu bringen, oder auch vorzulesen, es ist aufrichtig gesagt noch schlechter als >[Adalbert und] Emma<. -

Ich komme so früh ich kann, und so vergnügt als möglich, und wir reisen so spät von Berlin als es nur kumpabel [?] im Stande gewesen zu sein ist, - du reisest auf jeden Fall mit, das will ich schon machen, du sollst Wörlitz sehn, das ist einmahl ausgemacht, wenn nicht tausend Umstände dazwischen kämen, solltest du ganz mit nach Erlangen reisen. - Doch das kann nicht sein.

Ich werde dich immer lieben, so lieben, wie ich nur jemand lieben kann, davon kannst du überzeugt sein, daß du mir lange Briefe schreibst, will ich gar nicht verlangen, denn du sitztest dann spät auf und verdirbst dir die Augen. - Bleibe nur gesund, alles übrige ist doch nur Nebensache. - Auch meine Eltern müssen es bleiben und ich hoffe, daß sie es sind, indem ich dieß schreiben; grüße meinen lieben Vater und meine liebe Mutter herzlich von mir, auch den Peter und ja den guten, braven Künstler [Bruder

Christian Friedrich], es ist eigentlich ein herrlicher Junge, er soll nicht zu fleissig sein und dafür einmahl an mich schreiben, sobald ich kann, soll es mein erstes Geschäft sein, mich mit ihm zu prügeln. - Laß, wenn du kannst, auch Espeut grüßen, er soll mir schreiben und ich will ihm antworten. - Gestern erhielt ich deinen Brief. -

Dein zärtlichster Brud[er] [Ludwig] Ti[ec]k

Letters, 22. Brief: Ludwig an Sophie – Göttingen, ca Februar 1793

Liebste Schwester,

Verzeih, daß dieser Brief so spät zukömmt, wenn ich auch wenig an dich schreibe, so kannst du doch glauben, daß ich immer sehr fleißig an dich dencke, ich bin etwas fleißig gewesen und ein Paar Tage an Zahnschmerzen kranck und dies hat mich vom Schreiben zurückgehalten, Wakkenroder kann sich wenigstens nicht rühmen, mehrere Briefe als du bekommen zu haben. - Du bist gesund, ich hoffe es, und vergnügt, ich wünsche es. - Ich habe wieder etwas nach Berlin geschickt, das erste Buch von >Abdallah<, wenn du dich dessen noch erinnerst, du wirst es wohl nicht eher als gedruckt zu sehn bekommen. - Für dein Urtheil über den >Roßtrapp< danck' ich dir recht sehr, du wirst nach und nach ein sehr guter Rezensent werden. - Hast du Piesker gar nicht zu sehn bekommen? Der kleine Schlingel schreibt mir gar nicht. - Hat dir Wakkenroder nicht ein neues Trauerspiel [mit Titel] >Der Abschied< von mir gezeigt? - Du siehst, daß ich statt deinen Brief zu beantworten, mit Fragen anfangen. - Nun werden wir uns ja bald, sehr bald sehn, und ich freue mich sehr auf diesen Augenblick, wenn auch das Wetter unsre Reise nach Wörlitz verhindern sollte, so wollen wir dafür in Berlin desto frölicher sein. - Ueber Dahme werde ich natürlich nicht reisen, denn da ich ihr [Mamsell Weller] nicht geschrieben habe, so wird sie wahrscheinlich auch böse auf mich sein, der Brief an dich mag wohl etwas affectirt sein, denn das ist ihre große Schwäche, sie spricht zehnmal mehr, als sie empfindet und täuscht auf den ersten Augenblick sehr.

Wegen der Stiefeln werden wir uns so lange streiten, bis ich nach Berlin komme, ich habe andre aus Halle mitgebracht, di[e]se hier kenne ich sehr gut, ich trug sie vor 3 oder 4 Jahren, sie standen in der hintern Stube hinterm Bette und der Künstler wollte sie vor Jahren nicht tragen, ich kann sie hier nicht brauchen. - Doch, das thut nichts, ich habe izt andre.

Geldma[n]gel leide ich nicht, denn wozu sollte ich Geld brauchen? - Deswegen brauchst du nicht im mindesten besorgt zu sein. -

Daß ich hier ziemlich fleissig bin, weißt du schon, daß ich bald komme, ebenfalls, was kann ich dir noch schreiben, daß du nicht wütest? - Was hat denn Vater zu dem Tod des Kön[i]gs von Frankreich gesagt? - Der Künstler schreibt ja gar nichts, es ist der wahre Esel. Daß Bernhardi so geduldig ist, und sich von ihm in Thon aushauen läßt, wundert mich sehr, denn es wird langsam genug dabei zugehen. -

Hier fängt es izt schon an [schö]nes Wetter zu werden, es wird schon Früh[un]g. - Ich bin hier erstaunlich wenig ausgegangen, dafür habe ich aber den Shakspear noch mehr als sonst auswendig gelernt. - Sorge dafür, daß du recht gesund und munter bist, wenn ich nach Berlin komme, denn daran wird mir am meisten liegen; wenn schön Wetter ist, wollen wir dann recht viel ausgehn, - verzeih, wenn ich abbreche, glaube mir fest, daß ich dich über alles liebe, daß ich dich nie vergeße, - aber ich muß heut noch viele Briefe schreiben, und noch vieles zu Stande bringen, ehe ich von hier abreise. - Grüße meine lieben Eltern von mir recht herzlich, auch den Künstler [Bruder Christian Friedrich] und versteht sich auch, wenn du irgend einen unsrer Verwandten sehen solltest.

Dein zärtlichst. Brud.

[Ludwig] Tieck.

Letters, 23. Brief: Ludwig an Sophie –

Göttingen, undatiert, ca. Februar 1793

Liebste Schwester,

Ich lege dies bloß bei, um dich zu bitten, auf einliegenden Brief die Adresse fortzusetzen und ihn sogleich auf die Post zu besorgen. Uebrigens bin ich in fünf Wochen in Berlin; kannst du nach Golzow kommen, so würde ich mich ausserordentlich freuen, ich gehe auf jeden Fall wieder über Golzow. - Ich freue mich beständig auf meine Reise nach Berlin, auf den Augenblick, in welchem ich dich wiedersehe. - Grüsse meine Eltern, meinen Bruder und Pete[r] recht herzlich von mir. - Bald seh' ich euch ja nun alle wieder.

Natürlich schreib ich dir noch vorher, wo ich dir ganz genau den Tag bestimme, an welchem ich nach Berlin von hier abreise und an welchem ich [unleserlich] in Berlin ankomme. - Lebe wohl.

Den einliegenden Brief besorge ja sogleich, denn ich wünsche von Pieskern noch eine Antwort hier zu haben, das würde nicht möglich sein, wenn nicht alles sehr schnell geschieht. Sollte er also die Antwort an dich etwa schikken, so besorge sie denn auch sogleich an mich hieher.

Dein ewig dich liebend[er] Bruder.

SLBD, App. 273, Nr. 136: Sophie an Ludwig –

Berlin, den 22ten Februar 1793

Liebster Bruder

*Ich glaube, ich wolte einen Brief von dir erzwingen, wen[n] ich dir nicht schriebe, da würdest du doch, dachte ich, besorgt sein und so erhielte ich einen Brief, aber leider habe ich mich geir[r]t. Ich bin so mis[s]muthig, das[s] ich dir deines langen Stillschweigens wegen Vorwürfe machen könnte. **Ich bitte dich, mein bester Bruder, laß mich doch nicht in beständiger Angst und Sorge leben, schreib mir doch endlich einmal wieder. [...]** Ich wolte mir immer selbst eine unverhoffte Freude machen und jedesmal ist meine Erwartung getäuscht worden, schreib mir doch*

bald und schreib mir, wan du nach Berlin komen wirst, das ist die liebste Nachricht, welche ich von dir hören könnte. O laß es bald, recht bald sein, komm zu mir, damit ich wieder einmal recht froh sein kan. Dan wil ich bei dir vergessen, das[s] es in der Welt trübe Tage giebt, ich wil nicht daran denken, das[s] wir uns wieder trennen müssen. Dan wollen wir recht oft beisammen sein, du solst Dich beinahe gar nicht von mir trennen. [...]

Eine Sorge, mein liebster Bruder, trübt mir die Freude auf deine Ankunft: sage mir, liebster Bruder, wie wilst du in Erlangen leben, wen[n] du kein Stipendium erhält. Ich bin zu gewiß davon überzeugt, das[s] der Vater nicht so viel geben kann, das[s] Du [davon] leben kanst, glaube mir, er würde es gewiß thun, wen[n] es möglich währe. Wen[n] Du nun nichts erhält, was wilst du dort anfangen; diese Frage, lieber Bruder, hat mir schon oft Tränen ausgepres[s]t. Wen[n] du dich auf Credit verlaßen woltest, ach liebster Bruder, Vater kan[n] ohnmöglich oft für dich bezahlen. Oder woltest du durch Arbeit deinen Unterhalt erwerben? So mütest du in den Jahren die wenigsten Vergnügen genießen, welche die Freudenreichsten deines Lebens sein solten. Kurz, lieber Bruder, ich sehe keinen Weg vor mir, mich zu beruhigen. Der Gedanke ängstet mich, dich, meinen Liebling, auf irgend eine Art leiden zu sehen. Beruhige du mich deshalb, wen[n] du kanst, mein bester Bruder, und schreib mir auch, wan[n] du zu kommen denkst, ich bitte Dich so sehr darum, wie ich dich nur bitten kan, laß mich doch nicht wieder so vergeblich hoffen. ...

Ja so das hätte ich bald vergesen: die andere Woche den Donnerstag als den 28ten Febr[uar] ist mein Geburtstag, ich erwarte da wenigstens eine Gratulation in Versen. Lebe wohl, mein theuerster Bruder, nun werden wir uns bald wieder se[h]n, lebe wohl, ewig deine zärtliche Schwester Sophie Tie[c]k.

Das Stipendium Ludwigs, das er von der protestantischen Gemeinde in Berlin erhielt, galt nur für das preußische Staatsgebiet. Wie konnte Ludwig Tieck daher, wenn er nach Erlangen ziehen würde, darauf verzichten? Ganz einfach: Er bekam Unterhaltsgeld von seinem Vater, dem weimarischen Geheimrat Johann Wolfgang Goethe. Aber dies verschwieg Ludwig offenbar Sophie. Dass Ludwig Tieck im Jahr 1793 von einer Buchveröffentlichung hätte existieren können, halte ich für utopisch. Die Sorge seiner Schwester Sophie war also durchaus berechtigt und Ludwigs Absicht, nach Erlangen zu gehen, bereitete ihr deswegen keinen geringen Kummer.

SLBD, App. 273, Nr. 135: Sophie an Ludwig –
Berlin, den 28ten Februar 1793

Ich danke dir herzlich für deinen lieben Brief [zum Geburtstag], er hat mir viel Freude gemacht. Ich zweifelte schon daran, einen zu erhalten. Ach, liebster Bruder, wie sehr freue ich mich darauf, dich endlich einmal

wieder zu sehen. Du bist jetzt beinahe mein einziger Gedanke. Lieber Bruder; ich bin jetzt sehr gesund und ich kann wohl sagen froh. Ich habe die kindischen Träume vergessen, welche mich beunruhigten, ich freue mich ungestört auf deine Ankunft. **Nur die einzige Sorge quält mich noch: wie wirst du künftiges Jahr [in Erlangen] leben, befreie mich von dieser [Sorge], ich will keine traurigen Gedanken mehr denken. [...]**

Deinen >Abdalla< habe ich doch gesehen, er hat mir sehr gefallen, es ist kein Vergleich mit >Adalbert [und Emma]< oder mit den >Ros[s]trap<, nur dünkt mich, du hast inzwischen zu bilderreich gesprochen, auch ist mir der Ausdruck Rachen zuweilen sehr aufgefallen, doch das mag ich nicht tadeln, das scheint vielleicht mir nur so, weil ich eine so äußerst lächerliche Idee damit verbinde. Es sind auch noch verschiedene andere Ausdrücke, welche mir nicht gefallen, besonders einige Bilder. ...

An Ostern 1793 war Ludwig Tieck für mehrere Tage nach Berlin gereist, wie aus dem folgenden Brief Sophies hervorgeht.

SLBD, App. 273, Nr. 134: Sophie an Ludwig –
Berlin, den 26ten April 1793

[...] Nächstens will ich dir recht viel schreiben ich habe jetzt nicht viel Zeit. Lebe wohl mein lieber Bruder, ich erwarte bald einen Brief. Wie mir das sonderbar ist, das[s] ich schon wieder an dich schreibe, vor kurzer Zeit freute ich mich auf deine Ankunft und nun bist du hier gewesen und das alles ist wie ein Traum verflogen. Lebe wohl, mein Bester, und vergiß nie Deine Sophie T[ieck].

SLBD, App. 273, Nr. 133: Sophie an Ludwig –
Berlin, den 21ten Mai [1793]

Liebster Bruder

Vergib mir, das[s] ich deinen lieben Brief nicht eher beantwortet habe, es lag wirklich nicht an mich, ich war so sehr mit Geschäften überhäuft, das[s] ich nicht einen Augenblick für mich hatte. Gestern Abend bin ich zum erstenmal ausgewesen, da hätte ich dir schreiben können, aber Du hättest den Brief doch nicht eher erhalten, also verschob ich es bis heut.

Ich danke dir für deine Reisebeschreibung,⁷² [sie] hat mir sehr viel Vergnügen gemacht. Schreibe mir doch öfter solche Briefe, liebster Bruder. Wie kannst Du aber einen solchen Vergleich wagen mit dem Tagebuch des P. Arens, ein Ding, das ich zu meiner Plage jedesmal lesen muß. Das weist du wohl noch nicht einmal, das[s] ich das würdige Amt eines Zeitungslesers habe. Ein Amt, das mir teurer wird als manchen seine Ministerwürde. ...

Es freute mich sehr, das[s] ich im Fiesko [>Die Verschwörung des Fiesko zu Genua< von Schiller] verschiedene Dekorationen fand, die wir

⁷² Die Reise ins Fichtelgebirge ist gemeint, die Ludwig mit W., alias Wolfgang Goethe, unternahm. Siehe oben das Kapitel >Die Pfingstreise von 1793<.

*auf unserem kleinen [Kinder-] T[h]eater nachgea[h]mt haben, mir wars, als währe ich so bekant in diesen Zimmer, es drängten sich mir auf einmal eine Reihe angenehmer Ideen auf, und ich mußte eine wehmütige Träne ersticken. So wars mir auch, wen[n] ich den Leuten in diesen Feiertagen Birkenzweige tragen sahe, ich erinerte mich jedesmal, wie wir uns einmal ein Teater von solchen Zweigen baueten und so deine >Matrone von Ephesus< spielten. Weist du das noch lieber Bruder? Sei nicht böse auf mich, das[s] ich dir dismal nur so weniges schreibe, ich wil es nächstens nachholen und dir recht viel schreiben, auch etwas von meinen sogenannten poetischen Arbeiten schiken, ich kan jezt nur nicht viel zu so etwas kommen, ich lese auch nicht viel, ich habe, wie Du Dich besinnen wirst, so lange du hier warst, nicht viel gethan, das muß ich nun immer noch nach holen. **Du komst doch diesen Sommer noch nach Berlin, liebster Bruder, nicht wahr, du wirst mir dein Wort halten, wen[n] auch Bernhardi nicht nach Jena kommen sollte? Den[n] wen[n] ich dich bis Ostern entbe[h]ren solte, lieber Bruder, das kann ich ohnmöglich. Schreib mir doch bald und wiederhole mir dein Versprechen; es ist immer die einzige angenehme Hofnung, die ich in deiner Abwesenheit habe, ich berechne dan jede Woche bis zu deiner Ankunft und alle Zeit scheint mir verlohren, die ich nicht in deiner Gegenwart verlebt habe. Ach, lieber Bruder, wen[n] du erst ganz bei mir leben wirst, nicht wahr, lieber Bruder, dan wollen wir recht glücklich sein, ich werde dich gewiß immer so lieb haben wie jezt und du mich auch; deine Liebe zu mir wird sich gewiß nicht schwächen, ob das gleich mancher behauptet, auch wen[n] ich in Deiner Nähe lebe [Textverlust] aber so viel von hübschen Mädchen das mich nur [Textverlust] keine aus deinem Herzen vertreibt. Doch auch das kan nicht geschehen, du liebst ja deine Freunde, auch währe es nicht lächerlich, wen[n] ich befürchten wolte, du würdest deshalb aufhören mir gut zu sein. Ich muß aufhören, lieber Bruder, Vater und Mutter lassen Dich herzlich grüßen, auch unser lieber Künstler, sie sind alle gesund, nur ich habe die verdamten Kopfschmerzen. Lebe wohl mein theuerster Bruder und schreib mir ja recht bald wieder. Grüß doch Wackenroder, er ist doch auch noch gesund, ich wil es hoffen und auch, das[s] er sein Versprechen erfüllen wird und dich ans Schreiben erinnert, wen[n] Du es ja einmal vergessen soltest. Und nun, mein bester Bruder, lebe recht wohl und vergiß ewig nicht Deine zärtl[iche] Schwester***

Sophie Tieck

SLBD, App. 273, Nr. 132: Sophie an Ludwig –

Berlin den 22ten Juni [17]93

Liebster Bruder

Ich kan[n] ohnmöglich länger in Ungewißheit deinetwegen leben; warum erhalte ich den[n] keinen Brief von dir. Ich weiß nicht, warum ich heut so außerordentlich traurig bin, warum mir jedesmal, wen[n] ich an dich denke, die wunderliche Frage einfält. Soltest Du wirklich krank sein,

liebster Bruder, oder sollte es möglich sein, das[s] dich meine Aufrichtigkeit im vorigen Briefe hätte beleidigen können, den[n] ohne alle Ursach ist es ohnmöglich, das[s] du mir nicht schreibst; es ist ja nun leider schon 3 Wochen [her], seit ich deinen letzten Brief erhielt, und es ist möglich, das[s] ich eher keinen erhalte als die Antwort auf diesen [Brief], und das währt wenigstens noch 14 Tage; was sol ich in so langer Zeit anfangen. Es quälen mich seit ich die W[eller] sahe, tausend Besorgnisse, du kanst ausgeritten [und] gestü[r]zt sein und dadurch krank geworden sein; ich denke an dich, wen[n] ich aufstehe bis ich zu Bette gehe, ich träume sogar von dir. Siehst Du, lieber Bruder, du erma[h]nest mich immer froh zu sein und du selbst raubst mir meine Zufriedenheit, es währe mir doch jezt nicht möglich, mich über irgend etwas zu freuen. Vergib mir, liebster Bruder, das sollte dir kein Vorwurf sein; die Besorgnis um dich macht mich ungerecht, ich vergaß in den Augenblick, das[s] ich, wen[n] ich froh bin, es nur durch dich sein kan, selbst wen[n] du nicht der Gegenstandt meiner Freude bist, wen[n] mich die Natur beglückt, wen[n] ich alle Leiden dieser Erde vergeße, wen[n] ich nur ihre Schönheit fühle, so danke ich dir dis Gefühl. Wen[n] ich irgend eine kleine Volkommenheit besize, so ist es doch gewiß dein Werk; und so ketten mich Liebe und Dankbarkeit doppelt an dich, den[n] ohne dich, wie währe ich vielleicht geworden? Ich hätte es vielleicht nicht fühlen gelernt, wie groß der Wehrt deiner Freundschaft ist.

Ich bitte dich, lieber, bester Bruder, schreib mir doch ja gleich, wen[n] du diesen Brief erhältst, du weist selbst, wie viel du mir bist; und danach kanst Du meine Angst abmessen; schreib mir auch, ob ich dich diesen Sommer noch sehen werde, vergiß das ja nicht. Schreib mir auch, ob du mich noch liebst, ob du mich auch nie vergessen wirst, in jeden Verhällnis [Verhältnis], in welches du kommen könntest, mich gleich lieb behalten wirst, ach, lieber Bruder, du weist selbst, das[s] deine Liebe mein einziges Glück, meine einzige Hoffnung ist. Lebe wohl, liebster Bruder, die Post geht bald ab. V[ater], M[utter] und der K[ünstler Friedrich Tieck] laßen dich grüßen, sie sind recht gesund, meinen Gruß an W[ackenroder], ich hoffe, er ist gesund, ich bin es jezt vollkommen. Lebe wohl, ich wünschete, du wärest erst bei mir, deiner zärtlichen Schwester S[ophie] Tieck

Sophie schrieb, dass sie die Weller gesehen habe. Offensichtlich wollte sie Ludwig Tieck in Berlin besuchen. Die Eifersucht und die Angst, dass sie Ludwig und damit all ihre Hoffnungen für eine bessere Zukunft verlieren könnte, spricht deutlich aus Sophies Brief.

Letters, 24. Brief: Ludwig an Sophie –
Erlangen, undatiert, ca Ende Juni 1793
Liebste Schwester

Wie sehr, wie tausendmahl danck ich dir für deinen so zärtlichen Brief, verzeih meine Trägheit, daß ich dir nicht schreibe. - Ich bin gesund,

gesund wie eine Forelle, die in den hiesigen Gegenden sehr gut sind. - Die verrückte Weller ist bei dir gewesen? - Da bedaure ich dich, - der Umgang mit ihr ist ein bloßer Spaß für mich gewesen, du nimmst es viel zu ernsthaft, - du bist mir Millionmahl theurer, - oder vielmehr findet gar keine Vergleichung statt, denn sie ist mir äusserst gleichgültig. - Was sie dir von dem Todtliegen gesagt hat mit dem Pferde, das würde mir um dem Pferde wirklich leid gethan haben, wenn es wahr wäre, aber es ist gänzlich erlogen, glaube kein Wort davon, ich stolperte damahls einige m[a]hl mit dem Pferde, - aber thun doch das auch Menschen. - Giebst du dir die Mühe ein[ma]hl an sie zu schreiben, so gieb ihr doch unter den Fuß, daß ich nicht mehr an sie dencke, oder schreib ihr, ich wäre nach Italien oder Frank[r]ei[c]h gereist, der liebe Gott könnte sie mir wohl gar einm[a]hl hieher über den Hals führen, wenn du schreibst, so thu das ja, liebe Schwester.

Nimm den kurzen Brief nicht übel, ich muß eilen, komm ich nicht in den H[un]dstagen [die heißen Tage im Sommer vom 23. Juli bis 23. August] nach Be[r]lin, dann doch vielleicht auf Michael[i]s, wahrscheinlich, gieb dich nur zufrieden. - Bleibe nur recht gesund, grüsse meine lieben Eltern und den Künstler, - warum schreibt er nicht? Warum schickt er nicht Rambachs Portrait? Ich könnte ihm ja prächtige gelehrte Abhandlungen schreiben, warum nutzt er denn die Weisheit seines Herrn Bruders nicht, der sich mit tausend Freuden zu d[ie]ser närrischen Canaille herablassen würde? - Aber so gehts, wenn man dumm ist!

Spaß apart, bleib recht gesund und munter, recht sehr, sei nicht zu fleißig, sitze nicht zu viel!

Habt Ihr denn in [Berlin] auch so eine kuriose Vorsehung? Hier ist so abentheuerliches Wetter, als man es sich nur in einem Roman wünschen kann, kalt und Regen.-

Ich bin in den Fichtelbergen gewesen, um Pf[i]ngsten, davon kü[n]ftig.

Grüsse Espeut und Bernhardi, wenn du beide siehst, wo nicht, so rechne den Gruß noch zu denen, die ich dir schicke. -

Bleib gesund! Schreib bald!

Dein zärtl. Brud. Tieck.

Letters, 25. Brief: Sophie an Ludwig – Berlin, 12. Juli 1793

Endlich, liebster Bruder, erhältst du eine Antwort auf deinen Brief. Vergib mir, das[s] ich nicht eher geschrieben habe, die Nachricht, das[s] du nicht kommen wirst, hatte mich sehr traurig gemacht, ob sie mir gleich gar nicht unerwartet kam, den[n] ich habe das Versprechen immer nur als ein Mittel mich zu beruhigen angesehen. **Ich muß dir gestehen, liebster Bruder, ich kan[n] mich noch gar nicht darin finden, das[s] ich dich vor Ostern [des Jahres 1794] nicht sehen soll; es ist sehr traurig, das[s] ich nun jede Hoffnung verlohren habe; so unwahrscheinlich es wahr, so hatte ich doch schon so manche Anstalten zu deiner Ankunft getroffen und ich kan**

mich noch jetzt nicht davon überzeugen, das[s] es ganz gewiß ist, das[s] du nicht komst. Mir ist jetzt alles so wehmütig, ich bin jetzt doppelt besorgt um dich, werde ja nicht krank, lieber Bruder. Ach wen[n] ich dich doch nur auf eine Stunde sehen könnte, nur einmal mit dir sprechen. Und du hast mir auch so lange nicht geschrieben. Du weist doch, wie viel Freude mir ein Brief von dir macht und doch machst du mir diese Freude so selten, besonders, da du nun nicht komst, so soltest du doch recht oft schreiben. Wirst du den[n] auf Michaeli noch nach Goettingen gehen? Schreib mir doch das auch. Vergib mir, lieber Bruder, du erhältst einen sehr närrischen Brief, ich kan ohnmöglich etwas vernünftiges schreiben, den[n] ich muß bei jeden Wort die Tränen unterdrücken; ich fühle es um so lebhafter, das[s] du von mir entfernt bist, es macht mich um so trauriger, das[s] du noch so lange nicht komst, du selbst, lieber Bruder, kenst mich am besten und weist also wohl, das[s] ich mich so leicht nicht zufrieden geben kan, wen[n] mir so eine Hoffnung fehl schlägt.

Und doch, liebster Bruder; möchte ich dir nicht gern so viel vorklagen, weil du dich sonst dadurch zu einem Schritt könntest verleiten lassen, der dir nacher sehr leid thun könnte, den[n] ich weiß, das[s] so eine Reise sehr viel kostet und ich, ach Gott, das ist sehr traurig, ich kan dir nichts geben. Ach, liebster Bruder, wen[n] es dir je einfallen könnte, das[s] ich dir meine Liebe so oft versichere und sie dir doch so wenig beweise, doch nein, das wird gewiß nicht geschehen, ich weiß gewis[s], das[s] du davon überzeugt bist, das[s] ich es nicht kan. Vergib mir, lieber Bruder, ich weiß selbst nicht, was ich schreibe, der Gedanke das[s] du nicht komst, das ist der einzige, den ich dencken kan. Ich hätte dir gern Rambachs Bild geschickt, aber ich habe heut nicht zeit es einzupacken, ich wolte dir auch gern noch einige Kleinigkeiten mitschicken, die ich dir geben wolte, wen[n] du herkommen würdest, nun muß ich es ja schicken und damit bin ich noch nicht ganz fertig. Ich ging am Sonntag aus Unmuht in die Comödie, das Stük ist sehr guht, ich sahe >Leichtsinn und kindliche Liebe oder der Weg zum Verderben<, Schauspiel in 5 Aufzügen. Mattausch spie[lte] den Heinrich Dantan vortreflich, er sahe ganz aus wie du, und er wahr mir sehr lieb um dieser Ahnlichkeit willen, wen[n] ich glauben könnte, das[s] er dich jemals hätte spielen sehen, so würde ich behaupten, das[s] er dich kopirt hätte. Ich wolte glauben, das diese Aehnlichkeit nur in meiner Einbildung bestände, wen sie nicht der Künstler [Bruder Friedrich] nicht auch bemerkt hätte. Ich sehe ein, das[s] es sehr nöthig ist, der Mamsell Weller es ziemlich deutlich merken zu lassen, das[s] du sie nicht magst; sie hat einmal an mich geschrieben und ein ganzes Register meiner guhten Eigenschaften geschickt, auch einen Brief an dich beigelegt; ich sahe, das[s] der Brief an dich etwas enthielt und vermuhete, das[s] sie mir das Postgeld mitgeschickt haben würde, weil sie mir schon hier das Geld für den Brief aufdringen wolte, den ich dir nach Goettingen schickte und konte also der Neugier nicht widerstehen, den Brief zu öffnen. Das thut mir jetzt sehr leid, wen[n] ich das nicht gethan hätte so wolte ich ihr den Brief

wieder schicken und ihr schreiben, das[s] du nicht mehr in Erlangen wähest, sondern einen Posten bei der Armee erhalten hättest, das[s] ich also ihre Briefe nicht mehr besorgen könnte und auch keine Nachricht von dir erhalten würde, so ohngefähr werde ich ihr aber doch schreiben; der Brief an dich enthält den abscheulichsten Unsin, ich schicke ihn dir nicht, ich kan ihn doch vielleicht noch brauchen. Er enthielt richtig das Postgeld; ist das nicht impertinent? Wirst du mir meine Neugier wohl verzeihn? Ich verspreche dir für diese Verzeihung [dir] die W[eller] vom Halse zu schaffen. Schreib mir nun bald, mein lieber Bruder, ich bitte dich recht darum, auch um deine Reisebeschreibung die von B[erlin] nach E[rlangen] hat mir sehr viel Vergnügen gemacht, nun ich erwarte recht bald einen Brief von dir; nächstens, wen[n] ich mich erst etwas daran gewöhnt habe, das[s] du, mein liebster Bruder nicht komst, wil ich dir auch recht viel schreiben. **Sei nicht böse, lieber Bruder, das[s] ich dir so viel dummes Zeug geschrieben habe. Schreib mir bald viel und oft, das ist jezt alles, was ich wünsche.** Noch eins. Schmohl wahr nach Ostern in Berlin, wir begegneten uns, er sah mich star an und that als wen[n] er mich nicht kente. Lebe wohl, lieber Bruder, grüß Wakenroder, ja so, das hätte ich beinahe vergeßen, Bernhardi läst dich grüßen, ich sol ihn entschuldigen, das[s] er dir nicht schreib[t], er ist jezt ein Mann, der in Amt und Würden steht, und das macht ihm viel zu schaffen. V[ater] M[utter] und d. K[ünstler] laßen dich grüßen, sie sind alle sehr gesund. **Lebe wohl, lieber Bruder, vergiß mich nicht und höre nicht auf mich zu lieben, da ich dich nun so lange nicht sehen kan, lebe wohl, ich bin ewig deine dich liebende Schwester Sophie Tie[c]k.**

Berlin den 12ten Juli [17]93

den 21ten Juli [1793]

Was wirst du dencken, lieber Bruder, das[s] du den Brief noch nicht erhalten hast oder was soll ich sagen, um mich zu entschuldigen? Es ist unverzeihlich, das weiß ich, aber doch, lieber Bruder, vergib mir; ich habe jezt immer so viel zu thun, das[s] ich es an jeden Postag vorhabe ihn fort zu schicken. **Du weist, lieber Bruder, wie gern ich an dich schreibe, also kanst du dir dencken, wie sehr ich jezt überhäuft bin, da ich dich sogar darüber versäume, sei nur deshalb nicht böse. Wirst du den[n] auf Michaeli noch nach Berlin kommen, ich habe alles angewandt, mich zu überreden, das[s] du nicht komst, das das Versprechen nur wieder ein Mittel mich zu trösten ist, aber es ist mir nicht gelungen, ich verlaße mich jezt ganz gewiß darauf und freue mich sehr auf den Augenblick, wo ich dich wiedersehen werde, wo ich dich mit den vollem Bewustsein an meine Brust drücken kan, das weder Zeit noch Trennung unsere Lie[be] schwächen kan. Ach, lieber Bruder, was wähere doch das Leben ohne Freundschaft? Was wähere ich ohne dich? Wen[n] ich keinem und mir keiner lieb wähere, wen[n] ich mit niemand weinen und mich mit niemand freuen könnte? Wen[n] ich krank wähere und das nicht einmal einen Menschen besorgt machte. Ach, lieber Bruder, wie werht du mir bist,**

***fühle ich erst, seit du von mir entfernt bist, jetzt fühle ich erst, das[s] es mir ohnmöglich ist, immer ohne dich zu leben oder doch ohne die Hoffnung dich wiederzusehen.** Die Zeit vergeht so schnell und doch mir viel zu langsam, ich wundere mich oft das eine Woche schon vorüber ist und doch wünsche ich, das[s] es die folgende nur auch erst sein mögte. Ich habe jetzt auch >Adalbert und Emma< gedruckt von Bernhardi [erhalten], nächstens wil ich dir eins schicken. Grüß doch Wakenroder, es freut mich sehr, das[s] er noch an mich d[enkt], sag ihm nur, ich wäre gesund und auch zufrieden, ich weiß ja, d[ass] du gesund und in seiner Gesellschaft auch froh bist und das ist ja alles, was ich wünsche, wen[n] er manchmal an mich schreiben wolte, so es mir sehr angenehm sein, es wird mich sehr freuen, wen[n] ich von ihm selbst höre, wie er sich in Erlangen befindet. Deine Nachlässigkeit im schreiben darf ich dir nun nicht mehr vorwerfen, das habe ich nun für immer verdorben, das sage ihm nur. Es thut mir sehr leid, das[s] er nicht mehr in Be[r]lin ist, er besorgte immer meine Briefe recht pünktlich und besuchte mich auch oft und das wahr mir immer sehr lieb, jetzt bin ich ganz einsam. Den Mantel haben sie aus Golzow geschickt, das habe ich schon ein par mal geschrieben. Hochzeit wird erst gegen Michaeli, dan[n] komme ich Dir einige Meilen näher, wen[n] du nun wieder nach Berlin komst, dan wünsche ich, das[s] ich dich eine Strecke begleiten könnte bis Wörlitz ohngefähr, das ist jetzt meine Lieblings Idee. Lebe wohl bester Bruder, ich muß jetzt abrechnen sonst kan ich den Brief wieder nicht fortschicken, lebe recht wohl und vor allen Dingen vergiß ja nicht Deine
Sophie Tie[c]k.*

Den folgenden Brief Ludwig Tiecks an Sophie fand ich im Staatsarchiv Berlin. Er ist, meines Wissens, noch nicht publiziert worden. Ich musste mich zuerst einmal an die mühsame Arbeit machen, den Brief aus der Sütterlinschrift zu übersetzen. Dieser Brief ist höchstwahrscheinlich ein Originalbrief Ludwig Tiecks, während mehrere andere, die im Goethehaus in Frankfurt, in der Sammlung Kippenberg in Düsseldorf und im Staatsarchiv in Berlin aufbewahrt werden, Abschriften sind, die daher nur mit allergrößter Vorsicht verwendet werden können, da der Makel der Zensur an ihnen haftet.

Ludwig Tieck an Sophie Tieck – Göttingen, 10. August [17]93⁷³

Liebste Schwester

Du hast gewiß schon lange auf einen Brief von mir gewartet und ich muß es zugeben, meine Trägheit im Briefschreiben ist unverzeihlich. Doch, verzeihe mir, liebe Schwester, bald will ich nun alle diese Sünden in Berlin wieder gut machen, denn es dauert nun gar nicht mehr lange, so bin ich dort. Nur noch einige Wochen, denn am 10ten September reise ich schon von hier [Göttingen] fort nach [unleserlich] und dann komm ich gleich nach Berlin. - dann will ich dir von bösen Krisen erzählen, jetzt habe ich

⁷³ Im Besitz der Staatsbibliothek Berlin, Nachlass Ludwig Tieck, Autogr. Nr. I/1871.

nicht Zeit, oder Ernst dazu. - Was macht deine Gesundheit - Nimm dich ja bei dem jetzigen Wetter vor Erkältungen in Acht, die Reise ist in den hiesigen Gegenden sehr scheußlich und gefährlich. Auch vor Zahnschmerzen hüte dich, wenn du auch zuweilen Entkräftigung spürst, so trinke doch zuweilen [unleserlich], die soll gegen die Auszehrung sehr gut sein und ich fürchte immer so viel für dich! - Nimm dich ja in Acht! hörst du!

Was machen meine Eltern? - Was macht der Künstler? Ich freue mich ausserordentlich, euch alle nun so bald wieder zu sehen.

Frage doch den Künstler einmahl, ob er wohl aus einem Kupferstich eine gute Büste machen könne; wenn das geht, so soll er mir in Berlin den Schakspear [Shakespeare] abgießen. Ich wünsche, daß es möglich wäre. - Er ist doch gesund? [unleserlich] Ich mag an keinen Menschen nun noch viel schreiben, da ich so bald nach Berlin komme.

Schicke doch den inliegenden Brief sogleich auf die Post, der [für] Piesker ist. Auch ein sehr großes Weh, daß er mir gar nicht schreibt.

... [unleserlich] Grüße alle Menschen, die auch etwas von mir wissen wollen, vorzüglich aber dich selbst, damit du nicht wieder glaubst, ich hätte dich vergessen; eine Krankheit, die du wie schon so oft gehabt hast und die dich jetzt gewiß wieder umgewendet hat. Meine liebe Schwester, ich denke Tag und Nacht an dich und fürchte beständig, du möchtest [dir] Kummer machen; auch um meine [Pflege-]Eltern bin ich besorgt, manchmal fällt mir auch der Künstler ein [gemeint ist: Ziehbruder Friedrich Tieck, „der Künstler“ genannt, weil er Bildhauer war], der sich immer gern so große Sachen in den Kopf setzt, oder von Treppen herunterfällt, und dergleichen mehr.

Vergiß nicht, daß ich am 10ten September von hier abreise; antworte mir also baldmöglich [auf] diesen Briefen, sonst könnte ich deine Antwort leicht nicht mehr in Göttingen erhalten.

dein zärtlicher Bruder Tieck

[Name unleserlich, möglicherweise: W(ackenroder)] läßt dich herzlich grüßen.

Letters, 26. Brief: Sophie an Ludwig – Berlin, ca Mitte August 1793

dieß ist der Brief, so ich, Berlin den 24ten Juli, dir schon einmahl in Abschrift geschickt habe. Ich werde um Dir gänzlich in allem möglichen Licht in der Sache zu geben, auch noch meinen mir zurückgeschickten Brief abschreiben.

[Abschrift eines Briefes von Sophie Tieck an die Mamsell Weller.]

Verzeihen Sie, das[s] Sie die Antwort auf Ihren Brief so spät erhalten, es wäre meine Pflicht gewesen, Ihnen weit eher zu schreiben, schon deßhalb bin ich nicht zu entschuldigen, was sol ich Ihnen aber nun sagen, daß Sie Ihren Brief zurück, und offen zurück erhalten? Aber Sie werden wenigstens so gütig sein meine Entschuldigungen anzuhören. Sogleich wie ich Ihren Brief erhielt, schickte ich ihn fort, ein paar Tage darauf erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, daß es ihm in Erlangen nicht gefallen hätte, ihm eine Stelle bey der Armee angeboten sey und er sie

angenommen hätte, er hoffe daß er sein Glück machen würde, und würde Morgen schon abreisen. Er äusert in diesen Brief eine lebhaftige Freude über die Veränderung seines Standes und für nichts Gefühl als für Ruhm und Ehre jede andre Empfindung ist aus seiner Seele verschwunden, und er scheint in einer schönen Täuschung die innigste Hochachtung und Freundschaft für Liebe genommen zu haben. Daß Sie ihm diesen Fehler verzeihen werden, daran zweifle ich nicht, denn kann man da strafbar sein, wo man selber getäuscht wird.

Wie sehr mich die Nachricht von seiner Abreise überraschte, können Sie selbst dencken, und auch wie viel Kummer sie mir macht, da ich nun schwerlich oft Nachricht von ihm erhalten werde, also auch Ihnen, meine Liebe, keine mehr geben und (was mir sehr leid thut) Ihre Briefe nicht mehr bestellen kan.

Ihr Brief ist also nach Erlangen gekommen, als mein Bruder nicht mehr da war, da er nun seinen Freund den Auftrag gegeben hatte, Briefe die an ihn wären zu erbrechen, und in seinen Nahmen zu beantworten, so traf das Schicksal auch den Ihrigen. Weil aber sein Freund glaubte, daß dieser besser durch mich als durch ihn beantwortet werden könnte, so schickte er ihn mir zurück, das ist die Ursach, warum sie ihn so spät erhalten, und weißhalb ich nochmahls um Verzeihung bitte. Was soll ich Ihnen nun noch sagen? Das Schreiben ängstet mich, es erinnert mich, daß wieder ein schöner Traum meines Lebens zerrissen ist und das ich meinen Bruder, wenigstens für eine lange Zeit, verlohren habe. Leben Sie wohl und dencken Sie recht oft an Ihr[e]

Sophie Tieck.

Voll von Gedancken für de [unleserlich] und von der so er geschrieben ward. Wie äuserst fein in Hinterhalte gewisse Truppen versteck[t] liegen, sah ich mittin in meinen Schmerz ein. Doch hingerissen von dieser schmerzlichen Nachricht, zum Unbewußtsein, erholte ich mich endlich in einiger Zeit doch so viel wieder, daß ich Dir schrieb, und auch Ihnen noch ein Lebe Wohl, den[n] durch einen Zufall erfuhr ich, daß er noch in Erlangen sey. Was ich aber ihn eigentlich, und auch Dir, geschrieben habe, kan ich mich nicht mehr besinnen, so viel weiß ich, daß es wahrer Außbruch meines zerissen[en] Schmerzes war, welches ich ihn und Dir schrieb. Es war gerade noch darzu nun eine schreckliche Mitternacht, wo wütent der draussen hausende Sturm mein Gefühl mit Beängstigungen mehr anfüll[te], und ich habe, ich muß es gestehn, mein ganzes Leben hindurch noch nie eine so peinigende Höllen-Nacht gehabt. In meinem Bußen sey auf ewig ein Geheimnißniß dieser Gedancken, jener wütenten Nacht verschlossen - ich war zu alles fähig - so wütent leidet kein Mann! als ich damahls empfant - Diese Zeit ist vorüber, daß sie es nur auf im[mer] wäre! - ich hoffe es, den[n] alles ist so mat[t], so langsam in mir, zu jeder Handlung träge.

Sophie schildert hier sehr realistisch ihre schweren Depressionen, weil Ludwig sie nicht besucht hatte, und zugleich ihre große Eifersucht wegen der Mamsell Weller.

Letters, 27. Brief: Ludwig an Sophie –
[Erlangen, ca. 20. August 1793]

Liebste Schwester

Ich bin wohl, ich bin gesund, was soll ich dir weiter sagen? - Der Conrector Weisser ist jezt hier, wir sind auf den Sprung, eine kleine Reise zu machen, zum Theil dieselbe, die du jezt wahrscheinlich wirst gelesen haben, darum muß ich so kurz sein. - Schreib [ich] dir doch bald wieder, wenn Weisser wieder nach Berlin kommen, will er dir recht viel von mir erzählen, er wird dich dann sogleich besuchen. - Ich glaube, du wirst dich darauf freuen. -

Mit der Weller hast du es etwas zu stark gemacht, denck doch, was mir die Nachricht, die du ihr geschrieben hast, verbreitet für Schaden thun könnte! - Schick ihr daher nur den einliegenden Brief und schreib ihr, ich wäre in der Schweiz, - auf neue Briefe antworte ihr lieber gar nicht. -

Ich bin und bl[e]ibe Dein dich ewig, ewig liebend[er] Bruder
[Ludwig] Tieck

Letters, 28. Brief: Sophie an Ludwig – Berlin, den 26ten August 1793
Liebster Bruder

Ich freue mich sehr darauf den Konrektor [Weisser] zu sehen, er wird mir doch gewiß recht viel von dir erzählen, er ist bei dir gewesen und weiß gewiß, was du machst, ob du gesund bist und auf Michaeli nach Berlin komst, darauf, lieber Bruder, verlaße ich mich nun schon ganz gewiß. Woher komst es, das[s] du mir darüber gar nichts schreibst? Thue es doch ja im nächsten Brief, vergiß es nicht oder glaube etwa, das[s] du es schon gethan hast, du hast es noch kein einziges mal gethan, und mir liegt so sehr viel daran, ich bitte dich sehr, vergiß es nicht. Den Brief an die Weller habe ich noch nicht fortgeschickt, vergib mir das, lieber Bruder, ich wolte dir nicht gern etwas darüber schreiben. Wen[n] du in ernst glauben könntest, das[s] dir die Nachricht, die ich ihr von dir gegeben habe, schaden könnte, so würde ich darüber untröstlich sein, aber nicht wahr, lieber Bruder, das ist nicht dein Ernst gewesen? Ich habe ihr das so geschrieben, das[s] sie es ganz gewiß eingesehn hat, das[s] ich es nur gethan habe, um sie loß zu sein; sie hat mir auch noch nicht wieder geschrieben und glaubt gewiß, die ganze Geschichte nicht, sondern erräht nun die Wahrheit, das[s] du nicht mehr an sie denckst, sie ist dadurch auf jeden Fall schon sehr gekränkt, warum nun noch einen Brief von dir, worin du ihr schreibst, das[s] du in der Schweiz lebst? Mich dünckt, wen[n] es möglich ist, das[s] dir meine Nachricht schaden könnte, so kan es diese auch. Zudem mus sie es nicht für Spot halten, wen[n] sie nun noch einen Brief von dir erhält, der den meinigen so sehr widerspricht? Und wie sehr müste sie dadurch gedemühtig[t] werden, wen[n] sie sich von uns verspottet glaubte. Und dan, lieber Bruder, was kanst du ihr schreiben? Entweder dein Brief ist in kalt[en] vielleicht gar etwas bittern Ausdrücken geschrieben oder ein wehmüth[ig] zürnender Abschied von ihr. Und wen[n] sie dich nun wirklich

geliebt ha[t], welchen Eindruck müste dan ein solcher Brief machen? Ich habe ih[r] mit so viel Schonung als möglich geschrieben, das[s] du sie nicht mehr liebs[t], warum wilst du es (und vielleicht mit Härte) wiederholen? Warum wi[lst] du ein Andenken, was ihr durchaus schmerzlich sein muß, so unnötig erneuern. Aus allen diesen Gründen, liebster Bruder, kont ich mich nicht entschliesen, den Brief abzuschicken, verlangst du es aber doch, so bitt[e] ich dich, schreib mir sogleich und ich schicke ihn sogleich fort. Wen ich Unrecht habe, so bitte ich dich recht sehr, vergib mir, auch wen du im Ernst glaubst, das[s] dir mein Brief an die W[eller] schaden kan, auf diesen Fall wil ich deinen sogleich abschicken. Ich bitte dich recht sehr, liebster Bruder, schreib mir doch recht bald und vor allen Dingen, ob du komst. **Ach, lieber Bruder, wen[n] ich dich erst so erwarten könnte, das[s] Du immer bei mir bliebst, aber wan wird das sein? Wird es jemals sein? Du schriebst neulich an Bernhardi, das[s] du dich in Berlin unglücklich fühlen würdest, ach, mein bester, das hat mich sehr gekränckt, das hat viele von meinen schönen Planen zerrissen. An deiner Seite im Schoß meiner Familie⁷⁴ zu leben, das wahr [war] das feste Ziel meiner Wünsche. Wird das sein können, wen[n] dir Berlin verhas[s]t ist? Doch das thut nichts, wir leben auf jeden Fall zusammen, das ist meine liebste Hoffnung, dieser Gedancke macht mich froh und leicht; und ich bin in diesen Augenblick so gewiß davon überzeugt, das[s] du bald nach Berlin komst, das[s] es mir scheint, als bedürfte es nicht einmal eine Frage mehr. Wen[n] nur der Konrektor erst in Berlin währe, der bringt mir gewiß das Versprechen mit, das[s] du komst.**

Vater ist so gesund, das[s] wir uns selbst darüber wundern, auch Mutter und der Künstler, die dich alle herzlich grüßen laßen, auch bin ich recht gesund, aber ich werde gewiß recht krank, wen[n] du nicht komst, darauf kanst du dich verlaßen. Schreib mir ja recht bald, vergiß das ja nicht, lebe recht wohl und dencke recht oft an deine dich liebende Schwester Sophie Tie[c]k

Letters, 29. Brief: Ludwig an Sophie – Erlangen, 24. September 1793
Liebe Schwester,

Den Brief nach Dahme sei so gut, sogleich abzuschikken, denn keiner von deinen geglaubten Fällen findet hier statt, du hättest es gleich thun sollen, denn ich würde ihn sonst nicht geschrieben haben, doch glaube darum nicht, weil ich das sage, daß ich auch nur auf dich im mindesten böse sei. Aber aus einer andern Rücksicht hat mir dein neulicher Brief sehr wehe gethan, du schreibst, daß du kranck werden würdest, wenn ich nicht nach Berlin käme jezt. - Könntest du wirklich so außerordentlich schwach sein? Gewöhne dich doch an Ideen von Nothwendigkeit und an Sachen, die manchmal nicht zu ändern sind, - so freudig ich zu dir nach Berlin hineilen

⁷⁴ Hier verrät Sophie die Wahrheit: Sie will an Ludwigs Seite im Schoß ihrer Familie leben. Das heißt doch eindeutig, sie zählt Ludwig nicht zu ihrer Familie, da er nur ein Adoptiv- oder Pflegekind ihrer Eltern ist.

würde, so kann ich doch izt, auf Michaelis nicht kommen; dafür seh' ich dich aber auf Weihnachten oder Ostern gewiß, darum mußt du nicht traurig sein, oder gar krank werden, wie du mir gedroht hast. Liebst du mich recht aufrichtig, so muß mein Wohlbefinden, meine Gesundheit und daß ich dich immer liebe, und ewig lieben werde, dies Bewußtsein muß dir am wichtigsten sein, und so wie diese Nachrichten von dir mich am meisten intereffiren - - Ich würde frölicher sein, dich zu sehn, aber um nichts glücklicher, wenn ich dich krank sehn müste, wenn ich in der Entfernung dich gesund und wohl wüste. - Ich bin wohl und gesund, ich denke täglich an dich; - darum verschiebe dir die Freude des Wiedersehens noch etwas länger, ohne traurig zu sein, sie wird dir desto angenehmer sein. - Was könnt' ich dir in ein paar Tagen in Berlin sein? - Wenig. Und lange könnt' ich mich doch unmöglich aufhalten; wenn ich aber auf Weihnachten, oder Ostern komme, so versprech ich dir gewiß, 14 Tage dort zu sein; - Hier hast du meine Hand darauf! Ganz ge[w]iß! - Nun sei ja um alles in der Welt nicht traurig, oder werde nicht gar krank, - wenn ich nicht mit dir krank werden soll. - **Daß wir einst zusammen leben, (so bald als möglich), ist so gewiß, als ich lebe. - Ich möchte dir gern noch recht viel sagen, um dich zu überzeugen, daß du eigentlich gar nicht traurig werden könntest, wenn du nicht wolltest, aber ich fürchte, du möchtest dann glauben, ich liebte dich weniger, als du mich.** - Es ist ja aber nur eine kurze Trennung. Wir sehn uns dann desto freudiger wieder!

Daß Vater jezt gesunder ist, als gewöhnlich, hat mir mehrere sehr frohe Tage gemacht, grüße ihn doch von mir recht herzlich, auch meine liebe Mutter und den Künstler; - ich möchte fast böse darüber werden, daß der gar nicht an mich schreibt, er wird das Schreiben noch ganz verlernen, da er es überhaupt in der Orthographie nie weit gebracht hat. -

Uebrigens werd' ich es als ein Beweis ansehen, daß du mich mit eben der Zärtlichkeit liebst, als ich dich, wenn du nicht krank, nicht traurig wirst. - **Denn wie würdest du mich dadurch unglücklich machen?** -

In ein paar Wochen bin ich wieder in Göttingen, wenn du also schreibst, so adreßire deinen Brief nur dahin, warte aber ohngefähr 8 Tage und setze dann auf den Brief Poste restante. - **Find' ich keinen Brief, so wird mich das außerordentlich bekümmern.** -

Dein ewig zärtl. Brud. [Ludwig] Tieck.

Im Oktober 1793 reiste Ludwig Tieck von Erlangen nach Göttingen, um sein Studium fortzusetzen. Er hatte Sophie zutiefst enttäuscht, weil er sie an Michaelis, Ende September 1793, nicht in Berlin besuchte.

Schweikert, 1. Brief: Sophie an Ludwig –
Berlin, den 5ten Oktober [1793]

Liebster Bruder

Ich sehe dich also vor Ostern [1794] nicht wieder, und darüber soll ich nicht traurig sein. Wirklich, lieber Bruder, du verlangst sehr viel, zu viel.

*Du fragst was, du mir in einigen Tagen sein kanst. Gewiß diese Frage kam nicht aus deinem Herzen, sonst kön[n]test du ja auch fragen, was du mir in 14 Tagen sein könntest. **O Gott, was wollte ich darum thun, dich einen Tag, eine Stunde bei mir zu haben und du fragst, was du mir in einigen Tagen sein kanst. Überhaupt, lieber Bruder, hat mir dein Brief aus meh[r]eren Gründen sehr wehe gethan, es herrscht ein Ton darin, den ich mir nicht erklären kann. ...***

Du weist, das[s] ich alle Hoffnungen und Wünsche auf dich eingeschränkt habe, wen[n] ich nun glauben müs[s]te, das[s] du mich jemals weniger lieben würdest als jetzt. Wen[n] du dich jemals erstlich fragtest, was ich dir in ein, zwei Tagen sein könnte. Wen[n] es dir jemals etwas leichtes sein kön[n]te, die Freuden des Wiedersehens ein halbes Jahr aufzuschieben, wie du das jetzt von mir verlangst. Lieber Bruder, ich würde dan[n] jede Hoffnung auf eine frohe Stunde aufgeben. Glaube nicht, lieber Bruder, das[s] ich ohnmöglichkeiten verlange, du kanst nicht kommen und so wehe mir das thut, so mus ich damit zufrieden sein; aber du forderst, ich soll nicht traurig sein, das ist ohnmöglich, das kann ich nicht unterdrücken. ...

*Schreib mir nur ja sogleich wieder, so wie du diesen Brief erhältst; ich bitte dich, liebster, bester Bruder, verschiebe es ja nicht, den[n] wen[n] ich jetzt lange auf einen Brief warten müste, so würde mich das mehr quälen als jemals; ich würde dan[n] den Gedancken nicht unterdrücken können, das[s] dich meine Offenherzigkeit beleidigt hätte, und das[s] ich dan[n] keinen Augenblick ruhig sein könnte, darf ich dir wohl nicht erst sagen. **Schreib ja gleich, das ist das einzige, was ich jetzt von dir bitte, und das[s] Du mich lieb behälst. ...***

Ich denke es mir jetzt schon so lebhaft, wie angenehm es sein wird wen[n], wir uns wieder mündlich unsere Gedanken mittheilen können. Freilich wirst du dan[n] auch nicht so oft bei mir sein können, wie ich wohl wünschte. ...

*Aber du wirst mir das gewiß vergeben, den[n] selbst wen[n] ich dir unrecht gethan habe, so ist es aus zu ängstlicher Besorgnis um dich geschehen. **Deine Liebe und deine Freundschaft ist mir alles und es würde mich unglücklich machen, wen[n] ich auch nur einen kleinen Theil davon verlihren sollte. Schreib mir doch auch, ob ich dir den Mantel hinschicken soll und schreib mir ja bald, ja gleich, wen[n] Du mich nur ein klein wenig liebst. ...***

Lebe recht wohl, bleibe gesund und vergiß mich nie, so wie dich nie vergeßen wird deine dich ewig zärtlich liebende Schwester

Sophie Tieck

Letters, 30. Brief: Ludwig an Sophie – Göttingen, 12. Oktober 1793

Liebste Schwester

Es thut mir weh, so oft deine gänzlichen Mißverständnisse zu bemercken, wie so oft du etwas, was ich sage, ganz falsch nimmst; ich gab

mir in meinem Briefe Mühe, dir mein aufgeschobenes Kommen unter einem Gesichtspunct darzustellen, unter dem du es kälter ansehen solltest, und du hältst mich selbst für kalt. Sei doch überzeugt, daß die Liebe nichts werth sei, die sich so leicht vermindern läßt, und traue mir diese triviale armseelige Alltagsliebe nicht zu, traue mir überhaupt einigen Charakter zu, dein Brief beweist mir; daß du mich für einen Menschen hältst, der wenig reelle und grosse Ideen liebt und leicht an kläglichen Aussendungen kleben bleibt,- ich kann dich versichern, daß du dich hierinn ganz und gar geirrt hast, eben so, wie in dem Glauben, daß ich in der Welt lebe, - du bist hierüber in einem vollkommenen Mißverständniß, ich lebe nur etwas mehr unter Menschen, - wie kann man auf der Universität in der Welt leben? Eitler bin ich auch nicht geworden, nur hab' ich meinen Hang für Kleinlichkeiten und meine Einseitigkeit etwas mehr verloren; ich weiß, was an mir ist und werde nie stolz werden, ich weiß aber auch, daß es noch dümmere Leute giebt und Autoritäten keiner Art werden je etwas über mich vermögen. Ich glaube ein simpler, nicht gerade dummer, ziemlich guter Mensch zu sein, dessen höchstes Bestreben und einziger Zweck es ist, alle seine Seelenkräfte zum allgemeinen Nutzen auszubilden und täglich edelmüthiger und besser zu werden. Hier hast du in wenigen Worten mein aufrichtiges Glaubensbekenntniß.

Wäre es nicht ein sehr allgemeines Vorurtheil, so würde ich dir rathen, irgend einige philosophische Bücher zu lesen, die du nehmlich verstehen kannst, dein Gefühl ist zu starck und reizbar und beugt sich nicht unter der Herrschaft der Vernunft. Versteh' mich nicht wieder unrecht, - dein Schmerz ist mir heilig und achtenswürdig, aber ich sehe ein, daß er nicht so starck sein sollte, wie er in deinem Briefe herrscht. - **Glaube mir, daß ich dich ewig lieben werde und daß meine Liebe wohl zunehmen, aber nie geschwächt werden kann.** Halte mich darum nicht für kälter, weil meine Briefe nicht im Ton der deinigen geschrieben sind; ich würde es eben so bei mir für Schwäche erklären, so wie [ich] es bei dir nur Schwäche nennen kann.

Könnt' ich bei dir sein, glaube mir, daß ich auf viele Tage glücklich sein würde, auf Ostern, spätestens auf Pfingsten, (vielleicht aber auf beide Mahle) sehn wir uns gewiß und recht lange, dann trennen wir uns aber noch einmahl, vielleicht noch länger als auf ein Jahr; ich sage dir dies vorher, damit es dich dann nicht überrascht, ob es dich gleich nicht überraschen sollte, denn du kennst ja zum Theil meine Projekte und Lieblingsideen. - Dann leben wir gewiß bei einander, wo und wie kann dir und mir völlig gleichgültig sein. -

Den Mantel brauchst du mir nicht zu schikken; wenn du nach Goltzow schreibst, so grüsse sie alle herzlich von mir, auch in Kloster, auf Ostern will ich sie alle wieder besuchen. -

Bernhardi leistet dir zuweilen Gesellschaft, danck' ihm doch dafür in meinem Nahmen recht sehr, vielleicht ist er auch so gut, dir einige Bücher zu schaffen, bitt' ihn doch um die >Anna St. Ives<; [ein Werk] von Moritz

aus dem Englischen übersetzt, lies das Buch recht aufmerksam und schreibe mir dann dein Urtheil, es ist vielleicht der beste Roman, der besonders in unserem Zeitalter viel wirken kann.

Grüsse doch meine lieben Eltern und [de]n Künstler und glaube nie, daß ich mich in Rücksicht deiner ändern könne, wenn sich auch manches in meiner Denkungsart und meinen Grundsätzen ändert, wie denn das bei jedem Menschen der Fall sein muß, der nur einigen Werth hat, das Stehbleiben in Meinungen und Ideen verräth immer einen sehr armen Geist. -

Bleibe gesund, ja gesund, ich bitte dich recht sehr, wenn dir nur etwas an meiner Gesundheit liegt. - Bis izt werde ich mit jedem Tage muntreter und an Kräften stärker, mache nicht, daß das aufhöre. - **Ich bin ewig, ewig dein dich aufs zärtlichste liebender Bruder**

[Ludwig] Tieck.

Letters, 31. Brief: Sophie an Ludwig –
Berlin, den 26ten Oktober 1793

Vergib mir liebster Bruder, das[s] ich dir nicht eher schrieb, tausend Kleinigkeiten hielten mich ab; es ist in der kleinen Stube ein Ofen gebaut und so etwas mehr. Ich danke dir für deinen lieben Brief und für jede Zurechtweisung, ob Du mich gleich ein wenig zu hart tadelst. Du hast sehr recht, das[s] du mich schwach nenst, aber ich will doch sehen, ob ich diese Schwäche nicht entschuldigen kan. Rechne es dir nicht zum Verdienst an, das[s] du stärker bist, bedencke selbst die verschiedenen Verhältniße in denen wir leben. Ich bin sehr davon überzeugt, das[s] du mich herzlich liebst, aber du hast immer einen Freund zur Seite, dem du dich mittheilen kanst, du lebst überhaupt mehr in Zerstreung als ich und kanst die Trennung von mir also nicht so schmerzlich empfinden. Wen[n] ich auf der weiten Erde der einzige Mensch währe, dem du dich vertrauen könntest, liebster Bruder, du würdest anders dencken. Als du abreitest, verlohr ich mit dir jede Gesellschaft, mir blieb selbst nicht einmal ein Geschöpf, mit dem ich hätte lustig sein können, viel weniger, das[s] jemand einen kleinen Grad von Freundschaft für mich gehabt hätte. Ich wahr also ganz mir selbst gelaßen, ich hatte keine Freude als einen Brief von dir. Ich zählte ängstlich jeden Tag bis zu deiner Ankunft, ich sahe dich und jede dieser angenehmen Tage wahren wie ein Traum verflogen. Den Winter hindurch besuchte mich Wackenroder - ich hatte anfangs viel Vertrauen zu ihm, wir näh[e]rten uns und ich hoffte in seiner Gesellschaft manchmal froh zu sein. Aber es schreckte mich zurik, das[s] er mir so [h]äuflich Bücher besorgte, jedes mal so pünktlich eine Stunde bei mir blieb, er schien mir oft so kalt und fremde, kurz, du weist wohl, das[s] sich oft alles vereinigt, um uns gegen einen Menschen zurickhalten zu machen; er blieb mir immer sehr wehrt, aber doch hatte er einen theil meines Zutrauens verlohren. Zudem hatte mir die Begebenheit mit Schmohl eine tiefe Wunde geschafen. Endlich kam Ostern [1793] und ich sahe dich noch einmal auf ein par Tage. Ich fühlte mich nie

so unglücklich, als da wir uns damals trennten, indeß die Vernunft siegte. Du hattest mir versprochen im Sommer [1793] zu kommen. Du kamst nicht und schriebst, ich würde dich auf Mi[c]haeli [Ende Sept. 1793] gewiß sehen. Ich musste also meine Freude ein par Wochen weiter hinaus sch[i]eben und nun schreibst du, ich würde dich erst auf Ostern [1794], vielleicht gar erst auf Pfingsten [1794] sehen, dan verlangst du, ich soll darüber nicht traurig sein und frägst, um mich zu beruhigen, was du mir in ein par Tagen sein kanst. Überdencke das einmal recht genau, und dan frage ich dich, ob du meinen Schmerz so ungerecht nennen kanst. Ich bin nicht so schwach zu fordern, das[s] du so wie ich fühlen solst, ja es würde mich sogar unglücklich machen, wen[n] einer deiner Briefe in einer so traurigen Stimmung geschrieben währe. Ich freue mich jedesmal herzlich, wen[n] ich aus deinen Briefen sehe, das[s] du vergnügt bist, aber ich kan doch auch eine Träne nicht unterdrücken, das[s] ich es nicht sein kan. O vergib mir, lieber Bruder, was ich schreibe, ich bin grade jezt nicht heiter, ich bin heut so misvergnügt. Doch ich wil davon abrechen und von etwas anders mit dir reden. Bernhardi besucht mich jezt oft, ich liebe ihn sehr, er ist mein Freund, er schreibt mir Briefe - liest mir seine Schrif[ff]ten vor, kurz wir bringen manchen Abend angenehm mit einander zu, wir sprechen viel und oft von dir und freuen uns gemeinschaftlich auf den Augenblick, wo wir dich wiedersehen werden, das[s] also meine Lage jezt erträglicher ist als sonst, wirst du leicht ein[s]ehen, wen[n] nur Ostern [1794] nicht noch gar zu fern währe und dan, das[s] wir uns noch einmal trennen müssen, ach Gott, das ist traurig. Doch ich will ja nicht klagen, wen[n] wir uns dan wiedersehen, dan leben wir gewiß zusammen. Meinen letzten Brief scheinst du ganz unrecht verstanden zu haben, den von alle dem, was du mir schreibst, traue ich dir nichts zu, sondern ich fürchtete nur, das[s] ich einen kleinen theil deiner Liebe verlihren könnte und das[s] du ein klein wenig eitler geworden wähest. Ich schicke dir einen Brief der M[amsell] W[eller] mit, der auch sogleich eine Antwort auf den deinigen enthält. Ich glaube die W[eller] übertrifft an Gühte den lieben Gott, den[n] wie ich aus der Antwort sehe, so kan dein Brief nichts zärtliches enthalten haben und sie ist so bereitwillig zu vergeben. Die thuts dan doch in ihrer Bewerbung einen [richtig: einem] jeden Manne zuvor. Ich bitte dich ernstlich, lieber Bruder, hebe den Brief auf, er ist mir einiger Ausdrücke wegen wichtig, den[n] ich halte die W[eller] nun zu alles mögliche fähig. Ich bitte dich recht sehr, liebster Bruder, schreib mir doch recht sehr bald wieder und schreib mir diesen Winter recht oft. Vater und Mutter der Künstler und Peter laßen dich alle herzlich grüßen, den alten Gottlieb habe ich versprechen müssen, wen[n] du im Frühling komst, mit dir ihn in Teltow zu besuchen, wen[n] das möglich währe, so würde es mir gewiß recht viel Freude machen. Lebe wohl mein lieber, bester Bruder, es ist schon sehr spät, ich wil jezt zu bette gehen, wen[n] ich nur bald wieder einen Brief von dir erhielt, wen[n] ich dan mit nach Wörliz reise, das ist eine Hoffnung, womit ich mich jezt bei jeden unangenehmen Zufal tröste. Ich lese jezt sehr wenig, ich habe schon 3

Wochen Bücher von Wakenroder und habe sie noch nicht durchgelesen, den[n] du kanst dir wohl denken, das[s] ich jezt viel Arbeit habe, da wir allein sind. Ich werde wohl bald aufhören müssen, ich habe schon seit einigen Tagen so heftige Zahnschmerzen, das plagt mich ganz entsezlich. Schreib mir nur in deinen [deinem] nächsten Brief, das[s] du mich noch lieb hast und das du [ü]ber meine Schreiberei nicht böse bist. Noch eins, die M. Hempel suchte die Bekantschaft wieder zu erneuern, du kanst dir denken, das[s] ich das vermieden [verhindert] habe. Welche elende Menschen giebt es doch in der Welt. Welche traurige Erfahrungen habe ich nicht schon in den Fal[l] gemacht. Der Gedanke macht mich oft traurig, das[s] ich doch nur so wenig Bekantschaft gehabt habe und das auch diese wenige nichts taugt. Bin ich nur so unglücklich auf solche Menschen zu trefen oder sind die mehresten Menschen so? Wen[n] das lez[te] der Fal sein solte, dan wil ich mir nie Mühe geben, viel Bekantsc[h]aften zu haben. Ich muß aufhören, ich habe ganz entsezliche Schmerzen.

Lebe wohl mein liebster Bruder. Schreib mir sehr bald [hö]rst du. Vater, Mutter und der Künstler laßen alle herzlich grüßen. Vergiß mich ja nicht, schreib ja bald, lebe wohl Deine zärtliche Schwes[ter] S[ophie] Tieck.

Die Post komt morgen, aber ich erhalte gewiß keine. Schlaf wohl, mein lieber Bruder, und dencke und schreibe recht oft an deine dich zärtlich liebende Schwe[ster] S[ophie] Tieck

Schreib mir doch wie Wackenroder lebt, wen[n] er einmal zeit hat und er wieder an mich schreiben wolte, so würde mich das sehr freuen. Lebe wohl.

An Weihnachten 1793 reiste Ludwig Tieck, wie angekündigt, nicht nach Berlin.

Letters, 32. Brief: Ludwig an Sophie –
Göttingen, Ende Januar - Anfang Febuar 1794

Liebste Schwester,

Verzeih, daß ich dir so lange nicht geschrieben habe, einige Geschäfte, die etwas dringend waren, haben mich zurückgehalten und izt hab' ich nun auf einmahl eine solche Menge von Briefen zu schreiben, daß ich dir nur wenig werde sagen können. Ich freue mich sehr auf Ostern, wo ich dich wieder sehe, und ich verspreche dir dann, 14 Tage hintereinander bei dir zu bleiben, wenigstens fast so lange, sollte es auch erst um Pfingsten sein, das kann dir ja eins sein. Ich wünsche nur, daß ich dich, meine Eltern und meinen Bruder recht gesund antreffen möge, das ist izt mein aufrichtigster Wunsch.

Ich lege hier einen Brief an Piesker bei, du wirst doch vermuthlich seine Adresse haben, die schreibe also drauf. - Du darfst nur sein Amt und sein Ort darunter schreiben. Warum bittest du denn immer noch auf deinen Briefen ein hochlößliches Postamt, die Briefe liegen zu lassen, bis ich sie

abhole? Das ist jetzt ganz unnötig, denn ich bin schon längst bei der Post bekannt.

Bernhardi hat von mir den Anfang eines neuen Romans erhalten, vielleicht zeigt er dir etwas davon. - Ich sehe aber selber ein, daß es [der neue Roman] nicht viel werth ist, doch ich hoffe auf bessere Zeiten, das heißt, daß das folgende besser werden soll.⁷⁵

Von mir selber weiß ich dir gar keine Neuigkeiten zu schreiben, ausser, daß ich recht gesund bin, mich überhaupt recht wohl befinde, Wakken[r]od[er] ist auch gesund und läßt dich grüßen.

Sollte die Weller dir ja noch einmahl einen Brief an mich schicken, so schick ihn nur sogleich wieder zurück und sage ihr, du wüßtest meine Adresse nicht, ich mag das dumme Zeug nicht öfter lesen, geschieht es dann doch zum zweitemale, so schicke ihr denselben Brief, bloß im andern Couvert, ohne irgend eine Antwort dabei, zurück: auf diese Art muß sie es doch am Ende wohl überdrüssig werden.

Wenn du mir auf Ostern etwas neue Wäsche wieder mitgeben könntest, so thätest du mir einen Gefallen, doch nöthig ist es auch nicht, und hüte dich vor den baumwollenen Strümpfen und wenn du etwas strickst, so stricke es nicht zu dicht, diesen Fehler haben alle meine Strümpfe. Doch sieh dies ja nicht als eine Forderung an, wie gesagt, ich habe es gar nicht nöthig. -

Sei ja nicht böse, daß ich die Antwort so lange aufgeschoben habe, es ges[ch]ah wirklich ungern, und ich wollte doch auch gern zu gleicher Zeit an Piesker schreiben, der wird mit der Zeit jetzt wohl schon ein polnischer Jude geworden sein, denn er hat sich ja ganz aus der Welt verlohren.

Zeichnet der Künstler noch brav, oder was macht er? Ich will hoffen, daß er etwas ordentliches lernen wird; auf Ostern wollen wir zusammen nach Teltow reisen, das halt ich schon für ausgemacht.

Piesker wird auf Ostern od[er] Pfi[n]gsten wahrscheinlich einige Zeit bei uns logieren, richte dich doch vorher darauf ein. - Was macht Griese, der brave Kerl? - Wenn er etwas mehr Verstand hätte, müste ihn Hermes doch nun schon längst verrückt gemacht haben. - Doch darinn haben es solche Leute gut, die einmahl recht tüchtig auf den Kopf gefallen sind, nachher können sie ganze Treppen herunter fallen und es thut ihnen nichts.

Wenn ich etwas durch Bitten über dich erlangen kann, so bitte ich dich recht sehr, ja nicht wieder wie voriges Jahr, Nächte aufzubleiben, um mir Wäsche zu besorgen, denn wie gesagt, ich habe sie gar nicht nöthig, thätest du das wieder, so würde ich auf dich ordentlich böse werden können. Nimm deine Gesundheit ja auf jede Art in Acht, es ist freilich ein Unglück, daß wir in einem so kränklichen Zeitalter leben, wo so viele Menschen von Natur krank sind, doch da es nun einmahl der Fall ist, müssen wir diese Schwächlichkeit nicht durch Unbesonnenheit vermehren.

⁷⁵ Kuriose Formulierung. Ludwig hofft „auf bessere Zeiten, das heißt, dass das folgende besser werden soll“. Das klingt für mich so, als wenn er hoffen würde, dass die folgenden Werke, die er von Goethe erhält, ein höheres Niveau haben würden.

Ich küsse dich tausendmahl, liebste Schwester, bleibe ja recht gesund, dies will ich als den größten Beweis deiner Liebe gegen mich ansehen, grüsse meine Eltern und meinen Bruder herztl. von mir; auch ja die in Golzow und Coswig, wenn sich eine Gelegenheit für diesen Gruß dahin finden sollte. -

Tieck, dein zärtl. Brud.

Letters, 33. Brief: Ludwig an Sophie – Göttingen, 13. Februar 1794

Liebste Schwester,

Du hast mir noch in keinem deiner Briefe eigentlich weh gethan, als in deinem letzten Briefe. - Es herrscht seit einiger Zeit eine Art von Mißverständniß unter uns, zwar eine von deiner Seite; du glaubst mich geändert, kälter und dgl. Aber ich kann dir betheuern, daß du dich hierinn gänzlich irrst, in Rücksicht deiner kann ich mich zeitlebens nicht ändern, gewisse Gefühle kann der Mensch nicht verliehren, ohne ein armseeliger Mensch zu werden und ich hoffe nicht, daß dies mit mir der Fall ist, oder je sein wird. Ich hoffte auf einen Brief von dir, darum schrieb ich so lange nicht, weil ich erst eine Antwort von dir erwartete, was kann ich dafür und wie konnte ich es wissen, daß d[ie]ser Brief auf der Post verlohren gegangen sei? - ich war in tausend Aengsten, ich konnte nicht begreifen, warum du nicht schriebst, und darum verschob ich immer wieder einen neuen Brief. Wackenroder bat ich, einm[a]hl in meinem Nahmen an dich zu schreiben, nicht als ein Geschäft, sondern weil ich gerade etwas sehr dringendes zu thun hatte, was auf keine Weise aufgeschoben werden konnte. - Liebe Schwester, laß doch deine Phantasie und deine Aengstlichkeit nicht immer so viel Gewalt über dich, ich schwöre dir, daß ich nichts so sehr liebe, als dich, daß ich dich ewig so lieben werde, daß ich mit Rührung an die Stunden denke, in denen ich dich nur wieder sehen werde. Es ist mir ein höchst erfreulicher Gedanke, wenn ich dich, und den Künstler vielleicht auch in Golzow [antr]effen könnte, wir wollten dort ein paar recht schöne Tage mit einander leben, ich habe mir das Ganze schon recht angenehm ausgemahlt. - Auf Ostern od[er] Pfi[n]gsten komme ich ge[w]iß hin, und dann wünsch ich nichts sehnlicher, als dich dort zu finden, ich bin aber noch immer unschlüssig, um welche, von den beiden Zeiten, ich nach Berlin reisen werde, auf Ostern ist meist noch so schlechtes Wetter, kalt und unfreundlich, wir könnten wenig ausgehn und in Golzow selbst würdest du wenig Vergnügen finden; dagegen ist Pfi[n]gsten die schönste Zeit im Jahre, alles blüht und grünt, es ist warm, die Festlichkeiten auf dem Lande selbst, - kurz, überleg es dir einmahl recht, ob es auf Pfi[n]gsten nicht in vieler Rücksicht angenehmer wäre, denn ich verspreche dir, daß die Collegia nicht meine Rückreise nach Göttingen beschleunigen sollen. Antworte mir, so bald du kannst, auf d[ie]sen Brief und auf meine Anfrage.

Etwas hab' ich in deinem Briefe nicht recht verstanden, du schreibst mir, dein Brief und eine Einlage von Piesker sei verlohren gegangen, der Verlust ist mir also doppelt schmerzlich, du meinst doch aber nicht etwa den

Brief, einen kleinen, den du mir schon vor langer Zeit einmahl von Piesker schicktest? Auf d[ie]sen Brief hab' ich Piesker ja geantwortet, und du hast doch wahrscheinlich die Antwort gleich abgeschickt? Bernhardi muß dir Briefe von mir gegeben haben, in welchem sich von den einen beiden eben die Antwort des Piesker befand, - antworte mir doch hierauf, - warum hat Piesker keinen neuen Brief an mich eingelegt und woher weißt du, daß der vorige verlohren gegangen ist? Hat Piesker nicht versprochen, daß er Ostern oder Pfingsten nach Berlin kommen wollte? - Grüsse doch Bernhardi, und jeden, den du von meinen Freunden und Bekannten siehst, vorzüglich aber meinen Bruder und meine lieben Eltern, ich war in rechter Angst, daß einer von euch kranck sein würde. - **Und nun, liebste Schwester, sei ja ruhig, sei nicht wieder so unnöthig ängstlich, ich bitte dich recht sehr darum, antworte mir, sobald du kannst, auf d[ie]sen Brief und beweise mir, daß du dich nicht mehr mit Besorgnissen quälst, die gänzlich ungegründet sind; daß ich dich innig liebe und lieben werde, da von kannst du stets und fest überzeugt sein.**

Nächstens, sehr bald werd' ich dir wieder schreiben und einen Brief an Piesker einlegen, den du dann wohl so gut sein wirst, zu besorgen.

Göttg. am 13ten Februar.

Lebe tausend[m]ahl wohl

Dein zärtl. Bruder. Tieck.

Du hast meine Adresse gar nicht nöthig. Schreib] meinen Nahmen auf den Brief, ich [bekomme sie i]mmer richtig.

Letters, 34. Brief: Ludwig an Sophie – Göttingen, 6. März 1794

Liebste Schwester

Ich habe dir zwar lange nicht geschrieben, aber du hast mir noch länger nicht geantwortet, doch nein, ich habe ja neulich einen Brief von dir erhalten, verzeih, ich bin jekt einiger gehäuften Geschäfte wegen etwas zerstreut. Wahrscheinlich werd' ich nun auf Ostern dich schon in Berlin besuchen, und da es dies Jahr sehr spät fällt, werden wir doch gewiß schönes Wetter haben, weißt du also irgend eine Art, wie du nach Golzow kommen kannst, so wirst du mir dadurch eine ganz ausserordentliche Freude m[a]chen; wenn es angeht, so nimm doch den Künstler mit, grüsse ihn von mir und schenke ihm den weissen Mantel, der von mir noch in Berlin liegt, vielleicht kann er ihn brauchen. Es versteht sich von selbst, daß du vorher noch Briefe von mir bekömmst, worinn ich dir ganz genau bestimme, wann ich komme, damit du dich ganz danach einrichten kannst. An Piesker will ich nächstens einen Brief einlegen, er muß auf Ostern nothwendig nach Berlin kommen. Ich bleibe dies mahl länger dort, als sonst und wir wollen recht sehr vergnügt mit einander sein. - Je mehr sich Ostern nähert, je mehr werde ich die Tage und Stunden zählen, bis ich dich wiedersehe; - ich werde dir auch manches von meinen neuen Arbeiten zum Vorlesen mitbringen.

Was macht Vater und Mutter? Ich hoffe, Sie sind gesund und wohl, wenn sie mit nach Golzow reisen könnten, wollten wir alle dort recht froh und vergnügt sein, das wird sich aber wohl schwerlich machen lassen: es wäre aber schön. - Grüsse doch so oft ich schreibe, alle Verwandten und Bekannten, die du etwa sehen solltest, damit sie nicht glauben, ich vergesse sie ganz. -

Ich habe jezt etwas viel Geschäfte, besond[er]s vor Ostern, darum nimm es nicht übel, liebe Schwester, wenn meine Briefe kurz und etwas schnell geschrieben sind, dafür will ich aber auch die Tage, die ich in Berlin zubringe, ganz für dich leben, du sollst sehen, daß ich dies mahl nicht so viel ohne dich ausgehen will.

Wie lebst du übrigens? Schafft dir Bernhardi zuweilen einige Bücher, wie ich ihm aufgetragen habe? - Ich hoffe, daß er so gefällig ist. - Besucht er dich noch zuweilen? Er ist einer der gutherzigsten Menschen, die ich kenne, ich liebe ihn unter meinen Freunden weit am meisten.

Von meinem Roman hast du schwerlich etwas gesehn, aber ich hoffe, daß du bald ein gedruckt Exemplar davon haben sollst, er kömmt auf Ostern heraus. -

Schreibe doch an Pieskern, da du seine Adresse weißt, und bitte ihn in meinem Nahmen recht inständigst, doch für mich einen neuen Brief zusammenzuschreiben, da der alte verlohren gegangen ist. - Versichere Ihn meiner aufrichtigen Freundschaft und sage ihm, daß ich ihm nächstens selbst schreiben werde.

Und nun lebe tausend[m]ahl wohl, beste Schwester, denn die Post wird nicht auf mich warten wollen, lebe recht wohl und antworte mir bald.

Dein zärtlicher Brud. Ludwig Tieck.

Auch an Ostern des Jahres 1794 kein Besuch von Ludwig Tieck in Berlin.

Letters, 35. Brief: Ludwig an Sophie –
Göttingen, ohne Datum, ca. Mai bis Juli 1794
Liebste Schwester

Wie kömmt's, daß du mir gar nicht antwortest? Ich erwarte einen Brief von dir und darum hab' ich so lange geschwiegen; als ich neulich an Bernhardi schrieb, hab' ich zugleich einen Brief an dich eingelegt, du mußt ihn doch nothwendig erhalten haben. - Es thut mir innig weh, daß du ängstl. und besorgt um mich bist, daß du dich meinetwegen härmst, ich weiß nicht, wie ich dir d[ie]se Liebe zu mir vergelten soll; ich fühle eine wahre Sehnsucht, dich und meine lieben Eltern und meinen Bruder einmahl wieder zu sehn, ich bin nun fast in einem ganzen Jahr nicht in Berlin gewesen, aber komm' ich izt wieder hin, so will ich dafür auch recht viel bloß für dich leben; ich freue mich auf d[ie]se Tage, wie ich mich auf wenig freue. - Aber sei nur vorher nicht ängstlich, ich bin nicht kranck, ich bin vollkommen gesund und wohl, ausser, daß du mir an jedem Tage fehlst.

Laß dir doch von Bernhardi zuweilen gute Bücher geben und laß doch, was ich wahrhaftig seit recht lange vergessen habe, bei Gelegenheit Toll' s recht herzlich von mir grüssen, ich schäme mich, daß ich keinmal an sie geschrieben habe. - Thu mir den Gefallen, und antworte mir bald, und schreibe mir, was du machst, und ob meine Eltern noch wohl und gesund sind, wenn ich lange keinen Brief aus Berlin bekomme, so fällt mir ma[n]chmal eine so trübe und schwere Ahndung aufs Herz, als wenn ihr alle kranck wärt, vielleicht ist aber schon ein Brief von dir unterwegs, und ich kann mich also darüber zufrieden geben.

Werde ja nur nicht kranck und sei nicht traurig, das sind immer meine einzigen Bitten, die ich an dich habe, denn das ist immer am wichtigsten, sei munter; so viel du es kannst, denn Heiterkeit ist die wahre Medicin des Lebens, eine trübe Laune macht unsre Seelenkräfte stumpfer und der Mensch schrumpft darunter wie eine Mumie zusammen.

Grüsse mei[ne] Eltern und meinen Bruder herzlich, von dem grossen Esel hört man doch auch kein einziges Wort, laß ihn doch einmahl an mich schreiben, er verlernt ja sonst ganz und gar die Feder führen. -

Antworte mir ja recht bald und lebe wohl.

Dein Dich ewig liebender Brud. [Ludwig] Tieck.

Letters, 36. Brief: Sophie an Ludwig – Berlin, den 28 Juli 1794

Würlich, lieber Bruder, habe ich mich ein wenig geängstet, ich glaubte du wähest krank, den[n] das[s] du deine viele Versprechungen doch wieder vergeßen soltest und mir nicht schreiben, das fiel mir gar nicht ein. Seit ich aber gehört habe, das du Bernhardi geschrieben hast, bin ich darüber beruhigt, es drängte sich mir freilich die Frage auf, warum hatt er mir nicht geschrieben, ich will das aber nicht untersuchen. Ich hatte mir vorgesezt, nicht eher zu schreiben, bis ich wieder einen Brief von dir erhalten hätte. Da würde ich aber vielleicht noch lange nicht schreiben können, also muß ich meinen Vorsaz nur aufgeben. Verzeih, lieber Bruder, das[s] mein Brief so sehr die Spur von übler Laune trägt, ich wolte dich gern damit verschonen, wen[n] sie mich nur nicht so sehr plagte; ich bin seit einiger zeit ein wenig kräncklich gewesen und du weist wohl, das[s] ich mich so leicht davon hinreißen laße und trübsinnig werde; ich habe jez Kopfschmerzen und das wirst Du sogleich merken, wen[n] du das erste Wort liest. Wen[n] nur erst der Sommer vorbei währe, wen[n] du nur erst hier wähest, dan[n], lieber, bester Brud[er], dan[n] würde alles weit besser werden, dan[n] wollen wir zusammen recht froh sein. Ich bin seit den bei[den] Jahren, das du weg bist, weit anders geworden; weit trübe[r], ernsthafter als sonst, das soll aber alles wieder besser werden, wen[n] du mir nur erst hier bist, du wirst mich von ein[er] Kranckheit heilen, die mich zu Boden drückt. Lebe wohl, mein theuerster Bruder, ach könnte ich Dir für dies scheu[ß]liche lebe wohl ein mündliches Willkommen zurufen. Lebe wohl,

Deine zärtliche Schwester

Sophie Tieck.

Ich habe an Wackenroder sogleich geschrieben, indem ich schrieb, vergaß ich, das[s] der Brief nicht an Dich, sondern an ihn währe, und so hat er eine menge Geschwätz erhalten, entschuldige mich deshalb, ich kan den Brief ohnmöglich zerreißen, den ich würde gewiß recht lange keinen andern schreiben und ich habe ihm so schon so lange nicht geschrie[ben.]

Im folgenden Brief kündigte Ludwig seine baldige Rückkehr nach Berlin an. Unerwähnt blieb, dass dies gleichzeitig das Ende seiner Studentenzeit war.

Markert, 2. Brief: Ludwig an Sophie – Göttingen, 10. August 1794

Liebste Schwester,

Du hast gewiß schon lange auf einen Brief von mir gewartet und ich muß es zugeben, meine Trägheit im Briefschreiben ist unverzeihlich. Doch, verzeihe mir, liebe Schwester, bald will ich nun alle diese Sünden in Berlin wieder gut machen, denn es dauert nun gar nicht mehr lange, so bin ich dort. Nur noch einige Wochen, denn am 10ten September reise ich schon von hier fort nach Hamburg, und dann kome ich gleich nach Berlin. - Dann will ich dir von diesen Reisen erzählen, jezt habe ich nicht Zeit oder Lust dazu. ...

Faule Hunde sind wir doch insgesamt und nicht werth, daß uns die Sonne bescheint; eben darum ist auch jezt so schlechtes Wetter, wenigstens hier in Göttingen. ...

Dein zärtlicher Bruder Tieck.

Wackenrod[er] läßt dich herzlich grüssen.

Nach dem jahrelangen Hin und Her von Ludwigs rationalem Entsagenwollen und Sophies irrationalen Festhalten an ihrer beiderseitigen Liebe siegte am Ende – Sophie. Ludwig Tieck kehrte ohne Studienabschluss im Herbst des Jahres 1794 nach Berlin zurück und wurde gewiss von Sophie sozusagen in Besitz genommen. Sie lebten möglicherweise wieder im Elternhaus zusammen, denn Reichardt war nach Gibichenstein gezogen. Von Herbst 1794 bis Anfang des Jahres 1797 gibt es keine brieflichen Zeugnisse über das Zusammenleben der beiden Liebenden.

„Um ganz sich selbst zu leben, bezogen Bruder [Ludwig] und Schwester [Sophie] in den Jahren 1795 bis 1796 eine Sommerwohnung auf dem sogenannten Mollard'schen (nachher Wollank'schen) Weinberge vor dem Rosenthaler Tor“, steht in der Tieck-Biographie von Köpke.

Eine „Sommerwohnung“ beziehen, bedeutet nach meiner Definition, dass sie nur im Sommer darin wohnen konnten. Das heißt, es war ein Gartenhaus.

In den Zeitraum von Ende des Jahres 1794 bis Ende 1796 muss die glücklichste Zeit der höchsten Liebe zwischen dem Geschwisterpaar fallen, die keine Blutverwandte waren.

Möglicherweise wagte Ludwig Tieck noch einmal den Versuch, von seinem Vater, dem weimarischen Geheimrat von Goethe, eine Legitimation, eine Anerkennung seiner Vaterschaft zu erhalten. Aber es gab keine Lösung für dieses Problem. Vermutlich aus dem einzigen Grund, weil das preußische Königshaus in den Fall involviert war durch die Vermittlung Ludwigs an ein Berliner Ehepaar.

Es hätte meines Erachtens nur einen einzigen Weg gegeben, um eine Ehe schließen zu können: Sophie und Ludwig hätten nach Amerika auswandern und dort unter falschen Angaben ihrer Abstammung heiraten können. Im Wilden Westen gab es keine Kirchenbücher. Die Priester mussten sich auf die Angaben der Eheschließenden blind verlassen.

Welche Szenen sich abspielten bis zu Sophies endgültiger Einsicht in die Aussichtslosigkeit ihrer Wünsche und ihrer Entsagung, bleibt reine Spekulation. Platonische Liebe ist nicht strafbar, körperliche Liebe unter Adoptivgeschwistern ja. Möglicherweise führte das Zusammenleben der beiden Geschwister in Berlin zu üblen Gerüchten und unangenehmen Fragen von Freunden und Bekannten. Es gab keinen Ausweg.

Ludwig Tieck stand beruflich vor dem Nichts. Aber er musste deswegen nicht hungern, denn sein Vater, der weimarische Geheimrat von Goethe, garantierte für seinen Lebensunterhalt. Trotzdem musste Ludwig Tieck irgendwie versuchen, eigenes Geld zu verdienen, wenn auch nur als Zugewinn zu den Unterhaltsleistungen seines Vaters. Goethe bot ihm zu diesem Vorhaben eigene literarische Werke an, um sie zu überarbeiten, oder, wenn es nur halbfertige Manuskripte waren, zum Vervollständigen, um sie Verlegern zum Druck anbieten zu können.

Im Jahr 1795 begann der Berliner Verleger Nicolai die >Straußfedern< fortzusetzen. Ludwig Tieck ergriff die Gelegenheit, um aus Sammlungen älterer französischer Anekdoten und Erzählungen eine Auswahl zu treffen und für das Lesepublikum zu bearbeiten. Köpke berichtet in der Tieck-Biographie (I, S. 203): „*da es darauf ankam, [Lese-]Stoff herbeizuschaffen, begann auch seine Schwester [Sophie] an diesen Arbeiten übersetzend und erfindend Theil zu nehmen. Geschützt durch die Anonymität des Buches [der Straußfedern] trat sie hier zuerst als Schriftstellerin auf.*“

Wir wollen nun einmal genauer untersuchen, wie Ludwig Tieck in seinem „Beruf“ als Schriftsteller hervortrat.

Leider kann man einen künstlerischen Beruf nicht gerade so wählen, wie zum Beispiel einen Handwerksberuf. Es gehört eine große Portion dichterische Phantasie, eine besondere Kreativität und viel Lebenserfahrung dazu, um eine Erzählung, einen Roman oder ein Theaterstück zu dichten, d. h. zu erfinden. Ein junger Mensch, der das wahre Leben noch nicht kennt, ist dazu noch völlig ungeeignet. Es fehlt ihm der Stoff, um z. B. eine Tragödie plausibel und realitätsnahe darzustellen zu können. Dies waren Kriterien, an denen es dem jungen Ludwig Tieck am meisten fehlte.

Wenn Ludwig Tieck, so meine Überzeugung, nicht der Verfasser vieler Werke ist, die wir heute unter seinem Namen kennen, sondern sein

Vater, Wolfgang Goethe, so heißt das, die Manuskripte mussten mehrere „Methamorphosen“ und Stationen durchlaufen, bis sie an den jeweiligen Verleger gelangten.

Goethe diktierte seine schöngeistigen Werke einem Schreiber in die Feder,⁷⁶ die Erstschrift wurde eventuell noch von Goethe korrigiert, falls er Lust und Laune dazu hatte, Kopisten fertigten davon eine oder zwei Reinschriften - Kopien - an, eine davon wurde an Ludwig Tieck, oder, aus Vorsichtsgründen, zuerst an einen Mittelsmann und Vertrauten (z. B. Reichardt) gesandt, der das Goethewerk an Ludwig Tieck weitergab, dieser schickte das Manuskript dann an den oder die Verleger. In der Anfangszeit wurden diese goetheschen Elaborate anonym oder unter einem Pseudonym veröffentlicht. Erst Jahrzehnte später gab Ludwig Tieck sie als eigene Werke aus. Da einige Manuskripte von der Hand eines Kopisten in Reinschrift geschrieben war, musste sich ein Verleger auf Tiecks Wort verlassen, nämlich, dass er der „geistige Vater“ des Werkes sei.

Bei den >Straußfedern< bestand nun das Problem, dass sie in gewissen zeitlichen Abständen erschienen, demnach die Manuskripte „termingerecht“ abgeliefert werden mussten. Aber Ludwig Tieck, respektive Wolfgang Goethe, der von anderen künstlerischen Interessen und sogar von einigen Hofpflichten stark „unter Streß“ stand, befand sich meistens, um nicht zu sagen immer, in Zeitdruck und lieferte daher die Manuskripte für die „Straußfedern“ mindestens einige Male, wenn nicht sogar immer, verspätet ab.

Schwerwiegende Indizien für meine These fand ich in den Briefen Tiecks an seinen Verleger, den Herausgeber der „Straußfedern-Geschichten“, Friedrich Nicolai.

1. Ausrede: (Brief Nr. 9, Tieck an Nicolai, Berlin am 7. Okt. 1795)

„... ein Freund, der von der Reise gekommen, hat mich seit einigen Tagen so zerstreut, daß ich etwas nachlässig geworden bin und es [das Manuskript] nicht ganz in Ordnung gebracht habe; ich bitte deshalb recht sehr um Verzeihung, wenn Sie es aber erlauben, schicke ich es Ihnen sehr bald nach Leipzig nach ...“

Ludwig Tieck getraute sich möglicherweise nicht, die Änderungs- oder Verbesserungswünsche des Verlegers selber an dem Goethewerk vorzunehmen. Er sandte es daher an den Vater nach Weimar zurück, der die Änderungen selber vornehmen sollte. Dieser musste es ein zweites Mal an Ludwig Tieck senden, so dass leicht Wochen vergehen konnten, bis der Verleger das verbesserte Manuskript zurück erhielt. Nicolai mahnte daher

⁷⁶ Bei den ersten Goethe-Werken, die Ludwig Tieck unter Pseudonymen veröffentlichen durfte, könnte es sich um relativ frühe Werke Goethes gehandelt haben, die ganz oder teilweise noch von Goethes Hand geschrieben waren. Daher musste Tieck diese Werk unbedingt abschreiben, um nicht durch die Handschrift Goethes entlarvt zu werden. Bei späteren Werken bediente sich Goethe immer irgendwelcher Schreibgehilfen, denen er seine Gedanken diktierte. Der Berliner Verleger Nicolai kannte mit Sicherheit Goethes Handschrift.

das Manuskript bei Tieck an und dieser „erfand“ die Ausrede, dass ein Freund ihn (angeblich) von der Arbeit abgehalten habe.

2. Ausrede: (Brief Nr. 10, Tieck an Nicolai, am 12. Dez. 1795)

„Ich schicke Ew. Wohlgebor'n das Manuskript zu den Straußfedern, bitte aber um Verzeihung, daß die Geschichte noch nicht geendigt ist, der Abschreiber hat mir den Rest morgen, spätestens übermorgen versprochen.“

3. Ausrede: (Brief Nr. 11, Tieck an Nicolai, am 1. März 1796)

„Es tut mir unendlich leid, daß ich das Verlangen Ew. Wohlgebor'n nicht sogleich befriedigen, indem ich die letzte Erzählung zum fünften Bande der Straußfedern noch nicht geschlossen habe, und sie auch noch nicht abgeschrieben ist; sie soll aber unfehlbar zum künftigen Posttage fertig sein ...“

4. Ausrede: Brief Nr. 12, Tieck an Nicolai, ca. Mitte des Jahres 1796)

„Ew. Wohlgebor'n werden verzeihn, wenn ich das versprochene Mskpt. einige Stunden später schicke; der Abschreiber ist krank geworden, und ich habe die Erzählung, die den Band beschließen wird, selber abschreiben müssen ...“

Es kam auch vor, dass eine mit Goethes Handschrift geschriebene Erzählung bei Ludwig Tieck eintraf. Es könnte sich um ein älteres Werkchen gehandelt haben oder Goethe schrieb es an einem Ort, wo ihm kein Schreiber zur Verfügung stand. Ludwig Tieck musste daher das Werk zuerst abschreiben, da Nicolai Goethes Handschrift kannte. Unter allen Umständen musste vermieden werden, dass der Verdacht entstand, Ludwig Tieck habe die Werke nicht selber geschrieben. Trotzdem wurde Nicolai am Ende misstrauisch und zweifelte offensichtlich an Tiecks Verfasserschaft. Siehe weiter unten.

5. Ausrede: (Brief Nr. 13, Tieck an Nicolai, 8. Sept. 1796)

„Ich habe um Verzeihung zu bitten, daß ich noch keinen Band der Straußfedern abgeliefert habe, aber in vierzehn Tagen können ihn Ew. Hochwohlgebor'n gewiß bekommen; es fehlt nur noch, daß ich das Ganze übersehe und die letzte Erzählung schließe ...“

6. Ausrede: (Brief Nr. 15, Tieck an Nicolai, 3. Mai 1797)

„Ich bitte ... recht sehr um Verzeihung, daß ich Ihnen noch keine Antwort gegeben habe, und anhaltende Unpäßlichkeit ist allein daran Schuld gewesen. Ich glaubte es richtig berechnet zu haben, daß das Mskpt zu den Straußfedern hinlänglich wäre, daher kann ich Ihnen den Rest nicht sogleich schicken, aber gewiß mit dem Ausgange dieses Monats. Ich würde es Ihnen früher versprechen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß meine jetzige Kränklichkeit mich an der Ablieferung hindern möchte ...“

Ludwig Tieck vertröstete den Verleger Nicolai vom 3. Mai bis zum Ende des Monats, also vier Wochen, bis er den Rest liefern könne. Demnach dauerte es erfahrungsgemäß ca. einen Monat, bis Tieck dem Vater geschrieben hatte, dass noch einige Seiten fehlen zu dem neuen „Straußfedern-Band“ und dieser noch eine Geschichte gedichtet und an den Sohn übersandt hatte, der es dann dem Verleger schickte.

7. Ausrede: (Brief Nr. 16, Tieck an Nicolai, 15. Juni 1797)

„Ich habe eine Reise zu machen, die notwendig ist; am Montag reise ich schon ab; Ihr Herr Sohn aber sagt mir, daß er die Rechnung mit mir nicht eher abschließen könne, bis alles abgedruckt sei; es fehlen aber nur noch einige Bogen, deren Beendigung ich unmöglich abwarten kann ...“

Ludwig Tieck lässt seinen Verleger auf den Schluss eines Werkes oder eines Straußfedern-Bandes lange warten, diese Unzuverlässigkeit ist natürlich schlecht für einen Autor.

8. Ausrede: (Brief Nr. 18, Tieck an Nicolai, ca. Ende des Jahres 1797)

„Ich überschicke hiemit ... das Mskpt der Straußfedern; das Abschreiben und Durchsehn hat mich etwas länger aufgehalten ...“

Obwohl Ludwig Tieck dem Verleger in Brief Nr. 16, vom 15. Juni 1797, versicherte, dass er „in diesem Sommer fast nichts weiter zu tun“ habe, „so daß ich Ihnen diesmal das Mskpt zum 8ten Band der Straußfedern gewiß vor Michaelis lief’re“, so kam er offensichtlich erneut in Verzug mit der rechtzeitigen Fertigstellung und Ablieferung, bzw. Goethe, der wirkliche Verfasser, kam in Verzug, denn der war tatsächlich mit schriftstellerischer und sonstiger Tätigkeit überlastet, im Gegensatz zu Ludwig Tieck.

9. Ausrede: (Brief Nr. 19, Tieck an Nicolai, 23. Dez. 1797)

„Ich überschicke ... die Fortsetzung des Mskpts; es fehlen nur noch wenige Blätter, die ich wegen plötzlicher Augenschmerzen noch nicht habe abschreiben können ...“

Ludwig Tieck schreibt an den Verleger Nicolai, dass er ein Manuskript wegen „plötzlicher Augenschmerzen“ noch nicht habe abschreiben können, dass „unvermutete eilige Geschäfte“ (siehe 10. Ausrede) ihn abgehalten haben, ein Manuskript abzuschreiben. Kein einziges Mal schreibt er, dass ihn irgendwelche Umstände vom Dichten abgehalten hätten. Er bezeichnet sich selber immer nur als Abschreiber und nicht als Dichter!

10. Ausrede: (Brief Nr. 20, Tieck an Nicolai, 3. März 1798)

„Ich sehe mich genötigt, ... noch einmal um den Aufschub eines Posttags in Ansehung des Mskpts zu ersuchen. Kränklichkeit und unvermutete eilige Geschäfte haben mich abgehalten, das Mskpt abzuschreiben, aber am Dienstag Mittag werde ich es Ihnen gewiß überschicken ...“

11. Ausrede: (Brief Nr. 21, Tieck an Nicolai, ca. eine Woche später?)

„Ich bin sehr beschämt, und es tut mir unendlich leid, daß ich ... auch heute noch das Mskpt nicht überschicken kann, ich hatte einige nötige Geschäfte, die mich abgehalten haben, es in Ordnung zu bringen und abzuschreiben, aber künftigen Sonnabend denke ich es Ihnen gewiß zu senden ...“

12. Ausrede: (Brief Nr. 22, Tieck an Nicolai, ca Mitte des Jahres 1798)

„Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß ich noch krank war und daß ich mich seitdem verheiratet habe; die Einrichtungen haben mich so verwirrt gemacht und mir alle meine Zeit geraubt, so daß ich wirklich in der Unruhe die >Straußfedern< vergessen hatte. Vor Ende dieses Monats schicke ich Ihnen gewiß den Rest des Mskpts ...“

Merkwürdig ist wiederum, dass das Datum dieses Briefes fehlt. Tieck heiratete Malchen Alberte am 3. Mai 1798, die >Straußfedern< erschienen an Michaeli, Ende September, und wiederum ein halbes Jahr später, ca Ende März 1799! Ein junger Mann, der kurz vor der Verehelichung steht und der gewiss Geld dazu braucht, vertröstet seinen Verleger damit, dass er sich verheiratet habe. Kein Anzeichen von beruflichem Ehrgeiz.

Ludwig Tieck hatte im Jahre 1798 alles Vertrauen bei Nicolai verspielt. Nicolai, der alte, erfahrene Verleger, zweifelte sogar an Tiecks Verfasserschaft. So berichtet Köpke in seiner Tieck-Biographie, Seite 202:

„Als er [Tieck] seine Erzählung [gemeint ist die Erzählung: >Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmund's Leben<] Nicolai ... überreichte, war dieser durch ihre Vorzüge vor den frühern nicht wenig überrascht. Er ... wünschte eine genaue Nachweisung des Originals. [Das heißt mit anderen Worten: Nicolai glaubte Ludwig Tieck nicht, dass er der Verfasser dieser Erzählung sei!] Tieck's Antwort, er habe sein [geistiges] Eigentum gegeben, wies er [Nicolai] mit ungläubigem Lächeln ab. Als später einmal beide allein waren, kam er [Nicolai] auf dieselbe Frage zurück, und begann im Tone väterlicher Ermahnung: „Jetzt, lieber junger Mann, sind wir allein; nun können Sie es mir, dem älteren Freunde, offen gestehen, woher Sie jene Geschichte genommen haben. Wo steht das Original?“ Auf Tieck's Versicherung, daß er nichts zu gestehen habe, die Geschichte sei Original und sein Eigentum, erwiderte er: „Für so eitel hätte ich Sie doch nicht gehalten!“ und brach das Gespräch nicht ohne Empfindlichkeit ab ...“

Wie kam es dazu, daß Nicolai die Ungeheuerlichkeit, ja die Tollkühnheit begehen konnte, die Werke Ludwig Tiecks in einer unrechtmäßigen Ausgabe - ohne vom Verfasser dazu legitimiert zu sein - herauszubringen? War Nicolai so „geschäftsuntüchtig“, so naiv, um nicht genau zu wissen, dass er deswegen vor Gericht belangt werden könnte? Oder steckt dahinter etwas ganz anderes? Ich wage diese Hypothese: Nicolai unternahm das „Experiment“ einer illegitimen Ausgabe von angeblichen

Werken Tiecks, die bisher teilweise unter Pseudonymen oder völlig anonym veröffentlicht wurden, um den wahren Verfasser der Werke Ludwig Tiecks zu provozieren und um seinen Namen herauszubekommen.

Die nächste Panne Tiecks bei Nicolai grenzt ans Groteske. Rudolf Köpke berichtet:

„Jetzt übersandte er [Tieck] Nicolai die drei ersten Akte der >Verkehrten Welt<, dann ließ er nach einiger Zeit die beiden letzten folgen ... Er [nicht der Verleger Nicolai, sondern viel wahrscheinlicher Ludwig Tieck] hatte in seinem Eifer völlig übersehen, daß es sich hier um ein einziges Drama handle. Weil es ihm in zwei Sendungen zugegangen war, hatte er zwei verschiedene Lustspiele daraus gemacht!“

Ich bin der Überzeugung, dass Ludwig Tieck die Nachlässigkeit beging, das Drama mit dem 3. Akt für abgeschlossen anzusehen. Wahrscheinlich hatte er sich nicht einmal die Mühe gemacht, das Werk seines Vaters zu lesen! Einige Wochen später erhielt er von Goethe auch noch den 4. und 5. Akt übersandt. Tieck glaubte, es wäre ein neues Werk und sandte es ebenfalls an Nicolai. Daher ist es keineswegs verwunderlich, wenn der Verleger Nicolai langsam aber sicher an dem „Dichter“ Ludwig Tieck zu zweifeln begann.

Köpke möchte nichts Geringeres als ein „Ammenmärchen“ für Wahrheit ausgeben, wenn er uns folgendes berichtet:

„Es fehlten [in Nicolais unrechtmäßiger Ausgabe von Tiecks Werken] die Erzählungen in den >Straußfedern<, [außerdem die Werke] >Allamoddin<, >Der Abschied< und >Herr von Fuchs<, drei dramatische Jugendversuche, welche Wackenroder während Tiecks Abwesenheit 1797 hatte in Leipzig drucken lassen, um den Freund zu überraschen ...“

Wer jemals versucht hat, ein schöngeistiges Werk bei einem Verlag anzubringen, der kann sich in seinem Leben nur noch einen Freund wie W(ackenroder) wünschen! So ganz nebenbei, während Ludwig Tieck „abwesend“ war, hatte der edle Freund W. drei Dramen (nicht nur ein Drama, nein, gleich drei!) bei einem Verleger unter Vertrag gebracht! Diese Lüge Köpkes ist so grandios, dass man erst bei genauerem Nachdenken erkennt, wie plump und dummfrech sie eigentlich ist. In Wirklichkeit waren es Werke Wolfgang Goethes, die von Goethe selber unter Pseudonymen oder völlig anonym einem oder mehreren Leipziger Verlegern zugespielt worden waren.

Ein weiteres Indiz für meine These: Nicolai konnte ja gar nicht wissen, dass Tieck der angebliche Verfasser der Werke >Allamoddin<, >Der Abschied< und >Herr von Fuchs< ist, da sie unter Pseudonymen gedruckt waren, daher konnte er sie auch nicht in seine Ausgabe von Tiecks „gesammelten Werken“ aufnehmen!

Wir erkennen, dass Ludwig Tieck nicht den geringsten Ehrgeiz an den Tag legte, um als Schriftsteller bekannt zu werden und einen Namen zu bekommen. Die ersten Werke, die er unbezweifelbar von seinem Vater Goethe erhielt, um sie zu Geld zu machen, musste er anonym oder unter

Pseudonym veröffentlichen, um der Gefahr zu entgehen, ein Leser, wie z. B. A. W. Schlegel, könnte darin die „Handschrift“ Goethes erkennen. Erst viele Jahre später gab sich erst Ludwig Tieck als Verfasser des >William Lovell<, des >Peter Lebrecht< und anderer Werke aus.

Der Verleger Friedrich Nicolai, der anfänglich sehr wohlwollend gegenüber Ludwig Tieck war und ihm wohlgemeinte Ratschläge erteilte, um seine Schriftstellerkarriere zu befördern, äußerte bereits den Verdacht, dass einige Werke, die Tieck ihm anbot, gar nicht von ihm verfasst sind. So im folgenden Brief:

Chr. Friedrich Nicolai an Ludwig Tieck – Berlin, 19. Dezember 1797⁷⁷

Von dem Manuscripte, welches Ew. Wohlgeboren mir heute zugeschickt haben, habe ich das erste Schauspiel und das Tagebuch heute an den Buchdrucker geschickt. Ew. Wohlgeboren aber werden verzeihen, daß ich das andere Schauspiel anbei zurückschicke. Ich thue es ungern, aber Euer Wohlgeboren werden mir verzeihen, daß ich offenherzig meine Meinung sage.

(Ich hatte bis hierher dictirt, und nehme nun selbst die Feder, ohnerachtet das eigenhändige Schreiben mir etwas sauer wird.)

Die Sammlung [>Straußfedern<] ist zu Erzählungen, [aber] nicht zu theatralischen Stücken gewidmet. Sie haben im vorigen Theile schon eine Ausnahme gemacht. Ich will allenfalls in diesem Bande auch noch das eine Stück [durch]gehen lassen, aber zwei ist fast zu viel. Sie sind außerdem in einer gewissen excentrischen Lanne geschrieben. - Es läßt sich über solche Sachen nicht streiten. - Aber der vorzüglichste Theil der Leser kann derselben schon in Ihren >Volksmärchen< keinen Geschmack abgewinnen. Ich bekenne, ich selbst halte es mehr für Witzelei, als für Witz: Rondi, Menuett, Variatione u. dgl. m. Ich mag Unrecht haben, aber darin habe ich gewiß Recht, daß dieser Ton von dem Ton im Musäus allzusehr abweicht, und daß man also wenigstens nicht den größten Theil eines Bandes der Strausfedern damit anfüllen sollte. Dies haben verschiedene Recensenten des VII. Bandes schon bemerkt, welche ausdrücklich sagen, er scheine gar nicht von eben dem [selben] Verfasser zu sein, etc.

Erlauben Sie mir noch zu bemerken, daß der Schriftsteller doch auf seinen Leser, nicht blos auf sich zu sehen hat. Die Kunst der Darstellung ist eigentlich die Kunst des Schriftstellers, die Wirkung einer Schrift ist die, welche sie auf den Leser macht, und machen kann. Es scheint aus einigen Ihrer letzten Schriften, es macht Ihnen Vergnügen, sich Sprüngen Ihrer Einbildungskraft ohne Plan und Zusammenhang zu überlassen. Das mag Sie vielleicht amüsiren, ich zweifle aber, ob es Ihre Leser amüsiren werde, die wahrlich nicht wissen, aus welchem Standpunkte sie [das Werk] ansehen sollen, was sie lesen. Erlauben Sie mir zu bemerken, wenn Sie z. B. im >gestiefelten Kater< auf hiesige Theateranecdoten anspielen, so ist's vielleicht schon für hiesige Leser, welche unbedeutende Theater- und

⁷⁷ Quelle: Karl von Holtei, >Briefe an Ludwig Tieck<, III. Band, Breslau 1864.

Parterre-Anecdoten für armselig halten, nicht interessant; was sollen denn auswärtige Leser dabei denken, welche gar nicht wissen, was sie lesen? Der Autor, der sich die Miene giebt, als wolle er seine Leser zum Besten haben, nimmt die Leser nicht für sich ein, selbst, wenn er die Miene annimmt, als lache er über sich selbst. Und das unangenehmste ist - wenigstens für mich als Verleger; und als einen Verleger, dem man oft die Ehre anthut, zu glauben, was er verlege sei gewissermaßen von ihm gebilligt – daß, weil nun die Leser nicht wissen, was sie lesen, - so legen sie vielleicht die dunkeln Anspielungen ganz falsch aus. Sie haben in dem anbei zurückgehenden Stücke auf Gewissenszwang, Königthum u. dgl. angespielt. Dies ist, meines Erachtens, [zu] jetziger Zeit, da wir Hoffnung haben, einige Preß[e]freiheit zu erhalten, und es doch noch sehr ungewiß ist, ob wir sie erhalten, gar nicht passend; wenigstens halte ich es für mich nicht passend!

Ich bitte also, von dem anbei zurückgehenden Schauspiele irgend einen Gebrauch außer meinem Verlage zu machen, und das, was noch [an Seiten] zum Manuscripte zu dem letzten Bande der Strausfedern fehlt, mit irgend kleinen Romanen beliebigst auszufüllen, und sie mir bald zu senden.

Ich nehme mir übrigens nicht heraus, Ihren Genius zu leiten. Wollen Sie aber einem Manne, der unsere Litteratur und unsere Schriftsteller und Leser seit 40 Jahren kennt, in etwas glauben, so werden Sie von dem excentrischen Wege etwas ablassen. Er [der Exzentrismus]⁷⁸ mag Sie vergnügen, aber Sie werden sich auf diesem Wege nie [als Schriftsteller weiter] ausbilden. Das Excentrische ist im Grunde leichte Arbeit! Ich wüßte nicht, wie viel ich alle Tage schreiben könnte, wenn ich alles hinschreiben wollte, , was mir [gerade so] in den Kopf käme! Aber sich mehr als oberflächliche Kenntniß menschlicher Charaktere und Situationen zu erwerben, unter diesen auswählen, die Wirkung voraussehen, die sie machen können, das uninteressante vom interessanten scheiden, und ersteres ausstreichen, wenn man es auch schon niedergeschrieben hat: dies ist der einzige Weg, auf welchem ein junger Mann sein Talent ausbilden kann. Ich schätze die Anlagen, welche Sie haben, so hoch, daß ih mir diese kleine Herzensergießung darüber erlaube, und Sie bemerken lasse, daß Anlagen ohne Ausbildung des Talents bald verloren gehen. Zur Ausbildung geht freilich ein steiler und dornichter Weg, der Selbstentäußerung erfordert. Das Reich der excentrischen Imagination ist einförmiger, als es dem Faulen scheint, der gern selbstgefällig darin herumspatzirt; das Reich der Natur ist höchst mannichfaltig, aber es ist nicht so leicht zu erforschen, wer es aber zu erforschen und interessant darzustellen weiß, findet Wahrheit und Leben, da jener [der Exzentriker und Phantast] blos Träume findet, die vergehen, sobald das Morgenlicht strahlt.

Shakspear ist nicht excentrisch, sondern wahre, menschliche Natur, meisterhaft dargestellt; darum leben seine Stücke auch Jahrhunderte, und das, was eigentlich etwa nach dem Geschmack seiner Zeit bloß wild ist, stirbt jetzt schon sogar in England, wo man seine Stücke ändern muß, wenn

⁷⁸ Exzentrismus = Überspanntheit.

sie sollen aufgeführt werden. Unsere Ritterstücke und Ritterromane, welche bloß wild und excentrisch sind, ohne hohe Natur getreu und lebhaft dargestellt, sterben, indem sie geboren werden. Dies ist das Loos aller Werke von gleicher Art.

Bin ich zu offenherzig gewesen, so denken Sie, ein alter Radoteur [ein alter Schwätzer] hat es geschrieben, der es gut meint, und nicht versteht. Und wenn Sie dies nach zehn Jahren noch denken, so habe ich gewiß Unrecht.

Fr. Nicolai

Das eheähnliche, aber wahrscheinlich mehr oder weniger platonische Zusammenleben der beiden Ziegeschwister geriet spätestens Mitte des Jahres 1796 an seine moralischen und finanziellen Grenzen. Ludwig Tieck besaß mit Sicherheit zu wenig Einkünfte und vor allem kein nachhaltiges, um sich selber und dazu noch seiner Schwester Sophie ein gutbürgerliches Leben garantieren zu können. Sophie Tieck musste schmerzlich erkennen, dass Ludwig Tieck als Ehemann und Ernährer einer Familie nicht ihre Erwartungen erfüllen würde. Allein von Luft und Liebe kann man nicht leben und keine Familie gründen. Ihr heißgeliebter Ludwig war, beruflich gesehen, ein Versager.

Außerdem war Vater Goethe mit Sicherheit daran interessiert, dass das Zusammenleben der beiden Ziegeschwister beendet werden würde, bevor es zu einem Skandal käme. Mit Hilfe seines Vertrauten, des Kapellmeisters Reichardt, wurde möglicherweise eine Verbindung Ludwigs mit einer Schwägerin Reichardts eingefädelt. Dies war zu damaliger Zeit nicht ungewöhnlich. Wir wissen es nicht. Jedenfalls verlobte sich Ludwig Tieck Ende des Jahres 1796 mit Amalie Alberti, Malchen genannt, 1798 fand die Heirat statt.

Sie werden sich jetzt fragen, wie es sein kann, dass Amalie Alberti einen Mann heiraten konnte, der eigentlich nicht genug Geld verdiente, um eine Familie, Frau und Kinder, ernähren zu können? Es gibt dazu mehrere Möglichkeiten: Goethe, der innerlich erleichtert war, dass Sophie und Ludwig endlich ihr Zusammenleben, ihre gemeinsame Wohnung, aufgegeben hatten, könnte jetzt aus Anerkennung das Unterhaltsgeld für Ludwig verdoppelt haben. Eine zweite Möglichkeit wäre, dass Amalie Alberti genügend eigene Einkünfte besaß und daher nicht auf den Verdienst ihres Mannes angewiesen war. Dritte denkbare Möglichkeit ist, dass es purer Leichtsinn der Beiden war. Wir werden weiter unten noch sehen, dass Sophie Tieck in dieser Frage sehr viel verantwortungsbewusster und konsequenter war. Ein Mann, der eine Familie nicht ernähren konnte, der keine regelmäßigen Einkünfte besaß, kam für sie nicht in Frage, zumindest nicht dauerhaft.

Der folgende Brief wurde in >Letters of Ludwig Tieck< irrtümlich unter der Rubrik „Briefe an den Vater“ veröffentlicht. Der Brief ist zwar „an den Herrn Tieck abzugeben“, ist aber zweifellos an Sophie Tieck gerichtet.

Er ist ohne Jahreszahl, aber da Ludwig nach Giebichenstein gereist war und dort Malchen Alberti traf und im Brief auch Freund Wackenroder begrüßt wird, so kann der Brief nur im Jahr 1796 geschrieben sein, da Ludwig und Malchen ein Jahr später, Ende Juni 1797, nach Hamburg gereist waren und Wackenroder im Februar 1798 starb.

Letters of, 4. Brief: Ludwig Tieck an Sophie Tieck -
Leipzig, den 29. Juni [1796]

An den Herrn Tieck abzugeben in der Münzstraße in Berlin.

*Ich bin 8 Tage in Giebichenstein [bei der Familie Reichardt] gewesen, Malchen war auch da. Ich habe dort eine sehr vergnügte Zeit zugebracht, ich bin mit ihr hiehergereist und habe sie auf den Weg nach Dresden bis Hubertsburg begleitet, wo uns die Schwester entgegenkam. Sie läßt Dich von Herzen grüßen und Dir eine gute Gesundheit wünschen, eben so die Kapellmeisterinn. **Ich bin sehr froh und gesund, so sehr, als ich es nie gewesen bin; ich bin zufrieden mit mir und der ganzen Welt. Es wird nun endlich, hoff ich, der Streit in mir aufhören, der mich mit so großer Gewalt oft zu tausend Dingen trieb, die meiner Natur eigentlich ganz fremd waren.***

*Ich hoffe, Du und alle guten Menschen sollen immer mehr und mehr mit mir zufrieden werden. - Ich habe auf dieser kleinen Reise in tausend Rücksichten viel gelernt; wir sprechen wohl mündlich noch darüber, liebste Schwester, ich wünsche nur, daß ich Dich recht gesund wiederfinde, **Deine Kränklichkeit⁷⁹ ängstigt mich unaufhörlich, sonst würde ich noch weit vergnügter gewesen seyn. - Ich wünschte, Du könntest nach Giebichenstein reisen, Du würdest in der schönen Gegend und unter den trefflichen Menschen gewiß recht gesund werden, ich habe darüber viel mit der [Frau] Reichardt[] gesprochen, sie wünscht es sehr, Dich kennen zu lernen, und ich habe so halb und halb versprochen, Dich bei der ersten Gelegenheit hinzubringen.⁸⁰***

Ich und Malchen haben uns nun erst recht verständlich gemacht und es ist mir noch alles immer wie ein Traum. Ich könnte einen ganzen Roman darüber schreiben, so wunderbar und doch so natürlich hat sich alles gefügt. - Ich wünsche, daß Dir dieser Brief nicht gar zu närrisch vorkommen möge, aber ich bin zufrieden und das ist Dir doch mehr als alles. - Ich reise von hier wieder nach Giebichenstein und lebe da noch einige Tage in dem schönen Garten, dann komme ich auf einige Zeit nach Berlin zurück.

Grüße Bing, Bernhardi, Wackenroder von Herzen, Du kannst Ihnen auch den ganzen Brief zeigen, denn ich mag vor Dir, und vor diesen lieben Menschen keine Geheimnisse haben. Ich lerne sie immer mehr schätzen und lieben, je mehr ich mich selber kennen lerne und gleichsam zu mir selber

⁷⁹ Die Kränklichkeit Sophies ist tatsächlich auffallend.

⁸⁰ Dieser Brief ist das erste Indiz, dass Ludwig Tieck ein Syphilitiker war. Die Neurasthenie ist unverkennbar. Siehe weiter unten das Kapitel >War Ludwig Tieck ein Syphilitiker?<

komme, diese und der alte Piesker sind meine wahren Freunde. Ich habe oft an sie gedacht. - Wenn einer so von den übrigen fragt, so kannst Du auch leicht sagen, daß ich ihn grüßen lasse. - Für Bernhardi setze ich hieher, daß wir beide dem Schlegel Unrecht gethan haben und das soll in Berlin der Inhalt unsres ersten Gespräches seyn. - Daß Du den Künstler grüßest und er den Brief lesen darf, versteht sich von selbst. - Ich habe hier die Margot von Nancy exzellent spielen sehen, sie hat sehr gefallen, Bernhardi kann es ihm melden. - Auch die alte Mutter [?] läßt Dich von Herzen grüßen und Dir eine gute Gesundheit wünschen. (Wollte der Himmel ich lernte nun endlich einmahl einen ordentlichen Brief schreiben!)

Bis jezt habe ich nur wenige Epochen in meinem Leben gehabt, aber mir ist, als wenn hier eine recht auffallende eintreten würde. Ihr werdet das ja wohl in Berlin am besten beurtheilen können. Ich freue mich recht darauf, Euch alle wieder zu sehn; wenn Du nur gesund bist.

(NS: Schwester, Du hast ja einen Brief von Malchen bekommen, hebe ihn doch ja auf und verlihre auch diesen meinen gegenwärtigen Brief nicht.) - Lebe wohl. - Von meinen [schriftstellerischen] Geschäften kann und mag ich nichts schreiben, ich habe noch nichts ein[m]ahl thun können, denn ich bin gestern erst von Hubertsburg zurück gekommen. - Ich bitte Dich taus[e]nd[m]ahl, liebste Schwester, bleibe ja gesund, ich sehe Dich bald wieder.

L[udwig] Tieck

Letters, 37. Brief: Ludwig an Sophie – Hamburg, 30. Juni 1797

Liebste Schwester

Ich bin sehr auf einen Brief von dir begierig, denn ich fürchte immer noch, du bist nicht wohl. Ich dachte schon, Nachricht von dir zu haben. Ich kann dir jezt noch weiter nichts sagen, als daß ich fortfahre, gesund und wohl zu sein, daß Malchen dich grüssen läßt und daß wir oft von dir sprechen. Du kannst die Briefe nur an sie auf den Katharinenkirchhof adressiren, oder auch, abzugeben in der Obergesellschaft, denn so heißt das Wirthhaus, wo ich wohne.

Hier ist unaufhörlich schlechtes Wetter und man kann darum nicht ausgehn; ich hoffe, es soll besser werden und daß es in Berlin nicht so ist. Daß der Kriegsrath Alberti nun auch hieherkommt, wirst du wohl schon wissen, wir erwarten ihn morgen, oder den Itn Julius. Reichardt ist in Berlin, ich wünsche recht sehr, daß du ihn gesehn haben magst.

Wenn der Bruder geschrieben haben sollte, so schreibe mir doch auch, was sein Brief enthalten hat, auch was die übrigen machen, von mir bekommst du nächstens wieder Nachricht, verzeih, wenn ich hier schliesse, ich schreibe diesen Brief auf Malchens Stube, und ich werde jezt gestört, weil noch Einrichtungen zum Empfa[n]ge der Gäste zu treffen sind.

Dein zärtlich. Brud.

Lud[w]ig T[ieck]

Letters, 38. Brief: Ludwig an Sophie – Hamburg, 14. Juli 1797

Liebste Schwester

*Wenn in meinem neulichen kurzen Briefe irgend etwas gewesen sein sollte, was dich nach deiner Ueberzeugung gekränkt hätte, so vergieb mir mit eben so freiem Herzen, als es mir nie in den Sinn gekommen ist, dir irgend ein Leid zuzufügen. Ich hatte an dem Tage viele Briefe zu schreiben, ich war in Eil, ich schrieb nur kurz und das hast du nun so Unrecht ausgelegt. Dein Brief, in dem du mir so unrecht thust, hatte mir weh gethan, aber ich war nicht böse auf dich und konnte es auch nicht sein, ich bin über nichts böse, als daß du die >Volksmärchen< nicht geschickt hast. **Sei doch überzeugt, daß ich dich unaufhörlich liebe und lieben werde, mein Brief ist dir nur so vorgekommen, ich begreife es selber nicht wodurch. Vergieb mir auch diesmal meine Kürze**, es ist spät in der Nacht, mit dem Anbruch des Tages reisen wir alle nach Lüneburg; von dort schreibe ich dir mehr und umständlicher, nur sei nicht betrübt, sei nicht böse auf mich. Du mußt ja nach deiner eigenen Rechnu[n]g noch von dem Gelde etwas übrig behalten haben, so wie ich zurückkomme, schaffe ich wohl zu manchem Rath. - Bleibe gesund, lebe wohl.*

Dein zärtlich. Brud.

Lud[w]ig T[ieck]

Letters, 39. Brief: Ludwig an Sophie – Lüneburg, 14. August 1797

Liebste Schwester

Ich habe dir so lange nicht geschrieben, weil ich dir wirklich eben nichts zu schreiben wußte, nun auch jezt kann ich dir nichts weiter sagen, als daß ich wohl und gesund bin. - Daß ich dir so lange nicht geschrieben habe, wirst du mir vergeben und auch Malchen. die dich von Herzen grüssen läßt, läßt um Verzeihung bitten. Zum Ersatz wird sie dir nächstens recht weitläufig schreiben und ich werde selber nächstens nach Berlin zurückkommen; wenn ich abreise, erfährst du noch vorher in einem Briefe; ich hoffe dich wohl und gesund anzutreffen, in einigen Tagen reise ich ab. Ich bin ganz vergnügt, ausser daß ich mich oft über dein Befinden ängstige, von Lottchen Alberti haben wir die Nachricht, daß du sie besucht hast, und ziemlich wohl aussehest: wenn ich dich erst wieder sehe, will ich dir mündlich recht vieles erzählen, zum Schreiben habe ich keine Lust und dies wirst du wohl schon an mir gewohnt sein.

Grüsse meine Eltern und alle meine Freunde, besonders Wackenroder herzlich. Ich bin darum so kurz, weil ich dich gewiß in kurzer, sehr kurzer Zeit wiedersehe.

Dein Brud. L[udwig] Tieck.

Sechs Stunden aus Finks [alias Tiecks] Leben⁸¹

ein Werk von
August Ferdinand Bernhardt

August Ferdinand Bernhardt (1769 - 1820) war Lehrer am Friedrichwerderschen Gymnasium in Berlin und kannte Ludwig Tieck daher seit dessen Schulzeit. Wilhelm Bernhardt, der Sohn von Sophie Tieck-Bernhardt und A. F. Bernhardt schrieb,⁸² „*dass unter der Figur des Fink in den >Sechs Stunden aus Fink's Leben< Ludwig Tieck gemeint ist, wie Bernhardt ihn damals, zum Theil auch im Leben, ansah. [Die Figur des] Hartmann ist er, Bernhardt, selbst.*“

Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Werkes, im Jahr 1797, war das Verhältnis zwischen A. F. Bernhardt und Tieck noch durchaus freundschaftlich zu nennen. Problematisch wurde die Beziehung zwischen den beiden erst Jahre später durch den Scheidungskrieg der Eheleute Bernhardt.

Erste Stunde

Von fünf Uhr abends bis 6 Uhr

Fink [alias Ludwig Tieck] saß auf seinem Sofa am Ofen mit frisirtem Kopfe, in tiefem Negligee, und las Göthens >Iphigenie<. Es schlug fünf Uhr; jemand stürmte die Treppe herauf: Es war Finks Herzensfreund, der junge Hartmann, welcher heftig, den Hut auf dem Kopfe, eintrat, um Fink zur Gesellschaft bei dem Rathe Bunian abzuholen.

Fink hatte ein kleines Vermögen [viel Geld] und viele Bedürfnisse; seine Kapital[i]en verloren sich unter seinen Händen, und die Alphabete [satirische Spitze auf Ludwig Tiecks literarische Werke], mit denen er die Welt beschenkte, waren nicht hinreichend, [um] die Lücken auszufüllen, welche Spiel, Wein, [zweilichtige] Mädchen⁸³ u. s. w. in sein Vermögen gerissen hatten. Er sah sich deswegen nach einem Amte um; und da er von Jugend auf Lektüre gehabt, auf Universitäten Aesthetik gehört und wirklich über diese Gegenstände viel nachgedacht hatte, so hielt er sich zu einem Professor der schönen Wissenschaften für fähig und berufen, und hatte durch die Beckersche Familie, welche viel Einfluß und drei mannbare [heiratsfähige] Töchter hatte, sich dem Minister, welcher die Professur vergab, empfehlen lassen. Bei dem Rathe Bunian sollte er dem Minister präsentirt werden, und aus seinem Munde die Entscheidung hören.

⁸¹ Veröffentlicht 1797 in den >Bambocciaden<, 1. Band, im selben Jahr in dem Bernhardt Sophie Tieck, die Adoptivschwester von Ludwig Tieck, heiratete. Das Verhältnis zwischen Bernhardt und Tieck war zu diesem Zeitpunkt durchaus freundschaftlich und verwandtschaftlich zu nennen, trotz der kritischen Schilderung von Ludwig Tiecks Wesen. Dies erhöht in meinen Augen die Authentizität der Überlieferung.

⁸² Quelle: >Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen< hrsg. von Ludwig Heric, 18. Jg., 33. Band, Braunschweig 1863, ab S. 153 der Artikel von Wilhelm Bernhardt >Ludwig Tieck und die romantische Schule<.

⁸³ Friedrich Tieck berichtet ebenfalls im Brief vom 9. April 1806 an A. W. Schlegel, dass Ludwig Tieck vor der Romreise in München Prostituierte aufsuchte.

„Aber Fink!“ sagte Hartmann, indem er noch die Thüre in der Hand hielt, „noch nicht einmal angezogen? Heute, wo das Glück Ihres Lebens, die Ruhe Ihres Alters auf dem Spiele steht ...“

„Ach! ich hatte mich so vertieft“, sagte Fink, „und die Zeit gieng hin unter dieser Lektüre, ich weiß nicht wie. - Sehn Sie, wenn man über [Goethes Drama] >Iphigenie< die Zeit vergißt, so ist man wahrlich zu entschuldigen. Welch ein Meisterwerk ist dieses Stück! Der reinsten Abdruck des griechischen Menschengesistes - ich weiß nicht, ob Sie mich verstehn?“

„Ein andermal davon“, sagte Hartmann, „jetzt ziehn Sie sich nur [schnell] an.“

„Nein! Nicht ein andermal, jetzt, mein Herz ist voll und warm, und dann spricht man am besten über Dichter - Sehn Sie, ich meine, jedes Produkt der schönen griechischen Kunst fordert, um verstanden zu werden, Griechen. - In jeder Zeile, in jeder Anspielung, liegt für uns Stoff zu einer antiquarischen Anmerkung; aber in Göthens >Iphigenie< ist nur die allgemeine Schönheit, alles das, was uns unter jeder Bedingung rührt und entzückt, weil es nicht griechisch sondern menschlich ist, zusammengetragen und mit jener äußern griechischen Form verbunden, als da sind: Simplicität der Fabel, des Dialogs, häufige, präventionslose, tiefe Sentenzen und Reflexionen und ...“

„Ja doch! O, ja doch!“ sagte Hartmann und sah nach der Uhr.

„Ferner der Plan. - Giebt es ein größeres Meisterstück als dieses? Es ist mir immer wie ein anmuthiger Hügel vorgekommen, welchen man auf der einen Seite besteigt und auf der andern verläßt - bis zur Scene, wo Orestes wahnsinnig wird, steigt das Interesse der Leidenschaft immer höher, und von da führen die Sitten der Personen und die Handlung es fort und einem sanften Schlusse zu.“

„Sie haben sehr recht, aber - es wird wirklich spät.“

„Nur noch darauf mögt' ich Sie aufmerksam machen: Welch ein tiefer Sinn in der Idee liegt, daß Iphigenie durch einen unwillkürlichen Zug ihres Herzens getrieben, den Anschlag entdeckt, welchen Pylades gegen Thoas hegt, und daß auf diese Folgsamkeit gegen das innere Gefühl das Glück der Iphigenie, des Orestes und des Pylades gegründet wird. - Sie glauben nicht, wie klein mir Dichter vorkommen, welche eine Reihe von Maschinen [Handlungen] erfinden, um eine sogenannte gute Lehre den Menschen einzuimpfen - da es hier mit so wenigem Aufwande, so fast unvermerkt und doch so innig geschieht. Wahrlich! Ich würde den Menschen, welcher, wenn er die Iphigenie gelesen, hingehn und schmeicheln oder die Wahrheit verläugnen könnte, ich würde ihn auf das äußerste verachten; ich würde zweifeln, ob Platon recht habe, wenn er sagt, daß die Menschen nur die Göttlichkeit der Tugend zu sehen brauchten, um sie anzubeten.“

„Wollen Sie sich nicht anziehen? Es ist halb sechs Uhr“, sagte Hartmann in vollem Aerger.

„Was das für Menschen [bei Bunian] sind!“ sagte Fink und stampfte mit dem Fuße. „In dieser Stimmung denke ich nicht an die Zeit und an

andere Menschen; die Professur, welche ich bekommen soll, kömmt mir wie eine Narrenkappe vor; welche ich aufsetzen muß, damit die anderen Narren mich nicht auslachen.“

„Ich habe schon oft bemerkt“, sagte Hartmann, „wie intolerant Sie sind, wenn Sie in Enthusiasmus gerathen. Ich tadle es nicht, daß uns Produkte der schönen Künste entzücken, nur muß unsre Liebe zu den Künsten nie das praktische Leben durchschneiden, sondern wie Parallellinien daneben herlaufen, ohne es in einem Punkte zu berühren.“

„Etwas Schlechteres haben Sie lange nicht gesagt,“ unterbrach ihn Fink. „Was sind denn die schönen Künste werth? Und was gelten die durch sie erregten schönen Empfindungen, wenn sie nicht eine Stimmung in der Seele hervorbringen, welche einen wohlthätigen Einfluß hat, nicht nur in den Momenten, wo ich als selbstständiges Wesen egoistisch mich selbst und meine Stimmung genieße, sondern auch, wenn ich mit andern Wesen zusammentreffe. Das ist eben das Hohe in den schönen Künsten, daß sie die Seele anfassen; man weiß nicht wie, und daß ihr Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft nie schädlich, aber, ohne daß man es berechnen kann wie sehr, immer wohlthätig ist. Wenn ich aber einen Prozeß schlichte ...“

„Sie verfallen in Paradox[i]en. - Lassen Sie uns statt des Allgemeinen ins Besondere gehen. Setzen Sie, bei Ihrer ungemeinen [großen] Neigung, keine Zeit zu respektiren [zu beachten], hätten Sie ein Amt, wie würden Sie dessen warten? Wie oft würden Sie den poetischen Enthusiasmus der bürgerlichen Pflicht vortreten lassen? - Und wäre das recht gehandelt?“

„Nein!“ sagte Fink, „aber ist denn das recht, immer in dem bürgerlichen Kreise zu leben, und so, wie Sie, keinen Begriff mehr respectiren, als den der Zeit? Sie thun wahrlich gerade, als wenn die Natur und nicht die Menschen die Stunden erfunden hätten, als wenn das ganze Leben eine Musik wäre; und die Stunden, die einzelnen Takte, in welchen eine bestimmte Anzahl Noten müssen abgespielt werden.“

„Und wenn dem so wäre; wie es [aber] nicht ist, wenn ich mich so an Minuten bände: wäre es denn nicht Ihre Pflicht, meiner Schwachheit nachzusehn?“

„Und wäre es nicht Ihre Pflicht,“ sagte Fink, „von Ihrer Schwachheit etwas abzuweichen, um meine zu unterstützen?“

„Das ist egoistisch gedacht!“

„So! Wenn ich mich recht erinnere, so tadeln Sie selten etwas anders an mir, als eben diese Ungefälligkeit in diesem Punkte.“

„Sehr wahr!“ sagte Hartmann.

„Nun, lieber Herr! ich tadle noch viel mehr Schwachheiten an Ihnen; aber ich fordere nicht, daß Sie sie ablegen sollen. Nun ständen wir also in diesem einen Punkte völlig gleich, und nun frage ich Sie: Sie, der Sie Ablegung dieser meiner Schwäche als Gefälligkeit von mir fordern, warum leisten Sie mir diese Gefälligkeit nicht, da es ebenfalls nur das Einzige ist, was ich von Ihnen begehre? Ich möchte nun wohl fragen: wer von uns

beiden ist mehr Egoist? Und ich denke; man wird wohl antworten müssen: beide gleich stark.“

In dem Augenblicke fuhr ein Wagen vor. Hartmann riß mit Heftigkeit die Uhr aus der Tasche. „Nun bitte ich Sie um Gotteswillen! in zehn Minuten ist's sechs Uhr; nun sollen wir noch zu Beckers fahren, vor sieben Uhr können wir nicht bei Bunians seyn.“

„Aber, mein Gott!“ sagte Fink, „wer hat denn nun aufgehalten? Ich hätte mich lange angezogen; wenn Sie sich mit mir nicht gezankt hätten.“

„Gezankt?“ erwiderte Hartmann, „das nennen Sie wahrscheinlich nur darum zanken, um mich bei Gelegenheit zänkisch zu nennen.“

„So! Das ist wohl nicht gezankt, wenn man jemanden einen Egoisten nennt? Man zankt wohl nur dann, wenn man sich schimpft?“

„Und Sie hätten sich wohl“, sagte Hartmann, „nicht während unseres Gesprächs anziehen können? - Nun, so ziehn Sie sich wenigstens jetzt an.“

„Gleich!“ sagte Fink, und sprang an die Klingel. „Friedrich! reine Wäsche, mein braunes Kleid, die streifigte Weste und die schwarzen seidnen Strümpfe - aber nun die Beinkleider.“

„Um Gotteswillen! eilen Sie“, [drängte Freund Hartmann].

„Nun, mehr kann ich nicht thun“, sagte Fink, „als daß ich eile, der Schade ist ja [nun] doch einmal geschehn.“

Hartmann kehrte sich mürrisch gegen das Feuster und sah durch die Scheiben.

Fink steckte sich nun nach und nach in die Kleider; alles zog er schief, alles verkehrt an, er stampfte öfters mit den Füßen, und leitete auf diese Art seinen Zorn in die Erde ab. Endlich stand er schmuck angezogen da. Er wandte sich an Hartmann.

„Nun?“ sagte er zu diesem, „noch mürrisch?“

„Ach, lassen Sie mich!“ sagte Hartmann, „Sie verderben einem jedes Vergnügen durch diese verdammte Nachlässigkeit.“

„Wer verdirbt denn“, sagte Fink kalt, „ich verlange ja nur, was ich gebe: Toleranz.“

„Schon gut! Aber Sie werden sehn, wie unglücklich Sie sich durch solche Nachlässigkeiten noch machen werden. Es fehlt Ihnen ganz an Weltkenntniß, und da wäre es wohl billig, daß Sie auf mich hörten, der ich zwei Jahre älter als Sie bin und von Jugend auf in der Welt gelebt habe.“

„Wollen wir jetzt gehn?“ sagte Fink.

„Kommen Sie“, erwiderte Hartmann, „aber Sie haben mich ganz verdrüßlich gemacht, ich kann nicht dafür, so unrecht es ist: ich bin ganz verstimmt.“

Sie fuhren nach dem Beckerschen Hause.

Zweite Stunde

Von sechs bis sieben Uhr

Der Wagen hielt vor Beckers Thüre. Fink und Hartmann stiegen aus und fanden in einem Zimmer Mademoiselle Caroline Becker, welche die

Fremden empfing, weil Vater, Mutter und Schwestern noch mit dem Putze zu diesem Feste beschäftigt waren.

Mademoiselle Becker hatte eine Physiognomie, welche einer Schwärmerin nicht übel stehn würde; allein sie hatte nichts von dieser als die Physiognomie, welches sie auch recht gut wußte. Sie suchte daher durch einen Putz [durch ihre Kleidung], welchen ich idealisch nennen möchte, wenigstens war immer ein oder das andere Stück von dieser Beschaffenheit, den Eindruck ihrer leichten Schönheit dauernder [dauerhafter] zu machen. So gieng sie ein halbes Jahr, aller Mode zum Trotz, mit einer Rose in den Haaren und großen blauen Glascorallen um den Hals, welcher Putz ihr eben des Abweichenden wegen, das Ansehn einer Fremden und etwas Piquantes gab, welches ihre Nebenbuhlerinnen, und dazu gehörten dermalen alle unverheirathete Mädchen, vergeblich zu erlangen suchten und [sie] daher verlästerten.

„Seyn Sie uns willkommen, meine Herren!“ sagte sie. „Wie befinden Sie sich, Herr Fink?“

„Recht wohl, Mademoisell“, erwiderte dieser. „Und Sie? - Doch Sie müssen sich wohl befinden oder - es geschieht das himmelschreiendste Unrecht.“

„Ich habe Zahnweh“, sagte sie, „sehn Sie? Die Backe ist mir ein wenig angeschwollen.“

„Man merkt es nicht, Mademoisell! - Treten Sie so [hin], wahrlich man merkt es nicht - aber freilich kein Wunder ist es, Zahnweh zu haben, das Wetter.“

„Ich gestehe Ihnen“, sagte Mademoisell Becker, „ich würde mich gar nicht um das Wetter bekümmern; wenn es mir nicht Zahnweh verursachte. - Sie wissen, wie ich darin denke: ein Hausfreund zaubert mitten im häßlichsten Winter mir den schönsten Frühling in das Zimmer. - Aber warum besuchen Sie uns so selten?“

„Ich glaube, ich habe Sie oft genug incommodirt [belästigt]“, erwiderte Fink, „und besonders Ihren Herrn Vater, dem ich meinen Dank nicht genug sagen kann, wenn es anders so ist, wie er mir schrieb, daß nur der Minister mich noch sehn wolle, um mir die Stelle zu conferiren.“

„So ist es! Und ich gratulire im Voraus nicht bloß zur Stelle, sondern auch zu dem, was Ihr Herren gemeiniglich mit der Stelle zu verbinden sucht: zur Frau. Nicht wahr, Herr Hartmann! Es fällt Ihnen auf, ein Frauenzimmer, und noch dazu ein unverheirathetes, so sprechen zu hören? Aber fragen Sie nur Herrn Fink, ob er mich nicht oft eine Philosophin genannt hat, und daher mag er mich entschuldigen, sonst müßte ich freilich bitten, mich nicht nach meinen Einfällen zu beurtheilen.“

„O, Mademoisell!“ erwiderte Hartmann, „Sie sind gefährlich, Sie haben tiefer in sein Herz gesehn als ich. - Er hat seit einiger Zeit viel Gedichte geschrieben, ich glaube wirklich, daß er verliebt ist.“

Mademoisell Becker ward roth, denn diese Gedichte waren an sie.

„Wir wollen,“ sagte sie, „Ihrem Freunde, wenn er ein solches Geheimniß hat, es weder durch Zureden noch durch Spöttereien entreißen. Er wird es uns schon sagen, wenn er es für nöthig findet. - Nicht wahr, Herr Fink? Ich kann auf Ihr Vertrauen rechnen?“

„Mademoisell!“ sagte Fink in einiger Verwirrung, „Sie beschämen mich.“

Er beugte sich bei diesen Worten auf ihre Hand und küßte sie mit einer kleinen Heftigkeit.

Der Vater trat ein. Ein gerader Mann, der immer die gebahntesten Wege, das heißt, die Wege gieng, auf welchen die meisten gehn.

„Sieh da, mein lieber Freund!“ sagte er zu Fink, und umarmte ihn, „sind Sie es? Nun, ich gratulire. - Ihr Diener, lieber Herr Hartmann! Ich hoffe, Ihr Freund ist recht heiter.“

„O ja, lieber Herr Becker!“ sagte Hartmann.

„Und das danke ich Ihnen allein“, fiel Fink ihm in die Rede; „Sie haben mich mit Ihrem Rathe, mit Ihrem Einflusse wie ein Vater unterstützt, was wäre ich ohne Sie.“

„Und Sie, mein lieber Fink! haben sich immer gegen mich als Sohn betragen, ich habe Sie sehr lieb gewonnen, Sie sind ein solider junger Mann, welcher alle Unterstützung und Achtung verdient. Ich habe mich recht gefreut, Ihnen dienen zu können; und wenn noch irgend etwas zu Ihrem Glücke fehlt, so sagen Sie es mir, und wenn es in meinen Kräften steht, so werde ich sie anstrengen, um Ihnen es zu gewähren.“

„Ich danke Ihnen – wenn ich vielleicht also Ihre Vorsprache“, er sah seitwärts auf Mademoiselle Becker, „und wer weiß, wie bald das kommt, wenn ich sie sollte nöthig haben, so werden Sie mich gewiß unterstützen.“

„Gewiß“, sagte der Vater mit freundlichem Lächeln, „ganz gewiß, mein lieber Herr Fink!“ Dabei drückte er ihm die Hand und küßte ihn. „Wir sehn uns doch heute Abend? - Sie verzeihn! Ich habe noch einige Geschäfte - wollen Sie noch hier verweilen, so schlage ich Ihnen meine Töchter zur Gesellschaft vor.“

Der Vater ging. - „Erst halb sieben Uhr; Sie haben ja noch Zeit“, sagte Caroline.

„Verzeihen Sie“, sagte Hartmann, „es ist schon fünf Minuten über halb.“

„Und wenn auch“, sagte sie. - „Apropos, Herr Hartmann! Wissen Sie wohl, daß ich neue Musikalien bekommen habe? - Hier, sehn Sie diese Sonate - sie ist vortrefflich! Wollen Sie sie einmal probiren?“

Sie öffnete bei diesen Worten das Fortepiano und Hartmann fingerte mit dem größten Verdruß darauf herum. Caroline wandte sich sogleich zu Fink.

„Sie haben“, sagte sie, „in Ihrer letzten Schrift das häusliche Glück so lebhaft und innig geschildert, daß ich die Stelle S. 36 im zweiten Theile - sehn Sie, so habe ich Ihre Schriften inne - mehr als dreimal gelesen habe.“

„Ich habe“, erwiderte Fink, „als ich die Schilderung entwarf, an Ihren Familienzirkel und an Ihre Gesellschaft gedacht. So wie Gertrud in meinem Buche, so ist Ihre Frau Mutter, und so wie Röschen, müßten Sie als Gattin seyn.“ Bei den letzten [Worten] küßte er ihre Hand.

Caroline erröthete. „Sie schmeicheln mir“, sagte sie, „und das thut mir leid. Ich bin ein unbefangenes Mädchen, welches leicht auf Schmeicheleien hört, und Sie haben es zu verantworten, wenn ich auf mich stolz werde, da ich bis jetzt nur eitel war.“

„O“, sagte Fink, „welch eine liebenswürdige Schalkheit und Offenheit.“

„Zeit? Allerdings ist es die [Zeit] endlich“, sagte Hartmann, und sprang von dem Fortepiano auf.

„Sie sehn“, fuhr Fink fort, „was mich eigentlich von Ihnen trennt: die Zeit und mein Freund Hartmann. Ich habe noch das Vergnügen, Sie heute Abend zu sehn.“

„Das Vergnügen wird auf meiner Seite seyn“, sagte Caroline, und sah bei dem accompagnirenden Knikse Fink allein an.

Kaum waren beide Freunde in den Wagen gekommen, welcher nun nach Bunians Hause fuhr; so brach Hartmann los. „Aber, Fink! sagen Sie mir, wie können Sie dies Betragen mit feiner Empfindung, mit Freundschaft, mit Rechtschaffenheit reimen, welches Sie in dieser Familie und gegen mich jetzt eben beobachtet haben.“

„Es wird sich doch noch immer eben so gut reimen, als die neusten Verse. - Aber was habe ich denn schon wieder gethan?“

„Was Sie gethan haben?“ sagte Hartmann. „Sie lieben doch die reiche Mademoiselle Müller und wollen sie heirathen?“

„Allerdings! Nun, was weiter?“

„Und Sie unterfangen sich, in dem Herzen eines alltäglichen, eitlen, trivialen Geschöpfs Hoffnungen zu erregen, welche Sie nicht zu erfüllen im Stande noch Willens sind.“

„Hoffnungen“, sagte Fink, „wie die Leute sich ausdrücken, glauben Sie mir, ich bin weder so niedrig noch so vorzüglich, als sie [die Leute] glauben; ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, der eben so wenig ihrem Ideale als dem Bilde entspricht, welches sie in Stunden übler Laune sich von mir entwerfen.“

„Was soll das hier?“ sagte Hartmann, „die ganze Frage ist die: ist es recht, einem Mädchen zu verstehn zu geben, man wolle sie heirathen, blos um ein paar angenehme Viertelstunden zu haben?“

„Es ist Ihr ewiger Fehler“, sagte Fink, „jedes Ding nur von einer Seite anzusehn. Ich werde in Beckers Haus introduzirt, drei mannbare [heiratsfähige] Töchter werden mir vorgezeigt und mir zu verstehn gegeben, ich könnte mir eine davon zur Frau aussuchen; ich kann des alten Beckers Einfluß benützen, um die Professur zu erlangen; soll ich nun dieser Familie, welche Übrigens eine der gemeinsten [der gewöhnlichsten] ist, welche ich kenne, soll ich dieser mein Geheimniß anvertrauen, daß ich schon

versprochen sey? Ich lasse also die Sache auf sich beruhen; man nimmt meine Galanterien für Aeüßerungen der Leidenschaft, was kann ich dazu, man verwendet seinen Einfluß, um mir ein Amt und eine Tochter an den Hals zu werfen; soll ich nein sagen, da nicht ich, sondern Beckers das primum mobile waren? Zudem habe ich mich wirklich in dem Hause oft amüsirt, und war eine Zeitlang in der That verliebt.“

„Wofür soll ich Sie halten? Sie ein Bräutigam? Sie bekennen, daß Sie ein anderes Mädchen lieben?“

„Und warum nicht? So geht es tausend Menschen; nur ist beinahe keiner so aufrichtig, so dreist, herauszusagen, was er fühlt, als ich. - Meine Braut ist abwesend: was ist natürlicher, als daß ich eine Person suche, welcher ich das lehnhafte Bild von meiner Geliebten, welches ich in meiner Einbildungskraft mit mir trage, anpasse. Nun kommt mir gerade Mademoisell Becker entgegen, welche wirklich eine entfernte Aehnlichkeit von meiner Braut hat. - Was kann ich dafür, daß sie es gerade ist, an welche sich meine Liebe hängt? Was kann ich dafür, daß sie diese Liebe für ernstlicher hält, als sie ist; daß Vater, Mutter und Tochter einen Plan entwerfen, mich zu fangen, daß sie mir darum ein Amt schaffen. Kurz und gut, als die Sache einmal so weit gekommen war, daß sich Beckers für mich verwandten, so wäre es unpolitisch [unklug] gewesen, ihre Bemühungen aufzuhalten, und unverantwortlich gegen meine Braut, welcher ich doch statt ihres Geldes nach ihrer Grille einen Titel zubringen soll. - Daß ihr Menschen niemals einsehn wollt, daß, sobald ich aus meinen vier Pfählen herausgehe, ich von andern Leuten [dependiere = abhängе], so wie sie wieder zum Theil von mir dependiren [abhängen], daß ich also mich nach ihnen richten, mit einem Worte, daß ich eine gewisse Klugheit beobachten muß, ohne welche man wenigstens wie ein Narr, wo nicht als ein Rasender [ein Verrückter], in der Welt erscheint. - Wahrlich! so wie Semler schlechterdings einen Unterschied zwischen Privatreligion und öffentlicher Religion machen wollte, so möchte ich einen zwischen dem Menschen in seinem Hause und dem in Gesellschaft festsetzen; jener ist für Freunde origineller, rauher, besser und in einzelnen Stunden unerträglich, dieser ist für die Welt trivialer, glatter, schlechter, und bleibt sich immer gleich.“

„Ich weiß es“, unterbrach ihn Hartmann, „daß Sie ein Sophist sind, und mit Worten lieber als mit Begriffen streiten, aber soviel ist richtig: ich würde nicht so handeln.“

„Das können Sie sagen; im Handeln hat jeder seine eigne Schule [Ansicht]; ob Sie aber, trotz dieser anscheinenden Simplicität, dennoch nicht manierirter sind als ich ...“

Der Wagen hielt vor Bunians Thür still

Dritte Stunde

Von sieben bis acht Uhr

Fink und Hartmann traten in den erleuchteten Saal, in welchem eine zahlreiche vermischte Gesellschaft, welche Caffee und Thee trank, und sich

die gelehrte Gesellschaft nannte, versammelt war. Die Sache war mit zwei Worten diese.

Der Rath Bunian war ein Mann, welcher gerade soviel in der Welt gewesen war, daß er vollkommen einsah, er habe nichts gelernt, und man schätze in der Welt die Leute, welche sich Kenntnisse erworben. Er hatte daher lange [nach-]gedacht, nicht etwa wie er seine Unwissenheit ablegen, sondern vorzüglich, wie er sie verbergen und den Schein der Gelehrsamkeit erwerben könne. Die schönen Künfte schienen ihm darin vor allen Theilen der Gelehrsamkeit etwas vorauszuhaben; daß sie anmuthig zu erlernen und daß man, ohne viel in diesem Fache geleistet zu haben, dennoch viel gelernt zu haben scheinen könne: Er enrollirte [bewarb] sich also mit eigener Hand unter die schönen Geister; und da er wohl wußte, daß man gemeiniglich denen Belletristen einen Mangel an solider Gelehrsamkeit vorwirft, und daß ein Titel nichts hilft, wenn unsere Mitbürger uns denselben nicht geben, so brachte er zur Abwendung des ersten Vorwurfs in einem der prächtigsten Zimmer seines Hauses eine Bibliothek, und zur Erlangung des letzten im Kellergeschoß einen Weinkeller an, welcher dem Rathskeller und der Rathsbibliothek die Waage hielt, und ihn zum geistlichen und leiblichen Mäcenat [Mäzen] der Gelehrten auf einmal erhob.

Aber damit begnügte sich der Mann nicht; er blickte noch einmal auf seine harten Thaler, und dachte auf eine Hausacademie. Diese war bald angelegt, denn die Gelehrten der ganzen Stadt drängten sich hinzu; um an diesem Zirkel Antheil zu nehmen. Die Gesetze [Regeln] waren: man kam um fünf Uhr zusammen, unterhielt sich bis sechs Uhr über die Merkwürdigkeiten der Litteratur; las von sechs bis sieben Uhr kleine Aufsätze, welche eines oder das andere von den Mitgliedern der Gesellschaft verfertigt hatte, von sieben bis neun Uhr spielte ein Theil Karten, der andere unterhielt sich, und von neun bis zehn Uhr verzehrte man ein kaltes Abendbrod, worauf bis gegen elf Uhr die Gesellschaft auseinandergieng.

Den meisten Glanz aber erhielt die ganze Gesellschaft dadurch, daß der Minister, welcher, ohne ein Wort davon zu verstehn, die schönen Wissenschaften protegiren sollte, nicht selten die Gesellschaft, welche er ein höchst nützlich und zweckmäßiges Institut nannte, zu besuchen pflegte; daher alle Gelehrte, besonders die, welche in ihrer Art das waren; was die Insekten unter den Thieren sind, klein und beschwerlich, diesem Hause zuflatterten, um das Vergnügen zu haben, von dem Minister bemerkt zu werden.

Am angesehensten bei dem Rathe Bunian war der Rath Becker, und da der Minister den Rath Bunian, und der Rath Bunian den Rath Becker für ein großes Genie hielt, so traute einer auf den andern, und Fink war der gründlichste und feinste Kopf für den Minister, weil der Rath Becker eine Tochter zu verheirathen hatte.

Homer ruft bei allen Gelegenheiten, wo er etwas außerordentliches beschreibt, die Musen an, um gleichsam durch ihre Eingebung bei schweren

Stellen einige Erleichterung zu erhalten. - Auch ich sehe mich hier genöthigt, neue Kräfte zu sammeln, um die eben so außerordentliche als amüsante Gesellschaft ein wenig abzuzeichnen. Ich werde aber meistens nur die sprechende und nicht die spielende Gesellschaft skizziren, weil die erstere die interessantere ist.

[...]

Ein junger Herr von Bissing, welcher bis jetzt von ferne gestanden, drängte sich schnell und hitzig an Fink.

„Sie sind zum erstenmale in dieser Gesellschaft?“

„Ja“, sagte Fink.

„Sie ist sehr interessant“, erwiderte Bissing.

„So scheint es mir“, sagte Fink.

„Sehn Sie sich um, lauter Originale – freilich eigentlich Copien, aber so schlecht copirt, daß man sie für Originale hält.“

„Meinen Sie? Zum Beispiel?“

„Der Mann im blauen Rocke ist Dichter“, fuhr Bissing fort. „Müller ist sein Name, man kann ihm den Verstand nicht absprechen, allein er braucht ihn wie der Elephant den Rüssel, um das Futter zum Munde zu bringen, er trägt, wie der Krebs, den Magen im Kopfe. Seine Seele ist wirklich cultivirt und ein schönes Beet geworden, auf dem er Küchenkräuter zieht, und so wie die Natur den Stieren Hörner und dem Rosse Hufe gegeben, so hat er auch für sein Teil Witz bekommen, mit dem und mit einer Menge Anekdoten er seine Mahlzeiten bezahlt.“

„Ich denke er ist Dichter.“

„Allerdings! Er hat die Sylbenmaße recht gut im Kopfe, allein sonst sind ihm eben die Musen nicht hold gewesen, doch was kümmert er sich um die Töchter, Mnemosyne, die Mutter [der Musen] ist seine Geliebte: bleiben ihm die Gedanken [die Ideen] aus, so schreibt er [bei anderen Dichtern] ab⁸⁴.“

„Und Forstner?“

„Gut, daß Sie mich auf den bringen. Dieser Mann fühlt sich, wie Shakespears Richard der dritte, sehr groß darin, daß er selbst er selbst sei. Er fühlt sich sehr gebildet und bedauert von Herzen alle die, welche unter ihm stehn, wozu dormalen [zur Zeit] alle Menschen gehören, und sucht sie zu sich hinauf zu heben. Als er hier in die Stadt kam, sah er sich die Menschen an. Gute Leute, dachte er, aber nicht cultivirt, indessen da sie Dich gehörig schätzen, so ist noch Hoffnung. Er stiftete also einen Lese-Club, um diese dürren Geister durch seine Ideen und Gespräche ein wenig zu düngen, und hat sich nach Verlauf von ein paar Jahren wirklich das Verdienst um die Menschheit erworben, daß die Mitglieder seines Clubs erträglich lesen [können] und er für einen großen Mann gilt.“

„Diese Gesellschaft ist wirklich interessant“, sagte Fink mit einem halb höflichen Lächeln.

⁸⁴Auch Ludwig Tiecks Schwester Sophie erwähnt in einem Brief an A. W. Schlegel, dass er von anderen abschreiben würde.

[...]

„Ich danke Ihnen. - Aber da lacht man ja ganz unmäßig.“

„Ach! ich weiß schon, Sie sollten mitkommen“, sagte Bissing, „ich will hingehn.“ Er hüpfte fort.

Hartmann trat zu Fink.

„Es fehlt Ihnen doch gänzlich an der nöthigen Weltkenntniß“, sagte er; „ist dies eine Methode, sich in Gesellschaften zu introduziren, in welchen man zum erstenmale sich befindet? Still auf einem Flecke zu stehen und kein Wort zu sprechen? Was fehlt Ihnen denn?“

„O diese Menschen mit ihrem Geschwätze“, sagte Fink, „könnten mich rasend [wahnsinnig] machen; ich bin schon ganz schwindlich und melankolisch! Wenn man sieht, auf welche Armseeligkeiten die Menschen Werth legen, wie ängstlich sie bei alledem die Mühe scheuen, sich diese Armseligkeiten zu erwerben, sondern nur nach dem Scheine davon streben, und auf welche elende Art sie sich den Schein davon geben: so müßte man ganz fühllos seyn, wenn der Anblick eines solchen Geschöpfs uns nicht betrübt machen wollte. Hier stand ein unwissendes Mitglied der Kunstakademie, und sah arrogant auf einen unwissenden Philofophen, so wie der angemaßte Weltmann auf beide herab; dann kam ein Mensch, welcher seine paar Dutzend witzige Einfälle mir mittheilte, und in seiner Unschuld glaubt, ich würde dies, sein Alles für ein Stück seines Ganzen halten und so wie mir diese armseeligen Geschöpfe, so komme ich und andere verständige Leute vielleicht höhern Geiftern vor, welche uns umschweben.“

„Ei!“ sagte Hartmann.

„Ja!“ sagte Fink, „man kann wahrhaftig nicht wissen, ob nicht der höchste Verstand aus einer Mischung von dem, was wir Verstand und Narrheit nennen, entstehn würde.“

„So würde am Ende wohl der Titel eines Narren eine Art Ehrentitel seyn.“

„Wenigstens“, sagte Fink, „kann man nicht wissen, ob Sie mich nicht mehr loben, wenn Sie mich närrisch, als wenn Sie mich verständig nennen.“

Ein großer Tumult erhob sich, die Spieler standen auf, die Sprecher schwiegen, denn der Minister trat in den Sgal.

Vierte Stunde

Von acht bis neun Uhr

„Lassen Sie sich nicht stören, bleiben Sie [sitzen], meine Herren!“ sagte der Minister freundlich grüßend.

Der Minister sprach mit diesem und jenem. Man setzte sich nieder, und Bunian stand, die Anrede des Ministers erwartend, zur Seite.

„Mein lieber Bunian!“ fieng dieser endlich an, „wenn mir recht ist, so sollte ich ja wohl heute den jungen Menschen kennen lernen, welchem ich die Professur auf Ihre Empfehlung conferirt habe.“

„Zu Ihrer Excellenz Befehl!“ erwiderte dieser. „Dort ist er - Herr Fink! Wollen Sie nicht näher treten, um Ew. Excellenz Befehle zu vernehmen?“

Fink näherte sich und beugte sich stumm.

„Wer ist der andere junge Mensch?“ sagte der Minister.

„Ich heiße Hartmann, zu Ew. Excellenz Befehl, und privatisire.“

Ei!“ ei! privatisiren!“ sagte der Minister, „Sie haben gewiß gute Kenntnisse, die Sie nicht so egoistisch selbst verzehren sollten. Was heißt privatisiren? Bloß sich selbst leben, und dazu sind wir nicht da, keine Kenntniß hat Werth, wenn sie nicht mitgetheilt wird - non nobis soli nati sumus partemque nostri patria vindicat partem amici. - Sie sind also Herr Fink - Nun mit der Professur wird es eben so wenig Schwierigkeiten haben, als mit Ihrer Fähigkeit und dem Fleiße und der Anstrengung dazu. - Sie sind mir von gar zu guter Hand empfohlen worden, als daß ich mir nicht mit Grunde das Beste versprechen könnte. - Wo haben Sie denn studirt?“

„Zu Königsberg, Ew. Excellenz!“

„Da haben Sie wahrscheinlich den berühmten Kant gehört. - Sagen Sie mir doch, ist er in den Kupferstichen, welche, man von ihm hat, getroffen?“

„So ziemlich, Ew. Excellenz! Freilich nicht so wie Göthe z. B., denn der sieht seinem Kupferstiche frappant ähnlich.“

„Sie kennen also Herrn von Göthe?“

„Ich habe ihn ein einzigesmal in der Nähe gesehn - am meisten kenne ich ihn aus seinen Schriften.“

„Ich habe sie auch gelesen, es sind viel gute Stellen darin. Aber sagen Sie mir, was halten Sie von dem Werther - ich für mein Theil halte es für das schlechteste, was Herr von Göthe je geschrieben, welches sich schon daraus beweisen läßt, daß es sein erstes Produkt, wie ich glaube, war. Sehn Sie, ich bin sehr tolerant, und liebe die Preßfreiheit, aber dieses Buch würde ich verbieten, weil es ganz dem Zwecke der schönen Wissenschaften entgegen ist, welcher darin besteht, die Menschen für die bürgerliche Gesellschaft und für die Erfüllung ihrer Pflicht zu präpariren. Etwas Immoralischeres aber giebt es wohl schwerlich, als das dargestellte Faktum, nämlich daß ein junger Mensch ohne Lust und Liebe zur Arbeit, welche ihm doch gleichsam allenthalben angeboten wird, so lange herumgeht, bis er aus Liebe genöthigt ist, sich tod zu schießen. - Wo giebt es ernstlich einen Menschen, welcher sich wirklich aus Liebe todtschießt? Die meisten Selbstmörder entstehn aus Melancholie oder weil sie Schulden gemacht haben.. Der Dichter hat also schon darin gefehlt, daß er, ich will nicht sagen. Einen unmöglichen - dennoch seltenen Fall genommen hat, und es ist ein Vorurtheil, daß das Gewöhnliche in der Dichtkunst uninteressant sey; denn das Genie des Dichters kann in die trivialsten Gegenstände viel Kunst legen. Indeß, wir wollen dem Dichter diesen Fehler einmal übersehn; so ist zweitens die ganze That immoralisch, denn der Selbstmord kann unter keiner Bedingung gerechtfertigt werden, und drittens ist der größte Fehler

der, daß dieser Mensch als liebenswürdig dargestellt wird, indem nicht nur die Sachen also gestellt sind, daß der Mensch nicht wohl anders konnte, sondern auch, indem aus philosophischen Gründen diese That entschuldigt wird. - So denke ich darüber, und ich frage Sie aufrichtig, Hery Fink! finden Sie diese Meinung nicht richtig?“

Ich suche es mir“, sagte Fink, „immer gegenwärtig zu erhalten, daß Göthe dieses Werk in seiner Jugend schrieb.“

„Recht!“ sagte der Minister, „und so wie ein junger Mensch sich eine Welt träumt, wie sie nicht ist, so hat der jugendliche Dichter die Klippe nicht vermieden, eine ideale Welt darzustellen. - Ins einzelne mag ich gar nicht gehn, und dort die Unnatürlichkeiten rügen, weil wir sonst nicht fertig werden würden; nur das Eine muß ich am Werther und an allen tadeln, daß zu wenig Handlung darin ist, meinen Sie nicht, Herr Fink?“

„Allerdings!“ sagte dieser, „sind die Empfindungen bei Göthe immer die Hauptsache.“

„Eben darum“, fuhr der Minister fort, „sollte man Hr. v. Göthe nicht als Muster empfehlen; um unsere Genies vor Einseitigkeit zu bewahren, aber freilich einzelne Stellen kann man nicht oft genug lesen und wiederholen, ich habe mir diese daher auch in meinem Exemplar angestrichen. - Indeß muß man freilich sagen, sein Fürst hat ihn auch nicht unbelohnt gelassen, und ihn sogar in den Adel erhoben, und seit der Zeit finde ich die Klagen der deutschen Schriftsteller sehr ungegründet, welche behaupten, daß das Verdienst in Deutschland nicht so wie in andern Ländern belohnt werde. - Ich frage Sie, Herr Fink! finden Sie das nicht richtig?“

„Allerdings! Ew. Excellenz, sehr!“

„Nun ja! von der Professur, welche Sie erhalten sollen. - Hier ist die Vokation, ich freue mich, sie Ihnen überreichen zu können. - Ich hoffe, Sie werden Ihrem Amte mit Nutzen vorstehen und uns nicht solche Leute, wie sie zu tausenden in Deutschland sind, ziehen; sondern solche, welche einen tüchtigen Styl schreiben, ohne die Enmpfindsamkeit; welche jetzt Mode ist. - Ja, was ich sagen wollte - ich gratulire Ihnen zu dem erhaltenen Amte; leben Sie recht wohl.“

„Ich warte nur auf eine Gelegenheit, wo ich Ew. Excellenz meine Dankbarkeit bezeigen kann.“

„Schon gut, junger Mann, schon gut! Es wird sich schon eine Gelegenheit finden, wenn Sie einmal ein Buch schreiben oder so etwas. Wem Sie danken müssen, das ist der Rath Bunian, der mir Sie empfohlen hat, und große Stücke auf Sie hält. - Gute Nacht, meine Herren!“ sagte er freundlich.

Es entstand derselbe Tumult, wie oben, alles rannte durcheinander, und der Rath Bunian kam bald darauf von der Begleitung des Ministers zurück.

„Ich kann nicht genug sagen“, sprach er, „wie sehr Sie die Gunst des Ministers gewonnen haben; er ist ganz entzückt von Ihnen, und sagt, so ein

bescheidener weltkluger und solider junger Mensch sey ihm seit langer Zeit nicht vorgekommen.“

„Würden Sie mich empfohlen haben“, sagte Fink, „wenn ich nicht, wenigstens etwas, Ähnliches von dem besäße, was Ihre und des Ministers Güte mir beilegt: die Selbstkenntniß? Sie sind sonst so strenge in Ihren Empfehlungen: möchte ich doch die Ausnahme verdienen, welche Sie für mich gemacht haben!“

„O, mein lieber Freund“, sagte Bunian, und umarmte Fink, „ich werde es nie bereuen, durch ein Amt Sie in unserer Stadt festgehalten zu haben. - Auch Sie, Herr Hartmann!“ fuhr er fort, und wandte sich an ihn, „sind auf dem Wege zu Ihrem Glücke; der Minister hat Sie bemerkt, hat sich mit Ihnen eingelassen, und Ihnen gute Lehren gegeben, und gegen wen er das thut, der darf nur sein Glück poussiren.“

„Ich habe“, sagte Hartmann, „Gott sey Dank, so gut gewirthschaftet, daß ich nicht nöthig habe, aus Mangel an Vermögen mir ein Amt anzuschaffen; auch bin ich gar nicht im Rücken geschmeidig, kann gar nicht schmeicheln, noch weniger nachgeben, wenn ich offenbar recht habe: Und so würde ich mich schlecht zu einem Geschäftsmanne schicken.“

„Ei ei, mein Lieber!“ sagte Bunian, „Sie übertreiben ja heute, und mit einer Bitterkeit; als wenn Se. Excellenz ungnädig gegen Sie gewesen wäre. Ich versiehe Sie nicht.“

„Es ist ein Verdruß, welchen er [Hartmann] heute gehabt hat, und der ihn so verstimmt“, sagte Fink.

„Ei, ei, mein Lieber!“ sagte Bunian, „wer wollte den Leidenschaften so viele Gewalt über sich einräumen, wer wollte sich nicht verstellen können, ei ei, mein Lieber! Sie würden einen schlechten Hofmann abgeben - Vielleicht werden unsre Damen Sie aufheitern, ich sehe, es ist schon gedeckt, und die Bête sind abgespielt; ich gehe sie holen.“

„Schön!“ sagte Hartmann zu Fink, als Bunian sich entfernt hatte, „das hat man davon, wenn man sich in anderer Leute Seele schämt.“

„Lassen Sie es also“, sagte Fink, „künftig meiner Seele über, sich zu schämen - aber was macht Sie denn so böse?“

„O, Sie sind kaum werth, daß ich es Ihnen sage - ich will auch nur schweigen; aber von einem Menschen, wie Bunian, mir Verweise geben zu lassen, o, es ist zu arg! Es ist um des Henkers zu werden!“

In diesem Augenblicke sprangen die Flügelthüren auf; eine zahlreiche Menge Damen rauschte herein und den Schluß machte die Rätthin. Bunian stellt Fink seiner Frau vor.

„Sie sind mir durch die Beckersche Familie schon vortheilhaft bekannt“, sagte diese.

„Sie sind doch gar zu gütig“, sagte Fink und wandte sich an den Rath Becker, welcher bis jetzt gespielt hatte.

„Nun laßt mir alle Gelehrsamkeit weg“, sagte Bunian. „Nun ist Essenszeit, kommt und seydt fröhlich!“ Fink und Becker wurden von ihm

nach dem Tische gezogen; Bunian zeigte der Gesellschaft den neuen Professor vor und alle gratulirten.

Fünfte Stunde

Von neun bis zehn Uhr

Nachdem die Zähne der ganzen gelehrten Gesellschaft eine halbe Stunde lang in Bewegung gewesen waren, wandte sich der Rath Bunian an einen Mann, welcher mit schnellen Schritten im Saale, auf- und ab trabte, und mit jedem aus der Gesellschaft, unter lebhaften Gestikulationen sprach. Ein Merkmal, welches, nach Rabner» erstlich den Dichter, und zweitens den Satyren- oder Epigrammendichter bezeichnet. Auch war der Mann wirklich ein Satyrendichter und nannte sich Necker; er hatte in Finks dritter Stunde das große Gelächter an dem andern Ende des Saales erregt. An diesen wandte sich der Rath Bunian, und bat ihn, die Satyre, welche der männlichen Gesellschaft so sehr gefallen, doch den Damen auch vorzulesen.

„Herzlich gern, mein lieber Herr Bunian“, sagte Necker, und zog ein Paquet Papier aus der Tasche, auf welchem Horaz seine zwei Bücher Satyren hätte hinschreiben können. „Hier ist sie.“ Alles setzte sich, und nun las er, was wir nicht nachzuschreiben nöthig haben, indem es Leselustige im >Archiv der Zeit< finden werden.

„Schön!“ riefen alle von allen Seiten, allerliebste! - So derb ist noch nie eine Satyre geschrieben.“

[...]

„Was mich betrifft“, sagte Hartmann, und hatte völlig die Miene, als wenn er untrüglich wäre, so ist diese Satyre mir darum so lieb, weil sie nicht nur mit horazischem Geiste gedacht und geschrieben, sondern auch weil sie mit Wielandischem [Geist] commentirt ist. Wenn ich mir es recht überlege, so könnten Sie diese Satyre drucken lassen.“

„Das müssen Sie!“ sagte Günther. „Der Witz liegt ja handhoch darin.“

„Nur die Sarkasmen gegen die kantische Philosophie“, sagte Baldrian, „sind unnütz; denn theils sind sie falsch, theils platt.“

„Nicht doch!“ sagte Bunian, „diese Satyre muß an das Tageslicht, und alles muß stehn bleiben, wie es ist. Ei, ei, meine Herren! wenn Sie eine solche Satyre geschrieben hätten, würden Sie sich etwas wegstreichen lassen? Ich bin überzeugt, eher würden Sie die ganze Satyre weg. - Nein, mein lieber Herr Necker! Ihre Satyre hat mich sehr divertirt, so was haben wir seit langer Zeit nicht gesehn. Nun komme einmal einer und sage wir blieben in unserer Litteratur ftehn, ja, wer hätte vor dreißig Jahren so was geschrieben? Cacagorischer Ambradif! herrlich gesagt! [...] Wenn Sie sie Rabnern vorläsen, der kehrte sich wahrhaftig im Grabe um.“

Fink war indessen im Saale auf und ab gegangen, und traf auf Bissing.

„Sind Sie“, redete ihn dieser an, „nicht begierig, die Damen kennen zu kernen?“

„Es muß sehr interessaut seyn. Wollen Sie mich au fait setzen?“

„Das ist mit zwei Worten geschehn. Jene, Madam Moses, ist eine Jüdin, und von ihr werden Sie wohl schon bemerkt haben, daß sie sich mit Mühe soviel Grazie erworben hat, daß sie dadurch ungemein misfällt. Sie ist in dieser Gesellschaft die eigentliche schöne Seele, sie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden ästhetischen Ideen hinterließen, die sie jetzt jedem neuen Bekannten Groschenweise zuzählt. Sie ist immer in irgend einen Göthischen Charakter masquirt, am liebsten zeigt sie sich als Prinzessin im Tasso, deswegen lernt sie auch jetzt Latein. Hat ihr Göthe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, so schneidet sie ihn sich selbst nach der Mode. Ihre begünstigten Liebhaber indessen behaupten, unter vier Augen wäre sie - Madam Moses.“

„Sie scherzen!“ sagte Fink.

„Ich stehe für jedes Wort. Dabei ist sie fein. Leute von einigem Verstande sucht sie durch coquettiren, schmeicheln und solche kleine Künste auf ihre Seite zu bringen? - Diese breiten dann ihren Ruhm aus. Solch ein Mensch ist Wagner.“

„Wagner?“

„Er würde nicht uneben feyn, wenn ihm die Moses nicht in den Kopf gesetzt hätte, daß er ungemainen Verstand habe; er glaubt auch deswegen fest an den ihrigen, und geht aus in alle Welt, wie ein Apostel, zu lehren alle Heiden.“

„Er scheint doch manches zu wissen.“

„0 ja - Personalien von Schauspielern. Wer diesen oder jenen Aufsatz in den Horen geschrieben hat, oder dieses oder jenes anonyme Buch, kurz, er ist eine Art von litterarischem Colporteur.“

„Wer ist denn die Dame, mit der er spricht?“

„Sie heißt Ring und ist eigentlich [eine] Mademoisell. Sie lieferte sich einem jungen Menschen in die Arme, der sie nachher mit ihrem Kinde sitzen ließ. Diesen Umstand benutzte sie aufs beste und machte es wie jener, welcher auf den Brandbrief des Hauses bettelte, das er selbst in Brand gesteckt hatte. Sie lebt von ihrer verlorren Unschuld. - Da sie ein sehr schönes Französisch spricht, so haben ihre Freunde sie irgendwo als Gouvernante unterbringen wollen; allein sie zieht diese verächtliche Abhängigkeit vor, weil sie hier müßig seyn kann. Die daneben heißt Albrecht, sie ist eine gute Frau und auf dem herrlichsten Wege der Besserung, sie studirte sonst die neusten philosophischen Romane, und hatte daraus gelernt, daß Sittsamkeit Tand und Tugend ein leeres Wort sey. Von dieser Meinung aber hat sie nun Herr Forstner, welcher ihr Lehrer und begünstigter Liebhaber zugleich ist, beinahe zurückgebracht. Daneben sitzt Madam Berger. Diese ist originell, und bedauert innigst, daß sie mit andern Menschen noch in diesem und jenem Punkte zusammentrifft. Sie hält

jedermann Widerpart. Gehn Sie langsam, so heißt es: Sie schleichen ja wie eine Schnecke; gehn Sie geschwinder: der Gang wird mir theuer zu stehen kommen. Sie verursachen mir die Schwindsucht. Sind Sie ein Demokrat, so ist sie eine strenge Monarchistin, dagegen die deklarierteste citoyenne [Bürgerin], so wie Sie mit einem Cammerherrn spricht. Sie hätte Verstand genug, es allen vernünftigen Leuten recht zu machen, allein um diese kümmert sie sich nicht; und denen Narren, von denen sie aufs engste abhängt, kann sie es nicht recht machen, wie schon ein bekanntes Sprichwort lehrt. Sie wünte sehr decent und artig seyn, wenn man ihr beweisen könnte, daß sie so abgeschmackt erscheinen würde, mit einem Worte, sie hat ihr ganzes Leben darauf gewandt, ein originelles männliches Weib zu werden, und ist nun ein närrischer weiblicher Mann geworden.“

„In der That, Sie wissen dieser Gesellschaft sehr bittere Wahrheit zu sagen.“

„O, ich bitte Sie“, erwiderte Bissing freundlich. „Nun, da kommt Mademoisell Becker. Ich will nicht stören“, setzte er listig hinzu und gieng.

„Was sagen Sie denn zu dieser Satyre?“ fragte Mademoisell Becker.

„Sie fragen schwerlich im Ernste, Mademoisell, denn Ihnen kann es unmöglich gleich den übrigen Blöden im Saale ergangen seyn, welche den Spaß nicht bemerken, welchen sich Herr Necker mit der Gesellschaft macht.“

„Den Spaß!“ sagte Caxoline erstaunt.

„Allerdings, Mademoisell!“ fuhr Fink fort, „denn lassen Sie uns nur einen einzigen Augenblick aunehmen, es sey mit der Satyre ihm Ernst: was würde daraus folgen? Wäre es nicht eine Arroganz erster Größe anzunehmen, das Publikum oder die Zuhörer würden den feinen Zusammenhang zwischen den Ideen nicht wahrnehmen, und in dieser Rücksicht eine Einleitung zu seinem eigenen Gedichte zu verfertigen? Wäre es nicht, ich will nicht sagen lächerlich, sondern sogar verächtlich, seine eigenen poetischen Schönheiten in Noten zu erklären und nützliche Anmerkungen moralischen Inhalts in die Erklärung des Textes einzuweben? Können Sie glauben, daß Herr Necker solche Verse machen wird, welche sich in dem Grade weigern, über die Zähne zu springen? Können Sie glauben, daß er die geistlosen Possen, wovon die Satyre wimmelt, können Sie glauben, daß er diese für schön, für geistreich hält? Nein? Ich glaube das nicht und fühle im gegenwärtigen Moment das tiefste, iunigste Mitleid mit ihm.“

„Mitleid?“ sagte Caroline, „wieso?“

Er hat sich mit diesen nicht sehr geistreichen Herrn einen Spaß machen wollen, den ich nicht gemacht hätte; er hat etwas sehr schlechtes für etwas gutes ausgegeben: theils, um zu sehn, ob mehrere so ihre Vernunft gefangen nehmen würden, daß sie es gut fänden; theils, ob wohl einer so aufrichtig seyn und ihm sagen würde: Lieber Freund! Sie haben ja etwas erbärmliches geschrieben. Und nun denken Sie sich die Empfindung eines Mannes, welcher in dieser Narrheit bewundert wird, der angestaunt und

dem nicht geglaubt werden würde, wenn er sagen wollte: ich habe Euch zum Besten gehabt⁸⁵, giebt es etwas niederschlagenderes, als die Anschauung der Verstandesschwäche einer ganzen Gesellschaft, und wie muß dem Dichter die bewundernde Gesellschaft, ja, wie muß er sich selbst vorkommen, wenn man dieses elende Produkt schön finden kann?“

„Ich weiß nicht“, sagte Caroline; „ob ich sagen soll, Ihre Phantasie oder Ihre Menschenfreundlichkeit leihe Herrn Necker diese Gründe. Ich versichere Sie aber, er wird Sie durch den Druck der Satyre widerlegen.“

„Widerlegen?“ sagte Fink, „bestätigen wollen Sie sagen. Denn läßt er sie drucken, so will er sehn, was die bloße Vernunft gegen diese Satyre sagen kann und sagen wird; die Vernunft nicht von persönlicher Bekanntschaft mit dem Verfasser, nicht durch schnelles, vielleicht gutes Vorlesen überlistet. Er will diesen dummen bewundernden Haufen, welcher ihn jetzt umgiebt und den er verachten muß, dadurch wieder lieben lernen, daß er diese Bewunderung, indem Fremde sein Werk auf den wahren Werth herabsetzen, das heißt, indem sie ihm allen Werth nehmen, auf Rechnung der Freundschaft setzt.“

„Ich glaube“, sagte Caroline, „daß das, was Sie eben jetzt gesagt [haben], weder Ihr Ernst ist, noch daß ein Gedanke von den Ihrigen je in Herrn Neckers Seele gekommen ist. Ich sage, ich weiß dies recht gut, aber Ihre Gründe sind zu sehr aus dem Herzen und der moralischen Natur des Menschen hergenommen, als daß sie mir nicht gefallen sollten. Wahrlich, Herr Fink! Sie haben sich durch diese Vertheidigung meine Freundschaft im hohen Grade erworben.“

„Wie soll ich“, sagte Fink mit der Miene der Beschämung, „wie soll ich diese Freundschaft und das Zutrauen, welches Sie zu mir haben, erwidern. - Ach, Mademoisell“, fuhr er nach einer Pause fort, „ich kann Ihre Güte nicht anders als durch Freundschaft, durch Zutrauen vergelten!“

„Sie berühren eine Eigenschaft, welche Ihnen fehlt“, sagte Caroline, „schon lange habe ich mit einem großen Mißvergnügen einen Mangel an Zutrauen an Ihnen bemerkt.“

„Sie sollen“, sagte Fink, „nie mehr Ursach haben, in diesem Punkte Klagen über mich zu führen. Zum Beweise meines uneingeschränkten Zutrauens will ich Ihnen etwas entdecken, was bis jetzt noch jedermann ein Geheimniß ist.“

Caroline ward roth. „Bedenken Sie sich wohl“, sagte sie, „was Sie thun: Sie legen ihr Geheimniß in den Busen eines Frauenzimmers nieder.“

„Dies Frauenzimmer“, versetzte Fink, „wäre meine Freundin nicht, wenn sie nicht die Geheimnisse ihres Freundes verwahren könnte, und zudem wird es jetzt, da ich die Professur erhalten habe, nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben. Ja, mein Glück wird darin bestehen, daß die verhüllende Decke bald weggezogen wird.“

⁸⁵ Fußnote Bernhards: Eben weil Hr. Necker voraussah, daß man ihm nicht glauben werde, so hat er die Erklärung, mit der Satyre sey es ihm Spaß, bisher noch nicht von sich gegeben.

Caroline ward röther, schwieg und fieng an zu zittern.

„Wir sprachen heute früh von dem Glück des häuslichen Lebens“, [fuhr Fink fort]. „Schon seit lange trage ich mich mit dem Gedanken, mich zu verheirathen; aber immer lag es an einem anständigen Auskommen. Ich mußte leider zwei Rücksichten bei meiner Wahl haben, ich mußte mir nicht nur eine gute, sondern auch reiche Frau wählen, und beides fand ich an [bei] Mademoisell Müller ...“

„Um Gotteswillen!“ schrie Caroline auf, ward blaß und sank [ohnmächtig] zusammen. Die ganze Gesellschaft stürzte herbei.

„Sie bekommt ihre Krämpfe“, sagte der Vater. „Wir müssen sie nach Hause bringen.“ Dies geschah augenblicklich.

Der Tumult hatte auch Hartmann erweckt, welcher gleich nach Tische eingeschlafen war.

„Wollen wir nicht gehn?“ sagte er zu Fink. „Es ist gleich zehn Uhr und ich weiß nicht woher es kömmt, aber ich bin ungewöhnlich müde.“

„Die ganze Gesellschaft ist ja noch beisammen“, sagte Fink.

„Beckers sind ja schon nach Hause“, erwiderte Hartmann. „Kommen Sie! Überdies habe ich noch mit Ihnen zu sprechen.“

„Nun meinethalben!“ sagte Fink. Und beide empfahlen sich der Gesellschaft.

Als sie herunter kamen, war der Wagen, welcher sie abholen sollte, noch nicht da. Sie hielten es für auffallend, zu einer Gesellschaft zurückzukehren, von der sie sich beurlaubt hatten, und giengen daher zu Fuß, welches desto leichter geschehen konnte, da der Himmel sich aufgeklärt hatte und es stark gefroren war.

Sechste Stunde

Von zehn bis eilf Uhr

Beide Freunde giengen eine Zeitlang stillschweigend nebeneinander, endlich fieng Hartmann an: „Es ist mir in gewissen Stimmungen ganz unmöglich, sie nicht zu äußern, besonders wenn die Sache die Freundschaft betrifft und ein Freund mir Aufschluß geben kann. Aber ehe ich spreche, bitte ich Sie inständigst, mich nicht zu unterbrechen und mir ohne Scherz zu antworten. Diese Achtung gegen mein Gefühl bedinge ich mir im Voraus.“

„Fragen Sie, ich will antworten“, sagte Fink.

„Sagen Sie mir: wer sind Sie, und was sind Sie? Ich bin irrig au Ihnen geworden. Ich komme um fünf Uhr zu Ihnen, finde Sie durchglüht von Enthusiasmus, entzückt von Göthens Meisterstücke, und in einer halben Stunde darauf suchen Sie ein Mädchen zu hintergehen, zu täuschen. Sie, der Offenheit und Aufrichtigkeit so sehr zu lieben vorgab, schmeicheln dem Minister auf eine kriechende Art, und von weiten habe ich nur gehört, daß Sie die elende Satyre von Necker vertheidigten. - Sagen Sie mir, Fink! Wie soll ich alles dies mit Ihrem Geschmacke, Ihrem Verstande, Ihrer Rechtschaffenheit reimen? Ich weiß es nicht, und besorge [befürchte], die traurige Zeit ist nahe, wo wir uns seltner und immer seltner sehn, uns

fremder und immer fremder werden, bis unsre Freundschaft zu kalter Bekanntschaft herabsinken wird. - Lösen Sie mir diese Widersprüche und es soll mich freuen, denn so, wie Sie jetzt handeln, so, ich gestehe es Ihnen, kann ich Sie nicht lieben.“

„Und brauche ich denn“, antwortete Fink, „brauche ich denn wirklich gegen diese Anschuldigungen mich zu vertheidigen? Giebt es hier wirklich Widersprüche zu lösen? - Doch es sey! Ich will es einmal annehmen. Habe ich Ihnen nicht schon, als wir nach Bunians fuhren, alles gesagt, was ich für vernünftig über diesen Punkt halte? Beobachte etwa ich allein, und Sie nicht auch, eine gewisse Weltklugheit? Und wollen Sie mich deshalb verfolgen, weil wir zwei Systeme haben? Ich erklärte Ihnen, warum ich so gegen Demoisell Becker handeln mußte, und Sie waren damit zufrieden. Was würden Sie von mir, was müßte ich von mir denken, wenn ich dem Minister ins Angesicht widersprochen, wenn ich ihm geradezu gesagt hätte: Sie verstehen und fühlen von Göthe kein Wort.“

„Aber haben Sie selbst nicht gesagt, Sie würden den verachten, welcher, nachdem er Göthens >Iphigenie< gelesen, hingehn und schmeicheln könne?“

„Ganz recht! Aber war der, welcher das sagte, eine und dieselbe Person, mit dem, welcher dem Minister schmeichelte? War ich nicht durch den Zank mit Ihnen, durch den Besuch bei Beckers, [durch] Ihre Vorwürfe über mein Betragen, durch die Kunstkenner, Philosophen und Witzlinge bei Bunians so anders gestimmt, oder vielmehr so verstimmt, daß ich ganz recht that, mit dem Minister so und nicht anders zu sprechen? Abgerechnet, daß mein Betragen, wäre ich in einer andern Stimmung gewesen, und hätte also anders gehandelt, keine Weltklugheit verrathen hätte.“

„Also handeln Sie nach Stimmungen?“

„Und Sie wohl nicht?“ sagte Fink. „Handlungen sind wohl nur, was ich mit den Händen oder fünf Sinnen verrichte, wohl nur das Sichtbare? Wenn Sie in Ihrem Zimmer bleiben und gewinnen heute eine Terne, morgen stirbt Ihre Mutter; übermorgen baut Ihnen der König ein Haus, und am folgenden Tage brechen Sie ein Bein, so handeln Sie wohl nicht, wenn Sie die Freude, den Schmerz nur innerlich fühlen, nicht äußerlich zeigen? Und wenn Sie äußerlich handeln, so hat wohl die Freude, der Schmerz, und das heißt doch wohl die Stimmung, keinen Einfluß, ich will nur sagen, auf den Ton Ihrer Worte? Nun denken Sie sich einen Menschen, bei dem in der Seele nicht alles niet- und nagelfest ist, wie ich z. B. bin: ist es bei dem nicht ganz natürlich, daß die Stimmung ihn härter ergreift und ihn stärker mit sich fortreißt? Entschuldigen Sie mich daher mit sich, und das können Sie, wenn Sie sich in mich versetzen. Doch sollte Ihnen das nicht Genüge thun, so wollen wir eine andere Seite der Sache ins Auge fassen. Wie, wenn der Minister in seiner Person eben so recht hätte, als ich in der meinigen? Er, der nur Akten, Courfahren, Soupees, Assambleen, Suppliken, kurz alle die Armseeligkeiten kennt, welche die große Welt und das geschäftige Leben für Realitäten ausgeben, er kann sich so wenig in die zarte, von großen,

schönen, menschlichen Empfindungen angefaßte Seele Werthers versetzen, als ich mich in die seinige. Ferner muß man doch eingestehen, daß Werther wirklich ein Kunstwerk ist, in welches sich zu versetzen eine frischere, jugendlichere Stimmung gehört als zum Genuß der Iphigenie; und daher würde ich, wenn er gegen diese gesprochen hätte, sicher nicht so zweideutig geantwortet haben als ich that, indem ich gewisser gewesen wäre, einen Punkt in Göthens >Iphigenie< auszumitteln, von dem aus ich und er die Sache gemeinschaftlich hätten betrachten können. Endlich war das, was er über den Werther sagte, so, ich will es gerade heraus sagen, dumm, daß es mir eigentlich Spaß machte, ihn darin zu bestärken. Durch einen Zufall sah nun dieses Bestärken einer Schmeichelei ähnlich, aber wahrhaftig keiner niedrigen, denn ich drückte mich immer zweideutig aus, und keiner, als Sie, konnte meine damalige Stimmung gegen die vorhergehende halten. Uebrigens bin ich überzeugt, daß jeder der Anwesenden bei Bunians mir es verdacht hat, daß ich nicht stärker geschmeichelt habe.“

„Das entschuldigt Sie wahrscheinlich“, sagte Hartmann.

„Gar nicht!“ erwiderte Fink. „Nur möchte ich Ihnen bei der Gelegenheit zeigen, daß gerade meine simple, unverhüllte Art zu handeln es ist, welche Ihnen einen Vortheil über mir giebt. Hätte ich Ihnen meine ersten Empfindungen bei der Lesung der >Iphigenie< nicht gestanden, so hätten Sie mich wahrlich jetzt nicht anklagen können. - Daß ich Neckers Satyre vertheidigte, war eine Laune, in welcher aber für mich ein Trost, eine Stärkung liegt. Ist es nicht äußerst human, immer das Beste, das Menschlichste anzunehmen? Unser ganzes Leben ist so schaal, so prosaisch, daß wir ohne poetische Fiktionen gar nicht leben können; die Wirklichkeit wird uns bald, zu bald zur Last, und wir müssen sie mit Bildern unserer Phantasie überkleben, um sie lieben zu können. - Sie sind so still?“

„Ich habe mich“, sagte Hartmann, „während Ihrer ganzen Deklamation, damit beschäftigt, daß ich mich gefragt habe: wohin führt diese Philosophie?“

„Wer wird darnach fragen“, sagte Fink, „man kann mit jeder Philosophie an den Galgen kommen. Ueberhaupt, Hartmann“, fuhr er fort, und nahm ihn bei der Hand, „wer wird den Tand des Lebens für so viel werth halten, daß er auf einige Worte ein Gewicht legt, welche, in einer unwillkührlichen Stimmung ausgesprochen, vielleicht ganz anders wirken, als der sprechende es wollte. - Was ist die Erde gegen die Welt, das Menschengeschlecht gegen die Erde, und wir beide gegen das Menschengeschlecht? Und was ein einzelnes Wort, eine einzelne Handlung, eine einzelne Stunde gegen ein Menschenleben? Sehn Sie, lieber Hartmann! nun will ich es Ihnen gestehen, daß ich vorher innerlich lächelte, als Sie sagten, Sie befürchteten, ich würde meine Freundschaft gegen Sie zurücknehmen. Bei der hohen Toleranz, welche ich gegen fremdartige Handlungen und Empfindungen habe, bei der Geringschätzung, mit welcher ich mich, Sie und die Menschen betrachte, haben Sie das von mir wahrlich nicht zu erwarten. - Und wollen Sie die Ihrige zurücknehmen, so kann ich

nichts, als Sie bitten, es nicht zu thun. - Wollen Sie es dennoch, nun so kann ich Sie versichern, daß ich es nicht thun werde.“

Sie standen bei den letzten Worten vor Finks Thüre. Fink klingelte.

„Adieu!“ sagte Hartmann kalt.

„Gute Nacht!“ erwiderte Fink.

Der Bediente kam mit Licht, um Fink die Thüre zu öffnen. Hartmann gieng [weiter] vorwärts.

„Kann ich morgen Mittag bei Ihnen essen?“ fragte Fink.

„Ich werde es Ihnen morgen früh sagen lassen“, erwiderte Hartmann.

„Gute Nacht, lieber Hartmann!“ sagte Fink.

Am andern Morgen erhielt letzterer [Fink] folgendes Billet:

Sie haben mich gestern Abend überredet, aber nicht überzeugt. Sie können nicht verlangen, daß ich Ihr Freund seyn soll, da Ihre Seele Stimmungen hat, in denen Ihnen Treue und Freundschaft lächerlich erscheinen können. Ich bin zu stolz, mein Betragen Ihrer wandelbaren launischen Critik zu unterwerfen, und ziehe mich daher zurück. Trösten Sie sich damit, wenn mein Verlust Sie vielleicht für einige Minuten nachdenkend machen sollte, daß Sie ein Amt und eine reiche Braut gewonnen haben. Eine Närrin, welche sich von Ihrer glatten Zunge bethören läßt, und ein treuer Freund finden sich ja wohl wieder. Ich bin heute Mittag gebeten [eingeladen].

Hartmann [alias Bernhardi].

Der öffentliche Umgang mit unehelichen Söhnen - Johann Wolfgang Goethe und Ludwig Tieck 1798 bis 1804

Wie zwischen August Wilhelm Schlegel und Felix Theodor Bernhardi,⁸⁶ so bestand auch zwischen Wolfgang Goethe und Ludwig Tieck eine genetische Vater-Sohn-Beziehung. Jedoch die Ausgangssituation war hier eine andere. Die Mutter, Henriette Alexandrine von Rossillon, war eine Adelige und der Vater, Wolfgang Goethe, war zum Zeitpunkt von Ludwigs Geburt noch ein Bürger. Auch wenn die Mutter nicht im Kindbett gestorben wäre, das Kind wäre einem bürgerlichen Ehepaar untergeschoben worden, da eine ledige Adelige unmöglich ihr Kind alleine hätte erziehen können.

Auch bei Goethe können wir mit Sicherheit annehmen, dass er seinem Sohn die bestmögliche Erziehung zuwenden wollte. Es gibt anscheinend so etwas Ähnliches wie einen Elterninstinkt, dass man sein leibliches Kind liebt und gut versorgt wissen möchte. Die Hauptverantwortung trugen natürlich die Pflegeeltern, aber als ein reicher Bürger, der Goethe war, konnte er sich sozusagen mit Geld von den Vaterpflichten „freikaufen“. So

⁸⁶ Siehe L. Baus, >Das verschwiegene Schicksal der Sophie Tieck-Bernhardi-Knorring<, Homburg 2024.

war es ja auch schon bei Goethe selber gewesen. Seine Mutter war die Geliebte von Kaiser Karl VII. und dafür wurde sie fürstlich belohnt. Siehe Bettina Brentanos Bericht über die kostbaren Gefäße, die sie in der Rumpelkammer der Frau Rat Goethe versteckt fand.⁸⁷

Als Ludwig Tieck in Halle studierte, verkehrte er häufig in Gibichenstein in der „Herberge der Romantik“ bei dem Komponist und Schriftsteller Johann Friedrich Reichardt. Hier konnte Goethe sich häufig unauffällig und völlig zwanglos mit seinem Sohn treffen. Der angebliche Briefwechsel Ludwig Tiecks mit seinem Schulfreund Wilhelm Heinrich Wackenroder ist eine geschickte Fälschung Tiecks. In Wahrheit sind es überwiegend Briefe, die Goethe an seinen Sohn Ludwig Tieck schrieb.⁸⁸ Auch in diesen Briefen wurden niemals die Worte „mein Sohn“ oder „dein Vater“ benutzt, sondern Goethe verwendete als Anrede nur die Worte „mein lieber Tieck“ oder „mein zärtlich geliebter Tieck“ und für sich selber das Kürzel „W.“, was soviel bedeutet wie „der von W[eimar]“.

Das Versteckspielen ging aus Gründen der Konvention soweit, dass man gezwungen war, im Beisein von Fremden regelrechte „Theaterstücke“ aufzuführen. Ein höchst interessantes Beispiel dafür ist das Dreiecksverhältnis zwischen dem Weimarer Olympier Goethe, seinem natürlichen Sohn Ludwig Tieck und den Gebrüder Schlegel. Die Goethe-Philologen haben sich jahrhundertlang den Kopf darüber zerbrochen, warum Goethe sich so nachsichtig gegenüber Wilhelm und Friedrich Schlegel verhielt, obwohl er hinter ihrem Rücken gewaltig über sie schimpfte. Des Rätsels Lösung liegt in der besonderen Beziehung Goethes zu Ludwig Tieck. Er biederte sich den Gebrüder Schlegel geradezu an, um einen Riesenskandal zu verhindern. Zumindest einer der Brüder, August Wilhelm, wusste mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit durch seine Ehefrau Karoline Böhmer-Schlegel, dass Auguste Böhmer, ihre Tochter, die natürliche Tochter Goethes war. Ob Wilhelm Schlegel seinen Bruder Friedrich in dieses Geheimnis eingeweiht hatte, ist schwer zu sagen. Es könnte durchaus sein, dass Wilhelm Schlegel aus mehreren Gründen darüber schwieg. Und von Sophie Tieck-Bernhardi, seiner Geliebten, erfuhr Wilhelm Schlegel, dass Ludwig Tieck nicht ihr leiblicher Bruder war. Über seinen wahren Erzeuger wurde gemunkelt, dass es evtl. Goethe sein könnte. Auch dieses Geheimnis könnte Wilhelm Schlegel seinem Bruder Friedrich verschwiegen haben. Goethe wusste andererseits durch seinen Sohn Ludwig Tieck, dass Wilhelm Schlegel der Erzeuger von Sophie Tieck-Bernhardis drittem Kind, namens Felix Theodor, war. Die drei Parteien hatten sich im wahrsten Sinne des Wortes gegenseitig in der Hand. Und wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen. Außerdem war Goethe, als Weimarer Geheimrat und durch sein Adelsdiplom, ziemlich sicher vor unbeweisbaren skandalösen Behauptungen. Die Gebrüder Schlegel wären

⁸⁷ Siehe L. Baus, >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, VII. erweiterte Auflage, Homburg 2024.

⁸⁸ Siehe oben das Kapitel: Unbekannte Briefe Goethes an Ludwig Tieck.

in allen deutschen Ländern und in ganz Europa, in denen die Aristokratie herrschte, und die herrschte fast überall, ruiniert gewesen, wenn sie mit ihrem Wissen an die Öffentlichkeit getreten wären.

Die Tragikomödie begann mit einem Brief Friedrich Schlegels an Ludwig Tieck. Rudolf Haym schreibt in seinem Werk >Die romantische Schule<, 2. Auflage Berlin 1906, ab S. 264:

... In denselben Berliner Zirkeln zunächst, in denen [Friedrich] Schlegel die Bekanntschaft Schleiermachers gemacht, mußte ihm ja wohl auch der Verfasser der >Volksmärchen< [Ludwig Tieck] begegnen. Bestimmtere Anknüpfungspunkte waren durch Reichardt, den Schwager Tiecks, und durch das >Lyceum< gegeben. Tieck hatte für diese Zeitschrift [einen Aufsatz mit Titel] >Briefe über Shakespeare< versprochen. Aus Anlaß dieses versprochenen Beitrags bittet ihn [Friedrich] Schlegel in einem Billett, das uns erhalten ist, zu sich. ...

Friedrich Schlegel an Ludwig Tieck - Berlin, [ca September 1797]

Ich sehe mit Ungeduld den >Briefen über Shak[espeare]< entgegen. Wenn es mir möglich ist, so frage ich heute noch selbst danach bey Ihnen vor. - Haben Sie Reichardt schon gesehen, der hier [in Berlin] ist? - Ich habe ihm schon gesagt, daß Sie uns einen Beytrag versprochen haben, welches ihm natürlich sehr angenehm war. Wenn Sie ihn indessen sehn sollten: so wäre es recht gut, wenn Sie ihm als Herausgeber des Lyc[euums] noch ein paar Worte darüber sagten.

Wenn Sie doch Ihren Beytrag selbst bringen könnten! ...⁸⁹

Ich lese jetzt Ihren >Lovell< zum zweytenmahl. - Mein Bruder läßt Sie herzlich grüßen, und hat große Freude an Ihren Werken und an den Nachrichten, die ich ihm von Ihnen habe geben können.

Empfehlen Sie mich ihrer Schwester.

Ihr Fr. Schlegel

Haym fährt fort: ... So war die erste Berührung des Hauptvertreters der romantischen Doktrin [Friedrich Schlegel] mit dem romantischen Dichter. Eine intime Beziehung zwischen den beiden Männern freilich ergab sich nicht. Nach ihrem ganzen Wesen, nach ihrer Geistesweise standen sie doch zu fern voneinander. Von der Fichteschen Philosophie, dem Evangelium Schlegels, verstand Tieck so gut wie nichts; weit entfernt, dieselbe zu präkonisieren [zu lobpreisen], machte er sich im >Blaubart< und mehrfach sonst über sie lustig. Ebensowenig verstand Tieck von dem griechischen Altertum, welches für Schlegel der Grund und Boden seiner Bildung gewesen war. Die gemeinschaftlichen Berührungspunkte beschränkten sich auf die Hochschätzung der Goetheschen Poesie und den Krieg gegen die platte Verstandes-, die Aufklärungs- und Nützlichkeitsrichtung. Es war immerhin genug, um zwischen beiden ein positives Verhältnis zu erhalten. ...

⁸⁹ Der versprochene Beitrag wurde von Tieck nie geliefert.

In einem Nachtrag mit Titel >Die erste Berührung der beiden Schlegel mit Tieck<, ab Seite 892, konkretisiert Haym:

... Wie durchaus das Verhältnis der beiden Schlegel zu Tieck anfangs ein Protektionsverhältnis war, wird durch die Fr. Schlegelschen Briefe ganz evident.

Nach der ersten Bekanntschaft mit dem Verfasser der Volksmärchen teilt Friedrich seinem Bruder zunächst die Freude desselben über die ersten Bände der Shakespeareübersetzung mit. „Er läßt Dich sehr grüßen“, fährt er fort (Brief 91 vom 31. Oktober 1797)⁹⁰ „und will Dir schreiben. Er ist jetzt recht oft bei mir und interessiert mich recht sehr; ungeachtet er immer aussieht, als ob er fröre und an Geist und Leib gleich mager ist.“ Wie schon in diesen Worten, so zeigt sich auch in allen späteren Äußerungen, daß Friedrich, welcher Tieck in der Nähe sah, strenger urteilte als der Bruder, der aus der Ferne und nur aus literarischen Eindrücken sich sein Urteil bildete und überdies die Shakespearekenntnis des Berliner Dichters sich nutzbar zu machen wünschte, unter anderem für eine Recension seiner Übersetzung, zu der sich auch Tieck sofort bereit erklärte (a. a. O.) - um sie freilich, trotz alles späteren Mahnens, für immer schuldig zu bleiben, Und gerade nur in diesem letzteren Punkte bestärkte Friedrich seinen Bruder in der guten Meinung von dem neuen Bekannten [Ludwig Tieck], wiewohl auch dies nicht ohne Rückhalt. Er lobt die Kenntnisse desselben in Beziehung auf die alte englische Poesie; er erwartet, wenn auch weiter nichts, so doch manches Gute von ihm „zur Charakteristik des individuellen Tons der verschiedenen Shakespeareschen Stücke“. Es ist ihm nicht unwahrscheinlich, daß er „nach einer längeren Übung in der Kritik ungefähr ebensoviel leisten werde als in der Poesie“, rät aber doch, ehe man ihn [Tieck] zur Anteilnahme am >Athenäum< auffordere, erst abzuwarten, was er über Shakespeare in das >Lyceum< geben werde (Brief 91, 95). Eben über die poetischen Leistungen Tiecks aber denkt er nicht ganz wie der Bruder. Man wird ihm nur beistimmen können, wenn er (Brief 92) den >Lovell< höher schätzt als den >Gestiefelten Kater<, der ihm, was Tieck auch selber zugebe, „nicht reich, nicht frech und nicht poetisch genug“ ist, wie ihm denn überhaupt die dramatischen Sachen unter den Volksmärchen keineswegs am besten gefallen (Brief 93). Diese Äußerungen waren Friedrichs Antwort auf die Recension Wilhelms über den >Blaubart< und den >Kater<, sowie über die >Bambocciaden<, über deren Verfasser er bei dieser Gelegenheit dem Bruder gleichfalls Aufschluß gibt. „Die Bambocciaden“, schreibt er (Brief 92), „hat Bernhardi gemacht, ein Schüler von Tieck [richtig: ein ehemaliger Lehrer von Tieck], der so bisweilen zu mir kömmt. In der Allgemeinen Literaturzeitung muß er von Rechts wegen gepriesen werden, da er doch wenigstens ein halber Gentleman ist. - Mir ist Wackenroder, der Verfasser des >Klosterbruders<, der liebste aus dieser ganzen Kunstschule. Er hat wohl mehr Genie als

⁹⁰ Hayms Quelle: >Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm<, hrsg. von Oskar Walzel, Berlin 1890.

Tieck, aber dieser gewiß weit mehr Verstand. Tieck hat sich über Deine Recension sehr gefreut.“ Bei diesem Urteil über Bernhardi und Wackenroder bleibt der Briefsteller dann auch später stehn. Über den ersteren, meint er (Brief 94), werde Wilhelm gewiß noch weit härter urteilen, wenn er ihn persönlich kennen lerne. Auf den letzteren kömmt er auf Anlaß des >Klosterbruders< (Brief 108) zurück; das Herz im „Klosterbruder“ sei gewiß von Wackenroder, „und die Art der schönen Sentimentalität, so einfach und musikalisch, kann Tieck gar nicht machen“. Vollkommen richtig durchschaute er damit die Grenzen von Tiecks Vermögen, ebenso richtig wie er ihn nachmals gegen Novalis zurückstellte. Er [Friedrich] hielt aber mit diesen Urteilen der Meinung des Bruders [Wilhelm] Widerpart, die ihm durchaus als Überschätzung [Tiecks] erschien. Zwar, daß man den Mann [Tieck] in Protektion nehme, fand er ganz in der Ordnung, aus demselben Grunde, aus dem er die Recension der Bambocciaden billigte. Tieck lebe nämlich, schreibt er das eine Mal (Brief 92), in Berlin „recht in ecclesia pressa“; „daß er“, schreibt er ein anderes Mal (Brief 98), „hier viel Feinde hat, ist nicht zu verwundern, da er so manchen angegriffen hat, der einen großen Anhang hier hat, da er in jeder Rücksicht die Antithese des alten Berlinismus ist. In Gesellschaft, und besonders in denen, die ich kenne, ist er gern gesehen. Daß er oft wunderlich und zuweilen langweilig sein kann, ersetzt er dadurch, daß er immer bescheiden und nicht selten sehr launig ist. Er hat sich aber sehr zurückgezogen und lebt fast ganz in dem kleinen Kreise, den er um sich gebildet hat.“ Allerdings also muß man sich seiner annehmen. „Er kömmt oft zu mir“, heißt es schon in einem früheren Briefe (Brief 94), „und äußert viel Zutrauen zu mir und meinem Urteil. Er ist recht kindlich ungeschickt und unschuldig im merkantilischen [geschäftlichen] Teil der Schriftstellerei. - Bessere Bezahlung würde ihn zu langsamerem und besserem Arbeiten bringen.

Hier erfährt jeder Buchhändler, daß Nicolai ihm [Tieck] nur fünf Taler [pro Bogen] gegeben, und ist hier alles wider ihn, und nimmt die Partie, seine Sachen [schönggeistigen Werke] geradezu schlecht zu finden“; man mache sich also gewiß recht verdient um ihn [Tieck], wenn man ihm einen anständigeren Ehrensold verschaffe. Nur aber, das ist Friedrichs Meinung, der Schützling muß auch hübsch als Schützling behandelt werden, er darf nicht überschätzt, nicht verwöhnt und eitel gemacht werden. Verglichen mit einem Mann wie Schleiermacher, tritt er tief in Schatten. Gegen diesen, heißt es Brief 95, „ist er [Ludwig Tieck] doch nur ein ganz gewöhnlicher und roher Mensch, der ein seltnes und sehr ausgebildetes Talent hat“. Erst auf einen Wink von Friedrich hat Tieck seinem großmütigen Recensenten [Wilhelm Schlegel] ein Exemplar der >Volksmärchen< übersandt und seine „Faulheit“ überwunden, ihm [A. W. Schlegel] einen Brief dazu zu schreiben, und noch dazu, meint Friedrich (Brief 99), einen herzlich leeren Brief. Und nun schreibt Wilhelm ihm dagegen einen so viel reicheren, einen so übertrieben schmeichelhaften

Brief! Das ist nach Friedrichs Meinung zu viel für den „Phantasten“, für den „jungen Menschen“, wie er ihn abwechselnd nennt. „Was Tieck betrifft“, so schreibt er nun an den Bruder und die Schwägerin nach Jena (Brief 101), „so ehre ich Wilhelms Wärme für seine Kunst um so mehr, da sie nicht bloß aus der Quelle der heiligen Symposie entspringt, wie auch seine ehemalige Liebe und Bewunderung für Bürger und Schiller, sondern auch mehr Großmut, ja, mehr Erfindung darin ist. Glaubt mir doch, daß ich, was er [Ludwig Tieck] etwa hat und weiß, völlig anerkenne. Aber er [Tieck] selbst, der Mensch, ist noch nichts [anderes] wie ein - Junge. Von Charakter ist auch noch nicht ein Krümchen [Krümelchen] sichtbar, und ich fürchte, ich fürchte, bei gänzlichem Mangel an Geschick, Klugheit und Weisheit - sinkt er [Ludwig Tieck] mit eiligen Schritten in die Klasse der jungen Hallunken der deutschen Literatur, der Woltmann, usw., Er [Ludwig Tieck] hat einen kleinen Instinkt von gentlemany und honesty, aber wie bald kann der bei einem Charakterlosen im Gedränge verloren gehn. Was mir für sein [Tiecks] Talent noch einen schwachen Schimmer von Hoffnung gibt, ist, daß er an seinem Aufsatz über Shakespeare druckst [stammelt, stottert] und nicht endigen kann. Wenn's hoch kömmt, so kann es vielleicht außer dem Supplementbande zu Richter [Künstlername: Jean Paul] noch eine lebendige Note zu Platons [richtig: Euripides'] Ion werden. Er ist eben auch so ein Rhapsode, was das Bornierte und den Dünkel betrifft. Meine Zusammenstellung mit Richter (Athen. 1, 2, S. 33, damals noch nicht gedruckt) wird ihm [Ludwig Tieck] ungemein schmeicheln.⁹¹ Ob ich in den Fragmenten noch etwas über ihn sage, daran zweifle ich. Eigentlich kann er doch bis jetzt nur ein Objekt der empfehlenden oder der wünschenden Kritik sein. Die erstere hat das Ihrige an ihm getan. Nun bliebe also nur die letzte. - Ich weiß so positiv, daß er [Ludwig Tieck] voll Dünkel ist, wie der erste und beste andere Lump; und nun hält ihn Wilhelm [Schlegel] für bescheiden und ist bis zur Unvorsichtigkeit offen gegen ihn. Darüber bin ich in Gedanken ergrimmt in Wilhelms Seele, wenn ich mir lebhaft vorgestellt, welch einen Eindruck der Brief gemacht, und darum hab' ich mich so harter Ausdrücke bedient.“

Schleiermachers Äußerungen über Tieck erscheinen zunächst einfach als das Echo der Äußerungen seines Freundes [Friedrich Schlegel]. Er referiert nur die Ansicht des letzteren, wenn er den 15. Januar 1798 schreibt, Friedrich nenne ihn [Ludwig Tieck] nur „den hoffnungslosen Jüngling der deutschen Literatur“. - „Sie schreiben“ - sage Friedrich - „immer von vortrefflich und von zwei Louisdor [pro Bogen]; mit dem ersten würde es aber wohl immer Zeit haben [im Sinne: vortrefflich sind die Werke Tiecks noch nicht], und zum letzten [der Höhe von Tiecks Honorar] - glaube

⁹¹ Fußnote Hrsg.: Schleiermacher schrieb an A. W. Schlegel [Klette Nr. 51, 1]: „Tiecks Liebe zu [Jean Paul] Richter scheint mir sehr wohl gegründet zu sein: er [Ludwig Tieck] will gern ein Phantast seyn [wie Jean Paul] und liebt also sein Ideal. Richter müßte auch Tieck lieben, weil dieser das ist, was ihm fehlt, und wodurch er vielleicht nicht immer streben kann.“

ich - geht der Weg auch nur durch fortgesetzte Protektion.“ Nicht ohne Ironie kömmt Schleiermacher dann auf dies eifrige Protegieren auch in dem (bei Klette S. VII abgedruckten) Briefe vom 17. Februar 1798 zurück.

Und doch trug dieses Protegieren offenbar die beste Früchte. Tieck hatte wirklich noch sehr viel zu lernen. Aus seinem ersten Brief an W. Schlegel wissen wir z. B. (und Friedrichs Brief 99 bestätigt es), daß er ursprünglich Goethes >Hermann und Dorothea< gar nicht goutieren wollte: erst die Schlegelsche Recension mußte ihm darüber ein Licht aufstecken! Wie ihn erst der Anteil, den W. Schlegel an seiner Poesie nahm, zu höherer Selbstachtung und Achtung vor seinem eignen Talente erhob, geht aus seinem zweiten Schreiben an seinen Protektor hervor. Er [Tieck] schreibt, nachdem er dessen briefliches Urteil über die ihm überschickten Sachen erhalten, er wolle sich alle Mühe geben, ihn zu verstehn; er [Ludwig Tieck] verehere zwar die Kunst, ja, er bete sie an als die Gottheit, an die er glaube, aber seine Arbeiten habe er bis jetzt zu sehr verachtet, die meisten ganz hastig in der kürzesten Zeit nur so hingeworfen.

Und so gelang es ihm allmählich, auch in Friedrichs Augen [als Dichter] zu steigen. Der >Sternbald< tat es diesem [Friedrich Schlegel] an. Er wollte zwar nicht, daß Tieck es wissen solle, aber dem Bruder gestand er, daß ihn, „außer dem Meister und Fr. Richter kein anderer deutscher Roman so interessiere“, und zugleich erklärte er sich bereit, ihn für die A. L. Z. zu recensieren (Brief III vom 29. September 1798). [...]

Was Haym übersah oder nicht sehen durfte, sind folgende Stellen in den Briefen von Friedrich Schlegel an seinen Bruder:⁹²

106. Brief, Sonntags früh, den 25ten März [1798]

... Daß der >Klosterbruder< von Wackenroder sey, wussten seine Eltern bey seinen Lebzeiten nicht. Ich will Dir [Wilhelm] mehr hierüber schreiben. ...

Von Wackenroder sind Papiere für den 2ten Theil des >Klosterbruders< da. [Fußnote Walzel: Sie erschienen unter dem Titel >Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst<, herausgegeben von Ludwig Tieck, Hamburg 1799] Bist Du hier [in Berlin], so wird Dir Tieck zeigen ... wie der Künstlerroman, zu dem aber Wackenroder wie mir Tieck versichert gar nichts gemacht [geschrieben] hat, und der ganz von ihm ist. Der erste Theil kömmt auch zu Ostern heraus. - Antheil mag Tieck an dem >Klosterbruder< wohl etwas haben. Doch nicht so viel als er versichert, wie an den Bambocciaden. Doch glaube ich thätest Du besser, gar keine Notiz davon [an den zweifelhaften Autorenrechten] zu nehmen, da doch auch gewiß das Ganze im >Klosterbruder< von Wackenroder ist, und die Art der schönen Sentimentalität so einfach und musikalisch kann Tieck gar nicht machen. Er ist nur so ein unbestimmter träumerischer Mensch, der denn doch viel Einbildung hat, und man kann

⁹² Quelle: >Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm<, hrsg. von Oskar Walzel, Berlin 1890.

am Ende nicht klug daraus werden, wie weit er [Ludwig Tieck] Antheil [am >Klosterbruder<] hat oder nicht. ...

Friedrich Schlegel zweifelt an der Verfasserschaft Ludwig Tiecks am >Kunstliebenden Klosterbruder<. Außerdem wussten die Eltern Wackenroders zu seinen Lebzeiten nicht, dass er der angebliche Verfasser sei. Wer kommt also als Verfasser des >Klosterbruders< in Frage? Natürlich Goethe!

Bereits Nicolai zweifelte an der Verfasserschaft von einigen Werken Ludwig Tiecks.

Brief Nr. 111 [ohne Datum, ca Ende 1798]

... Tieck ist mit dem dritten Theil des >Sternbald< beschäftigt [Fußnote Haym: ein dritter Teil des Sternbald ist nie erschienen]. Zur Recension des Shakespear treibe ich ihn sehr [Fußnote Haym: Tieck hat die Rec. des Schlegelschen Shakespear für die Allg. Litt. Zeit. nie geliefert]. ...

Brief Nr. 112 [ohne Datum, ca Ende 1798, Anfang 1799]

... Tieck hört nicht auf, den Aufsatz über Cervantes zu versprechen ... [Fußnote Haym: Unausgeführt].

August Wilhelm Schlegel hatte einen beinahe unglaublichen Verdacht: Könnte es tatsächlich möglich sein, dass Ludwig Tieck in irgend einer verwandtschaftlichen Beziehung zu Goethe steht? Dass er der natürlich Sohn Goethes sein könnte, daran wagte er zum jetzigen Zeitpunkt wohl noch gar nicht denken. Dies könnte der Anlass gewesen sein, warum er am 10. Juni 1798 einen Brief an Goethe schrieb und ihm den ersten Band des >Sternbald<, angeblich von Ludwig Tieck, übersandte:

„Ich [Wilhelm Schlegel] habe Tieck aufgemuntert, Ihnen [Goethe] seinen angefangenen Roman zu schicken, den ich noch nicht gelesen habe, von dem man mir aber versichert, es sei unter seinen bisherigen Sachen das Beste. Sie werden in dem Briefe die Schüchternheit erkennen, womit er sich Ihrer Bekanntschaft nähert; eine gütige Aufnahme würde ihn gewiß über alles erfreuen. Zugleich überschicke ich Ihnen einige kleine Gedichte von ihm. Wenn sie Ihnen nicht mißfallen, so haben Sie die Güte, sie Schillern für den Musenalmanach zu übergeben, um nach Belieben Gebrauch davon zu machen.“

Das Schreiben Ludwig Tiecks an Goethe, das A. W. Schlegel oben erwähnt, ist das folgende:

Goethe-Gesellschaft, 1. Brief:⁹³ Ludwig Tieck an Goethe -
Berlin den 10ten Juni 1798

⁹³ Quelle: >Schriften der Goethe-Gesellschaft<, 13. Band: >Goethe und die Romantik – Briefe mit Erläuterungen<, 1. Theil, Weimar 1898, ab Seite 290.

*Ich bin so dreist, Ihnen dies kleine Buch zu überschicken, nicht, weil ich es für würdig genug hielte, von Ihnen gelesen zu werden, sondern weil ich endlich diese Gelegenheit ergreife, um Ihnen meine Verehrung und liebende Bewunderung zu bekennen. Es ist ein grosses Glück, der Zeitgenosse eines grossen Mannes zu sein, denn die Liebe, mit der wir die Kunst und das Edelste umfassen möchten, findet dann einen wirklichen Gegenstand vor sich, da uns die Künstler der Vorwelt in vielen Stunden nur wie Traumgestalten erscheinen. Ich habe es mir oft gedacht, wie glücklich ich mich fühlen würde, wenn ich mit Shakspear sprechen, wenn ich ihm schreiben könnte und doch bin ich nun zu furchtsam, diesen Brief fortzusetzen. **Vergeben Sie mir; wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich Sie [wieder] einmahl sehn könnte, um aus Ihrem Munde zu hören, ob und wie ich auf der Bahn [des Schriftstellers] fort gehen sollte, die ich vielleicht zu leichtsinnig und voreilig betreten habe.***

Ludwig Tieck

Dieser Brief Ludwigs an seinen Vater Goethe war, nach meinem Gefühl, ein versteckter Hilferuf. Wir erinnern uns: Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war wegen Sophie Tieck, die sich in ihren Adoptivbruder Ludwig verliebt hatte und ihn in den Jahren von 1794 bis ca. 1796 fest an sich zu binden vermochte, stark belastet gewesen. Es war das erste schwere Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn. Durch die Heirat Ludwigs mit Amalie Alberti hatte sich die Lage jedoch wieder entspannt. Die Antwort Goethes, siehe folgender Brief, klingt in meinen Augen kühl distanziert und innerlich abwartend. Dies war ja auch für die Geheimhaltung notwendig und verpflichtend.

Goethe-Gesellschaft, 2. Brief: Goethe an Ludwig Tieck [Konzept] - Weimar, Mitte Juli 1798

Ihre übersendeten Gedichte nimmt Herr Hofrath Schiller mit Dank zum Almanach auf, wir freuen uns beyde Ihr geschätztes Talent darinn wieder zu finden.

Mit Freund Sternbald [gemeint ist Tiecks Werk >Franz Sternbalds Wanderungen<] bin ich sowie mit dem Klosterbruder [>Herzergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders<] in allgemeiner Übereinstimmung, sowie wegen des besondern im Gegensatz.⁹⁴ Jener lenkt ja wohl, wie mich einige Stellen vermuthen lassen, zu jenem Ziele zurück, das ich für des Künstlers letztes halte, ganz verfehlen können Sie es niemals. Unangenehm ist es Ihnen ja wohl nicht, wenn ich gelegentlich meine Gedanken darüber öffentlich sage.

⁹⁴ Was Goethe mit „Gegensatz“ meinte, das werde ich weiter unten noch ausführlich erläutern. Nur so viel vorweg: Es handelte sich um den „besonderen“ Inhalt in den oben genannten Werken, mit welchem sich Goethe im Gegensatz befand. Dieser weltanschauliche Gegensatz sollte für Ludwig Tieck tiefgreifende Konsequenzen haben.

Nach allem was ich von Ihnen kenne, haben Sie so viel Bewußtseyh Ihrer eignen Natur, daß nichts wünschenswerther ist, als daß Sie sich in dem angewiesnen Kreise [des Lebens und Schaffens] freuen.

Leben Sie recht wohl und glauben Sie, daß es eine meiner angenehmsten Empfindungen ist, wenn ich in jungen talentvollen Männern mich schon an der Aussicht in die Zukunft ergötzen kann und von [unangenehmen?] Rückblicken in die Vergangenheit abgelenkt werde.

Goethe sprach von „Rückblicken in die Vergangenheit“. Diese können wohl nur unangenehm gewesen sein, wegen der Liebesaffäre Ludwigs mit seiner Adoptivschwester Sophie.⁹⁵

Goethe schrieb an Schiller am 5. September 1798:

„Den vortrefflichen >Sternbald< [von Ludwig Tieck] lege ich bei, es ist unglaublich, wie leer das artige Gefäß ist.“

Der Satz ist ein einziger inhaltlicher Widerspruch: Einerseits spricht er vom „vortrefflichen“ >Sternbald< und andererseits kritisiert er, wie unglaublich leer das Gefäß, das heißt wohl das Werk, sei. Was Goethe mit der Bezeichnung „leer“ sagen wollte, bleibt Spekulation. Man könnte es so interpretieren: In einem Gefäß, das leer ist, ist nichts vorhanden. Das bezieht sich demnach auf den Inhalt. Der >Sternbald< ist inhaltlich leer.

Im Juni 1799 hielt sich Ludwig Tieck für einige Tage oder gar Wochen in Jena auf, wo A. Wilhelm Schlegel ein Haus gemietet hatte. Er muss auch Goethe in Weimar getroffen haben, denn A. W. Schlegel schrieb an Goethe (vor dem 6.6.1799, Quelle: Körner-Wieneke, S. 107):

[Ludwig] Tieck ist sehr wohl und vergnügt von Weimar [nach Jena] zurück gekommen, nur hätte er gewünscht, Sie [Goethe] noch mehr ruhig allein zu sprechen. Seine >Briefe über Shakespeare< ... werden Ihnen gewiß Freude machen.

Das Projekt blieb Fragment.

Am 21. Juli 1799: Besuch von A. W. Schlegel, Ludwig Tieck und Hardenberg (Novalis) bei Goethe. Dieser schrieb an Schillere am 24. Juli:

Tieck hat mit Hardenberg und Schlegel bey mir gegessen; für den ersten Anblick ist es [Ludwig Tieck?] eine recht leidliche Natur. Er [Ludwig Tieck?] sprach wenig aber gut und hat überhaupt hier ganz wohl gefallen.

Am 10. September 1799 heiratete Sophie Tieck den langjährigen Freund August Ferdinand Bernhardt (1769 – 1820), der ebenfalls ein Schriftsteller war, aber auch ein festes Gehalt, wenn auch nur ein kleines, als Subrektor am Werderschen Gymnasium in Berlin hatte.

⁹⁵ Siehe L. Baus, >Das verschwiegene Schicksal der Sophie Tieck-Bernhardt-Knorring<, Homburg 2024.

Nach der Hochzeit der Adoptivschwester, bei welcher Ludwig Tieck mit Familie sicherlich anwesend war, reiste er Anfang Oktober 1799 nach Jena, wo er im Haus von A. W. Schlegel eine Wohnung fand. Er wohnte hier mit Ehefrau und Tochter bis Ende Juni 1800, ca 9 Monate lang.

Von Oktober 1799 bis Ende Juni 1780 kam es gewiss zu Kontakten Ludwig Tiecks mit Vater Goethe in Jena, natürlich nur unter vier Augen und ohne Beisein von Zeugen. Diese Begegnungen wurden geheim gehalten.

Brief von Ludwig Tieck an Sophie und A. Ferdinand Bernhardi –
Jena, den 6. Dezember 1799⁹⁶

Liebste Kinder,

Ihr [die Eheleute Bernhardi] seid gewiß böse [auf uns], und mit Recht, daß Ihr so gar nichts von Euch hören laßt, weil wir nicht geschrieben haben. Es soll nicht wieder geschehen, daß ein Brief von uns so lange ausbleibt, wie es nun so geht, wenn man das Schreiben von einem Tage zum andern verschiebt. Neben andern Ursachen, die mich abgehalten haben, bin ich auch fleissig gewesen. Wir denken beständig an Euch, vorzüglich an Dich, liebste Schwester; wir hören, Du bist nicht wohl, was fehlt Dir? Wenn Du doch nur gesund bliebest. Ich glaubte gewiß, Fichte⁹⁷ würde Nachrichten von Euch mitbringen, und es ist nicht geschehn. Er sagt, Du wärst wahrscheinlich guter Hofnung;; schreib mir doch, ob er darinn Recht hat, und ob Du Dich in diesem Falle auch genug in Acht nimmst; ob unsere Eltern noch gesund sind; wir sind bisher recht wohl gewesen, ausser daß ich an Flüssen sehr gelitten habe, die mich fast immer lahm erhalten. Das Kind [Tochter Dorothea] ist sehr gesund, und wird immer schöner, und das ist keine Einbildung von uns beiden, denn es fällt allen Leuten sehr auf, dabei wird es schon sehr verständig und haselirt und spielt; im kommenden Winter soll es wenigstens Ein Regiment kommandiren.⁹⁸ Nun ist es seit gestern entwöhnt und fügt sich gut, nur Malchen leidet, und ist recht betrübt, darum schreibt sie auch heute nicht, sie läßt aber von Herzen grüssen. O liebe Schwester, dürft' ich nur Deinetwegen nicht so bekümmert sein, ich bin oft ganz melankolisch. Was habt Ihr zu Buonaparte [Napoleon] gesagt? Der Bernhardi wird sich doch wohl um die politischen Sachen bekümmern. - Ihr werdet nun auch gern hören wollen, wie es mit uns gegangen ist. Wir kamen glücklich hier [in Jena] an, und waren recht vergnügt und munter, wir haben auch Hardenberg hier gesehn, der nachher mit seinem Bruder [Karl von Hardenberg], einen Officier, wiederkam, welche beide ganz in unser Urtheil von der Veit einstimmen. Es ist um die Kreuzschwerenoth zu kriegen, mit Erlaubniß sei's gesagt, wie die Bestie sich hier benimmt (o laßt den Brief nicht drucken und zeigt ihn Niemand)

⁹⁶ Der Brief ist ediert in >Euphorion – Drittes Ergänzungsheft<, Leipzig und Wien 1897, S. 211 – 215 unter der Rubrik >Findlinge<, mitgeteilt von Gotthold Klee in Bautzen.

⁹⁷ Fußnote Klee: Der Anfang Juli [1799] nach Berlin gereist war, wohin er bekanntlich dann ganz übersiedelte.

⁹⁸ Fußnote Klee: Nämlich Bleisoldaten, mit denen Tieck selber gern spielte.

die andern sind wie verzaubert, das macht, weil alles eine Einzige Schweinewirtschaft ausmacht. Du hast ganz recht gehabt, liebste Schwester, und Du wirst wieder einmahl über meine Dummheit lachen. Die Veit müste nur noch ihren Rosenfarbnen Atlas schwarz aufgeschlagen tragen, so wäre es gar komplett. Doch dergleichen wagt sie nicht, weil sie ihr doch diesen Abgeschmack ausgeredet haben. Sonst macht Schelling der [Dorothea] Schlegel die Cour, daß es der ganzen Stadt einen Scandal giebt, die Veit dem Wilh[elm] S[chlegel] und so alles durcheinander, und die Weiber würden sich freuen, wenn wir mit [das Ehepaar Tieck] darinn hineingingen, Fried[rich Schlegel] ist allen mit der >Lucinde< lächerlich, wie nothwendig. Diese Menschen müsten gerade alles beobachten, weil sie die Moral verachten wollen, und weil mit ihrem Benehmen auch ihre Lehre fällt, und für falsch gehalten wird. Sagt aber Schley. [Schleiermacher] nichts davon. Es ist zu bedauern, daß diese Menschen von den göttlichsten Anlagen zu wahren Affen durch die abgeschmackten Weiber werden, denn seid nur überzeugt, daß die Schlegel [gemeint ist: Caroline Böhmer-Schlegel] eigentlich die Ursach aller Zänkereien ist, in welche die beiden jetzt verfangen sind, und wie sie es nicht merken, weil sie nachher immer die Weibliche spielt, und es mildern will, wenn es geschehn ist; sie sind hier fast durchgängig gehaßt, nun will das freilich blutwenig sagen, weil das [Publikum] durchgängig meist aus Pöbel besteht; aber kurz, es ist mir doch auch zuwider; und du, liebste Schwester, kennst ja auch meinen Abscheu gegen das Comödienspielen. Wilhelm [Schlegel] gewinnt immer mehr, je länger man ihn sieht, er ist die Gutmüthigkeit selber, und möchte kein Wasser betrüben, nun aber unternimmt er eine Rolle, die sie eigentlich von mir abgesehn haben, und der Wilh[elm] durchaus nicht gewachsen ist; das ewige Sprechen über Kotzeb[ue], über [die] Lit[eratur] Zeit[ung], über Merkel, über alle Lausekerls ist so unausstehlich, daß ich oft ganz stumm bin, nun mochte sie ...en [wissen], daß ich jetzt irgend was [Neues] schreibe, ich thu es aber nicht, ich will für mich leben, und meinen eignen ...ast [?] treiben, sie aber machen ernst [?] daraus: Fried[rich Schlegel] war in Berlin viel liebenswürdiger, wir kommen mehr auseinander. Die Veit ist unbeschreiblich brutal: Musikkennnerinn, Vertraute der Schlegel, Lucinde in einer Brechpotenz, eine wahre Polychrestpille, zu allen Dingen nutze, und die [Caroline Böhmer-]Schlegel ist auch mehr listig als klug, und mehr klug als verständig, und mehr verständig als edel, und mehr edel als eine Frau: man ist mit ihr wie mit einem Rhinoceros hätt ich bald geschrieben, wie mit einem Androgyn, oder vielmehr - hol's der Teufel, ich kann mich nicht besinnen [im Sinne von: mir fällt das Wort nicht ein] - mit einem Hermaphrodit. Daß die beiden Weiber sind, fällt einem gar nicht ein. Bernhardi hat ja allerhand zu ihrem Besten gethan, was nicht recht hat gelingen wollen, die Diogenes Laterne⁹⁹ ist äußerst niederträchtig,

⁹⁹ Fußnote Klee: Ein besonders gegen Friedrich Schlegel und Schleiermacher gerichtetes Taschenbuch (Leipzig 1799) von dem erbärmlichen Jenisch. Vgl. Haym, Romantische Schule, S. 749.

wie das Ding von Kotzebue,¹⁰⁰ ich bin aber fest überzeugt, daß wenn ich jetzt nicht ihr Freund wäre, ich längst eine Posse gegen sie geschrieben hätte, denn diese Schwerfälligkeit, und die Gesellschaft dieser Weiber, die Luciferinde¹⁰¹ und die andre, es ist ein Stoff, der sich dem Komiker ganz von selbst anbietet; es geht über Ovids >Metamorphosen< hinaus, daß die Brendelchen¹⁰² eine Lucinde und Künstlerinn ist, die jetzt sogar einen Roman schreibt. Man könnte ordentlich Juvenalisch über diese abgeschmackten Huren werden. Zeigt den Brief nur keinem Menschen; aber Bernhardi, dem ich oft Schwäche unnöthig vorwarf, ist mir seit dem sehr männlich und verehrungswürdig erschienen. Ich war mit Hardenberg denn auch in Weinar, wo wir Richtern [Jean Paul] zu [bei] uns hatten. Noch nie bin ich von einem Menschen so getäuscht [worden]: er ist bei weitem nicht so häßlich, als man ihn beschreibt, auch nicht so krank aussehend, aber der närrischste Kerl von der Welt, von dem, was wir so treiben, versteht er kein Wort, ja auch nicht einmahl von der rechten Philosophie, sonst ganz wie ein Kind, was die Kinder so liebenswürdig, aber auch leicht fatal macht; man könnte ihm oder gegen ihn nichts böses thun, wenn man ihn einmahl gesehen hat, er imponirt nicht im mindesten, so daß man gleich mit ihm vertraut wird, nur Lieben K[inder], hat er Weisser's¹⁰³ Art zu disputiren, ganz seine Art, Bernhardi wird das Gewicht dieses Ausdrucks hoffentlich empfinden, wenn ich wegsah, kann man sich den ganzen Weisser vorstellen. Ist es nun nicht erschrecklich, daß alle Menschen, die erst die lebhafteste Opposition und Ketzergilde formiren, am Ende wieder in den ordinären Fuhr- und Dreckweg gerathen? Er dringt auf logische Consequenz, und mag doch Fichte nicht, wenn man mit ihm streitet, will er nichts von Bildern wissen, u. dergl., man soll bei der Stange bleiben, ja recht bei der Stange, wie die lieben Ochsen.

Herder wird hinter allen Kantischen Schriften Metaschriften machen; kein einziger Hypochondrist wird wenigstens in unserm Zeitalter auf die Grille verfallen, es dürfte einmahl an Arschwischen gebrechen. Verzeiht mir, ich lese gerade den Fischart und diese Stelle ging nur Bernh[ardi] an. Wieder auf Richter zu kommen. Was noch viel schlimmer ist, so hat er eine erschreckliche Aehnlichkeit mit dem Stink-Schulz,¹⁰⁴ wenigstens in der Sprache, und in der Art, einem auf den Leib zu rücken, u. dergl. Nun, ihr werdet die Wahrheit dieser Beobachtungen selber bemerken können, denn

¹⁰⁰ Fußnote Klee: Die gegen die Romantiker gerichtete Posse >Der hyperboreische Esel oder die heutige Bildung< (Leipzig 1799), die bekanntlich A. W. Schlegels >Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue< hervorrief. Vgl. Haym, S. 762 ff.

¹⁰¹ Fußnote Baus: Caroline Böhmer-Schlegel wurde - gewiß zu Unrecht - „Madame Luzifer“ genannt.

¹⁰² Fußnote Klee: Dorothea Veit, eigentlich Veronica, jüdisch Brendel. Vgl. Raich, Dorothea von Schlegel, Bd. 1, S. 111. Der Roman >Florentin<, dessen ersten Band Friedrich Schlegel 1801 herausgab, blieb unvollendet.

¹⁰³ Fußnote Klee: Weisser, ein Lehrer Tiecks, war Konrektor am Friedrich-Werder'schen Gymnasium.

¹⁰⁴ Fußnote Klee: Wer das ist, weiß ich nicht.

er kömmt noch in diesem Winter nach Berlin,¹⁰⁵ ich habe ihm schon von Dir, liebe Schwester, gesagt [erzählt], und er ist begierig, Deine Bekanntschaft zu machen, ich werde ihm dann einen Brief mitgeben und Ihr müßt ihn alsbald nur ein wenig festhalten, denn er ist unstäter, wie der Wind, und läuft hin und her, verspricht allen, sie zu besuchen und vergißt es gleich wieder, es wäre viel, wenn er sich nicht in Dich verlieben sollte, denn sein erstes Gespräch ist von der Liebe; ich glaube, er reist recht eigentlich darauf. Erwartet ihn nur.

Göthe ist auch hier [in Jena], er reist in einigen Tagen ab, ich habe ihn einigemahl gesehn und wir haben vieles miteinander gesprochen, über Shaksp[eare], über meine Arbeiten, er ist immer sehr freundlich und gut gewesen, ich habe ihn veranlaßt, Ben Jonson und mehr andre [englische Schriftsteller] zu lesen, worinn er sehr meiner Meinung war.¹⁰⁶

Ich habe nun das Trauerspiel >Genovefa< fertig gemacht, o wie freu' ich mich darauf, es Euch, wenn ich die Aushängebogen [erhalte], zu schicken; auf Dein Urtheil, auf Dein Gefühl darüber, liebe Schwester, bin ich vorzüglich begierig. Hier hat es bei Schlegels grosse Sensation gemacht, auch bei Malchen, der ich mehr traue, denn die übrigen können doch höchstens die Künstlichkeit empfinden. Gestern habe ich Göthe die Hälfte vorlesen¹⁰⁷ müssen, indem wir beide ganz allein waren, und er schien sehr damit zufrieden, heute soll ich es ihm vollends hinauslesen. Er hat mir viel Gutes darüber gesagt. Ich war gar nicht genirt, und hatte es vorher recht sehr geglaubt zu sein.

Bernhardi hat ja Hufeland bei Herz¹⁰⁸ gesehen, ich armes Wurm hatte wirklich im Sommer hier schon durch Schlegel alles richtig gemacht, und nachher es rein vergessen, worüber ich so viel Schlimmes habe hören müssen. Nun, Bernhardi, rezensire nur auch recht fleissig, es fehlt wirklich ganz an guten Rezensenten, wie Ihr auch sehn müßt. Bernhardi höre: Mein Journal, die 4tel Jahrschrift [die Vierteljahresschrift] ist richtig [wohl: ist fertig], (das behalt' aber auch noch bei Dir, wie diesen ganzen Brief) sie erscheint unter dem Titel: Poetisches Journal, auf Ostern 2 Hefte,¹⁰⁹; nun hoff' ich hast Du den Theaterartikel im Archiv¹¹⁰ schon eingehn lassen und

¹⁰⁵ Fußnote Klee: Jean Paul war von Ende Mai bis Ende Juni 1800 zum ersten Mal in Berlin.

¹⁰⁶ Fußnote Klee: Vgl. Goethe's Tagebücher (Weimarerische Ausgabe) 2, 273 f. Goethe hat auf Tiecks Anregung Ben Jonsons >Sejan< und >Volpone<, ferner „Lear in der ersten Form, König Johann desgleichen“, Loocrine, Perikles und die „Jorckshire Tragedey“ gelesen. Vgl. auch Köpke 1, 259 f.

¹⁰⁷ Fußnote Klee: Goethe a. a., O.: „Abends [5. Dezember] Hr. Tieck, Vorlesung seiner >Genoveva<, Abends [6. Dezember] Hr. Tieck“. Vgl. auch Goethe's Briefe 14, 232 (an Schiller, 6. Dezember); Dorothea Schlegel (Raich) 1, 24; Holtei, >Vierzig Jahre< 5, 61; >Briefe an Tieck< 1, 241 f.; Köpke a. a. O.

¹⁰⁸ Fußnote Klee: Marcus Herz, Gatte der Henriette Herz. Worauf sich das folgende bezieht, kann ich nicht sagen.

¹⁰⁹ Fußnote Klee: [erschienen] Jena, [bei] Frommann 1800.

¹¹⁰ Fußnote Klee: >Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks<. Über den unten erwähnten Artikel Bernhardis vgl. Haym, S. 747 f.

schickst mir lieber die Sachen unter Deinem Nahmen, ich kann es Dir auch besser bezahlen, denn das Format ist nicht so groß, und eng gedruckt, und für den Bogen 2 Louisd[or]: nur muß es freilich etwas ... werden, weil es vierteljährig erscheint, von unbedeutenden Sachen geschwiegen, etwas allgemeiner witzig, und auch über das Spiel der Comödianten wieder [?]: Göthe hat sich auch für den Artikel im >Archiv< interessirt. - Habt Ihr von Schütz¹¹¹ nicht noch Gedichte gefunden? Mir fehlen welche, sagt es im doch auch, wenn Ihr sie nicht findet, und er soll mir mehr schikken. Bernhardi, wenn Du sonst gute Sachen hast, schick sie mir, auch die Schwester, von der ich mir gleich den Aufsatz ausbitte, den sie seit lange liegen hat, und der uns allen gefiel; ich weiß nicht, wie er überschrieben war. Auch andre Sachen, auch Bücher, wenn Ihr sie nicht unterzubringen wüßt [wißt]. Setz, Bernh[ardi], nicht die Bambocc[fiaden]¹¹² um den Preis fort, Du bekommst bei jedem [anderen Verleger] mehr [Honorar]. Nun Schwester ... , bist du wohl, so suche im Frühlinge eine Gelegenheit auf 4 – 6 Wochen zu uns zu kommen, die Gelegenheit findest Du gewiß, z. B. mit Unger, ich holte Dich dann von Leipzig ab, am besten aber mit Reichardt, wo ... [wir] Dich dann von Giebich[en]stein abholten; vergönne ihr das, Bernhardi, auf die Art würd' es Dich gar nichts kosten und wir würden hier recht glücklich sein, Platz haben wir genug. Kann Bernh[ardi] abkommen [Urlaub bekommen], so wäre es noch tausendmahl schöner, dann wären wir hier recht vergnügt. Wir sind in Berlin ...iger und witziger gewesen, als man es hier ist, denn hier merken [?] sie's immer, wenn so was ... vorfällt. -

Malchen kann heut' nicht schreiben, Du sollst sie entschuldigen, nächstens wenn sie hergestellt ist, schreibt sie gewiß. Nun leb wohl, ich muß mich anzieh'n, es ist bald 5 Uhr; ... [um] zu Göthe zu geh'n. Ich habe grosse Lust, ihm anzutragen, mich einmahl in Weimar ... [auf dem] Theater spielen zu lassen, ich muß es doch endlich versuchen. Schiller ist nun ... [von Jena wieder] weggezogen, nach Weimar.¹¹³ Malchen läßt tausendmahl grüßen.

Adieu! liebste, beste Schwester und Bernhardi.

L[udwig Tieck]

Die Euphorie von Ludwig Tieck ist im Brief deutlich erkennbar. Kam es daher, weil er mehrere Wochen lang mit seinem Vater in unmittelbarer Nähe gelebt hatte? Wir können es mit Sicherheit annehmen.

Anfang Dezember las Ludwig Tieck Goethe seine >Genoveva< vor. Zur selben Zeit dichtete Goethe an der >Natürlichen Tochter<.

¹¹¹ Fußnote Klee: Wilhelm Schütz, von dessen poetischer Begabung die Romantiker - namentlich Wilhelm Schlegel und Tieck - Großes erwarteten.

¹¹² Fußnote Klee: >Bambocciaaden<, 3 Bände [erschiene], Berlin 1797-1860, in denen auch Tiecks >Verkehrte Welt< zuerst erschien.

¹¹³ Fußnote Klee: Am 3. Dezember.

War Tieck eifersüchtig? Konnte er seinem Vater nicht verzeihen, dass er sich so wenig für ihn, seinen Sohn, interessierte, sondern lieber an der >Natürlichen Tochter< dichtet. Siehe weiter unten der Brief an Solger.

Brief von Ludwig an Sophie Tieck-Bernhardi -¹¹⁴

Jena, [Anfang des Jahres 1800]

Liebste Schwester

... Ihr [die Eheleute Bernhardi] zieht ja also noch weiter von den Eltern weg [in die Oranienburgerstraße, ins Haus des Kunstgärtners Robert]. ... Ach, wenn du nur gesünder wärst! Dein muntre Brief hat mich doch auch melankolisch gemacht, ich sah deine Stimmung so ganz darinn, die ich kenne, ich habe einmal wieder recht weinen müssen, als ich allein war. Nimm dich doch ja in Acht, mir fällt es so oft ein, wie ich hart gegen dich gewesen bin, es ist der rechte Satan in uns, daß wir beim Umgange lieber kränken, als lieben, und es nachher nur bereuen können. Fasse nur Muth, vielleicht wirst du gesünder und stärker, denke nicht an sterben, das Ganze wäre ja dann nur ein Leben spielen, ein Spielen mit der Liebe, usw. Ich mag nicht daran denken. Ich könnte mich nicht damit trösten, daß wir uns gewiß [im Jenseits?] wieder sehn, daß wir doch nicht getrennt sind, daß alles nur Schein, nur körperlicher Betrug ist, weil es keinen geistigen geben kann, weil alles gewiß so ist, wie wir es hoffen und wünschen. Glaube mir nur, ich würde unaussprechlich elend sein, das habe ich in der Abwesenheit recht gefühlt. Durch die Trennung versteht man sich erst recht. ...

Ich bin hier [in Jena] fast immer krank gewesen, ich kann kaum gehen, ich bin ganz mager geworden, doch jetzt ist mir wieder besser, das Kind [seine Tochter] ist allerliebste, sie hat nun schon drei Zähne, woran sie nur wenig gelitten hat. Malchen ist auch wohl und läßt dich und Bernhardi und die Eltern recht herzlich grüßen. ... Du aber lies den Jakob Böhme mit Andacht, und wir werden einen neuen Ort haben, wo wir uns begegnen, du wirst einen neuen Sinn, ich möchte sagen, eine neue Seele bekommen, mir erscheint die Welt anders, ich weiß seitdem von Gott. Für Bernh[ardi] ist er [Jakob Böhme] nicht. Viel Glück zu deinem Cajetan, der scheint ja trefflich einzuschlagen. Ich freue mich sehr, euch die >Genovefa< zu schicken, ich denke, ihr sollt einen rechten Genuß davon haben. ... Auch mir dann darüber schreiben, denn du besonders mußt mir viel darüber sagen können, und wenn dir das Werk nicht so gefällt, wie dir bisher ohne Ausnahme noch nichts von mir gefallen hat, so habe ich meine Absicht ganz verlohren. Ich möchte noch weiter gehen, und sagen, es müsse dich so entzücken, wie bisher noch keine Poesie, auch ... [Rest des Briefes weggeschnitten.]

Manche Briefe von Ludwig Tieck erscheinen wie im Opiumrausch, das als Schmerzmittel gebraucht wurde, oder unter Alkoholeinfluss geschrieben.

¹¹⁴ Quelle: Siegfried Krebs, >Philipp Otto Runges Entwicklung unter dem Einflusse Ludwig Tiecks – mit 5 ungedruckten Briefen Tiecks<, Heidelberg 1909.

Ludwig Tieck ist religiös geworden. Seit er den Jakob Böhme las, weiß er von Gott. Diese Tatsache gefiel dem deutschen Voltaire, Johann Wolfgang Goethe keineswegs. Dieser Umstand sollte das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, zwischen Goethe und Ludwig Tieck, nachhaltig und irreversibel zum Negativen verändern.

Körner, 9. Brief: F. Schlegel an F. Schleiermacher - 14. Februar 1800

... Caroline [Böhmer-Schlegel, A. Wilhelm Schlegels Ehefrau] ist schon, seit wir hier [in Jena] sind, von meinem Bruder [A. Wilhelm Schlegel] im Stillen getrennt, und mit einem andern Freund [mit Schelling] verbunden ...

Dorothea Veit-Schlegel an Rahel Levin –
Jena, den zweyten Juny 1800¹¹⁵

... Von Carolinens Geschichte ist mirs zu weitläufig zu schreiben, das erzähle ich Ihnen einmal [gemeint ist: die Geschichte der Caroline Böhmer-Schlegel - ihre frühere Schwangerschaft durch Goethe¹¹⁶ und ihre Scheidung von A. Wilhelm Schlegel - war Dorothea Schlegel zu skandalös, um es in einem Brief niederzuschreiben] Sie haben freylich recht mit Nachsicht; das ist das erste, was man haben muß; auch bin ich nicht mit dem was unzufrieden, nur mit dem wie! So hätten wir beyde es nicht gemacht! Schelling gefiel Ihnen? Das wundert mich; ich habe gefunden, dass man ihn lieben muß, um ihn liebenswürdig zu finden. Wollen Sie die Begebenheit als Henriade nehmen, so werden Sie den Umstand noch dazu nehmen müssen, que l'auguste verité n'y est point descendue des cieux¹¹⁷, das ist doch schon sehr schlimm. Wer wird eine Maskerade zur ewigen unablässigen Beschäftigung machen? – Ob Wilhelm [Schlegel] rassasié, occupé ou aveugle ist? – tous les trois, ma chère enfant. Er hat sich auch eben nicht zum schönsten dabey genommen, und oft hat man nicht gewußt, soll man fluchen, lachen oder weinen? Und darum hat man alles auf einmal thun müssen ...

Goethe-Gesellschaft, 3. Brief: Ludwig Tieck an Goethe -
Jena, den 6. Juni 1800

Da ich vielleicht schon in zehn Tagen von hier abreise, so verzeihen Sie mir wohl, wenn ich schon vor der [Aufführung der] Marie Stuart mit meiner Frau nach Weimar komme und Ihnen mit einem Besuche lästig falle. Ich denke Mittwoch [nach Weimar] hinüber zu fahren und es sollte uns unendlich leid thun, wenn wir Sie dann vielleicht nicht träfen: Sie wären in

¹¹⁵ Quelle: >Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen<, hrsg. von Ernst Wieneke, Weimar 1914.

¹¹⁶ Siehe Walther E. Ehrhardt, >Goethe und Auguste Böhmer – War sie vielleicht Goethes natürliche Tochter?<. Siehe weiter unten die Briefe der Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling, die voller versteckter Anspielungen und Klatschereien sind.

¹¹⁷ Ich versuche folgende Übersetzung: „Dass Auguste [die Tochter von Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling] glaubte, er [?] sei der Abstieg der Stadt.“

diesem Falle wohl von der Güte, mir einen andern Tag zu bestimmen, wann ich Sie am wenigsten störe. Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit, ich bin Ew. Hochwohlgebohrn Ergebenster L. Tieck.

Brief Goethes an Ludwig Tieck – Weimar, den 8. Juni 1800

... Ob ich gleich in diesen Tagen von keiner Stunde Herr bin, so sollte es mir doch leid thun, wenn ich Sie deshalb nicht wiedersehen und die Bekanntschaft Ihrer lieben Gattin gar nicht machen sollte.

Goethe-Gesellschaft, 4. Brief: Ludwig Tieck an Goethe

Jena, den 9. Juni 1800

Wir nehmen mit dem größten Vergnügen Ihre Einladung auf den Mittwoch an und es würde uns nur sehr traurig sein, wenn wir Sie nicht sehn sollten, weil wir nicht wissen, ob wir in langer Zeit wieder in diese Gegend kommen. Ich empfehle mich Ihnen mit meiner Frau gehorsamst und nenne mich Ew. Hochwohlgebohrn ganz Ergebensten L[udwig] Tieck.

Am 11. Juni 1800 fand das gemeinsame Mittagessen mit Goethe statt. Ludwig Tieck und Goethe sprachen dabei über >Die Briefe über Shakespeare< (1800).

Montag, den 16. Juni 1800:

Nach Köpke sah Ludwig Tieck mit Goethe zusammen im Weimarer Theater Schillers Theaterstück >Maria Stuart<.

Brief von Friedrich Schiller an Chr. G. Körner -

Weimar, den 27. April 1801

>Genoveva< ist als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, aber nur als Stufe; denn es ist nichts Gebildetes und voll Geschwätzes, wie alle seine [Ludwig Tiecks] Produkte.

Es ist schade um dieses Talent, das noch so viel an sich zu tun hätte und doch schon so viel getan glaubt; ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm. Denn mir deucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle [...]

Tieck besitzt übrigens viel literarische Kenntnisse, und sein Geist scheint mir wirklich genährter zu sein, als seine Werke zeigen, wo man das Bedeutende und den Gehalt noch so sehr vermißt.

Lüdeke, 28. Brief: A. Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck -

Berlin, 28. Mai 1801

Es ist ganz und gar nicht fein von dir, Freund Tieck, daß du mir nicht schreibst. Meinen Brief mit den Aufträgen hast du gewiß noch in Leipzig erhalten, und wenn du in Ansehung derselben nichts hast thun können, so hättest du mir wenigstens dies melden sollen, damit ich weitere Schritte

thun konnte. Diese Unterlassung würde in der That so aussehn, als ob du dich um das Schicksal meines Shakspeare wenig kümmerst, wenn ich dich nicht besser kennte. Ich will dich indessen von allem Schreiben hierüber für jetzt lossprechen, - ich bin auf einem andern Wege so gut von der Lage der Sachen unterrichtet, wie ich es durch einen Brief von dir nur immer seyn könnte. Ferner verweist mich Cotta wegen der Verabredungen über den Druck des Almanachs an dich. Wahrhaftig an den rechten! Worauf, zum Henker, wartest du denn noch, mir dergleichen Nachrichten zu ertheilen? Was ist noch für Zeit zu versäumen? Wenn der Almanach zeitig auf Michaelis erscheinen soll, so muß der Druck doch gewiß mit dem Julius seinen Anfang nehmen. Da ich so manche Mühe bei der Herausgabe freiwillig übernommen habe, sollte dir es doch nicht zu beschwerlich dünken, ein paar Zeilen zu schreiben.

Endlich habe ich dich schon vor der Reise nach Leipzig gebeten, mir die geistlichen Lieder von Hardenberg, und den Camaldulenser von Schütze zu schicken. Es ist nothwendig, daß ich das Vorräthige beisammen habe, um [alles] zu übersehen und zu ordnen. In des Teufels Namen, schick, oder Du wirst mich sehr böse machen. - Caroline [Böhmer-Schlegel] wird Dir eine neue Romance und ein Sonett von mir geschickt haben. Ich bin in diesen Tagen mit Henry VI. Part 3 fertig geworden, und mache nun noch verschiednes für den Almanach. Von dir erwarte ich recht sehr bald etwas neues. Vor allen Dingen den Moses, den du ja an der Spitze zu sehen wünschtest. Soll er da wirklich hinkommen, so mußst du Hand an's Werk legen; gewartet kann auf ihn nicht werden.

Von Fr[iedrich Schlegel] ist unterdeß noch nichts weiter eingelaufen, als wovon ich neulich schrieb. Ueber die Sachen, die er überhaupt zu geben gedenkt, wirst du ihn selbst gesprochen haben. Mnioch hat ein vortreffliches Gedicht (Hellenik und Romantik) für den Almanach eingeschickt. - Von deiner Schwester habe ich ein Gedicht in Stanzen bekommen, das ich nun abschreibe, um einige Kleinigkeiten zu ändern. Die Epigramme von Röschlaub auf Reinhold habe ich; es fragt sich, ob ihretwegen von der Maxime, nichts Litterarisches aufzunehmen, abgewichen werden soll? Gries hat sich erkundigt, ob wir Beiträge annähmen. Fr[iedrich Schlegel] hat es aber höflich abgelehnt. Vermehren soll mit seinem Almanach in einiger Noth sein. Er hat Beckern in Dr[esden] eine Parthie eigner Fabricate gegen andre auszutauschen angeboten. Dem Becker mußst du um des Himmelswillen nichts für sein Taschenbuch geben. Er wird dich vermuthlich sehr darum angehen. Ich habe bei den Gedichten, die ich dir zusenden muß, noch die Mühe des Abschreibens, da sie sonst verloren gehen könnten. Indessen sollen sie sogleich erfolgen, wenn ich die Sachen von Hardenberg und Schütze habe. Schickst du diese aber nicht mit umgehender Post, so werde ich dich von neuem mahnen, und zwar, da du einmal weißt, was ich will, durch ein bloßes Couvert ohne Brief darin, welches ich posttäglich so lange wiederholen werde, bis ich sie habe.

Lebe übrigens recht wohl, und grüß deine liebe Frau.

A[ugust] W[ilhelm] S[chlegel]

Noch eins: sind dir die beiden Lieder aus dem >Heinrich von Ofterdingen< [mit Titel] >Lob des Weines< und >Bergmannsleben< *erinnerlich, und billigst du die Wahl?*

Noch eins: Schreib an K. von Hardenberg über seine eingesandten Gedichte, oder schicke sie mir zurück, damit ich es thun kann. Besser wäre es aber, du thätest es, da ich mich auf Jakob Böhme noch gar nicht verstehe. Und thue auch das bald, bald, bald!

Deine Schwester hat uns mit ihrem Befinden manchmal recht in Sorge gesetzt. Wenn sie nur erst ihre Wochen [die ersten Wochen nach der Niederkunft] überstanden hat, denke ich, soll es besser gehen.

Die Mitteilung von A. Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck „*ich bin auf einem andern Wege so gut von der Lage der Sachen unterrichtet, wie ich es durch einen Brief von dir [Ludwig] nur immer seyn könnte*“ halte ich für eine versteckte Andeutung Schlegels, dass er durch seine Seelenfreundin und Geliebte, Sophie Tieck-Bernhardi, über Ludwigs wirkliche Abkunft in Kenntnis war. Schlegel wusste außerdem von seiner Ehefrau Caroline Böhmer-Schlegel, dass das Kind, das Caroline in die Ehe einbrachte, Auguste Böhmer, nicht von ihrem früheren Ehemann, sondern von Goethe stammte.¹¹⁸

Dieses Datum, Ende Mai 1801, halte ich für den ungefähren Beginn des Liebesverhältnisses zwischen Sophie Tieck-Bernhardi und August Wilhelm Schlegel. Das ehedem gleiche Verhältnis zwischen den Beiden begann erst einige Wochen nach der Niederkunft Sophies.

Am 9. Juli 1801 wurde Sophies zweiter Sohn, namens Ludwig, geboren, Vater war noch Ehemann Bernhardi.

SLBD, App. 273, Nr. 116: Sophie an Ludwig Tieck

[Berlin, Ende Juli 1801

Liebster Bruder

Ich danke Dir herzlich für Deinen Brief, es hat mich mit inniger Rührung erfüll[un]t, daß du meiner mit so zärtlicher Liebe gedenkst. Ich habe bewundernswürdig glücklich alles Ungemach [der Niederkunft] überstanden und nun einen ganz neuen Muht zum Leben gewonnen.

Ich hätte dir schon lange gern geschrieben, ich habe es aber so sehr gefühlt, daß ich meine Augen schonen müßte, daß ich es eigentlich nicht gewagt habe; und auch jetzt fühle ich mich nicht wohl und leide an Brust- und Augenschmerzen; ich glaube aber nicht, daß es viel zu bedeuten hat. Mein zweiter Junge ist zwar wieder ein kleines Kind [von Größe und Gewicht] aber doch um vieles stärker als der erste, wir haben ihn Friedrich

¹¹⁸ Siehe die Abhandlung von Walther E. Ehrhardt, >Goethe und Auguste Böhmer – War sie vielleicht Goethes natürliche Tochter?<, abgedruckt in >Vernunft und Glauben<, hrsg. von Steffen Dietzsch und Gian Franco Frigo, Berlin 2006. Außerdem L. Baus, >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<, VI. erw. Auflage, Homburg 2017.

Ludwig August genau; und Schlegel, Schütz, die Fichte-Mutter und der Bruder [Friedrich Tieck] sind die Gevattern und Bernhardis Vater; den ich ganz vergessen habe. Ludwig soll er genau werden und ich will wünschen und hoffen, daß er deinem Nahmen Ehren bringen mag. Daß ich dir das kleine Gedicht nicht geschickt habe, ist von ungefehr [im Sinne von: zufällig so] gekommen. Schlegel sahe es zufällig und hatte gleich die Idee es für den Almanach zu haben, mir ist es gar nicht sehr gut vorgekommen; und es freut mich also doppelt, daß es dir gefäl[lt]. Ich werde dir in kurzer Zeit die Märchen schicken, die ich nun mit rechter Liebe beendigen will. Du hättest sie schon längst, wen[en] es mir nicht körperlich unmöglich gewesen wäre, zu schreiben. Du schreibst, du woltest nicht viel darin ändern, du wirst doch wohl von mir nicht glauben, daß ich eine so thörichte Eitelkeit besitze, daß mir deine Änderungen nicht sehr lieb sein solten. An den [dem] Roman [>Julie Saint Albain<, 3. Teil, ist wohl gemeint] habe ich zwar nicht geschrieben, aber ich kan[n] wohl sagen, daß ich viel [in Gedanken] daran gearbeitet habe, den[en] die ganze Zeit, die ich habe im Bette und in der Unthätigkeit zubringen müssen, habe ich auf meine unsterbliche Werke verwendet. Ich habe auch den Plan noch nicht aufgegeben ein Intriengen-Lustspiel zu machen und bin auch sehr damit einig, wie es werden solte. Wen[en] ich Dir die Märchen schicke, will ich dir auch einige Gedichte beilegen, die ich dich anzusehen und zu verändern bitten will, viel[li]eicht kan[n]st du sie dan[n] brauchen.

Ich denke den Roman [>Julie Saint Albain<] diesen Winter ganz fertig zu schreiben, ob er gleich in drei Bänden werden muß, daß Du ihn auf Ostern verkaufen wil[ll]st, damit wirst du mir einen großen Dienst thun, den[en] das Geld werde ich auch wohl für die beiden Kleinen brauchen.

Ich bin jezt von einer neuen Lust beseelt; und denke nur nicht, daß es nur so vorübergeht, wie wohl sonst, wo oft die schönste Thätigkeit meiner Seele durch kränkliche Empfindungen unterdrückt wurde. **Bitter und schwer ist es mir geworden, mich in einem gewissen Sin[n]e von dir getren[t] und entfernt zu denken, und ich habe es lange betrauert, jezt bin ich aber zu dem festen Glauben gekom[m]en, daß unsere eigentliche Freundschaft durch nichts geschwächt werden kan[n] und daß keine äußerliche Entfernung uns von einander tren[n]t; und nun habe ich den kühnen Willen, mit dir fortzuschreiten, und wie mein ganzes Leben mit dem deinigen verwandt ist, so will ich mich bestreben, auch die Worte zu finden, die die Poesie in mir aussprechen [wird], und will mich nicht selber durch die thörichte Ängstlichkeit nieder halten, daß es doch nichts gescheites wird.**

Glaube nicht, daß ich mich plötzlich so in der Eitelkeit übernommen habe; es [ist] nur der neue Muht, den ich durch daß glückliche Überstehen aller Gefahr [bei der Niederkunft] und durch die Befreiung von vielen Leiden gewonnen habe.

Ich hatte mich so darin ergeben, daß ich würde sterben müssen, daß ich mein Testament geschrieben hatte und von allen, die ich liebe, einen so

zärtlichen Abschied schriftlich genommen hatte, daß ich es nachher nicht ohne Rührung ansehen kon[n]te und so habe ich es auch wieder verbrannt. ...

Körner, 13. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel -
Berlin, den 25ten August 1801

... Nicolai [der Verleger] spricht von Schlangen und Mü[c]ken und nen[n]t dan[n] Sie [A. Wilhelm Schlegel] und [Ludwig] Tieck, so daß Sie als eine Schlange anzusehen sind ...

Für Ludwig Tieck bliebe dann die Mücke übrig.

Körner, 14. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel -
Berlin, den 25 August 1801

*... Ich [Sophie] kann es mir nicht ableugnen, daß, wenn ich Bernhardi auch nicht hintergehe, daß ich ihm doch [etwas] verheimliche, und oft, wenn ich ihm freundlich bin, erscheint es mir als eine Treulosigkeit gegen Dich und gegen ihn. Ich fühle, daß meine Liebe zu Dir das Edelste und Höchste ist, was mein Herz erreichen kann; er [Bernhardi] hat diese Liebe nie von mir erwartet, **aber er hat vielleicht vorausgesetzt, daß mich nach meinem Bruder [gemeint ist: Ziehbruder Ludwig] kein Wesen mehr so heftig und gewaltig berühren würde, und ist dann mein Verfahren nicht Betrug?***

Verzeih, daß ich darüber spreche; ich weiß, Du kannst diesen Kummer [Liebeskummer um Ludwig Tieck] nicht mit mir teilen, denn Du kannst ihn [Ludwig Tieck?] nicht ehren, so wenig wie Bernhardi meine Liebe zu Dir verstehen würde, darum muß sie ihm ein Geheimnis bleiben, so wie ich diesen Gram [Liebesgram um Ludwig] allein tragen muß ...

... Bernhardi ist mit Fichte aus, immer noch werden die alten Vergnügungen getrieben, wie mir diese rohe Freude in der Seele zuwider ist ...

Dies ist wiederum ein deutliches Eingeständnis von Sophies früherer Liebe zu Ludwig Tieck. A. Wilhelm Schlegel wusste demnach von Ludwigs wirklicher Abkunft und von der angeblich inzestuösen Verbindung zwischen den beiden „Geschwistern“, die gar keine Blutsverwandte waren.

Körner, 16. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel -
Berlin, ca 30. August 1801

... Und wen[n] den[n] der alte Stolz in mir aufwacht und ich es fühle, welchen reichen Schatz ich Dir gebe und doch den Zweifel nicht überwinden kan[n], so möchte ich verzweifeln. Dann fällt mir wieder die unglückliche Aurelie aus dem >Meister< [Goethes >Wilhelm Meister<] ein, die nicht lebenswürdig war, wen[n] sie liebte, und es erscheint mir als mein Geschick und ich verzeihe Dir, wen[n] Du Dich von mir ab nach lebenswürdigen Frauen wendest, und beweine nur mich. So quäle ich mich unaufhörlich und bin selten froh in dem Gedanken, daß Du mir dennoch

angehörst, und doch kann ich ihn [Ludwig Tieck] nicht aufgeben, doch ist er zu meinem Leben notwendig.

Hier kommt die existenzielle Angst einer Frau und Mutter zum Ausdruck, die genau weiß, welches Risiko sie eingeht, wenn sie sich, wie Sophie, auf eine Liebschaft mit einem Mann einlässt, mit dem sie nicht verheiratet ist.

Körner, 17. Brief: A. Wilhelm Schlegel an Sophie Tieck-Bernhardi - Jena, 4. September 1801

Ich kann es nun nicht länger unterlassen, aus dem Herzen an Dich zu schreiben, was auch daraus entstehen mag. Wie konntest Du glauben, daß mich irgend etwas andres davon abhielte, als die Besorgnis, der Zufall möchte den Brief in fremde Hände spielen ...

... mir wäre es eine Freude, Dir mündlich und schriftlich ohne Ende zu wiederholen, daß ich Dein bin, Dir ganz angehöre, einzig für Dich leben will; daß ich mein Schicksal als an Dich geknüpft betrachte, und nicht umhin kann darauf zu sinnen, auch das Deinige fester mit dem Meinigen zu verknüpfen. Ich will nicht eher ruhen, bis ich Dich durch meine Liebe ganz glücklich sehe, bis der alte innere Zwist ausgeglichen und Dir alles Erlittene [darunter auch der Liebeskummer wegen ihrer hoffnungslosen Liebe zu Ludwig Tieck] ersetzt ist ...

Der weimarische Geheimrat von Goethe nahm die Scheidungssache A. Wilhelm Schlegels in die Hand und erreichte auch beim Herzog von Weimar, dass A. Wilhelm Schlegel von seiner früheren Ehefrau Caroline Böhmer-Schlegel in kurzer Zeit geschieden werden konnte. Aber damit war nur die Hälfte des Problems gelöst, denn Sophie musste auch noch geschieden werden. Bernhardi widersetzte sich jedoch einer Scheidung, bzw. er verlangte das Sorgerecht für die Kinder.

Körner, 19. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel - Berlin, Mitte Sept. 1801

Es ist eine seltsame Empfindung, mit der ich an Dich schreibe - es ist heute mein Hochzeitstag; wie viele ungehoffte [im Sinne von: unerwartete] Schmerzen haben mich in diesen beiden Jahren gefoltert und fast mein Herz ermattet. Das Schicksal macht es ewig mit uns besser und schlechter als wir glauben, und wir wissen immer nicht: sollen wir ihm danken oder fluchen. Ich meinte vor zwei Jahren, ich hätte Abschied von allem genommen, was die Erde mir bieten könnte, und in dieser Ergebung [gemeint ist: die Einwilligung zur Heirat mit Bernhardi] gab ich mit meiner Freiheit das letzte Gut meines Lebens hinweg. Jetzt habe ich nur Dich - soll ich sagen - gewonnen? - Ich bin so unglücklich Dir in allen meinen Äusserungen zu misfallen, daß es mich scheu und blöde macht Dir zu schreiben. Ich kan nicht so vernünftig meine Worte abmessen, so wenig als meine Gefühle. Ich habe nie geliebt als jetzt und jetzt soll ich das höchste Gut meines Herzens

einer vernünftigen innerlichen und äusserlichen Diät aufopfern und das ist das Zärtlichste, waß ich Dir erweisen kan. Ich halte es für etwas geringes, Leben Ruhe und Gesundheit in der heissen Sehnsucht nach Dir zu verlihren und muß befürchten, daß Du mir dieses Gefühls wegen feind wirst.

Du magst es nicht leiden, wen[n] man sagt, man kan nicht glücklich sein, wen[n] man liebt und geliebt wird soll man es sein wollen, wen[n] auch noch viele Schritte bis dahin sind. Wen[n] dieser schöne Ausspruch nicht mich beträfe, so könnte ich Dich darüber auslachen. Wen[n] man noch Schritte bis zum Glücklichein zu thun hat, kan man ja eben nicht wollen. Daß Du das, waß mich quält, nicht verstehst, hast Du mir bewiesen, so wenig als Du meine Liebe verstehst, den[n] sonst könntest Du mir den einen und den andern Raht und Verweiß nicht geben. Nein, es ist arg, wen[n] man nicht Worte finden kan, um es zärtlich genug zu sagen, wie sehr der Andere in jeden Augenblick des Lebens unser Herz ausfüllt, einen ganzen Brief voll Vorwürfe zu erhalten, ich bin eitel genug, daß ich weit eher auf Deinen Dank als auf Deine Verweise gerechnet habe. Freilig bin ich so albern, daß ich weit mehr auf Worte als auf Handlungen gebe. Ich läugne es nicht und da es uns einmal nicht möglich ist, etwas anders als auß unserm Innern herauß zu betrachten, so läßt sich dies sehr leicht erklären, da ich mit meinen Handlungen, eben weil ich sie als eine Äusserligkeit betrachte, weit freigebiger bin als mit meinen guten Worten, die ich als eine Äusserung meines Gemühts betrachte und nur gegen sehr wenige verbrauchte.

Ich bitte Dich, dieß nicht übel zu nehmen, den[n] Du hast mich doch wohl mit Deinem „so seid ihr [Frauen] immer“ unter die Rubrik von Weibern bringen wollen und ich kan nicht läugnen, daß Du mir mit diesem Bemühen recht wie ein Mann vorgekommen bist.

Ich kön[n]te mich selbst beweinen, wen[n] ich es mir denke, wie verlohren und einsam ich auf der Welt bin, wie mein Streben so verkant wird, wie meine heisseste Liebe doch so vernünftig bleiben soll, daß sie Fichte selber billigen müs[s]te.

Ach ich bin thöricht, daß ich meinen Zorn und meine Liebe noch auszusprechen versuche, entweder bin ich so unglücklich ungeschickt, daß ich es gar nicht in meiner Gewalt habe mich zu enthüllen oder ich fühle einmal so wie Du es nicht leiden magst, worüber Du mir feind wirst usw .

Um mir nun die vielen schlaflosen Nächte und die unmässigen Tränen zu ersparen, welche mir Dein billiger [gerechter] auf eine gelinde liebevolle Art zurechtweisender Brief verursacht hat, so habe ich beschlossen, keinen besondern mehr an Dich zu schreiben, sondern dieß den letzten sein zu lassen und waß ich etwa freundschaftlicher Weise in vernünftigen Geschäften zu berichten habe in Bernhardis Gegenwart zu thun, damit ich nicht meine kindische Sehnsucht, meine heftige Liebe oder meine unkluge Empfindligkeit meinen strengen Richter verrahten habe. Selbst meine Eitelkeit fände nicht einmal ihre Rechnung, wen[n] meine Leidenschaft, die nur allein für Dich entbrant ist, so übel abgefertigt in mein eigen Herz sich

verschliessen muß. Lebe wohl, ich glaube nicht von Dir, daß Du alle zärtliche Briefe, die jemals an Dich geschrieben sind, so wie die meinigen beantwortet hast.

S[ophie] B.[ernhardi]

Lüdeke, 36. Brief: A. Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck -
Jena, den 17. September 1801

Liebster Freund!

Es ist mir sehr angenehm, daß du einmal wieder ein Zeichen des Lebens giebst. Dein Bruder [der Bildhauer Friedrich Tieck] ist vor beynahe 14 Tagen in Weimar angekommen. Am Dienstage vor acht Tagen fuhr er mit Catel (der in Weimar am Schlosse Arbeit hat, und bey dem er wohnt) nach Jena herüber; ich war aber gerade denselben Tag nach Weimar geritten, um ihn aufzusuchen und verfehlte ihn also dort. Das schlechte Wetter hielt mich ab, den Abend noch wieder zurück zu reiten, ich brachte also den Tag bey Goethe zu, und kam am andern Morgen nach Jena zurück. Glücklicher Weise hatte mich dein Bruder abgewartet, und blieb nun ein paar Tage bey uns. Ich habe ihn gleich sehr lieb gewonnen, wir sind wie alte Bekannte. Dein eingeschloßnes Blatt an ihn habe ich gleich mit der ersten Post nach Weimar geschickt, er wird es nun aber doch noch nicht erhalten haben, denn ich erhielt gleich Morgens darauf ein Billet von ihm hier aus dem Wirtshause, er sey mit Catel wieder hier durchgekommen, aber ohne sich aufzuhalten; sie gingen nach Schwarzburg, und würden den 18ten oder 19ten wieder hier eintreffen. Da werde ich ihm alsdann den Inhalt deines Blattes mündlich sagen. Er verläßt Weimar noch nicht so gleich, weil er Goethes Büste machen wird, wozu dieser ihm 8 Tage sitzen muß; doch er wird dir das nächstens genauer schreiben.

Hier sind wiederum Aushängebogen vom Almanach. Es wird rasch fortgedruckt, in 14 Tagen ist alles fertig. Du versprichst noch Beyträge: sie müßten sehr bald ankommen, um noch mit hinein geordnet zu werden. Deine Schwester meldet mir von einem Gedichte für den Almanach, das sie an dich geschickt; ich hoffe du wirst es nicht aufgehalten haben, es würde noch sehr willkommen seyn.

Liebster Freund, die Correcturen kosten mir sehr viel Zeit und Mühe, ich bin dafür bekannt, ein genauer Abschreiber und Corrector zu seyn; wenn du aber deine Gedichte ganz fehlerfrey gedruckt haben willst, mußst du für bessere Handschriften sorgen. Ich hätte dich die Romanze nur sollen abschreiben lassen, sagst du; als wenn ich dir nicht täglich darum angelegen hätte, so lange du in Berlin warst, ich predigte aber tauben Ohren. Nachher reitest du weg und vergaßest sie; man fand das Manuskript unter weggeworfenen Papieren, so daß es überhaupt nur durch einen Zufall gerettet ist. Ich fand es mis[s]lich, dir es zu überschicken, ohne vorher eine Abschrift zu nehmen; es konnte verloren gehen, und wer war im Stande zu weißagen, wann du einmal die Abschrift schicken würdest. Ich nahm also die Mühe über mich, ich bin doch sonst ziemlich geübt deine

Hand[schrift] zu lesen, dießmal überstieg ihre Schlechtigkeit aber allen Begriff, und wenn bey der Enträthselung dieser seltsamen Chiffren nicht mehr Versehen vorgefallen sind, so ist es immer ein Glück. Das eine, was du anders wünschest, ist eine völlig veränderte Leseart, die du erst jezt bestimmt anbietest; was du mir darüber nach Berlin schriebst, war so, daß ich nichts daraus zu nehmen wußte. Daß die ausgelassene Strophe wirklich im Manuscripte steht, davon kann ich mich kaum überzeugen. Was die andern Fehler betrifft, so habe ich die Aushängebogen nicht hier, um nachzusehen: ich habe sie Goethe'n gelassen. Die eine Stelle habe ich so construirt: „Wir sind Sünder, daß (damit) wir in den Tod die Lilienblume lieben.“ Wie du die Lilienblume construiren willst, wenn du „leben“ schreibst, kann ich mir aus dem Gedächtnisse gar nicht vorstellen. -

Kurz, du wirst künftig wohl mehr Sorge [Sorgfalt] anwenden müssen. Es ist keine Billigkeit darin, daß du selbst deine Produkte so straußenähnlich verwahrloset und dann willst, daß dieß andre nachhohlen sollen.

Durch die Art, wie du unsre bisherigen Misverständnisse erwähnst, ist natürlich alles beseitigt. Es ist aber doch besser, wenn man Ursachen der Unzufriedenheit zu haben glaubt, daß man sie an den Tag, legt, so ist nachher alles weggeräumt. Ich habe immer noch über deinen Lakonismus [Wortkargheit oder Schweigsamkeit] zu klagen. Wie es nun eigentlich mit der Herausgabe von Hardenbergs Nachlaß steht, darüber schreibst du nicht eine Sylbe. So habe ich es auch erst von Friedrich [Schlegel] erfahren müssen, daß eine große Anzahl von geistlichen Liedern von ihm vorhanden ist. In der That, dieß sieht nicht freundschaftlich aus. - Da in dem Inhaltsverzeichnisse bey dem Namen Novalis etwas von seinem Tode erwähnt werden muß, so gebe ich dir anheim, dieß aufzusetzen, und dabey die zu erwartende Herausgabe des Nachlasses anzukündigen. Du müßttest es aber unverzüglich mit der ersten Post schicken, sonst ist es zu spät. -

Schütze hat mir keine Vollmacht gegeben, seinen Namen auszudrucken, sondern die Abkürzung verlangt. Viele Grüße an deine Frau.

Dein A. W. S[chlegel]

Die Kritik Schlegels an Ludwig Tiecks Arbeitsweise als Schriftsteller und Herausgeber des Nachlasses von Novalis ist bemerkenswert offen und geradezu blamabel. Das Manuskript einer „Romanze“ fand Schlegel sogar im Papierkorb unter weggeworfenen Papieren! Da kann es einem Novalis-Freund nur noch eiskalt den Rücken hinunterlaufen.

Körner, 26. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel –
[Berlin, ca 20. Oktober 1801]

Ich hoffe, daß ich Ihnen, lieber Freund, nun bald nicht mehr nöthig habe zu schreiben und daß wir Sie nun bald wieder in unserer Mitte sehen. Mein Wilhelm ist jezt wieder besser und ein Theil meiner Sorgen ist wenigstens gehoben. Kommen Sie nur endlich mit meinem Bruder [Ludwig], ich erwarte [ihn] jeden Posttag mit Bängligkeit, ich habe ihn nun

in so langer Zeit entbehren müssen und eine recht herzliche Sehnsucht, ihn in meine Arme zu schliessen - ich öffne jeden Brief mit Begierde und dann immer stadt aller gehoff[ff]ten Freude die „saubern“ Nachrichten: in einigen Wochen werde ich kommen. Und dabei kommen ihm am Ende einige Wochen nicht einmal recht wie ein Aufschub vor, als wen[n] einige Wochen nicht ein grosser Theil meines Lebens wären. Treiben Sie ihn nur recht, Ihnen will ich dieß Geschäft anvertrauen, machen Sie es eben so, wie Sie mich hier zur Gesundheit getrieben haben.

>Das Mädchen von Orlean<¹¹⁹ haben wir erhalten und mit grossem Spasse gelesßen. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern, waß ich Ihnen von meines Bruders Trauerspiel >Rudolph von Felseck<¹²⁰ einmal erzäh]lte, so scheint mir dies Werck gearbeitet, nur mit dem geringen Unterschied, daß nicht der >Caspar der T[h]or[r]inger<¹²¹ allein, wie es mein Bruder in aller Unschuld that, abgeschrieben ist,¹²² sondern um es wunderbahr zu machen, aus allem waß Schiller ken[n]t, und so ist dieß romantische Trauerspiel entstanden. Nächst dem >Fiesko< [>Die Verschwörung des Fiesko zu Genua< von Schiller] ist es wohl das Schlechteste, waß er [Ludwig Tieck] jemals hervorgebracht hat. Wen[n] ich Schiller überhaupt verehren soll, so kriege ich nach jedem neuen Produkt von ihm immer wieder eine neue Verehrung vor den >Räubern<.

An meinem überauß schlechten Schreiben sehen Sie wohl, daß ich sehr wenig Zeit habe. Ich will Sie nur in aller Eille noch bitten, erstlich recht bald zu kommen, zweitens mir zu schreiben, waß Sie über die Wohnung beschlossen haben, drittens wan[n] Sie kommen und endlich viertens in Bernhardis Nahmen Sie bitten, mit der Literaturzeitung zu reden.

Leben Sie recht wohl, bleiben Sie gesund und froh. Bernhardi läßt Sie grüssen und Ihnen sagen, daß er sich recht sehr darauf freut Sie wiederzusehen.

S[ophie] B[ernhardi]

Brief von Schelling an A. W. Schlegel vom 9.11.1801 (Quelle: Plitt 1, S. 349)

Goethe war ... noch bis heute hier. Gestern Abend habe ich bei ihm zugebracht, wobei er viel Spaß machte. Unter anderm sagte er: „Der Schlegelsche Almanach, so viel ich merke, schleicht sich überall gut ein, trotz der bösen Namen, die vorn stehen.“ - Nur zu viel Blut und Wunden seien für ihn darin, das Heidentum stecke ihm [Goethe] zu fest in den Gliedern. ...

¹¹⁹ >Das Mädchen von Orleans<, travestiert und frei übersetzt, ohne Verfasserangabe, Neugallien 1793.

¹²⁰ >Rudolph von Felseck oder die Schwarzthaler Mühle<, Ritterschauspiel von Joseph Korompay, Leipzig 1794.

¹²¹ >Kaspar der Thorringer<, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, Leipzig und Wien 1785.

¹²² Was Sophie ihrem Liebhaber berichtet, ist kaum zu glauben: „in aller Unschuld“ schrieb Ludwig Tieck ein Trauerspiel ab? Gab er es womöglich als sein eigenes Werk aus? Und „nicht nur der >Caspar der Thorringer< allein?

Dies ist eine eindeutige Spitze Goethes gegen die christlich-frömmelnde Tendenz des Almanachs. Und weiter schrieb Schelling:

[Ludwig] Tiecks Portrait hat er [Goethe] sehr gelobt; Loder, der es bei ihm sah, wollte über die Ähnlichkeit ganz närrisch werden.

Goethe hatte von Ludwig Tieck auch ein Portrait geschenkt erhalten. Loder, der Arzt, war über die Ähnlichkeit „ganz närrisch“. Über welche Ähnlichkeit? Über die Ähnlichkeit des Portraits mit Ludwig Tieck oder über die Ähnlichkeit Ludwig Tiecks mit Vater Goethe?

Im Jahr 1801 rächte sich der Berliner Verleger Friedrich Nicolai wegen der wütenden Angriffe auf ihn von Seiten der Gebrüder Schlegel und ihrer Anhänger, darunter auch Ludwig Tieck, in einer Sammelrezension in der von ihm selber herausgegebenen >Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek<:

Des LVI. Bandes erstes Stück

Erstes bis viertes Heft

Berlin und Stettin 1801

[Ab Seite 150]

Wer einigermaßen den Lauf der Welt, und noch mehr den Lauf der gelehrten Welt in einer Universitätsstadt mit ihrem Treiben und Thun kennt, wird die Redaktoren der A. L. Z. mehr beklagen als beschuldigen, daß sie, bei aller Neigung zur Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe, die sie haben mochten, nicht ganz freye Hände hatten ihrer Überzeugung zu folgen; daß sie vermuthlich manches nicht thun konnten, was sie wünschten, und manches nicht zu hindern wußten, was sie vielleicht im Herzen mißbilligten. Hier trat gerade bei der A. L. Z. der unangenehme Fall ein, welchen der Stifter der A[llgemeinen] D[eutschen] Bibl[iothek] [Friedrich Nicolai meint sich selber] durch Einladung von Mitarbeitern aus allen deutschen Ländern von Anfang an so vorsichtig zu vermeiden gesucht hatte. Es bekamen nämlich nun, durch die individuelle Lage der Redaktoren der A. L. Z. gegen Mitarbeiter, die mit ihnen in allzunaher Verbindung an einem Orte lebten, und gegen deren Freunde, persönliche Rücksichten einen merklichen Einfluß auf das Werk, welcher demselben gewiß nicht vortheilhaft war, und sicherlich bei unparteyischen Lesern das Vertrauen zu demselben verminderte.

Es gesellte sich nämlich - um diese ungebührlichen Rücksichten zu vervielfältigen - von Seiten der seyn sollenden alleingültigen Philosophie des transscendentalen Idealismus zu Hrn. Prof. Fichte, ferner noch sein anderes Ich, Hr. Prof. Schelling, und durch und mit dieser Philosophie von Seiten der seynsollenden alleingültigen Aesthetik, die Herren Gebrüder Schlegel; sonderlich der ältere, welcher schon im Jahre 1797 auf dem Grund des sich selbst schätzenden Ich eine allgemeingültige Theorie der Poesie nach den notwendigen Richtungen des menschlichen Gemüths in der A. L. Z. sehr feierlich ankündigte; und der jüngere, welcher durch den transzendentalen Idealismus in der Griechheit aufräumen wollte. Hierzu

kamen noch einige Beiläufer, sonderlich ein gewisser Herr Tieck, der, ohne irgend etwas Sonderliches geschrieben zu haben, wegen eines ganz elenden Romans, genannt die Geschichte William Lovells, von Herrn A. W. Schlegel plötzlich im Intelligenzblatte der A. L. Z. zum großen Dichter geschaffen ward, eben so wie das intellektuelle Ich die ganze Welt der Erscheinungen schafft, durch einen einzigen Akt der Freyheit.

Diese Herren traten in eine enge Verbindung, welche man wohl den geheiligten Kreis nennen kann; denn sie hielten sich wechselsweise für die Auserwählten, welche vermöge der von Herrn Fichte erfundenen neuesten Philosophie alles besser wüßten, als andere Leute, oder eigentlich, sie hielten sich für diejenigen, welche allein alles wüßten, so wie man es wissen soll. Sie sagten einer dem andern ganz ernstlich, es sey das ganze gelehrte Deutschland auf ihr Beginnen höchst aufmerksam, oder sollte es doch seyn, und durch oftmaliges Sagen und Widersagen in ihrem kleinen Kreise, glaubten sie endlich ganz ehrbar, über ihre neuesten auf den transscendentalen Idealismus gebaueten Schriftchen wäre das ganze Zeitalter in der äußersten Spannung; und das glauben die guten Leute wirklich noch, weil dieser Glaube sie so sehr glücklich macht! Daher sprechen sie in ihren Schriften nicht selten sehr feierlich „von dem neuen Zeitalter, das mächtig heranrückt zur Wiedergeburt aller Wissenschaften und Künste!“ Daneben glaubt jeder von den Herren, er sey ein großer Mann, der transscendentale Idealismus sei das einzige Wissen; wer diesen nicht annehme, sei ein Dummkopf, welcher sich nicht zur Höhe der Spekulation erheben könne; sie sämtlich sähen über alle deutsche Gelehrte weit weg, das Zeitalter verehere sie, sie hätten schon dessen unendliche Progressivität geweckt, die Wissenschaftslehre habe schon aller Gedanken umgekehrt, und in Kurzem werde allenthalben das Setzen des reinen Ichs allein regieren; und dann würden sie, die sechs oder sieben auserwählten Idealisten, als die einzigen großen Männer in Deutschland erkannt werden, welches sie eigentlich jetzt schon wären. Das sagten sie sich wechselsweise so oft, daß sie bis jetzt ganz vergessen an der Wahrheit ihrer Einbildungen zu zweifeln. Es ist ein charakteristischer Zug aller der neuern transscendentalen Idealisten, von Herrn Fichte an bis auf den geringsten von ihnen, daß sie gar keiner Achtsamkeit auf Gegengründe offen sind. Alles was sie meinen, was sie durch ihr dialektisches Formenspiel in ihrem Ich konstruieren, glauben sie so gewiß zu wissen, als sie von sich selbst wissen, und sie wissen ja von sich, daß sie die großen Männer sind, die das Zeitalter leiten! In diesem Glauben nun, gaben die Herren das philosophische Journal, das Athenäum, die Ideen über die Naturphilosophie, die Bücher über die Griechheit und die objektive Poesie, nebst dem Roman Lucinde und dem Schauspiele Genoveva [von Tieck] heraus, welche alle der geheiligte Zirkel, nebst der von Herrn Fichte angekündigten pragmatischen Religionsphilosophie als unsterbliche Werke pries, „die den Wendepunkt der Kunst und Wissenschaft bezeichnen, an welchem das Zeitalter jetzt steht“. Die deutsche vernünftige Lesewelt war

nun eben nicht dieser Meinung, sondern hielt alle diese Bücher, so wie sie erschienen, für unbedeutende Schriften voller Prätension [Anmaßung] und leerer hochtrabender Phrasen, welche oft nahe an Unsinn gränzten. Daher machten auch alle diese Schreibereien keinesweges vorzügliche Sensation; sie wurden widerlegt und verspottet, und sehr wenige glaubten, daß der transscendentale Idealismus, das Athenäum und Tiecks Poesie etwas für das Zeitalter sonderlich Wichtiges wäre.

Die Herren nahmen dies fast übel, da billig, nach Fichtens Versprechen, alle Gedanken, ausgenommen die seinigen und die ihrigen, ausgerottet sein sollten. Sie glaubten aber deshalb nicht minder, daß sie und die Ihrigen die einzigen großen Philosophen, Physiker und Poeten wären; und ob es ihnen gleich viel Pein machte, fast nirgends dafür gehalten zu werden: so verbissen sie doch noch ihren Mißmuth, so lange man nur noch in Jena zu höflich oder zu nachsichtig war, etwas an ihnen ins Gesicht zu tadeln. Kaum geschahe dieses aber, so verloren sie alle Fassung, und glaubten, die A. L. Z. sey mit Bosheit wider sie erfüllt, und habe folglich allen Werth verloren, den sie sonst etwa könnte gehabt haben. Unglücklicher Weise haben sie die Aktenstücke ihres Unwillens öffentlich bekannt werden lassen, welche weder von ihrer Selbstkenntnis, noch von ihrer Billigkeit [Gerechtigkeit], noch von der Größe ihres Geistes ein vorteilhaftes Zeugnis ablegen. Der wahre große Mann erhebt sich über niedere Leidenschaft, er verkennt nicht fremdes Verdienst, er lobt sich nicht über die Gebühr, er läßt das, was er tut, selbst für sich sprechen, ob es lobenswürdig ist oder nicht. So handelte keiner von diesen Herren.

[...]

Es ist nur noch übrig, von Nr. 7, dem Poetischen Journal von Ludwig Tieck, etwas zu sagen, als von dem zweyten Theile des Wirkungskreises, den die geheiligte Verbündung der zur transscendentalen Philosophie und Kunst vereinigten Idealisten sich ausgezeichnet hat.

Herr Ludwig Tieck war vom Anfang seiner literarischen Laufbahn an ein höchst unbedeutendes Wesen. Er schrieb allerley Romane, wovon keiner Wurzel fassen konnte, sondern jeder in dem Augenblicke verwelkte, da er aufsproßte: Abdallah, eine morgenländische Erzählung, William Lovell in drei Bänden, Peter Leberecht in zwei Bänden, Volksmärchen von Peter Leberecht, als da sind [enthaltene]: der Ritter Blaubart, der Gestiefelte Kater, die Schöne Magelone und Graf Peter, die Schildbürger, die Sieben Weiber des Blaubart (von ihm unter dem Namen [Pseudonym] Gottlieb Färber geschrieben, und seiner eigenen werten Person, unter seinem nom de guerre [Künstlernamen] Peter Leberecht zugeeignet), und was der schönen Sachen mehr waren, die kein Mensch lesen wollte, und wer sie zu lesen anfang, bald wieder verächtlich wegwarf. Herr Tieck übersetzte auch den Sturm von Shakespeare, und fügte dieser Übersetzung eine so kahle Abhandlung über Shakespeare bei, daß selbst in der A. L. Z. jemand (vermutlich Hr. A. W. Schlegel) zu verstehen gab, sie wäre doch fast gar zu schlecht. Indes scheint diese Übersetzung die Aufmerksamkeit des

gedachten Hrn. Schlegel auf gedachten Hrn. Tieck gezogen zu haben, so daß er sich entschloß, aus ihm etwas zu machen. Und

*... incertus scamnum faceretne Priapum,
Maluit esse Deum!*

*[... unsicher, daß er nicht dem Priapus eine Stütze verschaffe,
Wollte er lieber Gott sein!]*

Herr A. W. Schlegel versicherte nämlich ganz unvermutet, mit Unterschrift seines Namens, in dem Intelligenzblatte der A. L. Z., die Geschichte William Lovells, bei welcher bisher jedermann gegähnt hatte, der sie von ohngefähr [zufällig] in die Hand nahm, sey ein vortrefflicher Originalroman. Herr Schlegel handelte hier wie ein echter transcendentaler Idealist, der allemal in seinen Konstruktionen von der Idee zum Objekte schreitet, nicht umgekehrt. Anstatt von dem Objekte, den Schriften Ludwig Tiecks, zu der Idee fortzuschreiten, welche man sich von der Beschaffenheit der Talente des Verf[assers] zu machen hätte, ging er von seiner Idee aus: er sei der Mann, welcher nach Belieben kleine Wichte für große Geister erklären könne, und so erklärte er, wie schon gedacht, Herrn Ludwig Tieck plötzlich für einen großen Dichter. Seitdem ist dieser in den geheiligten Kreis der originalen Menschen eingeführt worden, welche auf der Höhe des Zeitalters stehen, und es ist ihm von den Machthabern des neuen Zeitalters Vollmacht gegeben worden, Gedichte zu machen; welche aber dennoch ziemlich lahm sind, selbst auch die Tragödie >Leben und Tod des kleinen Rotkäppchens<, und das Trauerspiel >Leben und Tod der heiligen Genoveva<, welche Stücke er machte, da er schon ein Genosse des neuen Zeitalters war. In beiden Trauerspielen kommt allerlei Vieh zum Vorschein, im Rotkäppchen ein Wolf, ein Hund, eine Nachtigall, ein Ku[c]ku[c]k, in der Genoveva eine Hirschkuh. Durch beide [Werke] hat er sich zum Shakespeare des heiligen Kreises qualifizieren wollen, sowohl im Komischen als im Tragischen. Denn die Tragödie Rotkäppchen soll wirklich komisch sein; welches aber nicht recht gelingen will, so wie das Trauerspiel Genoveva wirklich tragisch sein soll; welches auch schlecht von statten geht, wenn gleich zuweilen darin ein Blick von Sinn zu seyn scheint, der aber wie ein Blitz verschwindet. Denn Herr Tieck ist im Komischen und Tragischen immer Ludwig Tieck, d. h. ein gar langweiliger Geselle, dessen eigenthümliche Geistesphysiognomie beständig dem Leser vor Augen liegen bleibt. Wenn er sich auch noch so sehr quält, um excentrisch zu sein: so ist und bleibt er doch immer der leibhaftige lahme Peter Leberecht. Darüber gibt ihm in der Tragödie Rotkäppchen ein Jäger eine sehr heilsame Lehre, die er nur recht wohl erwägen sollte, ehe er künftig mehr dichtet:

Die ganze Welt kann doch nicht wie deine Mütze sein!

In dem ersten Stücke des Poetischen Journals ist befindlich:

1.) Eine Einleitung. In derselben stehen allerhand schöne Sachen, z. B. „daß mit den Minnesängern und Hans Sachs die eigentliche Schule der deutschen Poeten untergegangen sey“. Seit Hans Sachs findet Hr. Ludwig Tieck keinen einzigen deutschen Dichter als Goethe, und ist so bescheiden,

nicht einmal sich selbst zu nennen! Dabey sind folgende Zeilen bemerkenswert, welche zugleich zeigen, daß Herr Tieck zu dem heiligen Kreise gehört, und daher auf der Höhe des Zeitalters zu stehen meint, und daß er beflissen ist, dem Herrn von Göthe über seinen künftigen unbeschreiblichen Einfluß, NB. auf die Wissenschaften, eben so herzhaft Komplimente zu machen, als Herr Schelling. Er sagt: „Es hat sich ein lebendiger Geist in allen Zweigen der Literatur geregt, und die Wirkung, die Göthe noch in Zukunft durch sein Beispiel auf alle Wissenschaften haben wird, ist eben so gewiß, als sie sich nicht berechnen läßt; denn es darf nur irgendwo Ernst mit der Erkenntnis werden: so entzündet ein großer Geist Freyheit und Enthusiasmus weit um sich her. Jetzt ist aber auch die Zeit, in welcher sich notwendig die Widersprüche der verschiedenen Parteyen und Meinungen am heftigsten und schneidendsten zeigen müssen; die neuere Welt“ - (d. h. die neuere Philosophie und Poesie) - „wird unter Schmerzen und Beängstigung ihrer Mutter, der alten Zeit, an das Licht geboren“.

2) Die neue Zeit, ein Gedicht, welches der eben gedachten Geburt der neuesten Philosophie, und besonders der neuesten Poesie gewidmet ist. Da sieht Herr Tieck im Geiste viel Schönes, wie es ihm und den Seinigen künftig ergehen wird. Er weissagt unter andern:

Wie staunt der Erdkreis ob den längst Verkannten,
Sie grüßen sich, nun ist die Welt erst ihr,
Die Menschen alle fühlen sich Giganten.

Kyrieelleis! [Herr erbarme dich!]

3) Briefe über W. Shakespeare. Insofern sie Shakespearen angehen, ganz im Tone und Gehalte von Hrn. Tiecks ehemaliger Abhandlung über Shakespeares Sturm; nur sind diese Briefe noch unendlich viel weitschweifiger. Der Herr Verf. schreibt an einen lieben Freund allerlei unter einander: von seinen Spazierritten, von einem Marionettenspiel [mit Titel] die Höllenbraut, vom Hanswurst, von einem Manne im braunen mit Tressen besetzten Rock, der sehr gegen das Schatzgraben eingenommen war; u. dergl. m. - alles in Briefen über W. Shakespeare, worin fast nichts von Shakespearen vorkommt. Das mag dem lieben Freunde, dem vielleicht, so wie Hrn. Tieck, mittelmäßiges Geschwätz gefällt, sobald es von Freunden kommt, recht lieb gewesen sein; aber solch fades Zeug hätte nicht gedruckt werden sollen: denn allen andern Lesern ist das Gähnen allzunahe gelegt.

4) Der neue Herkules am Scheidewege, eine Parodie. In Knittelversen. Der Autor, Herr Tieck, sitzt in dieser Parodie in seiner Stube, und läßt allerlei Personen vor sich erscheinen, die jeder ihr Gesetzchen Knittelverse hersagen, und von dem Autor wieder ihr Klebeläppchen hinnehmen. Und was das Hübscheste ist, sie sprechen alle über den Herrn Autor. Sogar erscheint ihm Lessings Geist, und spricht - gerade so, wie - Ludwig Tieck. Natürlich! denn es kann sich niemand über seinen

Gesichtskreis erheben: Tieck nicht zu Lessingen. Goethe läßt einmal Bahrdten von seinem Neuen Testamente sagen:

*Da kam mir'n Gedank' von ungefähr;
So redt' ich, wenn ich Christus wär!*

Übrigens sollen diese Knittelverse satirisch sein. Wenn Hr. Ludwig Tieck in Prosa und in Versen mit seiner Anmut ein wenig wirtschaftete, wenn er die sechs oder sieben leidlichen Einfälle in diesen Knittelversen auf drei oder vier Seiten zu sagen gewußt hätte: so möchten sie sich allenfalls lesen lassen. Aber er hat die lahme Dichtung 114 Seiten lang gedehnt. Nun unterlasse das Gähnen wer kann! Am Ende erscheint der wahre Ruhm, ernsthaft sprechend, nicht in Knittelversen, sondern, wie es einer vornehmen Person gebührt, in fünffüßigen Jamben, und Herr Tieck stürzt in die Knie. Herr Tieck wird sich als Dichter sehr ändern müssen, wenn ihm je der wahre Ruhm erscheinen soll. Der Ruhm, welcher solchen Herren auf ihrer Stube erscheint, pflegt nicht der wahre zu sein, und reicht auch nicht aus der Stube heraus. [...]

7) Das jüngste Gericht. Eine Vision. Im Traume gemacht, und für den Schlaf der Leser berechnet. Die Vision betrifft allerhand Leute, denen etwa Herrn Tiecks Gedichte nicht mögen gefallen haben, und die daher ihm auch nicht gefallen. Weil er nun beim Schlafengehen an dieses Mißfallen mag gedacht haben, so hat er sogar davon geträumt.

8) Erklärung, die allgemeine Literaturzeitung [A. L. Z.] betreffend: Herr Ludwig Tieck erklärt nämlich, er wolle nunmehr nicht die Übersetzung des Shakespeare von A. W. Schlegel in der A. L. Z. rezensieren, „weil es ihm Hr. Schütz [der Herausgeber], nach seinem Gefühle, unmöglich gemacht hat, im Fache der schönen Künste in die A. L. Z. Rezensionen einzusenden.“ Eine sehr unnöthige Erklärung! Es versteht sich ja von selbst, daß Ludwig Tieck, nachdem sein Herr und Schöpfer A. W. Schlegel von der A. L. Z. abgegangen ist, dabei nicht bleiben kann. Der Schatten verschwindet mit dem Körper! Auch versteht sich wohl, daß nunmehr die Redaktoren der A. L. Z. von L. Tieck weder Rezensionen verlangen, noch annehmen werden, wozu sie schon, wie man aus Nr. 3 siehet, vorher eben nicht viel Neigung scheinen gehabt zu haben. Doch sey es damit wie es wolle, wozu soll darüber eine öffentliche Erklärung geschehen? Es konnte allenfalls den Redaktoren, und auch vielleicht einigen Lesern der A. L. Z. nicht gleichgültig sein, ob A. W. Schlegel an der A. L. Z. ferner Anteil nehme oder nicht; ob es gleich eine ziemliche Portion Eitelkeit und kleinlichen Widerwillen anzeigte, daß er so feierlich und mit solchen seltsamen Beschuldigungen durch eine öffentliche Erklärung seinen Abschied davon anzeigte. Aber, wem in aller Welt kann das Geringste daran gelegen sein, zu wissen, ob Ludwig Tieck, der Vater von lauter totgeborenen Geisteskindern, an irgend einem literarischen Werke Antheil nimmt oder nicht!

Das zweite Stück. So mager und uninteressant nun auch das erste Stück des Poetischen Journals ist: so hat doch Herr Tieck Mittel gefunden, das zweite Stück noch uninteressanter zu machen. Sechs Siebenteile des Raumes [Umfangs] nimmt ein:

1.) Epicoene oder das stumme Mädchen, ein Lustspiel des Ben Jonson. Also schon so früh sollen Uebersetzungen in dieser schalen Sammlung die Lückenbüßer sein! Wer einigermaßen Ben Jonson und das steife Wesen seiner Lustspiele kennt, kann sich leicht vorstellen, welch eine langweilige Leserei diese Übersetzung ist. Die wenigen übrigen Blätter werden ausgefüllt, durch:

2.) Briefe über W. Shakespeare. Es ist nur ein Brief von Hrn. Tieck, und zwar wieder an den bewußten lieben Freund. Den Anfang macht ein abermaliges Bedauern, daß Hanswurst und Lipperle nicht mehr da sind, und er bezeugt Hoffnung, daß sie in einer andern Gestalt wieder erscheinen werden, womit er auf seine eigenen Parodien und sein rothes Käppchen [Rotkäppchen] zu zielen scheint; denn an sich selbst denkt der gute Mann immer zuerst. Hernach wird berichtet, „daß man Diderot und Lessing als die Erfinder und Einrichter unsers gegenwärtigen, häuslichen, natürlichen, empfindsamen, kleinlichen, und durchaus untheatralischen Theaters ansehen muß.“ Dadurch soll denn nun das Suchen nach der Natur entstanden sein, wornach die jetzigen theatralischen Dichter, sagt Herr Tieck, „sich nicht verdrießen lassen, Küche, Keller, Boden, Wohn- und Visiten-Stube zu durchforschen, auch das menschliche Herz belauern.“ Aber, setzt er hinzu: „Dieß wird aufhören“ - denn - „die kolossale Natur“ (vermutlich doch in der Larve der heiligen Genoveva, oder der schönen Magelone, oder des großen Christophs) - „steht hinter ihnen, und schaut ihnen mit einer Miene zu, von der man nicht sagen kann, ob sie Bedauern oder Spott ausdrückt!“ Ja freylich! Man kann überhaupt nie sagen, was die kolossale Natur des Herrn Tieck ausdrücken will; daß er aber weder ein Diderot noch ein Lessing ist, damit hat es seine gute Richtigkeit!

Immer haben wir bisher noch nichts in diesem Briefe über W. Shakepeare [gelesen]; aber nun gibt uns Herr T[ieck] einen ganz neuen Gedanken. Es ist bekannt, daß zu Shakespeares Zeiten auf den engl. Theatern alle weibliche Charaktere von jungen Männern vorgestellt wurden. Dies ist Herrn Tieck ein Grund zu glauben: „daß das Schauspiel und die darstellende Kunst zu jener Zeit weit größer müsse ausgeübt worden sein, als in unsern Tagen. Den Zuschauern blieb unaufhörlich der Genuß der Nachahmung; sie konnten nie gestört werden, und alle die falsche Delikatesse, die Prüderie, die immer wieder unsittlich wird, fielen von selbst weg. Außerdem aber war der Genuß ein Kunstgenuß, statt, daß bei uns die Weiber als Weiber in Betrachtung kommen, daß sie nach ihren Organen, Kräften, Talenten und Manieren jeden Charakter modeln“, - (nämlich jeden weiblichen Charakter, welche falsche Delikatesse nämlich von den jetzigen Schauspielerinnen sehr unrecht angewendet ist, und allen Genuß der Nachahmung und Kunstgenuß stören muß!) - um nur zu gefallen,

woraus auch entstanden ist, daß bei uns Dichter für die oder jene Person Rollen und Stücke erfunden haben“ - (eine höchstschlaue Bemerkung! denn wenn eine Weiberrolle durch einen Jüngling gespielt wird, so kann ja kein Dichter für ihn eine Rolle oder Stück erfinden, damit er sich darin vorzüglich zeigen und gefallen möge!) - um sie in allen Attitüden zu präsentieren, und ihr Gelegenheit zu geben, sich wie ein Instrument unter den Händen eines geschickten Virtuosen auszuspielen. Wir haben uns die Mühe nicht verdrießen lassen, diese ganze Stelle abzuschreiben, um eine Probe des seltenen Scharfsinns zu geben, womit Herr Tieck künftig den Shakespeare kommentieren wird. Wer außer ihm hätte aus dem kleinen Umstande, daß zu Shakespeares Zeiten die Weiberrollen von Jünglingen vorgestellt wurden, so ganz neue Folgen [Folgerungen] ziehen können! Und er eröffnet dadurch auch ganz neue wichtige Aussichten auf andere Theater. Wir begreifen nun mit einem Male, warum auf den Operntheatern in Rom, und auf den Bühnen in den Jesuiterschulen die darstellende Kunst weit größer ist, als auf den sonst so berühmten Theatern zu Paris und London. Niemand hat sogar dies bisher glauben wollen; aber nunmehr ist kein Zweifel, daß es so sein muß, da auf jenen die Weiberrollen durch Jünglinge vorgestellt werden, und also alle falsche Delikatesse wegfällt. Da Herr Tiecks auf die kolossale Natur berechnetes Trauerspiel *Genoveva* gewiß auf allen deutschen Theatern nächstens muß gespielt werden, so wird er auch unfehlbar dafür sorgen - um nicht den Kunstgenuß zu vermindern - daß man nicht etwa die Rolle der heiligen *Genoveva* aus Prüderie von einem Frauenzimmer darstellen lasse; besonders aber muß er besorgt sein, daß die *Hirschkuh*, welche er an der Hand der heiligen *Genoveva*, in einer höchst beweglichen Szene auf dem Theater erscheinen läßt, gewiß durch einen jungen Spießier vorgestellt werde; denn Herr Tieck ist ein Dichter, der viel zu sehr ins Große zu zeichnen gewohnt ist, als daß er, unsern untheatralischen *Diderotschen* und *Lessingschen* Theatern zu Liebe, die Szene ausdrücklich für die *Hirschkuh* sollte erfunden haben, um sie in allen Attitüden zu präsentieren.

Nun kommt der zweite Brief, welchen Herr Tieck an sich schreiben läßt. Er enthält das Lob des Lustspiels [*Epicoene* oder] das stumme Mädchen von *Ben Jonson*, dessen Übersetzung vorn [am Anfang] zu lesen ist; und zwar läßt er sich auffordern die hauptsächlichsten Stücke *Jonsons* zu übersetzen, und man denke einmal warum? - weil sie ein indirekter Kommentar zum *Shakespeare* sein sollen! - Was doch der sorgfältige Tieck nicht alles für *Shakespeare* tun will! Er will uns einen direkten Kommentar über den *Shakespeare* liefern, voller ganz nagelneuer Entdeckungen, wovon wir unsern Lesern eben eine so schöne Probe gegeben haben, und nun will er auch noch durch die Übersetzung des *Ben Jonson* einen indirekten Kommentar hinzutun; und alsdann vermutlich auch noch einen direkten Kommentar über den indirekten Kommentar; denn, wer kann zweifeln, daß Herr Tieck mit seiner *Shakespearischen* Divinationsgabe auch im *Ben*

Jonson entdecken wird, was sonst kein Mensch darin fand. Der Brief, worin er sich zu dieser Übersetzung auffordern, und das von ihm schon übersetzte Stumme Mädchen so schlaue loben läßt, ist unterschrieben: „Ihr Freund, Kritik.“ Aber Kritik ist wahrlich nicht in solcher Aufforderung, vielleicht wäre der Brief charakteristischer unterschrieben: „Ihr Freund, Ingenii Largitor [Ihr Freund, der freigebige Geist] - Denn Ben Jonsons Werke machen in der alten Ausgabe einen tüchtigen Folianten aus, und in der neuen schon sehr raren Ausgabe des Whalley sieben starke Oktavbände. Herr Kritik oder Herr Venter fordert zwar Herrn Tieck nur auf, sieben hauptsächliche Stücke von Jonson zu übersetzen; aber zum indirekten Kommentar ist ja jedes von dessen Stücken hauptsächlich, und l'appetit vient en mangeant [der Appetit wächst beim Essen]! Sonderlich, wenn man dergleichen hauptsächliche Stücke, mögen sie nun steif und langweilig sein oder nicht, erst ins Poetische Journal einrückt, und sie hernach besonders [in einer Gesamtausgabe] zusammen druckt, sind sie doppelt direkt [finanziell] brauchbar.

Nun folgen noch unter der Aufschrift Erinnerung und Ermunterung:

3.) Zwanzig Sonette, jedes an einen guten Freund Herrn Tiecks gerichtet. Daß auch an A. W. Schlegel und Fr. Schlegel, an jeden eins gerichtet ist, und daß ihnen geweissagt wird, daß sie bald große Dinge ausrichten werden, versteht sich. Man merkt wohl, daß Herr Tieck seine guten Freunde auf ganz neue Art loben will (zu Herrn Fr[iedrich] Schlegel sagt er: „Du bist das reine zorn'ge Liebesfeuer!) außerdem aber sind diese Sonette Versuche, sich in schwerem Reimgeklänge zu üben, dem sich dann allerley so viel [als] möglich weithergeholte Gedanken und fremde Worte anpassen müssen, so gut sie können. Zum Beweise wollen wir das Sonett an den oben S.170 erwähnten Herrn Bernhardt hersetzen, worin Herr Tieck sehr weit ausholt, um den armen Mann darüber zu trösten, daß jetzt niemand dessen Bambocciaden hat lesen mögen; aber ihm auch weissagt, daß es künftig besser werden wird:

*Schwer hängen an der Welt-Uhr die Gewichte,
Und treiben sie doch langsam nur zum Gange,
So manche Tugend geht bey uns im Schwange,
Doch stehn wir uns nur selber stets im Lichte.*

*Die Menschheit schreitet fort, und manchem Wichte
Wird bey den vielen Widersprüchen bange,
Fast jeder fragt, wohin er denn gelange,
Und zweifelt immerdar an dem Berichte.*

*Du lachst ob allen diesen ernsten Possen,
Läßest den Wagen unbekümmert fahren,
Und glaubst, er werde wo die Fracht abladen.*

*Noch werden sie auf stein'gem Weg zerstoßen,
Absteigend lieben sie in bessern Jahren
Den freyen Sinn, die heitern Bambocciaden.*

Es ist gewiß ein guter Trost gegen das Übel, daß es mit dem Beyfall der Bambocciaden langsam geht; da so sogar die Welt-Uhr die Welt nur langsam zum Gange treiben kann, und daß die Menschheit erst fortschreiten muß, ehe die Werke eines Mannes Beyfall finden können, der, wie wir eben gedruckt lesen, ein Schwager Herrn Tiecks ist [Bernhardi heiratete Sophie Tieck]. Dabey merkt man, daß Herrn Tieck das Versifizieren noch sehr sauer ankommt, und besonders daß er den rechten Weg zum Sonettmachen noch nicht gefunden hat, so daß Reime und Gedanken auf seinem steinigem Wege sehr zerstoßen werden. In dem 20sten Sonett scheint er darüber einen Anfall von Selbsterkenntnis bekommen zu haben. Er sagt:

*Noch will mir nicht die Melodie genügen,
Es ist als fehlen mir noch Harmonieen.*

Ja freylich, so ist es! Aber darüber kümmert sich der gute Herr Tieck so sehr, daß er sich in eben dem Sonett den Tod wünscht. Er sagt:

*Ich ahnde was den Mißklang wird besiegen,
Das ist es, wonach alle Wünsche ziehen,
Dem Tode zu, das tiefe ew'ge Sehnen.*

Das ist zu viel! Warum will er denn gleich sterben? Er darf ja nur weder Verse machen, noch seine Zeit mit einem so schalen Poetischen Journal verderben. Wir wünschen, er möge noch leben, und, seinen Kräften gemäß, etwas Nützlicheres vornehmen:

*Ah Corydon, Corydon, quae te dementia cepit!
Quin tu aliquid saltem potius quorum indiget usus,
Viminibus mollique paras detexere junco!*

*[O Corydon, Corydon, welch ein Wahnsinn hat dich ergriffen!
Warum gehst du nicht lieber daran, etwas Wirtschaftsgerät dir
Wieder aus Weidengezweig und weichen Binsen zu flechten?]
Wr. Sh. [Kürzel für Friedrich Nicolai]*

Anstatt seine Energie auf das Dichten von schöngeistigen Werken zu verwenden, verfasste Ludwig Tieck, wahrscheinlich auf Drängen der Gebrüder Schlegel, beleidigende Satiren auf Verleger und Dichterkollegen. Was ihm das einbrachte, erforschte Hans Günther in seiner Inaugural-Dissertation mit Titel >Romantische Kritik und Satire bei Ludwig Tieck<, Leipzig 1907:

[Ab S. 45:]

Zwei Richtungen waren es vorzüglich, an denen die Aufklärung Ärgernis nahm: die Neigung Tiecks zum Katholizismus und seine Bemühungen um altdeutsche Kunst und Literatur.

Es war klar, daß der Versuch, den Katholizismus dichterisch zu verherrlichen und zu verklären, die protestantische norddeutsche Aufklärung aufs äußerste reizen mußte: in dieser Bemühung sahen sie

einzig eine Beschönigung, wo nicht Glorifizierung des Aberglaubens, des Mittelalters; und der Wiedererweckung der altdeutschen Kunst und Poesie standen sie (zum größten Teile wenigstens¹²³) verständnislos gegenüber.

Daß sie außerdem den satirischen Literaturkomödien nicht besonders hold sein konnten, ist nach dem Gesagten nicht zu verwundern: ihre gewöhnliche Taktik ist die, daß sie Tieck den Vorwurf machen, er habe die Aufklärung schlecht verstanden.¹²⁴

Es kann nicht fehlen, daß die Rezensionen von Tiecks Werken auch manche polemische Anspielungen auf seine Freunde, die Schlegel, enthalten, mit denen Nicolai ganz zerfallen war. Dasjenige Werk Tiecks freilich, das ganz im Sinne Nicolais verfaßt ist, der Peter Lebrecht, wird (bis zum Jahre 1801) beständig gelobt:¹²⁵ selbst Carl August Nicolai in seiner boshaften Anzeige erwähnt es noch anerkennend.

Dagegen fand der Abdallah und der W[illiam] Lovell – obwohl noch in Nicolais Verlage erschienen - keine Gnade: der Abdallah wird als falsche Ware, als Zauber- und Gespenstergeschichte, abgelehnt,¹²⁶ und im W. Lovell ist der Rezensent mit gewissen poetischen Ausdrücken unzufrieden, tadelt die mangelnde Charakterzeichnung und rügt die Verführungsszenen, die den guten Geschmack beleidigten.¹²⁷

Viel schärfer und gereizter ist aber der Ton, wenn es sich um die Beurteilung jener Werke handelt, die in versteckten Anspielungen die Aufklärung verspotten: die ersten beiden Bände der „Volksmärchen“ tragen dem Verfasser die Versicherung ein, daß er „für „sein Ideal des Lesers ein Ideal eines nicht gescheiterten Werks „aufgestellt habe“.¹²⁸

Am bittersten aber ergießt sich der Zorn der Rezensenten über den „Sternbald“ und über die „Romantischen Dichtungen“.

Der Rezensent (ein gewisser Langer) hatte es sogleich herausgefunden, daß der Held nur ein frömmelnder, wohl gar ins Mystische gleitender Malergesell sei; das Ganze erschien ihm voll inneren Widerspruchs, leerer Ausdehnung [des Buches] und unfruchtbarer Abenteuerlichkeit. Wiederum werden die anstößigen Szenen getadelt (Tieck

¹²³ Fußn. Günther: Vergl. jedoch: >Berlinische Monatsschrift<, Nov. 1796, die sogar Proben „vaterländischer Dichtkunst“ mitteilt: Gedichte von „Heinrich von Veldeck“; „Graf Rudolf von Neuenburg“ ec.

¹²⁴ Fußn. Günther: N. a. d. B. (= Neue allgemeine deutsche Bibliothek), Band LV, S. 146.

¹²⁵ Fußn. Günther: Ebenda, Band XXIII, II, S. 526 (1796). Band XXXII, I, S. 155 (1797). Vergl. auch Berlinische Monatsschrift, Dez. 1796.

¹²⁶ Fußn. Günther: Ebenda, Band XXXIX, II, S. 340.

¹²⁷ Fußn. Günther: Ebenda, Band XX, S. 389 (1795). Band XXXII, S. 154 (1797).

¹²⁸ Fußn. Günther: N. a. d. B., Band XXXVIII, II, S. 439 (1798). Noch einmal wird eine Erzählung aus den „Volksmärchen“ (Schriften, Band IV, S. 229), nämlich die „Wundersame Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence“ bei Gelegenheit einer Athenäums-Rezension erwähnt, wo es heißt: „Der Verf. der „Wundersamen Liebesgeschichte ...“, Herr Tieck, ein gar „armer und schwacher Heros, werde neben dem Heros Goethe dennoch genannt; wiewohl sonst nichts geduldet werde als nur das Höchste und Vortrefflichste“ (N. a. d. B., Band LV, S. 42).

hat in der Tat in der späteren Ausgabe einige Liebesszenen gestrichen¹²⁹) und zum Schluß meint der Rezensent etwas vornehm, zugleich mit einem Stich auf A. W. Schlegel: Nur die Empfehlung eines sonst witzigen [gewitzten] und kenntnisreichen Beobachters habe ihn veranlaßt, das Buch [überhaupt] in die Hand zu nehmen.¹³⁰

Es ist charakteristisch, daß in den Rezensionen der „Romantischen Dichtungen“ fast ausschließlich über die eingelegten altdeutschen Gedichte oder über die alten Sagenstoffe gespottet wird: „Bänkelsängerei des 16. Jahrhunderts“ - „poetische Visionen, durch die „der Pöbel geschreckt werden soll“¹³¹ - das sind die Eindrücke, die die Rezensenten von dieser Poesie empfangen.

Die Genoveva wird öfters herangezogen - in ihr und im Oktavian schien man ein offenes Bekenntnis von Tiecks katholischen Neigungen zu haben.

Derselbe Rezensent, der über die schöne Melusina geurteilt hatte: „man fände hier die Naivitäten des allen Vetteln und Handwerksburschen bekannten Märchens ... , die in zum Erbarmen sich „schleppender Prosa daherhinken“,¹³² verwirft natürlich auch die Genoveva, von der es heißt: „... Welcher Hausvater oder Erzieher wird unbedachtsam genug sein, seinem Zöglinge Träumereien in die Hände zu geben, woraus für Geist und Sprache sich gar nichts holen läßt?“

Die Romantischen Dichtungen werden weiterhin „Gewäsch“ genannt - fänden sie Beifall, so ginge daraus hervor, daß es mit dem Fortschritt unsrer Kultur sehr mißlich aussehe.¹³³

Nicht ohne geheime Schadenfreude werden die gehässigen Briefe Merkels einmal herangezogen; höhnisch fragt der Rezensent am Schlusse: „... Wozu soll man einem gebildeten Frauenzimmer in Berlin auseinandersetzen, daß Tiecks Genoveva ein elendes Machwerk ist?“¹³⁴

Noch 1802, bei Gelegenheit einer Rezension von Klingemanns Buch: „Was für Grundsätze müssen eine Theater-Direktion bei der Auswahl der aufzuführenden Stücke leiten?“ werden, als Klingemann Tiecks Genoveva heranzieht, um einen Satz zu erläutern, ausgesucht höhnische Bemerkungen dazwischen geworfen, die vielfach eine antikatholische Spitze haben und den „poetischen Weltheiland Ludwig Tieck“, diese „Tiecksche Wasserpoesie“ (eben die Genoveva) herabsetzen.¹³⁵ In bare Schimpferei artet eine Kritik Schinks über den Oktavian aus,¹³⁶ der kurz und gut als ein

¹²⁹ Fußn. Günther: Vergl.: J. Minors Ausgabe von „Franz Sternbalds Wanderungen“, Deutsche National-Literatur, Band CXLV.

¹³⁰ Fußn. Günther: N. a. d. B., Band XLVI, S. 329 (1799).

¹³¹ Fußn. Günther: Ebenda, Band LV, S. 146.

¹³² Fußn. Günther: N. a. d. B., Band LVIII, S. 352.

¹³³ Fußn. Günther: Ebenda, Band LVIII, S. 352 (1801).

¹³⁴ Fußn. Günther: Merkels „Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur“ wurden in Band LVI, S. 455f. rezensiert.

¹³⁵ Fußn. Günther: Band LXXIII der N. a. d. B., S. 311f.

¹³⁶ Fußn. Günther: Band C, S. 317f.

„höchst trauriges Denkmal poetischen Elends“ bezeichnet wird. - Nachdem die katholische Tendenz des Stückes hervorgehoben und gebührend verurteilt worden ist, heißt es am Schlusse, indem eine Stanze aus dem „Oktavian“¹³⁷ parodiert wird:

O Urpoet, leicht bist du zu enträtseln,
Dein Wassergeist enthüllt sich allzu wacker
In deinem Tun; - d'rum backe lieber Brezeln!
Und nimmer wird, was immer auch sich plack' er,
Er Dichtergeist. Trotz der Gebrüder [Schlegel] hätscheln [loben]
Bleibst als Poet du tauber Nüsse Knacker;
Umsonst posaut [lobpreist] ihr wechselnd voneinander,
Nicht Willem [Wilhelm], nicht Fritz [Friedrich] bläst dich zum
Alexander.¹³⁸

Ebensowenig fanden natürlich die von Tieck neu herausgegebenen „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ (1803) den Beifall der „Allgemeinen Bibliothek“. - Nicht ganz mit Unrecht wird allerdings geklagt, „daß es dem Herausgeber [Tieck] an allen „Eigenschaften fehle, welche ein Herausgeber einer wiederholten Ausgabe alter Denkmäler der deutschen Sprache haben müßte, wenn die Herausgabe wirklich nützlich sein sollte“.¹³⁹ Dagegen heißt es von der herrlichen Vorrede, die Jakob Grimm zum Studium des Altdeutschen begeisterte: es sei, aufs mildeste gesagt, ein possierlicher Vortrag, über den weiter etwas zu sagen sehr überflüssig sein würde!¹⁴⁰

Nicolai selbst ergriff im Jahre 1801 ausführlich das Wort, um - diesmal auch an L. Tieck - eine jener „solennen Ausstümpungen“ vorzunehmen, die Fichte so ergötzlich schildert.¹⁴¹ Doch schon vorher hatte er in seinen Romanen auf Tieck gestichelt: der Roman „Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts eines deutschen Philosophen“ (1798), sowie auch die „Vertrauten Briefe von Adelheid S. ... an ihre Freundin Julie B. ...“ enthalten einige Anspielungen auf den „Gestiefelten Kater“.¹⁴²

¹³⁷ Fußn. Günther: S.: Tiecks Schriften, I. Band, S. 353.

¹³⁸ Fußn. Günther: Anspielung auf A. W. und Friedr. Schlegel. - Auch in einem Drama: „Prinz Hamlet von Dänemark“ hat Schink unsern Dichter persifliert (Berlin 1800); er erscheint darin, in der Gesellschaft von Cramer und Spieß, als „das große Licht im prächtigen Berlin“ (II. Aufz. 8. Szene); im III. Aufz. 7. Szene wird der „Gestiefelte Kater“ verspottet. Vergl. hierzu: A. W. Schlegels Werke, Band XII, S. 51. (Dieser Ausfall gegen Schink stand im Athenäum II, 2. St. S: 919).

¹³⁹ Fußn. Günther: Auch A. W. Schlegel klagt über Tiedks Flüchtigkeit in dieser Beziehung: s. Holtei, Briefe III, S. 287.

¹⁴⁰ Fußn. Günther: N. a. d. B., Band XCI, S. 304. S. auch Krit. Schriften, I. Band, S. IX, und das. S. 185f.

¹⁴¹ Fußn. Günther: Fichtes sämtliche Werke, VIII. Band, S. 20 (Berlin 1846). „Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des vergangenen und zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts, von Joh. Gottlieb Fichte. Herausgegeben von A. W. Schlegel. Tübingen 1801.“

¹⁴² Fußn. Günther: Dieser Roman, schon im Titel eine Parodie auf Schleiermachers „Vertraute Briefe über die Lucinde“ (Hamburg 1799), führte zum Bruche zwischen A. W. Schlegel und der Jenaer Literatur-Zeitung. Außer Tieck waren darin auch die Brüder

Nicolai war durch fortgesetzte Angriffe - besonders von seiten Fichtes - aufs äußerste gereizt worden: mit seiner „unsterblichen Besitzergreifungsakte“ wollte er einen vernichtenden Schlag gegen alle seine Gegner führen, unter denen auch L. Tieck nicht fehlen durfte. Nicolai glaubte ihn am entschiedensten zu treffen, wenn er ihn als A. W. Schlegels Geschöpf hinstellte, der nur durch Schlegel irgend etwas geworden sei: für ihn ist L. Tieck - dessen Peter Lebrecht jetzt in eine Reihe mit dem Abdallah, dem W. Lovell gestellt wird - mit „Sachen, die kein Mensch lesen wollte“ -- nur noch der Vater von lauter totgeborenen Geisteskindern, der Schatten A. W. Schlegels, ein höchst unbedeutendes Wesen. - Dann wird das „Poetische Journal“ im einzelnen durchgenommen, und unleugbar trifft hier Nicolai öfter die schwache Seite des Autors. So glückt es ihm besonders bei den „Briefen über Shakespeare“, wo er ziemlich leichtes Spiel hatte: doch verdirbt er sich sogar hier seine gute Stellung durch eine entsetzliche Plattitüde [auf gut Deutsch: Unsinn].¹⁴³

Der „Neue Herkules am Scheidewege“ mußte Nicolais besonderen Zorn erregen: Lessings Geist, meinte er, spreche genau so wie - Ludwig Tieck: „Natürlich! Denn es kann sich niemand „über seinen Gesichtskreis erheben: Tieck nicht zu Lessingen.“ Weislich wird hier „der alte Mann“ verschwiegen; wie denn die persönlichen Angriffe - wie Fichte meint - nur von ferne angedeutet werden.

Auch die Vision: „Das Jüngste Gericht“ wird sehr schnell abgetan; von ihr heißt es nur: „Im Traume gemacht, und für den Schlaf der Leser berechnet“.¹⁴⁴

Schlegel und ihr Kreis lächerlich gemacht worden, und die Jenaer Allg. Lit.-Zeitung brachte (26. Oktober 1799) eine günstige Rezension dieser Nicolaischen Briefe, die mit ganz deutlichen Anspielungen auf die Romantiker durchsetzt war. A. W. Schlegel, einer der bedeutendsten Mitarbeiter, kündigte hierauf in seinem Aufsehen erregenden „Abschied“ (30. Oktober 1799) das bisherige Verhältnis. Seitdem gehörte die Jenaer Allg. Lit.-Zeitung zu den heftigsten Gegnern der Romantik; der damalige Redakteur, Huber, scheute sich sogar nicht, persönliche Verdächtigungen gegen Fr. Schlegel -- wenn auch nicht aufzunehmen - so doch ihre Aufnahme zu dulden. (Vergl.: Jenaer Allg. Lit.-Zeitung vom 30. Dez. 1799.) Tieck schlug sich in dem nun folgenden Kampfe natürlich auf die Seite seiner Freunde: im „Jüngsten Gericht“ wird die Jenaer Allg. Lit.-Zeitung aufs gründlichste verspottet (Witkowski, Tiecks Werke II Band, S. 91f.); in einer „Erklärung, die Jenaer Allg. Lit.-Zeitung betreffend (Poetisches Journal, herausgegeben von Ludwig Tieck. Jena 1800. S. 247/48), sagte er sich, dem Beispiel seines Freundes folgend, von jeder Verbindung mit diesem Blatte los, dem er eine Rezension „der Übersetzung des Shakespeare von A. W. Schlegel“ in Aussicht gestellt hatte. -- Vergl. auch: Nachgelassene Schriften, II. Band, S. 41 f.

¹⁴³ Fußn. Günther: Tieck hatte aus dem Umstande, daß zu Shakespeares Zeiten Jünglinge die Weiberrollen gespielt hätten, geschlossen, daß die darstellende Kunst zu jener Zeit weit größer [großartiger] müsse ausgeübt worden sein als in unseren Tagen; indem alle falsche Delikatesse, Prüderie ... hinweggefallen sei und den Zuschauern unaufhörlich der Genuß der Nachahmung geblieben sei. (Kritische Schriften, I. Band, S. 181.) Daran knüpfte Nicolai die Bemerkung: Tieck werde die Genoveva nicht von einem Weibe darstellen lassen und ebenso statt der Hirschkuh einen jungen Speißer wählen.

¹⁴⁴ Fußn. Günther: N. a. d. B., Band LVI, S. 143f.

Ehrend muß man es anerkennen, daß weder Nicolai nod sein Organ trotz allem Zorn und allen bitteren Ausfällen nie zu wirklichen Gemeinheiten sich hat hinreißen lassen, wie etwa die „Jenaer Allgemeine Literatur-Zeitung“, die jenes Taschenbuch Falks, das Schleiermachers Karikatur brachte, beifällig anzeigte.¹⁴⁵

Der Kampf gegen die Romantik zog immer weitere Kreise: zu Anfang des neuen Jahrhunderts tobte er am heftigsten; bis etwa in das Jahr 1806 zogen sich die Streitigkeiten hin, wo dann ernstere Ereignisse die Aufmerksamkeit ablenkten.

Berlin war der Mittelpunkt dieses feindlichen Lagers; und zwei Schriftsteller waren es vorzüglich, die mit der Aufklärung selbst keine nähere Berührung hatten, ihr aber durch den gemeinsamen Haß gegen Goethe und die Romantik nahe standen, und die die neue Schule nicht bloß durch das beständige Anpreisen von Garve Wieland ec. herabzudrücken, sondern sie auch moralisch zu schädigen suchten: Jenisch und Merkel.¹⁴⁶

Den erstgenannten hatte Tieck bereits im „Peter Lebrecht“ und später in den „Schildbürgern“ angegriffen: im „Peter Lebrecht“ klagt Tieck über den Mangel an guten Satiren bei den Deutschen: er habe sich daher mit einem gewissen Gottschalk Necker (unter diesem Namen schrieb Jenisch im „Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks“) zusammengetan, der bis jezt im Arhiv des „Berlinischen“ Geschmacks gearbeitet habe, und der sich seinen Lesern, ohne ihm zu schmeicheln, als einzig in der „Kunst schlecht zu schreiben“ gezeigt haben müsse.¹⁴⁷

In den Schildbürgern kommt Tieck auf diesen „Versuch“ Jenischs wieder zurück, indem er auf die dadurch entstandene Fehde zwischen Jenisch und dem Magister Reinhard in Göttingen anspielt¹⁴⁸ - und auch der

¹⁴⁵ Fußn. Günther: Jenaer Allg. Lit.-Zeitung. 1800. IV, S. 350.

¹⁴⁶ Fußn. Günther: Außerdem erschien noch eine Flut von Pamphleten, Parodien ec.; 3. B.: „Deutschland 1803 (vollständig: „Ansichten der Literatur und Kunst unseres Zeitalters.“ 1. Heft. Deutschland 1803), eine Satire, die wahrscheinlich dem Schadowschen Kreise entstammt. L. Tieck erscheint hier auf dem „Gestiefelten Kater“ reitend; im Text wird er mit folgenden Versen verspottet:

„Stolz, auf dem Gestiefelten Rater reitet,
Die Blum' und Zierde der Didhter, bereitet
Den Musen ein tausendjähriges Reich
Und macht sie schier Jacob Böhmen gleich“ ec.

Außerdem (? von Kotzebue) „Der Turm zu Babel oder die Nacht vor dem neuen Jahrhundert. Lustspiel, das Goethe krönen wird.“ Deutschland 1801. (Deutsche Lit.-Denkm. des 18. und 19. Jahrh. Neue Folge Nr. 41 bis 54.) Das. S. 380f. Vergl. hierüber: Wielands Werke, herausgeg. von J. G. Gruber, Band LIII, S. 267f. =- Waitz, Caroline, II. Band, S. 35. Noch im Jahre 1811 erschienen: „Travestien und Burlesken“, von Julius v. Voß (Berlin 1811), der in einer Travestie: „Der gehörnte Siegfried - Romantisches Heldenspiel in einem Aufzuge“ Ludwig Tieck verspottete (bes. S. 62/63).

¹⁴⁷ Fußn. Günther: Schriften, XV. Band, S. 85/86.

¹⁴⁸ Fußn. Günther: Nämlich mit den Worten: „Als man ... vorgab, dieser Gottschalk habe „einen höchst unbedeutenden Brief nur durch einen kleinen, höchst unbedeutenden Zusatz verfälscht, entstand ein großes Geschrei im ganzen Lande.“ (Schriften, IX. Band, S. 52.) Zum Verständnis dieser Anspielung seien die Worte L. Geigers zitiert (Berliner Neudrucke,

Dichter Jenisch wird verspottet, wenn es heißt: „ ... Sie (die Schildbürger) hatten einen schlechten Dichter in ihrer Gegend, mit Namen Gottsschalk. Dieser hatte es sich herausgenommen, einen berühmten Helden weitläufig zu besingen;¹⁴⁹ er hatte dabei, „um das Gedicht poetischer einzurichten, dem großen Manne sehr unrecht getan und aus Kurzsichtigkeit hinzugelogen und weggelassen, um nur die Einheit, die er beabsichtigte, hervorzubringen, so daß in seinem Werke Geschichte und Poesie gleich sehr verfälscht war“.¹⁵⁰

Jenisch-Necker rächte sich in seinem Pamphlet: „Diogenes Laterne“ (Leipzig 1799 bei W. Rein, S. 567) an Tieck.

Dieses Buch enthält die gemeinsten Schmähungen gegen die Romantiker: Fr. Schlegel dachte sogar eine Zeitlang daran, gerichtlich gegen dieses Pamphlet vorzugehen. ...

Im Dezember 1801 ist Ludwig Tieck wieder einmal, oder sagen wir richtiger immer noch in Geldnöten und, mit siebenundzwanzig Jahren immer noch, auf der Suche nach einem festen Einkommen. Mit dem Verfassen von Satiren und Pamphleten kam er garantiert nicht auf einen grünen Zweig. Von Clemens Brentano erhielt er den wohlgemeinten Tipp, dass in Frankfurt am Theater die Stelle als Regisseur vakant war. Daher schrieb er folgenden Brief an den Vater nach Weimar, um dessen Fürsprache zu erhalten:

Goethe-Gesellschaft, 5. Brief: Ludwig Tieck an Goethe -
Dresden, den 9. Dezember 1801

II. Serie, III. Band, S. XXIVf.): „Damals war er (Reinhard, Karl von, 1769--1840) Privatdozent in Göttingen und hatte eine Sammlung seiner Gedichte, Göttingen 1794, 2 Bände, erscheinen lassen. Von diesen Gedichten war eine Probe durch Jenisch (Archiv der Zeit 1795, Juli, S. 57) als Muster schlechter Schreibart aufgestellt worden. Bald darauf erhielt Jenisch einen angeblich von Reinhard geschriebenen Brief, in welchem der Briefschreiber, welcher Jenisch für den Verf. der Kritik hielt, sich rühmte, Mitarbeiter eines Rezensenten-Instituts zu sein und seinen Gegner der Verachtung preisgeben zu können. Diesen Brief (abgedruckt im Archiv 1795, Dez., S. 518) erklärte Reinhard (Jenaer Allg. Lit.-Zeitung, Intelligenz-Blatt Nr. 11; 27. Jan. 1796) für teilweise erlogen, wogegen die Redaktoren des Archives (1796, März, S. 290/93) den Abdruck für buchstabengetreu richtig erklärten, eine Erklärung, die Jenisch in langer Auseinandersetzung bestätigte (Archiv 1796, Mai, S. 458/63). Jenisch fand dann das Original des Briefes (Archiv 1796, Anzeiger, August, S. 1) und sandte es nach Göttingen. Dasselbst wurde es für unecht erklärt (Archiv 1796, Okt., „>. 591/98), fast gleichzeitig erhielt Reinhard (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1796, Beilage zu St. 196 u. 199) aus Rumberg bei Berlin seinen ersten Brief in Stücken eingesandt, mit einer Scrsift Ungenannter, die den ersten gefunden, erbrochen und statt dessen den unechten abgesandt haben wollen.“ Vergl. auch Athenäum, II. Band, 2. Stück, S. 332-333. Bernhardt züchtigte ihn unter dem Namen „Necker“ in den Bambocciaden (Berlin 1797, S. 181f.).

¹⁴⁹ Fußn. Günther: Friedrich den Großen. Das Heldengedicht ist die „Borussias in zwölf Gesängen“. Vergl. hierzu: A. W. Schlegels Ausfall gegen Jenisch im Athenäum 1799, II. Band, 2. St. (= Werke, VII. Band, S. 39f.)

¹⁵⁰ Fußn. Günther: Schriften, IX. Band, S. 51-52.

Verzeihen Sie mir gütigst, Herr Geheimrath, wenn ich mich in einer Angelegenheit und mit einer Bitte an Sie wende, die Ihnen vielleicht sonderbar dünken werden. Man hat mir gemeldet, daß sich die Theater-Direction in Frankfurt am Mayn eben jetzt um einen Regisseur bemüht, dem alle Functionen aufgetragen werden sollen, die die Auswahl der Stücke, Besetzung der Rollen, Proben und dgl. betreffen, daß sie noch nicht unter einander einig sind, und zugleich hat man mir angemuthet, mich dieser Direction vorzuschlagen, und meine Foderungen zu machen. Ich muß gestehn, diese Anmuthung rührt nicht eben von jemand her, auf den ich mich ganz verlassen kann, von dem ich auch nicht weiß, wie viel oder wenig ex vermag, oder ob er ganz von der Lage der Sachen unterrichtet ist, doch hat dieser Antrag alle meine Lieblingplane und Wünsche wieder erweckt, und ich bin im Begriff, nach Frankfurt zu schreiben, wenn mein Vorschlag nicht schon überall zu spät kommt. Man hat mir dabei gesagt, daß Ihr Fürwort und Empfehlung beim Ausschlage dieser Sache vieles thun [bewirken] würde, und darum bin ich so frei, mich an Sie zu wenden. Es kann seltsam scheinen, daß ich Sie darum ersuche, da Sie mich nicht kennen, ob ich gerade das besitze, was zur Verwaltung eines solchen Amtes erforderlich ist, ich kann mich selber irren, wenn ich mir diese Fähigkeiten zutraue: indessen hat die Güte, die Sie immer gegen mich gezeigt haben, gemacht, daß ich alle diese Bedenklichkeiten vergesse, besonders, da man so gern glaubt, daß daß grade am meisten unsre Bestimmung sei, was man am meisten wünscht, und von je habe ich mir gewünscht, mit dem Theater in Verbindung zu kommen, und den Versuch zu machen, ob sich nicht einige Ideen realisiren liessen. Frankfurt wäre gerade der Ort, den ich mir in dieser Rücksicht mehr als einen andern wünsche. [In Frankfurt lebte bekanntlich seine Großmutter Elisabeth Goethe.] Doch ist es möglich, daß ich mich hierinn, wie in allem übrigen, irre.

Darf ich Sie also um die Güte bitten, wenige Worte für mich bei den Leuten zu sagen, die in der Sache entscheiden? Man hat mir gemeldet, daß diese Entscheidung binnen kurzen vor sich geht.

Ich habe mich sehr gefreut, daß mein Bruder das Glück Ihrer Bekanntschaft gemacht hat; ich hatte mir vorgenommen, auch nach Weimar zu kommen, und Ihnen meine Aufwartung zu machen, aber verschiedene Ursachen haben mich von dieser Reise abgehalten, zu der ich mich sehr freute.

Ist es Ihnen vielleicht nicht unangenehm, mir in dieser Sache einigen Rath zu ertheilen, so bitte ich Sie darum, besonders wenn sie wirklich zu Stande kommen sollte, oder wenn Sie es besser fänden, mir ganz davon abzurathen. Ich nenne mich Ihren ergebensten Verehrer

L. Tieck.

Goethe antwortete ungefähr wie folgt. Leider ist der Originalbrief nicht erhalten, sondern nur ein Konzeptpapier:

Goethe-Gesellschaft, 6. Brief: Goethe an Ludwig Tieck
[Konzept, 16. Dezember 1801?]

Es ist an dem, werther Herr Tieck, daß man in Frankfurth am Main bey einer neuen Theatereinrichtung sich nach einem Regisseur umsieht, und so viel ich jene Verhältnisse kenne braucht man dort einen Mann, der bey diesem Geschäft hergekommen ist, und das Mechanische desselben vollkommen inne hat. Es ist überhaupt ein Posten, an dem sich niemand, der nicht viel Routine und noch dazu ein gewisses Geschick hat, nicht halten kann.

Das Theater überhaupt, so lustig es dem Zuschauer dünkt, ist eins der mißlichsten Dinge; und so sehr es von der einen Seite an das Ideale zu gränzen scheint oder gränzt, so sehr hängt bey der Einleitung und Behandlung dieser wonnereichen Erscheinung viel von gemeinen und viel von geringen 'Mitteln ab.

Ich glaube zwar, daß sich mancherley Ideen darauf realisiren lassen, aber nur durch den, der ganz Herr von dem realistischen Theil der ganzen Anstalt ist, so wie sie jetzt auf dem Strom der Zeit hinschwimmt.

Lebten Sie an einem Ort, wo Sie nebenher Einfluß auf das Schauspiel haben könnten; so würde ich Ihnen einen Versuch nicht abrathen, doch eine solche Stelle anzunehmen, setzt Ihren [inneren] Frieden und Ihre Poesie in Gefahr und vielleicht müßten Sie sich in dem ersten halben Jahre flüchten, um so mehr, da selbst Ihre dramatische Poesie, in so fern als ich sie kenne, keineswegs eine theatralische Richtung hat.

So viel aus dem Stegreife über Ihre Anfrage, da ich meine Antwort gern beschleunigen mag, freylich da ... [Rest des Briefes fehlt].

Goethe-Gesellschaft, 7. Brief: Goethe an Ludwig Tieck
[17. Dezember 1801]

Ich war in einiger Verlegenheit was ich Ihnen, werther Herr Tieck, auf Ihre Anfrage zu antworten hätte. Indessen ist Herr Frommann bey mir gewesen, ich habe ihm aufrichtig und weitläufig meine Meynung gesagt und ziehe mich nunmehr deshalb ins Kurze zusammen.

Ich würde Ihnen niemals rathen eine Stelle anzunehmen, die so viel routinirte Gewandtheit erfordert, wenn man sie mit einer gewissen Aisance bekleiden und nicht sein Leben darüber aufopfern will. Doch übernimmt die Jugend wohl manches in Hoffnung durchzukommen und nach einigen Prüfungsjahren zu einem erwünschten Genuß zu gelangen. Durchaus abrathen kann ich also auch nicht.

Was eine Empfehlung betrifft, so darf ich damit wohl nicht hervortreten, weil ich, auf verschiedene an mich geschehene Anträge, verweigert habe an jenem Geschäft irgend einigen Antheil zu nehmen. Sollten Sie zu jenem Platz gelangen und ich kann Ihnen alsdann mit etwas dienen, so werde ich es mit Vergnügen thun. Ihren Herrn Bruder [den Bildhauer Friedrich Tieck] hoffen wir hier bald wieder zu sehen und beym Schloßbau zu beschäftigen.

Goethe.

Wie wohlwollend und behutsam Goethe seinem Sohn Ludwig Tieck von der Anstellung als Theaterregisseur in Frankfurt abriet, verdeutlicht ein Brief Frommanns an Tieck:

Brief von C. F. E. Frommann an Ludwig Tieck vom 17.12.1801

(Quelle: >Letters of Ludwig Tieck<, von Zeydel-Matenko-Fife)

Durch M[ademoisell] Veit weiß ich von [Clemens] Br[entanos] Vorschlag in Hinsicht Ihrer u[nd] Frf[rankfurt] a[m] M[ain]; sie nimmt sehr lebhaften Antheil daran u. da sie weiß daß das mit mir wenigstens nicht weniger der Fall seyn würde u. sie doch Br[entano] nicht ganz traut, so hat sie mich ins Interesse gezogen. Den Brief von Ihnen an Br[entano] hat sie nicht abgegeben aus Gründen, die sie selbst Ihnen sagen wird u. die ich nicht misbilligen konte, da besonders bey Br[entanos] rasender Indiskrezion es Goethe nicht gut aufnehmen konte, mit diesem zusammen zu kommen. Ich habe dagegen bey ihr eine Zusammenkunft mit Br[entano] gehabt, u. wohl gefunden, daß er [Brentano] sich wirklich für Sie [Ludwig Tieck] aus mehrern Rücksichten ernsthaft intressirt, aber doch eigentlich in der Sache directe nichts thun kann u. darf, wie er selbst bewiesen. Doch hat er indirecte einen Brief, auf meinen Rath geschrieben, der so aussehn muß, als habe er von Ihrem Schritt nur gehört, nichts selbst dazu gethan; u. dagegen habe ich, auch mit ihm als gut überlegt, Ihren Brief an die Direction couvertirt u. an meinen Banquier, der glücklicher Weise zu keiner Parthey gehört u. mit allen gut steht, zur Abgabe gesandt u. dabey diesen recht ernstlich zur Unterstüzzung Ihres Gesuchs aufgefordert, so kömmt er doch nicht ganz unvorbereitet und unbegleitet an. Die Hauptsache blieb aber Göthe [mit Goethe zu sprechen und ihn um Unterstüzzung zu bitten] und diese habe ich übernommen und bin deshalb gestern bey ihm gewesen: Er wird Ihnen zwar selbst schreiben, hat mir aber aufgetragen, Ihnen die Hauptresultate unsrer Unterredung mitzutheilen:

Ich fand ihn [Goethe] recht guter Laune u. mit sehr viel wahrem Wohlmeinen u. [Wohl]wollen für Sie! Er kennt die dortigen [Frankfurter] Verhältniße des ganzen Theaterwesens in sich u. in seinen Verhältnißen der Akzionärs, Direction u. Publikums ganz genau, ist selbst zweimal um Rath gefragt worden, hat es aber immer von sich abgelehnt, u. kann deshalb auch für Sie nichts in der Sache thun. Sie ist von Grund aus verdorben u. der Karren ist so tief in Dreck geschoben, daß er schwer je wieder ganz auf troknen Boden kommen wird. Es ist eine völlige Anarchie [in Frankfurt], die nur durch eine ans despotische gränzende Autoritaet, verbunden mit der genausten Kentnis des gemeinsten, kleinlichsten, u. erbermlichsten details des ganzen Theaterwesens und durch einen beim Theater aufgewachsenen Schauspieler, der sich beim Directorio, denen Akzionärs, den Schauspielern u. den Publikum gleich sehr in Achtung zu erhalten wüste, allenfalls in eine leidliche Ordnung gebracht werden könnte! Dabey sey an irgend eine Realisirung idealistischer Ideen für die Kunst bei dem Publikum gar nicht zu denken, sondern nur immer dem erbermlichsten Geschmack deßelben zu fröhnen, um die Kasse zu füllen, worauf es dort eigentlich ganz allein

abgesehen sey! So wäre für einen Mann wie Sie beynahe nicht die kleinste Realisirung besserer Ueberzeugung zu hoffen, sondern nur eine fortgehende Aufopferung und ewige Geduldsprüfung im Nachgeben der grösten Erbermlichkeiten pp. Bey diesen Umständen koenne er Ihnen [Ludwig Tieck] also zur Annahme nicht rathen, wolle Ihnen aber auch nicht unbedingt abrathen. Es wäre ein Glücks Spiel was vielleicht gelingen koenne, deßen Ende aber ihm doch am wahrscheinlichsten das schiene, daß Sie selbst nach 6. Monaten Gott danken würden, los zu kommen! Sollte man also auf Ihren Antrag reflectiren, so mögten Sie auf jeden Fall sich eine Retraite sichern, daß wenigstens von dieser Seite Ihnen am Ende eine Pension odgl. daraus erwüchse: 100 Ls Reisekosten, eine gehörige Benefiz Vorstellung, müßen Sie nach meiner Meinung, sich als von selbst verstehend, auf jeden Fall sichern! ...

Ihres Bruders [Friedrich Tieck] Bekantschaft war uns eine große Freude ... Er hat eine köstliche, sehr ähnliche Büste von Göthe geliefert.

Goethe kannte seinen Sohn Ludwig Tieck mittlerweile viel zu gut, um ihm zu dieser Tätigkeit zureden zu können. Er war dazu, nach allem was wir wissen, unmöglich der geeignete Bewerber.

Am 2. Januar 1802 ging im Weimarer Theater das antike Drama >Ion<, nach Euripides und in der Bearbeitung von A. Wilhelm Schlegel, über die Bühne. Warum schlug dieses Theaterstück bei der Erstaufführung so hohe Wellen der Emotionen? Es kam zu lauten Tumulten im Theater von Studenten aus Jena, sodass Goethe genötigt war laut auszurufen: „Man lache nicht!“ - Die Antwort ist so einfach wie verblüffend.

Der Inhalt des Dramas ist in wenigen Worten erzählt: Das griechische Königspaar Xuthos und Kreusa suchten das Orakel von Delphi auf, um die Pythia wegen ihrer Kinderlosigkeit zu befragen. Die Priesterin gab König Xuthos den Orakelspruch, dass der Erste, der ihm beim Verlassen des Tempels begegnen würde, sein Sohn sei. Und dieser war Ion, der eben dort als Tempeldiener seinen Dienst verrichtete. Königin Kreusa, seine Ehefrau, war nämlich einst von Apollon verführt, geschwängert und verlassen worden. Das männliche Kind, das sie heimlich gebar und aus Furcht vor Schande aussetzte, nahm Hermes, auf Anweisung von Apollon, und brachte es nach Delphi, wo die Orakelpriesterin den Jungen vor ihrer Tempeltür fand und aus Mitleid aufzog. König Xuthos erfuhr jetzt erst, dass seine Ehefrau bei der Hochzeit keine Jungfrau mehr war und dass Ion unehelich, von einem Gott, einem „hohen Herrn“, gezeugt war.

Das war der Grund für das Gelächter und dem Tumult im Theater. Nicht nur der Herzog von Weimar, ein hoher Herr“, zeugte uneheliche Kinder, sondern auch Kaiser Karls VII., ein noch höherer Herr, hatte mehrere natürliche Kinder, einer davon war Goethe. Und Goethe selber hatte zwei natürliche Söhne, Ludwig Tieck und August Klingemann, und

dazu noch zwei natürliche Töchter.¹⁵¹ Auch mit seinem „Bettschatz“ Christiane Vulpius, zeugte Goethe jahrelang uneheliche Kinder, bis er sich endlich dazu durchringen konnte, sie zu heiraten, um seinen Kindern und Enkel das Erbe zu sichern.

August Wilhelm Schlegel, der wegen dieser Thematik wohl einen Skandal fürchtete, wollte nicht als Bearbeiter des Euripideischen Dramas genannt werden. Aber sein Bruder Friedrich verriet es Dorothea Veit, seiner späteren Ehefrau, und die plauderte es weiter. Da A. Wilhelm Schlegel wieder nach Berlin gereist war, schrieb seine frühere Ehefrau Caroline Böhmer-Schlegel ihm und seiner neuen Geliebten Sophie Tieck-Bernhardi einen ausführlichen Brief über die Aufführung des >Ion<, angereichert mit einigen versteckten pikanten Wahrheiten.

Waitz II, 339. Brief: Caroline Böhmer-Schlegel an Sophie Tieck-Bernhardi und A. Wilhelm Schlegel – Jena, 4. Januar 1802

An Sophie Bernhardi.

Da ein Gerücht sagt, daß der Verfasser des >Ion< [A. Wilhelm Schlegel] in Ihrer Nähe ist, liebe Bernhardi, so ist mir in den Sinn gekommen, ob es Ihnen vielleicht nicht uninteressant seyn möchte, etwas von der ersten Aufführung desselben in Weimar zu hören.

Und so muß ich gleich damit anfangen Ihnen zu sagen, daß es die vollkommenste Vorstellung war, welche ich auf diesem Theater gesehn habe, das doch mit Recht für seine harmonische Ausbildung berühmt ist. Sie schien mit wahrer Liebe dirigirt worden zu seyn, und die unsägliche Mühe, die dabey aufgewendet seyn mußte, war in einem Grade gelungen, der einen sehr glänzenden Beweis abgeben konnte, was sich durch treue Mühe ausrichten läßt.

Das Interesse des Stücks war aber vom ersten Moment an noch durch etwas schöneres, nemlich durch die äußerst glückliche Persönlichkeit der [Schauspielerin] Jagemann entschieden. Es kann keinen herrlichern Ion geben, sowohl nach der bloßen Erscheinung als auch durch den Ton der Stimme, und die ganze Klarheit, Kühnheit und Sprödigkeit ihres Wesens, das nun hier besonders lieblich durch die innere Beschaffenheit der zarten und frommen Rolle gemildert war.

Sowie der Vorhang geöffnet wurde, und die helle Szene erschien, und sie den Morgen, der die Gipfel des Parnassus röthet, begrüßte, wehte es uns wie ein frischer Hauch an, und wie sie nach vollbrachten Dienst zu den leichten Waffen griff, nahm ihr Ton einen schönen Schwung, wahrhaft wie der Klang eines goldnen Bogens, so daß auch jedermann gleich ergriffen schien, und die ersten Worte der Pythia im Applausissement verloren gingen. - So ist sie gewesen vom ersten Augenblick an bis zum letzten, kleine

¹⁵¹ Siehe L. Baus, >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein – Die wirklichen Eltern des romantischen Dichters und Theaterdirektors August Klingemann<, VI. erweiterte Auflage 2017, und >Goethes und Uranias Sohn Ludwig Tieck – Das Desaster der Germanistik<, V. erweiterte Auflage 2016.

Nachlässigkeiten abgerechnet, die sich sogar wieder vortheilhaft machten. Mit der größten Anmuth hat sie die ankommende Königin bewillkommet, und mit recht heilig jugendlicher Scheu die Worte gesagt: „Sprich keine Frevel, fremde Königin!“ So wie sie auch mit dem ächten Stolz eines geweihten Knaben die Zärtlichkeit des Königs zurück wies. Eben so schön aber hat sie ihm nachher Stirn und Augen geküßt und den Kopf der Mutter zwischen beyde Hände gefaßt, indem sie sie küßte, wie Amor die Psyche. Unendlich graziös war es, wie sie das Körbchen auspackte und die beyden goldgeringelten Schlangen über beyden Händen beweglich hängend in die Höhe hielt. Und als ein wahrer Götterjüngling hat sie sich gezeigt, wie sie den Vater [Apollon] um das Zeichen bittet: „Ich bitte nicht so kühn wie Phaeton“ - und dann dem Gotte frey und fromm zugleich in die Augen schaut, indeß die andern den Kopf [respektvoll] zur Erde neigen.

Es fehlte gar nichts, als daß sie die Hymne nicht singen konnte, weil die Musik erst am Tage zuvor [verspätet] kam. Sie hat dafür desto schöner gesprochen, mehr musikalisch wie deklamatorisch, wie es, dünkt mich, recht war. Das Metrum trat ganz hervor und wurde durch einzelne Takte auf dem Fortepiano akkompagnirt [begleitet], die man aus der eben erhaltenen Musik genommen hatte, indeß sie auf der Leyer [Kithara] zu spielen schien. Das Stück wird heut noch ohne die Composition wiederholt, die aber der dritten Aufführung einen neuen Reiz geben soll, sie soll sehr gut gerathen seyn.

Mit [der Königin] Kreusa ging es über Erwartung gut. Die angebohrne allzu holdselige Freundlichkeit und einige kindische Töne ließen sich übersehn. Man begriff freylich nicht recht, wie sie den Ion tödten wollen könnte, (außer aus Leichtsinn, etwa wie Maria Stuart den Gemahl) aber dafür verschwand auch alle [herz-]zerreißende Bitterkeit, die eine andre vielleicht zu sehr herausgehoben hätte, und sie hat das Verdienst, die Knüpfung des Stücks durch ihren Monolog ganz vortreflich bewirkt zu haben. Dieser erschien unter allen längern Reden gerade als die kürzeste und erhielt in einer unaufhörlichen Spannung. Sie hat ihn unbegreiflich gut, richtig in Absicht auf das Metrum, und selbst an tragische Leidenschaft gränzend, gesagt. Ihr Verhüllen hätte allerdings schöner und von größerer Wirkung seyn können, so wie ihr Enthüllen, wie die Entdeckung naht. Aber wirklich war sie durchaus leidlich, und fast am besten gefiel sie mir; wie sie sich in der letzten Szene dem Xuthus darstellt. Sie kniete mit Würde vor ihm nieder, ob sie schon überhaupt zu gemein [verteufelt] reizend aussah.

Vom [König] Xuthus möchte ich sagen, er sey besser gespielt, als ihn sich selbst der Verfasser gedacht hat, der ihm nur Pracht und Königlichkeit zutheilte. [Der Schauspieler] Vohß hat ihn [den König] sehr würdig und verständig erscheinen lassen, so daß er nie im Nachtheil da stand, selbst nicht, wo man ihn schmeichelnd an Würde und Verständigkeit mahnt, um ihn zu gewinnen. Er hat so männlich wie königlich gesagt: „Steh auf Kreusa, Königin, steh auf.“ Es ist eben durch ihn eine sehr glückliche Harmonie in das Ganze gekommen, weil er so unverrückt anständig blieb. Durch Goethe hatten wir schon vorher gehört, daß Phorbas Graffs

allerbeste Rolle sey, und so haben wir es auch befunden. Während der Erklärung über den Ion stand er ganz in den Mantel gewickelt grimmvoll, und brach dann plötzlich los, nie kläglich, immer heftig der Königin zusetzend. Die lange Erzählung zu Anfang war bey ihm in den besten Händen.

Mit der [Schauspielerin] Teller hätte man sich versöhnen können. Ihre schlechte Gestalt und ihr fatales Setzen der Füße war durch die unendlichen [langen] Gewänder dem Auge entzogen. Sie sprach immer richtig, und ihr Ton machte sich besser, als sich der der Malcolmi würde gemacht haben, der mit der Kreusa in Eins geflossen wäre.

Nehmen Sie nun, daß durch das ganze Stück hin kein Gedächtnißmangel, kein unrichtiges Sprechen der Sylbenmaße, selbst bey den schwersten Stellen nicht, den Eindruck störte, nirgends ein Gehen oder Kommen verunglückte, und selbst die verborgnen Feinheiten in der Darstellung ihre Wirkung thaten, so können Sie ermessen, wie ich mich gefreut habe.

Am wenigsten gelang der Anfang des dritten Aktes. Kreusa stürzte ohne alle Großheit herein, und der Ion war nicht leidenschafflich genug. Es war sonderbar, daß erst die Erzählung des Xuthus, die wir alle für zu lang und episch gehalten haben, die Sache wieder ins Gleis brachte. Sie wurde vollkommen gut gesprochen, und die Aufmerksamkeit war ordentlich merklich, mit der sie angehört worden ist.

Die Dekorationen waren, wie es sich von der Nettigkeit, jedoch Prachtlosigkeit des [weimarisches] Theaters erwarten ließ. Das prächtige Gesäul [die griechischen Säulen] fehlte allerdings. Ich lege ein Gekrizel bey, wie der Tempel gestaltet war. Die Säulen liefen weiß an ihm hin, das Gemäuer war röthlich. Die Stufen schienen mir auch zu beyden Seiten hinunter zu gehn. ...

Goethe hatte die Jagemann angewiesen, sich schon zu Anfang des Stücks, wie sie den Tempeldienst verrichtet hat, in die Pforte ebenso zu stellen wie Apollo zuletzt – und da einige Minuten zu verweilen. Es knüpfte sich dadurch eine Erinnerung des Anfangs sehr schön an den Schluß und verband zugleich Vater [Apollon] und Sohn [Ion] durch eine stärker auffallende Gleichheit.

Auf diese Weise hatte sich Goethe das Stück angeeignet und mit den [dem] Geist desselben die Schauspieler zu beseelen gesucht. Er [Goethe] lebte und webte – zunächst dem Verfasser – darin, als der unsichtbare Apollo.¹⁵²

Es war ein recht kristallner [klarer] Tag, wie wir ausfahren den >Ion< zu sehn. Wir kamen an der Spitze von sechs Wagen [von Jena] in Weimar an. Nachdem so ziemlich alles beysammen war, [es] standen allein vor den beyden Gasthöfen auf dem Markt 19 Wagen, Reuter und Fußgänger

¹⁵² Eine unübersehbare Andeutung Carolines. Goethe mag ihr wie ein Apollon erschienen sein, als sie sich beide in einer lauschigen Sommernacht des Jahres im Taumel der Liebe verloren. Goethe war der Vater ihrer Tochter Auguste.

nicht zu erwähnen. Schelling ging gleich zu Goethe, der im Anfang der Woche gemeldet hatte, daß die Vorstellung am 2ten Februar [richtig: Januar] seyn würde, und zugleich, daß man das Stück nicht weniger wie vier Verfassern zuschriebe. Er schickte mir sechs Billette für die Loge D, wo mir denn der Zufall auf der Einen Seite die Bertuchsche Familie, samt dem alten und jungen Schütz, und auf der andern den Hohepriester [Herder?] nebst Frau und Tochter und Hufelands zu Nachbarn gab. Der alte Schütz hatte sich in eine Ecke gedrückt und regte und rührte sich nicht vor lauter Zuhören, ich sollte fast denken, daß Böttiger und er den Euripides in der Tasche hatten. Herder führte zu Anfang ein vornehmes präludirendes Gespräch mit dem geschmeidigen Hufeland über griechische Schauspiele. Ich hörte den Inhalt nicht wörtlich, aber es [das Gespräch] war offenbar auf lauter Herabsetzung angesehen. Nachher trat er denn doch erschrecklich oft auf die Zähnen [Zehenspitzen], um recht [gut] zu sehn und zu hören, da er vorne keinen Platz bekommen hatte. Seiner Gemahlin schien die Pythia besonders zu gefallen. Zu Ende des vierten Actes blickte sie mehrmals zu ihm hinauf und frug, ob das nicht sehr hübsch wäre, was er nothgedrungen bejahte.

Im ganzen Hause war wohl niemand, der sich nicht eingebildet hätte zu wissen, von wem das Stück sey. [Die meisten hielten wohl Goethe für den Bearbeiter des Euripideischen Dramas.] Das Parterre war mit Studenten angefüllt. Die meisten haben einer bloßen Übersetzung entgegen gesehn, sind dann aber anders belehrt worden, vermuthlich theils durch die jungen Vösse, theils, obwohl ungern, durch den alten Schütz.

Schelling blieb den gestrigen Tag hindurch bey Goethe und hat mir noch allerley Nachrichten mitgebracht. Vor allem hat er bestätigt, was sich gewahr werden ließ, daß das Stück sehr allgemein gefallen und einen angenehmen Eindruck hinterlassen hat, was mir denn hier [in Jena] auch zu Ohren gekommen ist.

Merkwürdig ist es, daß die Erzählung von dem Fest im Parterre (bürgerlichen Theil) großen Beyfall gefunden hat. Meier, Mephistopheles, hat darauf bemerkt, das sey kein Wunder, das hätten die Philister [die Spießbürger] recht gut verstanden, es wäre ihnen wie ein Vogelschießen vorgekommen. Der andre Meyer [Majer] saß bey Böttiger, den er dann fragte: „Nun, wie gefällt es Ihnen?“ worauf sie sich die Frage mehrmal zurück[ge]geben, bis endlich Böttiger herausfährt: „Nun, wenn der Schlegel noch ein solches Stück schreibt, so kann ich meine [griechische] Mythologie ungeschrieben lassen!“ Meier glaubt, das solle andeuten, es sey so viel gelehrte Kenntniß im Stück, aber mit Nichten! „Seine Primaner wüßten das besser, daß die Pythischen Spiele und die Bachanalien nicht zu Einer Zeit gefeyert worden wären“. Man hat sich nun vorgenommen, ihn noch viel damit zu necken und zu behaupten: Schlegel habe den Verstoß [Fehler] nur begangen, um zu sehn, ob ers auch merken würde. ...

Goethe hat übrigens nicht eine Zeile [im >Ion<] ausgelassen. Nur einiges wenigens hat er geändert, unter andern in der Rede des Apollo:

Ob meiner offenbarten Vorgenossenschaft.¹⁵³

Das hieß [dann weniger skandalös]:

Ob meiner offenbarten Neigung zu der Braut.

Er [Goethe] hat sich nach seiner spashaften Art über die Veränderung erklärt, die mir sehr lieb war; ich hatte mich der Worte im voraus erinnert [Caroline hatte das Manuskript von A. Wilhelm Schlegel vorher gelesen], und mich fast davor gefürchtet. Denn der [Goethe-]Apollo steht doch so gar sehr offenbar dabey.

In der Abschrift, die nach Berlin gekommen [ist], steht die Änderung nicht.

Außer vor der Hymne hatte die Musik in den Zwischenakten noch nichts andeutendes, und Reichard hat auch dergleichen nicht componirt.

Goethe hat sich vorgenommen, die Aufführung des >Ion< noch immer weiter auszubilden [zu verbessern]. Ein paarmal will er die Schauspieler noch ungestört spielen lassen, dann ihn [den >Ion<] aber von neuen vornehmen.

[Das Stück] >Die Brüder< läßt er vors erste nicht wieder geben, weil sie das leztemal schlecht gespielt haben.

Er hat sehr artig darüber gesprochen, was sie nach und nach den Spielern und dem Publikum zumutheten. Erst hätten sie die drey Stücke von Schiller zu sich nehmen [auswendig lernen] müssen (die sie indessen unverdaut wieder von sich gegeben haben), und überhaupt hätten sie sie recht zum Hören gezwungen. Nun sie auch den >Ion< hinunter [einstudiert] hätten, da könne man wieder etwas tüchtiges darauf bauen.

Am Geburtstag der Herzogin wird die >Turandot< des Gozzi, von Schiller bearbeitet, mit italiänischen Masken gegeben.

Ich rechne darauf, daß Sie [Sophie] nach Ostern den >Ion< hier [in Weimar] sehn werden.

Seyn Sie gesund und grüßen sie Ihren Bruder.

[Einlage mit der Aufschrift: Geben Sie Schlegel diese Einlage erst, nachdem Sie den Brief vollständig mit ihm gelesen haben.]

Ja, Freund, es verhält sich so, Du kan[n]st ganz und gar zufrieden seyn. Ich bin entzückt gewesen. Meine Hoffnung war gut nach allem, was Goethe geschrieben hatte, indeß saß ich nicht ohne Herzklopfen da, aber ich wurde ruhig, so wie ich die Jagemann sah und hörte, wir sahn uns gleich an, Schelling und ich, und nun ging es alles in Einem Guß fort. ...

Indessen glaube ich, es ist nicht möglich, daß die [Schauspielerin] Unzelmann den Ion so glücklich darstellt wie die Jagemann. Du kanst Dir gar nicht denken, wie ganz herrlich sie aussah [in der männlichen Rolle des Ion] und sich benahm. Der Herzog hat alle Standpunkte genommen um sie

¹⁵³ Gott Apollo war der vorherige Liebhaber der Königin, so wie Goethe der vorherige Liebhaber von A. Wilhelm Schlegels Ehefrau war. Caroline Böhmer-Schlegel trug nicht grundlos den Spitznamen „Dame Luzifer“. Natürlich nur wegen ihrer spitzen Zunge und Schreibfeder. Die Bezeichnung „Vorgenossenschaft“ war Goethe dann doch etwas zu gewagt, so dass er sie umänderte in „offenbarten Neigung“.

anzusehn. Es traf sich, daß Vohß [der den Apollon spielte] ein wenig stakte, wie er Ion eben die Möglichkeit darthut, daß er sein Vater ist, das Einzige kleine Stocken, was vorfiel. In dem nehmlichen Augenblick hatte sich der Herzog so nahe gestel[l]t auf dem Balcon, daß es auch sie einen Moment zerstreut machte, aber es war nur ein vorüberfliegender Schatten in der Darstellung.

Goethe hat mit unendlicher Liebe an Dir und dem Stück gehandelt. Ich weiß nicht, was Kotzebue dort gesagt hat, aber es kann seyn, daß die Schauspieler anfangs rebellisch waren, ja die Jagemann soll dumm genug gewesen seyn, den Ion für eine undankbare Rolle zu halten, aber er [Goethe] hat alles überwunden. Sie [die Schauspieler] sind hoffentlich nun zufrieden, denn sie sind alle sehr applaudirt worden. Heyde kündigte an, den >Ion< gleich wieder auf das Nächstemal [aufzuführen], und wurde mit laufem Klatschen empfangen und entlassen. Es ist nie bey der Unzelmann so herzlich applaudirt worden [wie bei der Jagemann]. Auch ist keine Frage, daß es allgemein gefallen hat, gewiß mit manchen Ausnahmen, manchen Rückhalten, und auch wieder [richtig: wider] Willen, aber gefallen dennoch. [...]

Goethe hat versichert, daß er bis diesen Augenblick weder Schiller noch Meyer gesagt [habe], von wem das Stück sey. Er hätte selbst viele Freude daran gehabt, wenn es verschwiegen geblieben wäre, aber es ist ohne Gnade [mit Sicherheit] bekannt. Alle Studenten wissens, und wie kann es anders seyn?

Es ist die Rede gewesen, wie Schiller zufrieden seyn möchte – es soll mich doch wundern, hat Goethe gesagt, wie es dem Alten [dem Herzog von Weimar] gefallen [hat] (den er nicht mehr täglich zu sehen scheint). Meyer, der Professor, hat darauf gesagt, er wäre im 2ten Akt bey ihm [dem Herzog] gewesen, wo es ihm sehr gefallen hätte. [...]

Letters, 42. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an Ludwig Tieck -
Berlin, Ende Februar 1802 bis 1. März 1802
[Anfang fehlt]

... [mei]nen Kummer und meine Verlegenheit. Der Bruder [Friedrich Tieck] ist noch nicht hier; doch versichert Schlegel, daß er ihm sehr bald nachkommen wird. Auch hat Friedrich Schlegel versprochen zu kommen. **Wen[n] du nun auch kümst, so wäret ihr einmal alle beisammen; ich mag gar nicht mehr sagen kom[m] um meinetwillen, ob ich mich gleich unbeschreiblich sehne, dich wiederzusehn und ob ich gleich überzeugt bin, daß wen[n] Du kom[m]st, wir uns ganz wieder vereinigen.**

Schlage mir einen Titel zu den Märchen vor, auch gieb mir einen Raht, ob ich es wieder Sophie B. unterzeichnen soll oder ohne alles Zeichen. Ich erwarte mit Ungeduld, ob du mir nun antworten wirst. Ich habe durch Burgsdorf erfahren, daß du gesund und froh bist, ob Du an mich denckst oder ob du auf mich empfindlich bist, davon weiß ich nichts.

Wie geht es [Ehefrau] Malchen, waß macht [Tochter] Dorothea? Meine Kinder sind jetzt wohl, doch ist Wilhelm bei seiner Krankheit so zurück gekommen, daß er noch nicht laufen kan. Der Kleine [Sohn Ludwig] wird nach dem Ausspruch aller Leute viel schöner als Wilhelm, daß wird doch Malchen, wen[n] sie sich noch dafür interessirt, gerne wissen wollen.

Ich bin die ganze Zeit nicht ganz wohl gewesen, ich fühle mich sehr geschwächt, so daß, wen[n] ich auch über kein bestim[m]tes Übel klagen [kann], ich mich doch nicht wohl fühle, da läßt es nun Schlegel nicht an guten Raht fehlen, den ich nur nicht so befolgen kan[n].

*Lebe wohl und schreib mir bald, ich erwarte Schütze mit Ungeduld, um von dir zu hören, kom[m] nur und glaube, daß auch dir ein Gespräch mit mir einmal recht wieder gut sein würde. **Ich kan mich nicht gegen dich verändern, thue du es auch nicht und lebe glücklich.***

S[ophie Tieck-] Bernhardi

[Der Brief wurde nicht sogleich abgesandt.]

Alle Schmerzen der Erde treffen mich. Gestern, an meinem Geburtstage, ist mein Ludwig gestorben, du kan[n]st dir denken, wie elend ich bin.

S[ophie Tieck-] Be[r]nhardi

Am 28. Februar 1802 war Sophies zweites Kind, Sohn Ludwig, gestorben.

Lüdeke, 46. Brief: A. Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck -
Berlin, den 1. März 1802

Diese Zeilen hat deine Schwester dir selbst schreiben wollen, wiewohl ich sie sehr bat, das traurige Geschäft dieser Nachricht deinem Bruder oder mir zu überlassen. Der Kleine ist am Zahnen gestorben, das Übel nahm sehr plötzlich überhand, die Zähne wollten alle auf einmal durchbrechen. Es war ein schönes, munteres, starkes Kind mit herrlichen großen Augen, wir hatten ihn alle sehr lieb und sind voller Jammer über seinen Tod. Ich hoffe, du sollst dich über die Gesundheit deiner Schwester nicht zu beunruhigen haben, wiewohl sie jetzt sehr angegriffen ist.

Nächstens erhältst du wieder Nachricht. Bernhardi ist sehr erschüttert und dein Bruder äußerst betrübt. Lebe recht wohl, grüße deine liebe Frau, ich kann heute unmöglich mehr schreiben.

Dein A. Wilhelm Schlegel

Lüdeke, 47. Brief: A. Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck -
Berlin, den 15. März 1802

Liebster Freund!

Am Sonnabend Mittag ist dein Brief angekommen, und ich habe noch gleich an demselben Tage den >Octavian<, deinem Auftrage gemäß, an Frommann mit einem Briefe abgeschick. Es freut mich außerordentlich, daß er nun noch auf Osten erscheint; ich bin begierig zu wissen, ob allein, oder

als dritter Band der >Romantischen Dichtungen<. Melde doch, was du jetzt vorhast, und ob die zweyte Hälfte des Octavian bald nachfolgen wird.

Deine Schwester hatte sich schon vorigen Posttag und wiederum heute vorgenommen dir zu schreiben, allein nicht Kräfte genug gehabt; es würde sie zu sehr ergreifen. Sie ist leider die ganze Zeit unpäßlich gewesen, jedoch hoffe ich, daß du dich deswegen nicht zu beunruhigen brauchst. Ihre Übel rühren wohl hauptsächlich aus allzu großer Schwäche und Reizbarkeit her.

Wir waren heute Vormittag spazieren, und wollen auch jetzt eben ins Schauspiel. Es ist heute das Benefiz der Unzelmann, eine neue französische Operette.

Ich bin beschämt, daß ich dir in Erwiderung des >Octavian< immer noch nicht den >Ion< habe senden können. Meinen >Brouillon< mag ich nicht gern hergeben, und die erste Abschrift, die ich selbst hier habe nehmen lassen, hat mein Abschreiber noch in Händen, um die zweyte darnach zu verfertigen. Ich hoffe allernächstens eine große Sendung nach Dresden zu veranstalten, wo der letzte Band vom Shakspeare für dich, die fertig gedruckten Märchen deiner Schwester, worin verschiedenes, was du noch nicht kennst, der >Don Quixote<, 4. Theil, die Abschrift vom >Ion<, und die Exemplare vom >Alarcos< zugleich ankommen sollen. ...

Indessen hat die Königin [Friederike von Preußen] es selbst verschiedentlich gesagt, und hinzugefügt: sie wünsche den Bildhauer [Friedrich] Tieck besonders auch deswegen kennen zu lernen, um mit ihm von seinem Bruder [Ludwig] zu sprechen, den sie als Dichter so sehr habe rühmen hören. - Es scheint, daß wir jetzt unter den Prinzen bei Hofe und sonst, verschiedene Freunde haben; es wäre drollig, wenn einmal die verrufene Partei die protegierte würde ...

Deine Schwester will dir mit nächster Post das nähere über ihre Reise nach Dresden schreiben. Gehabe dich unterdessen wohl, grüße deine liebe Frau und Friedrich.

Schiller schrieb an Körner - Weimar 5. Juli 1802

Mit dem >Alarcos< [von Friedrich Schlegel] hat sich Goethe [bei der Aufführung des >Alarcos< auf dem Weimarer Theater] allerdings kompromittiert; es ist seine Krankheit, sich der Schlegels anzunehmen, über die er doch selbst [heimlich und in Gegenwart Schillers] bitterlich schimpft und schmält ...

Jetzt wissen wir, warum Goethe sich mit den Schlegels kompromittierte, obwohl er heimlich bitterlich über sie schimpfte: die Schlegels wussten von Goethes unehelichem Sohn Ludwig Tieck. Und A. Wilhelm Schlegel wusste oder ahnte zumindest, dass nicht alle Werke, die den Namen von Ludwig Tieck trugen, von Ludwig Tieck verfasst waren. Goethe biederte sich den Schlegels geradezu an, um zu verhindern, dass sie ihn öffentlich ruinieren würden. Die Aristokratie war fest entschlossen, alle Skandale von Adelligen von der Zensur zu unterdrücken. Goethes Glück

bestand darin, dass er Weimarer Geheimrat war. Dies schützte ihn vor allen politischen und auch persönlichen Angriffen.

Am 15. April 1802 starb Sophies Mutter und am 23. April starb auch noch ihr Vater. Ludwig Tieck kam nicht zur Beisetzung seiner Pflegeeltern.

Lüdeke, 52. Brief: Ludwig Tieck an Sophie und A. Wilhelm Schlegel - [Dresden, ca September 1802]

Schon längt, geliebteste Schwester, habe ich dir schreiben wollen, dir für deine Liebe danken, dir sagen, wie sehr ich dich liebe, und wie es mir weh tut, wenn Du jemals daran zweifeln könntest, wenn du verdrießliche Stimmungen, Mis[s]muth und Melancholie, denen ich [Ludwig Tieck] nur zu sehr unterworfen bin, anders auslegtest. Gedenke meiner mit derselben Liebe, wie ich an dich denke, so bin ich deines innersten Herzens gewiß. Wie geht es dir? Ich hoffe ziemlich wohl, und euch allen. Wie freue ich mich auf dies Frühjahr, wenn wir hier [in Dresden] beisammen leben werden ...

Der folgende undatierte Brief Sophies an Ludwig Tieck wurde von den Herausgeberinnen von >Sophie Tieck – Briefe an den Bruder Ludwig< in den Mai des Jahres 1800 eingeordnet. Nach meiner Überzeugung gehört er ins Jahr 1802 und zwar „wenige Wochen“ vor Sophies Niederkunft mit ihrem dritten Sohn Felix Theodor. Meine Überlegungen sind so einfach wie überzeugend: Der Briefroman >Julie Saint Albain< ist 1801 erschienen. Und Sophie berichtet, dass die Auflage bereits verkauft sei. Außerdem rechnet sie ihre Niederkunft in wenigen Wochen. Damit kann nur ihr drittes Kind Felix Theodor gemeint sein, dann als ihr zweites Kind Ludwig auf die Welt kam, am 09. Juli 1801, war der Roman kaum gedruckt, wenn überhaupt, und schon gar nicht die ganze Auflage ausverkauft.

SLBD, App. 273, Nr. 121: Sophie an Ludwig Tieck
[Berlin, ca. Mitte September 1802]

Liebster Bruder

Daß du auch immer nicht wohl bist, hat mich recht sehr betrübt, du soltest ernstlich etwas für deine Gesundheit thun, du sprichst ja davon, daß du die Gicht im Winter wieder haben würdest, als von einer Sache, die sich ganz von selbst verstände. Ich fürchte immer, daß du noch die alte Furcht vor den Arzeneyen hast und sie deswegen nicht ordlich brauchst.¹⁵⁴

Ich fange jezt wieder an mit neuen Hoffnungen für mich zu leben, ich bin seit einigen Wochen recht sehr gesund und wenn ich die Niederkunft überstanden habe, wofür ich mich sehr fürchte, so soll ein ganz neues Leben angehen, die Zeit, wen[n] dieser gefürchtete Augenblick [Geburt ihres 3. Kindes] eintritt, weiß ich selbst nicht so genau, in einigen Wochen wa[h]rscheinlich. Eine Amme werde ich gewiß nicht nehmen, eine Wärterin schwerlich. Ihr ken[n]t ja meine Gründe gegen beide.

¹⁵⁴ Frage: Hat man nur im Winter Gicht? Natürlich nicht. Wir werden weiter unten noch sehen, dass es eine ganz andere Krankheit war, an welcher Ludwig Tieck litt: der Syphilis.

Ich habe mir selbst noch viele Mühe gegeben euch eine Wohnung zu verschaffen, für ein halbes Jahr etwas zu finden ist schwieriger als du denkst, jetzt werden wir wa[h]rscheinlich in der neuen Grünstraße in dem ehemaligen Ebenplan Hause, daß dir bekant sein muß, gerade gegen Vaters ehemaliger Werkstatt, über 3 Stuben, Küche und Kammer-Cellen gemeinschaftlichen Boden und Waschhaus für den Winter für 30 rt [Reichsthaler] bekommen, es ist aber 2 Treppen hoch und die Küche sehr klein, diesen Umstand müßtet ihr euch gefallen lassen.¹⁵⁵ Fichte läßt dich sehr grüßen, ihm hat die >Genovefa< ganz außerordentlich gefallen, er verehrt sie eigentlich. Schleiermacher hat manches andres daran auszusetzen, keiner spricht mir aber recht darüber, wir müssen noch viel darüber reden, wen[n] du wieder nach Berlin kom[m]st.

Ich sagte dir schon hier in Berlin, daß mir Schlegel die Ehre anthun wolle, meinen Aufsatz aufzunehmen, er wird jetzt gedruckt. Ich habe mancherlei geschrieben, waß ich dir hier in Berlin mittheilen will, die beiden Märchen in den Bambocciaden sind von mir; das eine gefällt mir aber gar nicht, Bernhardi hätte es gar nicht aufnehmen sollen.

Du wirst Dich überhaupt wundern, wie weit er die Lieberali[t]ät in diesem Buche treibt, mir sind die ersten Geschichten zu weitläufig, daß wirst du gewiß auch davon sagen. Mein Roman ist lange fertig und auch lange schon verkauft, ich habe es eigentlich vergessen dir zu schreiben, ich kan[n] mich gar nicht mehr dafür interessiren, ich glaube, er wird erst spet gedru[c]kt, Julie St. Albain habe ich ihn genan[n]t, wenn du ihn irgendwo angezeigt finden sol[l]test.¹⁵⁶ Wie geht es den[n] mit dem goet[h]ischen Journall, ich habe nur noch nichts, was mir gut genug dazu scheint, sonst hätte ich es dir lengst geschi[c]kt. ...

Der Briefroman >Julie Saint Albain< von Sophie Tieck-Bernhardi ist unverkennbar eine Nachahmung des Briefromans >William Lovell< mit vielen autobiographischen Bezügen. Leider wurde die Form des Briefromans nicht beibehalten, sondern ab dem zweiten Teil mit Erzählungen vermischt.

Die Hauptfigur Julie ist in der Realität Sophie, ihr Ehemann, der Marquis Saint Albain, ist stellenweise Ludwig Tieck und später ihr Ehemann Ferdinand Bernhardi.

Diese Stelle auf Seite 98¹⁵⁷ bezieht sich eindeutig auf Ludwig: „ ... ach, liebste Freundin, sein Andenken kann nie aus meinem Herzen verlöschen. Die Liebe zu ihm [Ludwig], war das Morgenroth meines Lebens und ich machte mir recht oft bittere Vorwürfe, daß ich für die vielen frohen Stunden, die ich an seiner Seite genossen habe, so viele Tage seines Lebens

¹⁵⁵ Der geplante Umzug auf Zeit nach Berlin, für ein halbes Jahr, fand wohl nicht statt.

¹⁵⁶ Diese Mitteilung erscheint mir doch recht merkwürdig. Sophie will Ludwig weismachen, dass die Auflage bereits verkauft sei? Will sie möglicherweise mit dieser Ausrede verhindern, dass er den Roman in die Hände bekommt?

¹⁵⁷ Neuauflage, herausgegeben von Hannelore Scholz-Lübbering, Sulzbach/Taunus 2011.

vergiftet hätte.“ Die unerfüllbare Liebe zwischen den beiden Geschwistern, die nicht blutsverwandt waren, hatte nicht nur Sophie, sondern ebenso auch Ludwig in psychische Qualen verstrickt.

Und diese Stelle auf Seite 85 bezieht sich auf Ehemann Bernhardi: „ ... *da sagte mir sein kalter Blick, daß ich ein Kind sey, das selber seine eigenen Wünsche nicht kenne. Sein frostiges kaltes Eilen rückte mir vor, daß ich ja die Entfernung der Baronin gewollt habe. Eine tödtende Kälte ergriff auch mich, als ich sein Gesicht sahe, das mir in diesem Augenblick ganz fremde geworden war. Ich fühlte, daß ich in ihm ein ganz anderes Wesen geliebt hatte*“.

Der Roman ist ein Versuch Sophies, ihr eigenes Schicksal der letzten Jahre künstlerisch zu verarbeiten. Sophies große Liebe war unbezweifelbar ihr Adoptivbruder Ludwig Tieck. Leider gab es keine Möglichkeit, diesen Traum zu verwirklichen. Die Ehe mit A. Ferdinand Bernhardi war eine Fehlentscheidung.

Kurz vor der Niederkunft Sophies mit einem Kind von A. Wilhelm Schlegel, sandte er ihr dieses Gedicht:

Körner, 27. Brief: A. Wilhelm Schlegel an Sophie Tieck-Bernhardi - Herbst 1802

*Oft, ach, mit wie bangem Zagen!
Mußt' ich sehn in diesen Zeiten
Unter meinen Zärtlichkeiten
Dich ein grausam Schicksal schlagen.
Doch dir haben Gram und Plagen,
Wie du, Fromme, still gerungen,
Nicht des Lebens Kraft bezwungen,
Noch den zarten Keim verdrungen,
Der mit deinem ist verschlungen:
Rettend ihn, hast du's ertragen.*

*Darum stille nun die Klagen,
Sanfte Heldin reiner Triebe,
Doch nicht Märtyr[erin] in der Liebe,
Laß dir Dank und Jubel sagen.
Schöne Hoffnung will ich wagen,
Will mein Herz der Freud' erschließen,
Daß sie drinnen möge sprießen,
Süße Tränen sie begießen,
Und dein Atem lind' umfließen,
Wie die Luft in Frühlingstagen.*

*Bald muß nun die Stunde schlagen,
Wo die Blüt' in deinem Schoße,
Noch umknospet wie die Rose,
Sich soll aus der Hülle wagen.*

*Wird sie lang noch, muß ich fragen,
An des Lebens Grenze säumen?
Schon mag ihr in Himmels-Träumen
Das Gewölk sich golden säumen,
Wie ein Flor nur vor den Räumen,
Wo ihr Licht und Liebe tagen.*

*Noch den letzten Kampf¹⁵⁸ zu tragen,
Sammle hohen Mut im Herzen,
Zürne nicht mir in den Schmerzen!
Alles will ich für dich wagen,
Aller Lust um Lieb entsagen,
Selbst der Lust in deinen Armen:
Gönnt dein zärtliches Erbarmen
Nur ein jungfräulich Umarmen,
Darf die Lipp' im Kuß erwarmen,
Soll mein Sehnen niemals klagen.*

*Bald vorüber ist das Zagen,
Und das neu entsproß'ne Leben
Wird in frohem Wachstum streben,
Seines Ursprungs Rätsel fragen,
Und uns unser Bündnis sagen.
O du, meines Herzens Wonne,
Reiner Güte Quell und Bronne [Brunnen],
Meines geist'gen Himmels Sonne,
Bald nun, heilige Madonna,
Wann du wirst dein Kindlein tragen.*

Dieses Gedicht ist ein eindeutiges Indiz dafür, dass August Wilhelm Schlegel vollkommen überzeugt war, dass Sophie von ihm schwanger ist und nicht von ihrem früheren Ehemann Bernhardi, von dem sie mittlerweile getrennt lebte.

Lüdeke, 54. Brief: Ludwig Tieck an Sophie und A. Wilhelm Schlegel - Ziebingen, den 15ten Oktober [1802]

Geliebteste Schwester

So eben bin ich in Ziebingen angekommen, und ich eile noch dir zu schreiben. Ich bin in der [ge-]drängtesten Besorgniß um dich und um dein Wohlbefinden, darum schreib, oder laß mir sogleich schreiben, wenn es auch nur wenige Zeilen sind, wie es dir geht, ob dir keine Gefahr droht, ich ängstige mich Tag und Nacht um dich. Ich konnte nicht über Berlin reisen, und auch nicht eher hierher. Jezt denke ich aber etwa in 8 Tagen von hier abzureisen, so daß ich gegen Ende des Monats in B[erlin] bei dir bin, doch wünschte ich zu wissen, wann du deine Niederkunft rechnet, weil

¹⁵⁸ Gemeint ist Sophies Niederkunft mit einem Kind von A. Wilhelm Schlegel.

mich einige Arbeiten ängstigen, die ich fertig machen muß, und wozu ich noch nicht weiß, Muth und Lust zu ihnen zu finden. Sonst bin ich wohl, und meine Freude würde unaussprechlich sein, dich wohl zu finden, und dich wohl nachher zu sehn, so daß ich mit beruhigtem Gemüth B[erlin] verlassen könnte, und dann mit Liebe und Sehnsucht dem Frühling und deinem Aufenthalte bei uns entgegen sehn. Bis ich davon überzeugt bin, werde ich durchaus keine ruhige Stunde haben können. Ich träume auch in jeder Nacht von dir, und es ist, kann ich versichern, keine Minute, in der ich nicht mit Liebe an dich dächte.

Die Marie Alberti wird im November nach B[erlin] kommen, hauptsächlich eigentlich, um dich mehr zu sehn, denn man kann fast sagen, daß sie dich anbetet, sie verehrt und liest die Märchen viel, und alles, was sie von dir kennt, es ist ihr eine grosse Freude dich zu sehn, und ich denke, du wirst sie auch freundlich aufnehmen, was sie so sehr verdient, da sie die Gutmüthigkeit selbst ist. Vielleicht findet sie auch in B[erlin] etwas zu mahlen, was sie wünscht. Kann ihr Schlegel vielleicht nicht etwas verschaffen? Wenn es auch nur einige Portraits wären, sie hat grosse Fortschritte in der Malerei gemacht, und hat vorzüglich einen schönen Sinn für die Farbe. Marie bringt auch für Schlegel die gefo[r]derten Bücher mit, den Ben Jonson, Folio, 2 Bände six old plays, und Dodsley 12 Bände, welches mir alles zuviel war und zu schwer, um damit den Umweg zu machen.

Lieber Schlegel, ist es dir Ernst mit dem Calderon, wie ich hoffe, so mache ich mich recht bald an >Los manos blancas<, keiner wünscht so sehr als ich, recht viel mit dir über solche Arbeit zu sprechen, und so danke ich dir für's Erste für deinen lehrreichen Brief, ich werde wohl im Winter noch gut damit fertig und freue mich recht zu dieser Arbeit, auf die Devocion bin ich äusserst begierig, und hoffe, du gibst mir eine Abschrift mit, wenn du es nicht etwa noch herschicken willst, was mich sehr freuen würde. Von B[erlin] nehme ich dir dann aber auch mehrere Bände von Humboldts Calderone mit, worüber wir uns schon vergleichen werden. -

Den Ulysses habe ich nur Einmal gelesen, und damals schien er mir nach dem Eindruck nicht zu den vorzüglichsten Werken zu gehören, doch irre ich gewiß, weil ich nur noch des Eindrucks mich erinnere und nicht der Poesie selbst. Damals setzte ich alle Stücke, die Calderone aus dem Alterthum genommen, in die 2te, wie die historischen Stücke in die 3te Classe, aber man muß eigentlich ein Gedicht des Calderon erst auswendig wissen, ehe man darüber urtheilen kann. -

Es ist spät, ich bin von der Reise ermüdet, und breche hier ab, nächstens mehr. Wenn Du Reimer nicht sehn solltest, so grüsse ihn in einem Zettel, vielleicht mit der Korrektur, ich hoffe der Druck ist schon recht weit, die kleine Vorrede, an der ich nur noch einige Worte zu schreiben habe, erhält er von hier, mit der nächsten Gelegenheit; recht freuen würde ich mich, und ich bitte ordentlich recht sehr darum, wenn er mir gleich hieher noch die Aushängebogen schicken will. -

*Lebt wohl, ich grüsse Bernhardi mit euch allen, und ich hoffe, auch Roettel hat alle meine herzlichsten Grüsse an euch bestellt. - Lebe recht wohl, meine geliebteste Schwester, Gott behüte Dich, denke immer mit der Liebe an mich, wie ich an dich denke, lebe tausendmal wohl, vielmals und mit der grös[s]ten Freundschaft grüßt Dich Malchen.
Dein zärtlicher Bruder L[udwig] Tieck*

Am 6. November 1802 kam Sophie mit einem Kind von A. Wilhelm Schlegel nieder, Felix Theodor getauft.¹⁵⁹

Wir wollen nun versuchen, Sophie Tieck-Bernhardi von dem Verdacht der Bigamie freizusprechen. Zu ihrer Verteidigung können wir folgendes Szenario mit gutem Gewissen annehmen: Um sich von den Folgen zweier Geburten zu erholen, die erste war am 15. Juni 1800 mit Sohn Wilhelm und die zweite war am 9. Juli 1801 mit Sohn Ludwig, und um ihre angegriffene Gesundheit wiederherzustellen, bestand mit großer Wahrscheinlichkeit eine Abmachung zwischen den Eheleuten Bernhardi, den ehelichen Geschlechtsverkehr für mehrere Monate auszusetzen, längstens bis zu ihrer vollständigen Genesung. Dies war im 18. und 19. Jahrhundert eine durchaus übliche und gängige Praxis, um das Leben einer Frau und Mutter nicht zu gefährden.

Die Eheleute Bernhardi lebten zwar noch unter einem Dach zusammen, im Haus oder in der Wohnung von Sophies Eltern, aber in getrennten Schlafzimmern. Bei Sophie im Zimmer schliefen ihre zwei Kinder, während in Bernhardis Zimmer manchmal auch Ludwig Tieck übernachtete, wenn er sich alleine in Berlin befand. Außerdem bewohnte A. Wilhelm Schlegel ein Zimmer im gleichen Haus, wahrscheinlich zur Miete.

Rechnen wir von der Geburt des dritten Kindes namens Felix Theodor, geboren am 06.11.1802, rund neun Monate zurück, so kommen wir für den Zeitpunkt der Empfängnis auf Anfang Februar 1802. Im März 1802 wusste Sophie, nach dem Ausbleiben ihrer Regel, dass sie wieder schwanger war. Weitere 3 bis 4 Monate kann eine Frau ihre Schwangerschaft leicht verheimlichen, aber spätestens im Juni 1802 konnte Ehemann Bernhardi sehen, dass seine Ehefrau erneut schwanger war. Und keiner musste besser als er selber, dass er nicht der Erzeuger dieses Kindes sein konnte.

Wie sich der betrogene Ehemann Bernhardi mit seiner Ehefrau und ihrem neuen Liebhaber A. Wilhelm Schlegel auseinandersetzte, darüber fehlen uns sämtliche Informationen.

Aufgrund des weiteren Verlaufs des Ehedramas können wir folgendes vermuten. Viele betrogene Ehemänner zogen es damals und ziehen es auch heute noch vor, die öffentliche Blamage des Seitensprungs ihrer Frau zu verschweigen, um dem Spott ihrer Nachbarschaft und Berufskollegen zu entgehen. Dies könnte auch Bernhardi bewogen haben, anfangs

¹⁵⁹ Siehe dazu ausführlich L. Baus, >Das verschwiegene Schicksal der Sophie Tieck-Bernhardi-Knorring<, Homburg 2024.

Stillschweigen zu bewahren. Eine Frage muss ihn jedoch nicht losgelassen haben: Mit welchem Mann hatte ihn seine Ehefrau betrogen? Es kamen unseres Wissens nur zwei in Betracht: Ludwig Tieck, der nicht blutsverwandt mit seiner Ehefrau war, oder A. Wilhelm Schlegel, der mit ihm unter einem Dach wohnte und in den letzten Monaten sich doch sehr auffällig um Sophie und ihre Kinder gekümmert hatte, während er, Bernhardi, viel lieber mit dem Philosoph Fichte feucht-fröhliche Abende in zwielichtigen Etablissements verbrachte.

Der gegenwärtige Zustand, ein betrogener Ehemann und ein Liebhaber zusammen unter einem Dach, natürlich nur aus reinem Geldmangel, aus finanzieller Notlage, war natürlicherweise auf Dauer nicht tragbar. Sophie Tieck-Bernhardi konnte diese Verhältnisse nicht lange psychisch verkraften. Sie floh, nicht nur aus Gründen körperlicher Leiden, sondern vielmehr wegen psychischer Qualen, im Juli 1803 nach Dresden. Sophie drängte auf klare Verhältnisse, aber Bernhardi verweigerte die Scheidung. Sophie wollte das Sorgerecht für beide Kinder, jedoch Bernhardi wollte ihr nur das Sorgerecht für das jüngste Kind überlassen, dessen Vater er nicht war. Dies geht aus folgendem Schreiben eindeutig hervor:

Brief von Friedrich Tieck an A. Wilhelm Schlegel -
Weimar, den 6. Januar 1805:¹⁶⁰

„In Berlin hatte er [A. F. Bernhardi] den Leuten gesagt, er wolle seinen ältesten Knaben [Wilhelm] hohlen. [Auf den jüngeren Knaben, Felix Theodor, verzichtete er offensichtlich, weil er nicht dessen Vater war.] Hir [in Weimar] that er nun, als finge er erst jetzt an sich zu ueberzeugen, das[s] die Schwester [Sophie] wirklich krank sei, und will in die Reise [nach Dresden] willigen und die Kinder entbehren. Nacher [nach Sophies Rückkehr nach Berlin] soll aber alles sein wie vorher. Er will versprechen, die Schwester mit seinen sinnlichen Zumuthungen zu verschonen, doch soll sie dagegen anderweitige Liederlichkeit seinerseits erlauben.“

Das zukünftige eheliche Zusammenleben, wie Bernhardi es sich vorstellte, ist zu deutlich beschrieben, um es noch kommentieren zu müssen.

Lüdeke, 58. Brief: Ludwig Tieck an Sophie und A. W. Schlegel -
[Ziebingen, Januar 1803]

Meine geliebteste Schwester,

Du mußt mir vergeben, daß ich dir deinen liebevollen Brief nicht schon früher beantwortet habe, ich war in diesen Tagen nicht wohl, jetzt befinde ich mich wieder besser; aber ich kann dir doch nur kurz schreiben, weil ich die Zeit versäumt habe, aber du erhältst dafür nächstens recht viel von mir, nebst einigen Gedichten, die ich dir gerne mittheilen möchte. Wie ich mich gefreut habe, daß du nach Dresden kommen willst, und, wie es scheint, so früh, kann ich dir gar nicht sagen, auch sei davon überzeugt,

¹⁶⁰ Quelle: >Geliebter Freund und Bruder - Der Briefwechsel zwischen Chr. F. Tieck und A. W. Schlegel in den Jahren 1804 bis 1811<, hrsg. von Cornelia Bögel, Dresden 2015.

daß Malchen eben so erfreut ist, die dich jezt ganz ausserordentlich liebt, die du überhaupt in vieler Rücksicht verändert finden wirst, so daß ihr euch jezt mehr versteht. **Dein Brief ist so ängstlich, daraus habe ich auf deine Kränklichkeit geschlossen, und das hat mich eben so geängstigt, wie die Liebe, die er zeigt, mich erfreut hat. Schone deine Gesundheit, suche froh zu sein, geliebtestes Kind, halte dich von meiner innigsten Liebe überzeugt, fasse unüberwindlichen Glauben zu mir, wie ich ihn zu dir habe, und wir können glücklich sein.** Danke Schlegeln für seine Freundschaft und Liebe, mit Thränen habe ich es für mich gethan, ich schwöre dir und ihm, daß ich sein schönes, edles Herz auch noch in keinem Augenblicke verkannt habe, und nie verkennen kann, er soll mir vergeben, was ich ihm äusserlich mit unter in böser Laune mag zu nahe gethan haben, aufrichtig kann ich sagen, daß auch nicht der kleinste Groll gegen ihn in mir ist, oder kommen kann. Die Liebe ist ja alles, der heilige Geist, der Tröster: laß uns alles andre vergessen und ihr nur leben. Ich sehe nicht ein, warum du ihm nicht diesen Brief mittheilen könntest. Ich möchte euch alle durch Liebe und Freundschaft verbunden sehn, und daß ich nicht ausgeschlossen wäre; darum soll keiner den andern beurtheilen, sondern an ihn glauben. **Oder, Geliebteste, wie kann ich dem Worte anvertrauen, was du mir immer gewesen bist, [jezt] bist und sein wirst, auch in Ewigkeit. Dies Band, das uns knüpft, ist mehr als alle Verwandtschaft, oder was die Menschen Liebe nennen.** - Nach Dresden geh ich zurück, nur will [ich] nicht, so lange es so kalt ist. Bleibe ich noch lange, so komme ich nach B[erlin] zu dir, es liesse sich auch vielleicht möglich machen, daß du bei gelindrem Wetter herkämost, denn vor dem Frühling würdest du doch nicht nach Dresden kommen. Halt dich gesund, sei heiter, freue dich, daß du Freunde hast, die dich lieben, wie du deine Schmerzen genieusst, so genieße auch unbefangen deines Herzens, und die Göttlichkeit, die es dir giebt: trübe nicht deine Freuden durch vorsätzliche Trauer, die auch bei dir aus der Liebe entspringt, und darum auch heilig ist, was ich so oft in dir mißverstanden habe. Grüsse Schlegel recht herzlich, Burgsdorff und Finke nsteins, besonders Caroline [Böhmer-Schlegel], grüssen dich recht herzlich; Schlegel wird mit nächstem das erhalten, was wir hier vom Moreto haben. Die Uebersetzungen aus dem Petrarca sind recht schön. Schicke doch, ich freue mich so darauf, die Gedichte, vor allen Dingen aber, wenn du kannst, dein Märchen, es würde sie alle hier recht glücklich machen, und mich ganz besonders, und sie sind nicht mehr so lange hier. Vor allem erhalte mir deine Liebe, sei der meinigen gewiß, und suche dich zu stärken, und gesund zu erhalten. Heut kann ich dir nichts mehr sagen, grüsse alle meine Freunde, und diesmal Schlegel vorzüglich, habe ich ihm je weh gethan, so habe ich es bereut, und er soll mir von Herzen vergeben, ich habe hin und her gedacht, und er hat mich niemals beleidigt, um so mehr bin ich im Unrecht gegen ihn. Sage ihm das. Leb wohl. Der Deinige

Ludwig T[ieck]

Clemens Brentano an Achim von Arnim -
Marburg, ca 6. Febr. 1803

... Von [Ludwig] Tie[c]k hört man gar nichts in der Litteratur, der >Oktavian< ist noch nicht da, der zweite Band vom Novalis ist ein erschre[c]klich Buch, der >Offtedingen< ist nicht vollendet, so geht in einen Melusinenschwanz über, alle Personen des Märchens und des Romans werden dieselben, und das Ganze wird eine ekelhafte Verkauung, Tie[c]k schreibt auf eine sehr langweilige Art, wie der Roman sich habe endigen sollen, und dann folgt der Abdru[c]k aller Novalischen zurückgelassenen Papiere, in denen das Merkwürdigste sein [Ludwig Tiecks] Urtheil über Goethe ist, den er gegen die Mode dieser Herrn herunter sezzt, und erklärt, daß seine [Goethes] Arbeiten sich zum Kunstwerke verhielten wie Wedge Wood Gefäße, und daß er der Verständlichkeit, Brauchbarkeit und kleinlichen Polirung die Kühnheit aufgeopfert habe, je etwas wahrhaft gigantisches Großes zu unternehmen, das der Poetischen Begeisterung würdig sei. Doch ist seine [Novalis] Verlassenschaft an Fragmenten sehr merkwürdig ...

Die Stelle in >Novalis Schriften<, zweiter Teil, Berlin 1802, ist folgende (ab Seite 370):

... Goethe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist, höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Literatur das gethan, was Wedgwood in der Englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer einen natürlich ökonomischen und durch Verstand erworbenen edlen Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft, im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeschickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. -

Bis dahin kann man mit Sicherheit behaupten, dass es durchaus eine anerkennende Beurteilung des Dichters und Naturforschers Goethe ist. Aber dann kann sich der Verfasser nicht enthalten, Goethes wahre Weltanschauung dem Publikum zu präsentieren:

(ab Seite 371)

...Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buches. Die Ökonomie ist

merkwürdig, wodurch es mit prosaischem wohlfeilem Stoff einen poetischen Effect erreicht. -

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. ...

Diese Auszüge aus den Schriften des Novalis, der offensichtliche theistische Galimathias¹⁶¹, nichtssagendes theistisches Wortgeklingel, tragen unverkennbar die Handschrift von Friedrich Schlegel, nicht die von Tieck. Clemens Brentano lag falsch, wenn er dachte, diese Einfügungen würden von Tieck stammen. Sein Gefühl irrte aber nicht: „Doch ist seine [Novalis] Verlassenschaft an Fragmenten sehr merkwürdig ...“. Die Hinterlassenschaft des Novalis wurde verfälscht, und zwar nicht von Tieck sondern von Friedrich Schlegel.

Lüdeke, 60. Brief: A. Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck -
Berlin, den 28. Mai 1803

... Deine Schwester läßt dich herzlich grüßen. Es hat uns sehr leid getan, von Genelli zu erfahren, daß wir für jetzt die Hoffnung aufgeben müssen, dich wieder hier [in Berlin] zu sehen. Hufelands Kur schlägt sehr gut an, sie [Sophie] hat sich innerhalb 14 Tagen ganz bedeutend erholt. Der Kleine [A. Wilhelm Schlegels Sohn Felix Theodor] ist auch glücklich entwöhnt worden, und sehr gesund. Nun sinnt sie nur darauf, die Reise nach Dresden, welche Hufeland sehr anrät, noch vor Ende des nächsten Monats zu bewerkstelligen. - Melde doch etwas von der Zeit deiner Ankunft in Dresden, wovon uns Genelli nichts zu sagen wußte ... Lebe recht wohl, grüße deine Lieben und Burgsdorff, und empfehle mich der Finckenstein'schen Familie ...

Lüdeke, 61. Brief: Ludwig Tieck an A. Wilhelm Schlegel -
Ziebingen, am Pfingsten-Mondtage, [30. Mai 1803]

Liebster Freund, recht sehr danke ich dir für deinen lieben Brief, der mich sehr erfreut hat, nachdem mir der vorige von meiner Schwester die größte Angst gemacht hatte. Unendlich glücklich macht es mich, daß sie sich auf dem Wege der Besserung befindet, wie ich nun wirklich glauben muß; auch glaube ich, daß es nicht so wie bisher nur zum Schein auf wenige Tage sein wird, sondern eine wirkliche Kur, die auf ihre Gesundheit und ihr ganzes Leben einen Einfluß hat. Wie gerne hätte ich sie noch einmal gesehn, und es war auch schon ausgemacht, als so viele Schwierigkeiten dazwischen kamen, daß ich wohl die Reise aufgeben mußte. Wir sind nun höchstwahrscheinlich schon künftigen Sonntag, also den 5ten Junius in Dresden, vielleicht um einen Tag später, allein es ist nicht wahrscheinlich, und ich wünsche nur, daß die Schwester sobald als möglich, ohne ihrer Gesundheit Schaden zu thun, die Reise einrichten kann: wirst Du sie nicht begleiten? Oder bleibt Knorring bei seinem Vorsatze, nach Dresden zu

¹⁶¹ Galimathias = Unsinn, wirres, verworrenes Geschwätz, Verdrehungen.

gehn? Diesen bitte ich recht herzlich von mir zu grüßen; auch Malchen grüßt sehr, sie und Dorothea befinden sich wohl.

Es kann sein, daß wir noch künftigen Sonntag hier sind, aber dies möchte wohl der letzte Tag sein, indeß kann ich immer noch einmal Nachricht von Dir erhalten, hier, von Dresden schreibe ich dann sogleich wieder; jezt kommt es mir darauf an, wozu du mir vielleicht behülflich sein kannst, etwas Geld von Reimer noch hieher zu erhalten, weswegen ich ihm auch schon selbst mit der vorigen Post geschrieben habe. Du kannst wohl mit ihm darüber sprechen, oder wie Du willst; ich denke, daß er mir auch von selbst antworten wird, nur ist es eilig, das ist die Hauptsache.

Da ich selber heut in Eil bin, kann ich dir nicht umständlicher über die vorgeschlagenen Verbesserungen sprechen, ich danke Dir für Deine Mühe, die Du Dir gegeben, indessen mußt Du auch nach unsrer Uebereinkunft und freundschaftlichen Vertraulichkeit nicht böse werden, wenn ich sie nicht annehme und Dich nur bitte, ganz genau, und ohne Abweichung bei dem von mir gemachten Texte zu bleiben, da wir hierüber auf einem verschiedenen Standpunkte stehn. [...]

Grüße meine Schwester und den Freund.

Der Deinige L[udwig] T[ieck]

Lüdeke, 62. Brief: A. Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck -
Berlin, den 2. Juni 1803

... Deine Schwester läßt herzlich grüßen, sie hat wieder einige schlimme Tage gehabt, es fehlt viel, daß das Übel schon aus dem Grunde gehoben wäre. Indessen wird sie alles thun um die Reise nach Dresden baldmöglichst zu bewerkstelligen.

Reimer hatte dir schon geschrieben, wie ich gestern zu ihm kam.

Lebe recht wohl, grüße deine liebe Frau. Dein

A[ugust] W[ilhelm] S[chlegel]

Trainer I, 3. Brief: Sophie an Ludwig Tieck -
Berlin, ca Juni-Juli 1803

Liebster Bruder

Nach langer Zeit kann ich dir endlich einmal wieder schreiben und auch jezt geschieht es nur mit großer Anstrengung. [...] Wieder in dieser [schweren] Zeit habe ich neue Gelegenheit gehabt zu erkennen, wie viel wehrt ein treuer Freund [wie Wilhelm Schlegel] ist; und ich kann nur mit dem gerührtesten Herzen an seine Sorgfalt denken, womit Schlegel mich und meine Kinder gern vor jedem Ungemach des Lebens bewahren mochte.¹⁶² [...] **Weniger als jemals kann ich mein Herz auf meine Lippen**

¹⁶² Am 8. Oktober 1804, siehe weiter unten, schrieb Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck: „Niemand erkundigte er [A. Ferdinand Bernhardi] sich bei den Wochenbetten deiner Schwester, oder den Krankheiten der Kinder, ob auch das Nöthigste zur Verpflegung vorhanden sei, sie hätten sich in dem hilflosesten Zustand befinden mögen, es würde seine Gemüthsruhe weniger gestört haben als ein verunglücktes Mittagessen.“ Dies ist ein Indiz, dass Bernhardi wusste, dass das dritte Kind Sophies, Felix Theodor, nicht sein leibliches

zwingen, es ist meine Trauer, daß ich mich immer tiefer in mich begraben muß; und darum kann ich es dir auch nicht sagen, wie gerne ich dich wiedersehen möchte, doch scheinst du mir darüber selbst so unbestimmt, daß ich es hier wenigstens nicht erwarte. Ich habe mich entschlossen so früh als möglich nach Dresden zu kommen, du hast mich selbst so dringend eingeladen, daß ich nicht daran zweifle, daß du dort sein wirst obgleich Schütze sehr zweifelt. [...] Es kann für mich nichts erheiternd und beruhigend sein als eine Abwesenheit von Berlin, auch kann ich mich manchen Anmuthungen [Zumutungen] nur so entziehen; mit einer rechten Angst wacht oft die Liebe zu dir [Ludwig] in meinem Herzen auf und ich möchte nur gleich hin, tausend Diene kann ich dir nur mündlich sagen und darum muß mein Brief sehr unvollständig bleiben.

Wen[n] du mir antwortest, so lege es an Schlegel oder Schütze ein, damit ich den Brief für mich allein bekomme. Schütze ist mir lieber, den Schlegel könnte in Bernhardis Gegenwart den Brief bekommen und so würde er ihn doch lesen. Lebe wohl, mein geliebter Bruder, ich kann nicht weiter schreiben, den[n] ich kann fast gar nicht sehen. Ich bitte, antworte nur bald, nur gleich.

Grüße Malchen und Dorothea, ich freue mich, sie wiederzusehen. Leb wohl

S[ophie] B[ernhardi]

Die Reise von Sophie Tieck-Bernhardi nach Dresden, ca Ende Juli bis Anfang August 1803, markiert das Ende des ehelichen Liebesverhältnisses zwischen ihr und A. Wilhelm Schlegel. Im übernächsten Brief, Körner, 39. Brief, wird deutlich, dass A. Wilhelm Schlegel finanzielle Schwierigkeiten hatte, die eine weitere „wilde Ehe“ und weiteren „Kindersegen“ unmöglich machten. Zudem war Sophie gesundheitlich nicht auf der Höhe, da sie sich noch nicht von den Folgen ihrer dritten Niederkunft erholt hatte. Hier tritt mit aller Deutlichkeit zutage, was im 18. und 19. Jahrhundert die geschlechtliche Liebe bedeutete. Eine Schwangerschaft war für eine Frau nicht nur immer ein gesundheitliches, sondern auch ein tödliches Risiko. Wir können uns dies heutzutage, dank der modernen Medizin, kaum noch vorstellen. Sophie fand in dem baltischen Baron Karl Gregor von Knorring einen neuen Verehrer.

Bei Charlotte von Stein habe ich genau das gleiche Problem erkannt. Nach der dritten Schwangerschaft durch Goethe, ihre zehnte insgesamt, verlangte Charlotte von Stein von Goethe, nicht mehr schwanger zu werden. Dies war das Ende ihrer „Schattenehe“.¹⁶³

August Wilhelm Schlegel versprach Sophie, für den finanziellen Unterhalt ihres gemeinsamen Kindes zu sorgen. Diese Leistung war nach

war.

¹⁶³ Siehe L. Baus, >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein – Die wirklichen Eltern des romantischen Dichters und Theaterdirektors August Klingemann (1777-1831), VI. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2017.

damaligem geltenden Recht absolut freiwillig, denn da Sophie verheiratet war, hätte sie schwerlich einen Rechtsanspruch gegen ihren Liebhaber gerichtlich durchsetzen können. Nach den Briefen, die uns erhalten geblieben sind, hat A. Wilhelm Schlegel sein Versprechen eingehalten. Nach meiner Einschätzung sorgte er nicht nur für den Lebensunterhalt seines Sohnes Felix Theodor, sondern half auch der Mutter mehrmals finanziell aus größter existenzieller Not.

Das ehedem gleiche Liebesverhältnis zwischen Sophie und A. Wilhelm Schlegel dauerte demnach von ungefähr Mai 1801 bis zu ihrer Niederkunft am 6. November 1802. Wie nach ihrer zweiten Schwangerschaft verlangte Sophie Enthaltensamkeit von ihrem Liebhaber, um sich von den Folgen der Niederkunft zu erholen. In der Folgezeit trat ein neues Problem auf. A. Wilhelm Schlegel geriet immer mehr in finanzielle Schwierigkeiten. Die Verleger zahlten nicht viel für seine schriftstellerischen Werke, die Vorträge, die er in Berlin hielt, brachten gewiss auch nicht viel Geld ein und eine feste Anstellung, ein festes Einkommen, besaß er nicht. Sophie musste in größter finanzieller Not zusätzlich die Unterstützung von Baron Karl von Knorring in Anspruch nehmen.

Über Ludwig Tiecks private Verhältnisse und über einen weiteren Versuch, zu einem geregelten Einkommen zu gelangen, berichtet Clemens Brentano in einem Brief an Achim von Arnim - Weimar, 23. August 1803:¹⁶⁴

... Mein hiesiger Aufenthalt [in Weimar] war besonders durch die genaue Freundschaft mit dem Bildhauer Tieck, der hier wunderschöne Statuen in das Schloß macht, verschönt. Durch sein Vertrauen habe ich jetzt eine rechte, eigentliche Ansicht in das Wesen der Clique [gemeint sind die Gebrüder Schlegel und ihre Freunde in Jena]. Er hat meine Büste für Bettinen gemacht, und doch nur wie ich aussehen würde, wenn ich das Ziel meiner Kunst erreicht hätte! [Gemeint ist wohl: Tieck hat Clemens idealisiert dargestellt.] Es ist mir ein Trost für die Möglichkeit, daß ich so aussehen kann, und von nun an will ich keine Gesichter mehr schneiden. Wenn du zurückkehrst [aus England] kannst du dir einen Abguß von Tieck bestellen, dann hast du mich, aber vergiß es nicht! Weiter – vor vierzehn Tagen war unser lieber Dichter Ludwig Tieck hier in Weimar; er hatte mit einem gewissen Herrn von Burgsdorf, einem Universitätsfreund und guten mäcenierenden Modemann¹⁶⁵, eine Reise nach dem Neckar und den Saal[e]ufern gemacht und besuchte hier seinen Bruder. Er ist mein guter lieber Freund geworden, ich habe ihn nach Jena begleitet, und um mehr mit einander zu plaudern, haben wir zusammen geschlafen. Seine Ansichten in Hinsicht der jetzigen Lage der Litteratur sind den meinigen und deinigen gleich, er denkt mit Unwill[en] daran, daß sich die Schlegel par force

¹⁶⁴ Quelle: Reinhold Steig und Herman Grimm, >Achim von Arnim und die ihm nahe standen<, 1. Band, Stuttgart 1894.

¹⁶⁵ „Mäcenierenden Modemann“ soll wohl aussagen, dass Ludwig Tieck von Burgsdorf ausgehalten wurde

seiner bemächtigt hatten, und daß durch ihr verfluchtes Posaunen der stille, bescheidene Gang seiner Kunst in einem elenden Gerücht gestört werde.¹⁶⁶
 ... Tieck ist mir als Mensch überhaupt mehr geworden; als Dichter scheint er mir einseitig und als Ideal eines strebenden Jünglings sehr unzulänglich. Die zwölf Bogen, die Frommann von seinem Octavian abgedruckt hat – das Ganze ist noch nicht vollendet – habe ich gelesen, und sie haben mir im Ganzen nichts weniger als gefallen, und ich wünschte sie nicht geschrieben zu haben. Es ist überhaupt sehr keck und unvorsichtig, solche ganz vollendete Volksgedichte in Reime zu bringen, ein paar Jakob-Böhmische Naturansichts-Recepte dran zu rühren und einigen Lärm über Frühling und Wald zu machen. Die Assonanzen und die affectirte altteutsche Sprache sind auch wie Stier und Esel neben einander gespannt. Einige gemeine Charaktere sind ihm dennoch vortrefflich drinnen gelungen, doch alle die Hauptpersonen, und auch wieder ein Hofnarr, sind sehr langweilig. Tieck hat in der letzten Zeit nichts gethan als das Heldenbuch, die Nibelungen und Minnesänger gründlich studirt. Aus den Minnesängern läßt er bis Weihnachten einen kritisch zusammengestellten ausgewählten Band Uebersetzung drucken, und für das Heldenbuch und die Nibelungen werden wir bald viel, gewiß nicht alles, von ihm gethan sehen; denn er ist allem Druckenlassen und Schreiben aus einiger Faulheit und viel Unmuth feind geworden. Er lebt ganz auf dem Gute des Herrn von Burgsdorf, in Ziebingen, zwischen Frankfurt an der Oder und - ich weiß nicht, auch habe ich gehört, theils auch von ihm, daß er Pfarrer dort werden wird. Was daraus entstehen mag, weiß Gott; er [Ludwig Tieck] ist etwas zu närrisch katholisch dazu, und er wird durch seinen Kahlkopf eben so viel Unfug treiben, als der Zopfprediger Schulz weiland durch seinen Zopf. In dem Octavian ist das merkwürdige, daß der Muthwill und die bäurische Zote darin über das Rührende durchaus dominiren, und daß kein unschuldiges, gesittetes Mädchen ihn lesen kann, er hat dadurch seinen Feinden zum erstenmal eine gerechte Waffe in die Hände gegeben. ...

Brief von A. W. Schlegel an Schleiermachen, Berlin 26. Sept. 1803¹⁶⁷

... Er [Ludwig Tieck] hat den [vergangenen] Sommer eine hübsche Reise nach Carlsbad u.s.w. dann durch Franken über Weimar zurück mit Burgsdorf gemacht. Jetzt ist er wieder bei ihm [Burgsdoff] in Ziebingen ...

Kommentar: Wenn Tieck über Weimar gereist ist, hat er mit Sicherheit auch seinen Vater Goethe gesehen. Über diese Begegnung wissen wir nichts. Und wenn er Karlsbad besuchte, hat er gewiss auch eine Badekur gemacht.

Das Verhältnis Goethes zu seinem Sohn hatte sich, nicht zuletzt auch wegen der Eheprobleme der Sophie Tieck-Bernhardi, in die Ludwig Tieck wieder hineingezogen zu werden drohte, gravierend verschlechtert. Ein Beweis dafür ist der folgende Brief:

¹⁶⁶ Welches Gerücht könnte Brentano gemeint haben?

¹⁶⁷ Quelle: KGA V/7, Nr. 1564, S. 35.

Lüdeke, 65. Brief: Ludwig Tieck an Friedrich Schlegel -
Ziebingen, den 16ten Dezember 1803

... Von Wilhelm [Schlegel] wirst du vielleicht schon erfahren haben, daß dieser Winter schon der zweite ist, welchen ich bei Burgsdorff verlebe, hier in Ziebingen, in der größten Einsamkeit, wenigstens von allen Menschen und allen städtischen Zerstreungen abgesondert ...

... Was dasjenige, was die meisten Leute jetzt Poesie nennen, aus seinen Anhängern machen könne, sehn wir am allertraurigsten an Goethes Beispiel. Im höchsten Bewußtsein und Pochen auf Virtuosität, Bildung und dergleichen kann man doch wohl nichts Ungeschickteres und Armseligeres zu stande bringen, als diese >Eugenie< [gemeint ist: Goethes Drama >Die natürliche Tochter<, vereinfacht nach der Hauptperson >Eugenie< genannt.]. Wahrlich, es tut mir weh, aber ich finde, daß jetzt Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Kotzebue, Iffland und Boehlendorf, und dem ähnliche, durchaus auf einer Linie stehn, daß man von der Schlechtigkeit der Zeit lieber nicht sprechen soll, wenn man noch Ausnahmen macht und Goethe in seinem vornehmen Dünkel bestärkt, denn neben der Armut der Poesie finde ich in dieser Komödie oder Drama zugleich die niedrigsten Gesinnungen, und überhaupt das sündliche [Bestreben], aus dem Niedrigsten und Verwerflichsten, welches die verderbte menschliche Natur in Verhältnissen, politischen Verbindungen, Urteilen und Vorurteilen aufgestellt hat, etwas Schönes und Edles heraus zu bilden, und nicht aus mitleidender, liebender Ironie (wie Cervantes und Shakespeare), sondern recht aus subjektiver Verehrung, die der anmaßlichen Objektivität sehr ungezogen auf die Füße tritt. Wenn die >Eugenie< zu den Fortschritten unserer Zeit gehört, so soll man auch nicht unbillig dazurechnen, daß ich mich jetzt selbst rasiere, welche Veränderung in meiner äußerlichen Lage du also hiermit auch zugleich erfährst; dieses darf zur Not bekannt werden, doch bitte ich, jene anscheinend unhöflichen Urteile [über Goethes Werk] noch eine zeitlang zu verschweigen, weil Göthe und mancher Hof- und Schulmeister sonst in vier Wochen erfahren, und Böttiger und Merkel [es] drucken lassen, ich hätte als Kritik über Göthe gesagt, er sei ein Schwein oder Rind, und halte dies für einen feinen satirischen Einfall, der ihm am Hofe und in der vornehmen Welt beträchtlichen Schaden zufügen sollte, und darauf sei diese Bemühung von mir eigentlich abgesehen. - Sonst könnte ich darüber weinen, daß Göthe noch von Thränen spricht, den ich so geliebt habe, und diese Liebe [Sohnesliebe] zu ihm werde ich ewig lieben ...

Ja, diese Liebe zu Goethe ist mehr als nur die Liebe zu einem fremden Dichter. Das ist die Liebe zu einem Vater, von dem Ludwig Tieck auch noch finanziell abhängig ist. Die diametral entgegengesetzte Weltanschauung war der Grund für diese abfälligen Äußerungen Ludwig Tiecks gegenüber seinem Bruder im Geiste Friedrich Schlegel.

Körner, 44. Brief: Friedrich Schlegel an A. Wilhelm Schlegel -

Paris, 26ten März 1804

... Was von Goethe erscheint, erhalte ich hier doch; bin aber von der >Eugenia< [gemeint ist >Die natürliche Tochter<] nicht sehr erbaut. Sie schillert mehr, als ich es je für möglich gehalten, so wie hingegen die >Braut von Messina< mir so sehr brentanoisch zu sein scheint, daß Brentano selber es nicht mehr sein kann. Kennst Du die französischen Memoiren, aus denen Goethe die >Eugenia< genommen hat? - Die Person lebt noch - wird auch wohl eben so unbefangen fortleben, als Don Clavigo [alias Goethe] immer noch tut ...

Dieser Brief Friedrich Schlegels an seinen Bruder August Wilhelm ist ein Indiz, dass die beiden Brüder inzwischen von der Liebestragödie Goethes mit Urania, einem adeligen Fräulein, wussten. Und sie hatten auch erfahren, dass das Drama >Clavigo< ebenfalls ein dichterisches Denkmal für die verstorbene Geliebte war und Goethe sich im Don Clavigo selber darstellte. Goethe hat es mit Sicherheit dem Sohn offenbart, Ludwig Tieck gab es an seine Ziehschwester Sophie weiter, diese erzählte es ihrem Geliebten A. Wilhelm Schlegel und dieser wiederum seinem Bruder Friedrich.

Indizien in den >Nachtwachen von [des] Bonaventura< ¹⁶⁸

II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms

Vorwort

Eine satirische Erzählung mit dem Titel >Nachtwachen von Bonaventura< wurde im Jahre 1804 von einem mutigen oder verzweifelten Verleger veröffentlicht, ohne den wahren Verfasser des Werkes zu kennen. Wer dem Verleger, er hieß Dienemann und wohnte in Penig, einem kleinen Städtchen unweit Chemnitz, das Goethesche Manuskript zuspielte und ob er dafür ein Honorar zahlte oder für die Besorgung des Druckes selber ein Honorar, einschließlich der Druckkosten, kassierte, diese Fragen bleiben wohl für immer ungeklärt. Bald nach dem Erscheinen der >Nachtwachen< erfolgte der Zusammenbruch des Dienemann'schen Verlags (nach Steinert, dem Herausgeber einer Faksimile-Ausgabe von 1920). Aus welchem Grund der Zusammenbruch erfolgte, ob wegen der Zensur oder wegen Absatzschwierigkeiten der Druckerzeugnisse, auf diese Fragen fand ich bisher ebenfalls noch keine Antwort. Hätte der Verleger Dienemann den wahren Autor der >Nachtwachen< gekannt, wäre er vielleicht dem Bankrott entgangen. So aber war er möglicherweise doppelt angeschmiert. Zum einen hatte er die Zensur am Hals und zum anderen, wer liest schon das Buch

¹⁶⁸ Auszüge aus L. Baus, >Nachtwachen von [des] Bonaventura, alias Johann Wolfgang Goethe – Eine Goethesche Satire mit autobiographischen Reflexionen<, I. Teil: Text-Corpus, II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms, IX. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2016.

eines unbekanntem Autors, in diesem Fall sogar eines nicht genannt werden wollenden Autors?

Eine erste wissenschaftlich fundierte Abhandlung zur Aufklärung der Verfasserschaft an den >Nachtwachen< veröffentlichte 1904 Hermann Michel. Am Schluß mußte Michel eingestehen: „*Es ist uns nicht gelungen, den Schöpfer der >Nachtwachen< mit Sicherheit festzustellen. Eine Reihe von Argumenten konnten wir zu Gunsten Schellings anführen. Weniges, aber Gewichtiges, sprach gegen ihn ...*“. Und dann neigt Michel doch mehr zu Schelling als den angeblichen Verfasser: „*Nach alledem ist es doch wohl verfrüht, einen anderen Verfasser der >Nachtwachen< als Schelling anzunehmen.*“

Was sagte Schelling, als ihm einmal die Frage gestellt wurde, ob er der Verfasser sei? Er erwiderte: „*Reden Sie mir nicht davon!*“ - Reden wir auch nicht mehr davon.

Als angebliche Verfasser der >Nachtwachen< waren bereits mehrere Dichter im Gespräch: E. T. A. Hoffmann, Schellings Frau Caroline, F. H. Jacobi, Clemens Brentano, F. G. Wetzel und noch einige. Im Jahre 1973 erschien eine Abhandlung von Jost Schillemeit mit Titel >Bonaventura - Der Verfasser der Nachtwachen<, der den Versuch unternahm, den romantischen Dichter und Theaterdirektor August Klingemann (1777 - 1831) als den Autor der >Nachtwachen< zu identifizieren. Die stärksten Analogismen für seine These bezog Schillemeit aus Aufsätzen und Rezensionen, die unter dem Namen Klingemanns in der >Zeitung für die elegante Welt< erschienen sind, und zwar kurz vor oder nach Erscheinen der >Nachtwachen<. Diesem auch für mich erwiesenen Tatbestand – Verfasser der Aufsätze und Rezensionen ist auch Verfasser der >Nachtwachen< - möchte ich folgendes hinzufügen: Goethe war nicht nur der „geistige“ Vater August Klingemanns, sondern sein leiblicher. In meinem Sachbuch >Goethes Schattenehe mit Charlotte von Stein – Die wirklichen Eltern des romantischen Dichters und Theaterdirektors August Klingemann (1777 – 1831)<, VI. erweiterte Auflage, Homburg 2017, habe ich eine ganze Indizienkette geliefert, dass August Klingemann ein uneheliches Kind der Beiden war. Zur Frage nach der Urheberschaft an den Aufsätzen und Rezensionen in der „eleganten Zeitung“ bleibt nur eine logische Schlußfolgerung übrig: Sie sind nur teilweise oder gar nicht von August Klingemann verfasst; Goethe durfte sie redigieren, durfte eigene Gedanken hinzufügen oder sogar eigene Aufsätze und Rezensionen unter dem Namen des Sohnes veröffentlichen lassen, mit dessen Einverständnis selbstverständlich.

In der Zeitschrift >Euphorion<, 81. Band (1987), berichtet Ruth Haag (Haarlem) unter der Überschrift >Noch einmal: Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura< von einem Fund in der Universitätsbibliothek von Amsterdam. In einer Autographensammlung fand sie ein Blatt mit einer Liste von noch zu veröffentlichenden angeblichen Werken Klingemanns. Auf dieser Liste steht: „Nachtwachen von Bonaventura, Penig Dienemann 1804“. Ruth Haag ist daher, wie Jost

Schillemeit, der Ansicht, August Klingemann sei der Verfasser der >Nachtwachen<. Ich komme zu der gleichen Erklärung dieses Sachverhalts wie mit den Artikeln und Rezensionen in der >Zeitung für die elegante Welt<. Da Goethe das Werk >Nachtwachen< unter dem Pseudonym Bonaventura veröffentlichen ließ, dachte er mit Sicherheit nicht daran, dieses launische und satirische Werk, das zudem noch die atheistische Philosophie seines Verfassers allzudeutlich erkennen lässt, in seine gesammelten Werke aufzunehmen. Was konnte er anderes tun, als das Werk seinem Sohn zu schenken? Aber auch August Klingemann war dieses satirische Werk anscheinend zu gefährlich, um sich öffentlich als dessen Verfasser zu bekennen.

Was keinem Klingemann-Forscher bisher auffiel ist die Tatsache, dass mehrere Theaterstücke Klingemanns zuerst unter Pseudonymen erschienen. >Albano der Lautenspieler<, Verfasserangabe: „Vom Verfasser der Maske“, Erstdruck Leipzig (Verleger Rein) 1802.¹⁶⁹ Das Schauspiel >Der Lazzaroni oder der Bettler von Neapel<, 1814 in Hamburg (Verleger Vollmer) erschienen, trug ebenfalls die Verfasserangabe „Vom Verfasser der Maske“.¹⁷⁰ Ich frage, warum sollte ein Autor bei relativ unverfänglichen Theaterstücken ein Pseudonym wählen? Bei einem Werk wie die >Nachtwachen von [des] Bonaventura< war das Pseudonym natürlich als Selbstschutz dringend geboten, wegen der scharfen Satiren auf Kirche und Staat und wegen der offensichtlichen atheistischen Überzeugung des Verfassers. Aber bei den oben genannten eher mittelmäßigen Theaterstücken war das Pseudonym wohl nur bei einem Autor geboten, der wegen anderer, bedeutenderen Veröffentlichungen seinen guten Ruf als Dichter hätte verlieren können. Und genau dies trifft auf Goethe zu. Aber bleiben wir noch bei der Frage nach der Verfasserschaft der >Nachtwachen<.

Der russische Schelling-Biograph Arsenij V. Gulyga, >Schelling – Leben und Werk<, Stuttgart 1989, ist ebenfalls nicht von Ruth Haags Ansicht überzeugt, dass die Frage der Verfasserschaft der >Nachtwachen<, Klingemann, als gelöst anzusehen sei. Er argumentiert:

„Aber ist dieser Schluß nicht etwas voreilig? Äußerlich gesehen ist klar: Schelling hat bestritten, der Verfasser zu sein, Klingemann hat es zugegeben. [...] Mich macht vor allem der Umstand hellhörig, daß das Pseudonym des Autors zum Titel gehört. Daß der Mann, der das Buch geschrieben hat, es in dem Verzeichnis seiner Werke nicht einfach unter dem Titel >Die Nachtwachen< aufgeführt hat, ist zumindest merkwürdig. Denn Bonaventura ist ja er selber. Aber wichtiger ist natürlich etwas ganz anderes, und zwar die inhaltliche Seite der Angelegenheit. Klingemann ist keine Geistesgröße gewesen; das zu behaupten wäre unmöglich. Das heißt, man könnte höchstens den literarischen Rang der >Nachtwachen< anzweifeln und den Roman dem Niveau seines angeblichen Verfassers

¹⁶⁹ Im Jahr 1797 war in Braunschweig ein Trauerspiel mit Titel >Die Maske< erschienen.

¹⁷⁰ Quelle: >Erstausgaben deutscher Dichtung - eine Bibliographie z. dt. Literatur 1600 – 1960<, von Gero von Wilpert und Adolf Gühring, Stuttgart 1967.

angleichen. Genau so verfährt Schillemeit. Er meint, daß das Buch alles sein könne, nur nicht das Werk eines selbständigen Genies. Diese Behauptung kann man bestreiten.“

Hier stimme ich Arsenij V. Gulyga völlig zu. Der Verfasser der >Nachtwachen< war intellektuell gesehen weit mehr als nur ein Theaterdirektor und Verfasser von romantischen Bühnenstücken.

Der angebliche ultimative Beweis von Ruth Haag für die Klingemann-Hypothese ist in Wirklichkeit ein ultimativer Beweis für meine These, nämlich dass August Klingemann der natürliche Sohn Goethes war, der von seinem Vater die satirische Erzählung >Nachtwachen< angeboten bekam, um sie zu Geld zu machen, wie sein Halbbruder Ludwig Tieck, der ebenfalls Werke von dem Vielschreiber Goethe erhielt.

Was außerdem gegen Klingemann spricht und von Schillemeit klugerweise nicht erwähnt wird, das ist sein Alter. Während der Niederschrift der >Nachtwachen< wäre Klingemann nicht älter als sechsundzwanzig Jahre gewesen! Der Pessimismus, der aus den >Nachtwachen< zu uns spricht, ist viel wahrscheinlicher einem Neunundfünfzigjährigen¹⁷¹ zuzuschreiben, der drei Jahre vorher (1801) wie durch ein Wunder von einer schweren Krankheit genas, dem der Schock dieses Erlebnisses noch in den Gliedern steckte und dessen physische und auch psychische Gesundheit seither mehr als bedenklich war, als dem sechsundzwanzigjährigen Klingemann, dem der Himmel, aufgrund seiner Jugend, noch voller Geigen gehängt haben dürfte.

Weitere sehr eindeutige Indizien, die für Goethes Verfasserschaft sprechen, das sind die vielen versteckten Satiren auf Personen von Goethes früherem Freundeskreis, und zwar wie er vor der großen Italienreise (1786 - 1788) bestand. Die Analogismen auf Zeitgenossen des Verfassers sind meines Wissens neu und erstmalig, zumindest in der Bonaventura-Forschung. So habe ich unter anderem satirische Spitzen Goethes gegen Charlotte von Stein, die frühere Geliebte, den Oberstallmeister von Stein und gegen den Superintendenten der evangelischen Kirche von Weimar, Gottfried Herder, festgestellt. Weiterhin beschreibt Goethe in der vierten Nachtwache, Unterkapitel >Das Leben eines Wahnsinnigen als Marionettenspiel<, das Dreiecksverhältnis zwischen Corona Schröter, Herzog Carl August und seiner eigenen Person, wie es vor der Italienreise tatsächlich bestand. Die Tatsache, dass Goethe in den >Nachtwachen< sich selber mehrmals mit mehr oder weniger satirischem Spott und auch mit Eigenlob bedachte, sollte den Verdacht abwälzen, er könnte der Verfasser sein. Diese Goethesche Finte scheint bis 1987 gewirkt zu haben, das Jahr meiner Entdeckung.

Im 104. Band des Goethe - Jahrbuchs (Weimar 1987) steht ein Beitrag von Frau Dr. Linde Katritzky mit Titel >Goethe in den 'Nachtwachen von

¹⁷¹ Goethes wirklicher Geburtstag war höchstwahrscheinlich der 28. Januar 1745! Siehe dazu L. Baus, >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, 7. erw. Aufl., Homburg 2024.

Bonaventura' und in den Schriften Georg Christoph Lichtenbergs<. Die Verfasserin glaubt, Lichtenberg das Werk >Nachtwachen< zuschreiben zu können. Dieser Fall ist ein typisches Beispiel dafür, wie falsch das Wissen über Goethe ist! Die Verfasserin findet mindestens sieben Analogismen, die eindeutig auf Goethe als den Verfasser hinweisen, trotzdem vermutet sie, Lichtenberg (als angeblicher Verfasser) sei *von Goethe beeinflusst* worden!

Zumindest in einem Fall ist es genau umgekehrt: Goethe war von Lichtenberg beeinflusst. Goethe kannte höchstwahrscheinlich die folgende Lichtenbergsche Aphorisme (F 351): *„Versuch über die Nachtwächter. Ich selbst bin ein Nachtwächter, meine Herr; zwar nicht von Profession, sondern ein Dilettante, ich kann nämlich des Nachts nicht schlafen, und habe es darin, so wie Dilettanten gemeiniglich, ohne alle Prahlerei, weiter gebracht, als die meisten von Profession (nämlich die Nachtwächter).“*

Goethe schrieb, in Erinnerung an diese Aphorisme Lichtenbergs, in der achten Nachtwache mit dem Untertitel >Des Dichters Himmelfahrt<:

„Armer Teufel“, sagte ich zu ihm hinaufblickend. „Ich weiß nicht, ob ich Deine Himmelfahrt komisch oder ernsthaft nehmen soll! Drollig bleibt es allerdings, daß Du als eine Mozartsche Stimme in ein schlechtes Dorfkonzert mit eingelegt bist, und ebenso natürlich, daß Du Dich daraus weggestohlen. In einem ganzen Lande von Hinkenden wird eine einzige Ausnahme als ein seltsames verschrobenes lusus naturae verlacht; ebenso würde in einem Staate von lauter Dieben die Ehrlichkeit allein mit dem Strang bestraft werden müssen. Es kommt alles in der Welt auf die Zusammenstellung und Übereinkunft an. Da nun Deine Landsleute nur an ein abscheuliches kreischendes Geschrei statt des Gesangs gewöhnt sind, so mußten sie Dich, eben Deines guten gebildeten Vortrags wegen, zu den Nachtwächtern zählen, wie ich [Goethe] denn deshalb auch einer geworden bin ...“

Die Figur des Nachtwächters entnahm Goethe dem alten Marionettenspiel vom Dr. Faust, worin der Kasperl gegen Ende den Nachtwächter spielte. Nach mittelalterlichem Aberglauben besaßen die Nachtwächter das Privileg gegenüber anderen Sterblichen, dass sie während ihrer nächtlichen Wachdienste nicht vom Teufel geholt wurden, der bekanntlich des Nachts zwecks Seelenfang auf der Erde sein Unwesen trieb. Dieser Kreuzgang ist jedoch ein außergewöhnlicher Nachtwächter. Als ehemaliger Bänkelsänger und Freigeist glaubt er nämlich gar nicht an diesen ganzen mittelalterlichen Humbug, ja er ist offensichtlich sogar ein Existenzialist. So kann er doppelt beruhigt sein satirisches Unwesen treiben.

Goethe, der sich mit Vermehren und Lichtenberg zu den „Nachtwächtern“ zählte, konnte ebenfalls doppelt beruhigt das Werk >Nachtwachen< schreiben und veröffentlichen lassen. Erstens kam wohl keiner seiner Zeitgenossen auch nur auf die Idee, dass Goethe, der weimarische Geheimrat, ein solches Werk gedacht und sogar veröffentlicht haben könnte. Und zweitens gab er das Werk unter einem Pseudonym heraus, so dass die damalige Zensurbehörde ihm die Verfasserschaft gar

nicht nachweisen konnte. Außerdem war er als Günstling des Herzogs von Weimar ziemlich sicher vor derartigen Beschuldigungen. Goethes Titel (Beruf wäre mit Sicherheit der falsche Ausdruck) eines weimarischen Geheimrates war die größte Tarnung und zugleich der größte Schutz, den man sich als Verfasser eines derartig satirischen Werkes wie die >Nachtwachen< denken und wünschen konnte.

Die materialistische Weltanschauung des weimarischen Olympiers Goethe geht aus folgenden Zitaten hervor:

III. Kapitel: Analogismen auf Zeitgenossen des Verfassers

Ab Seite 136 des oben genannten Buches:

Charlotte von Stein

„*Der Lichtstrahl wirkt nach neueren Beobachtungen auch auf das Erzeugen - und ich war in Italien!*“ [>Nachtwachen<, Seite 259] Außer dem satirischen Nonsens, dass die Sonne auf die Befruchtungsfähigkeit eines Mannes, bzw. auf die Empfängnis einer Frau [direkt] einwirken könne, woran Goethe wohl selber nicht glaubte, steckt dahinter noch mehr Satire? Ich bin davon überzeugt!

Die Entdeckung, richtiger der erste Verdacht, dass das Werk >Nachtwachen< von Goethe sei, ist mir keineswegs zufällig gelungen. Die geistige „Vorarbeit“ war mir gegeben, da ich an einem Sachbuch schrieb, das die Beziehung Goethes zu Charlotte von Stein zum Thema hatte. Das Resultat meiner Recherchen ist, dass die Beziehung der Beiden keineswegs rein platonischer Natur war, sondern, was auch kritische Goethe-Forscher überraschen dürfte, eine Ehegleiche! In der Zeit von 1776 bis 1783, den „wilden Ehejahren“, wurde Charlotte von Stein angeblich nicht schwanger. Ihre angeblich letzte Schwangerschaft fiel ins Jahr 1774, fast zwei Jahre vor Goethes Ankunft in Weimar.

Als Goethe am 18. Juni 1788 aus Italien zurückkehrte, dauerte es bekanntlich nur wenige Tage, bis das „Eroticon“ Christiane Vulpius in sein Gartenhaus an der Ilm einzog. Goethes natürlicher [d.h. unehelicher] Sohn August Walter wurde am 25. Dezember 1789 geboren.

Lesen wir jetzt den obigen Satz noch einmal, wie ihn Goethe möglicherweise in Gesellschaft aussprach, nachdem sein unehelicher Sohn August Walter bereits geboren war: „*Der Lichtstrahl wirkt nach neueren Beobachtungen auch auf das Erzeugen - und ich war in Italien!*“ Auf die Beziehung Goethes zu Charlotte von Stein bezogen, heißt das mit anderen Worten: vor der Italienreise konnte ich [angeblich] nicht Vater werden, aber nachher schenkte mir Christiane Vulpius bereits eineinhalb Jahre später einen Sohn. Ich bin zeugungsfähig, aber Charlotte von Stein [angeblich] nicht mehr.

Nun heißt es weiter in den >Nachtwachen<: „*Als ich mich lachend umdrehte, schalten die anderen [die Anwesenden] mich in sehr harten Ausdrücken. Ich lachte über diesen Kontrast noch stärker und es fehlte wenig, so hätten sie mich aus Rührung gesteinigt ...*“

Wieder auf Goethes Beziehung zu Charlotte von Stein bezogen, offenbart dies einen stark ausgeprägten satirisch-ironischen Wesenszug

Goethes. Einige der Anwesenden konnten vor Mitleid über Charlottes Schicksal womöglich sogar weinen. Intime Freunde Goethes und Charlotte von Steins, wie die Eheleute Herder und das herzogliche Ehepaar, wußten mit Sicherheit, dass die Beiden mindestens ein Kind miteinander zeugten, den späteren romantischen Dichter und Theaterdirektor August Klingemann [1777 - 1831], der dem Braunschweiger Ehepaar Klingemann zur Adoption übergeben wurde. Außerdem mißbilligten sie Goethes Tun, vor allem wohl deswegen, weil er nach zehnjähriger „Schattenehe“ mit der Baronin Charlotte von Stein nun ausgerechnet mit einem jungen Bürgermädchen ein Verhältnis einging.

Goethe lachte über die verlogenen Mitwisser, die nach außen hin so tun konnten, als wenn sie von nichts wüßten, aber seine Zweideutigkeit sofort zu durchschauen vermochten. Seine „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein war sozusagen ein „offenes Geheimnis“ in den adeligen Kreisen Weimars. Er, Goethe, lachte über den Kontrast noch stärker, und es hätte nicht viel gefehlt - so wäre es wohl sogar zu Tätlichkeiten gegen ihn gekommen, davor schützte ihn aber sein Ruf als Günstling des Herzogs.

Eine Spitze gegen Josias von Stein

„... weil sie mich für den Blinden und Taubstummen von Stein hielten.“ [*>Nachtwachen<*, Seite 29] Gutes Deutsch wäre schon damals gewesen: weil sie mich für den blinden und taubstummen Crispinus aus Stein hielten.

Aber mit „*der Blinde und Taubstumme von Stein*“, damit ist zweifellos der [scheinbar] blinde und taubstumme Oberstallmeister Josias von Stein, der Ehemann Charlotte von Steins, karikiert. Dies ist wiederum ein Beweis, dass das Verhältnis Goethes zu Charlotte ein ehegleiches war.

August Klingemann (1777 - 1831)

Den ersten Hinweis, der die Hypothese bei mir erweckte, Goethe und Charlotte von Stein könnten ein (uneheliches) Kind miteinander gezeugt haben, fand ich in den *>Nachtwachen<*, in der zehnten *Nachtwache*. So unglaublich es auch klingen mag, aber es ist die reine Wahrheit.

In meinem Buch *>Goethes Schattenehe mit Charlotte von Stein<* habe ich eine ganze Indizienkette geliefert, die beweist, dass das Verhältnis der Beiden keineswegs platonisch war. Die Freiin Charlotte von Stein war höchstwahrscheinlich sogar nicht nur einmal von Goethe schwanger (ihr erstes Kind von Goethe, August Klingemann, brachte sie während eines angeblichen „Kuraufenthalts“ in Bad Pyrmont zur Welt), sondern sogar bis zu dreimal. Die Textstellen in den *>Nachtwachen<*, die sich höchstwahrscheinlich auf August Klingemann beziehen (manche können sich auch auf Ludwig Tieck, Goethes und Uranias Sohn, beziehen), sind folgende:

10. *Nachtwache*, Seite 184:

„*Sie spielen Begrabens im Kloster*“, fuhr der Alte fort. „*Willst du nicht zuschauen? Eine keusche Ursulanerin ist heute Mutter geworden. In*

der Legende [des Mittelalters] wäre es freilich als ein Wunder aufgezeichnet worden; aber so sehr haben sie [inzwischen] Gott in die Karte geschaut, daß sie heutigen Tags an kein Wunder mehr glauben. Die heilige „Jungfrau“ wird diese Nacht lebendig eingescharrt. Ich lasse dich herein; sieh's dir zum Zeitvertreib an!“

[weiter unten]

... Den Pförtner fand ich, als ich zurückkehrte, wie gewöhnlich mit seiner alten finsternen Maske beisammen.

„Hassst du jetzt die Menschen?“ fragte er.

„Ich bin fast mit mir allein“, sagte ich, „und hasse oder liebe [daher] so wenig als möglich. Ich versuche zu denken, daß ich nichts denke, und da bringe ich's zuletzt wohl so weit, auf mich selbst zu kommen.“

„Nimm den Wurm [gemeint ist: das Baby] mit“, fuhr der Alte fort, und hob die Decke über einem schlummernden Kind. „Ich mag ihn nicht bei mir behalten, denn ich habe noch Anfälle von Menschenliebe, wo ich ihn leicht im Wahnsinn ersticken könnte!“

Ich [der Nachtwächter Kreuzgang] nahm den Knaben in die Arme und das noch träumende Leben versöhnte mich wieder mit dem erwachten.

„Sie haben mir das Kind übergeben, es fortzuschaffen“, sprach der Pförtner, „denn sie dulden nichts Männliches unter sich, die frommen Jungfrauen, außer in den Gemälden, für die Einbildungskraft. Die Mutter des Knaben sahest du eben begraben [werden], such jetzt seinen Vater auf oder schleudere den Bürger in die Welt; es hat keine Gefahr mit der Menschenbrut, sie geht nicht unter.“

„Ich kenne den Vater!“, antwortete ich und ging aus der Hütte. Draußen stand der Unbekannte im Mantel ...

Weiteres Analogon zum Schicksal August Klingemanns:

4. Nachtwache, ab Seite 51:

... es träumte mir, daß ich einen Schatz fände in einer verschlossenen Truhe ... ich hob die Truhe, die ich im Traum gesehen, besann mich zuvor, ob ich wirklich wachte, und öffnete sie dann; aber statt des Goldes, das ich erwartete, hatte ich dieses Wunderkind [den späteren Nachtwächter Kreuzgang] aus der Erde gehoben.

Anfangs war ich wohl etwas betreten darüber, weil solch ein lebender Schatz [ein Pflegekind] zumindest von einem toten begleitet sein mußte [mit Unterhaltsgeld, und sogar noch etwas Geld darüber hinaus], wenn ein Übriges dabei herauskommen soll, jedoch der Bube war splitternackt [besaß rein gar nichts] und lachte noch dazu darüber, als ich ihn ansah ...

Und noch ein Analogon, das sich höchstwahrscheinlich auf August Klingemann bezieht:

4. Nachtwache, Seite 48:

... Es war nämlich dem Brauch gemäß der Ort, an dem ich gefunden wurde, bei meiner Taufe zu mir Gvatter geworden ...

Der Nachtwächter Kreuzgang wurde im Kreuzgang eines gotischen Domes gefunden und deshalb erhielt er den Namen „Kreuzgang“.

August Klingemann war der Monat, in welchem er in Braunschweig bei seinen Pflegeeltern ankam, zum Gevatter geworden: der August.

Er erblickte nicht am 31. August 1777 in Braunschweig das Licht der Welt, sondern bereits am 14. Juli in Bad Pyrmont.

Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania genannt

Eindeutiger Bezug auf den Kindbetttod Uranias [siehe mein Buch >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon - Die Liebestragödie des jungen Goethe<, VIII. erw. Aufl.] hat folgende Stelle in den >Nachtwachen< ab Seite 177:

Der Traum der Liebe

Die Liebe ist nicht schön - es ist nur der Traum der Liebe, der entzückt. Höre mein Gebet, ernster Jüngling! Siehst du an meiner Brust die Geliebte, o so brich sie schnell die Rose, und wirf den weißen Schleier über das blühende Gesicht. Die weiße Rose des Todes ist schöner als ihre Schwester, denn sie erinnert an das Leben und macht es wünschenswert und teuer. Über dem Grabhügel der Geliebten schwebt ihre Gestalt ewig jugendlich und bekränzt und nimmer entstellt die Wirklichkeit ihre Züge, und berührt sie nicht, daß sie erkalte und die Umarmung sich ende. Entführe sie schnell die Geliebte, Jüngling, denn die Entflohene kehrt wieder in meinen Träumen und Gesängen, sie windet den Kranz meiner Lieder und entschwebt in meinen Tönen zum Himmel. Nur die Lebende stirbt, die Tote bleibt bei mir; und ewig ist uns're Liebe und uns're Umarmung! -

Auch die Beerdigungsszene auf Seite 181 der >Nachtwachen< hat große Ähnlichkeit mit Goethes >Clavigo<, bzw. mit Uranias Beerdigung am sehr frühen Morgen des 21. April 1773:

„Jetzt schwebt die Leiche hin durch die Gassen, und der Laternenschein still hinterdrein an den Wänden, wie wenn der vorüberwandelnde Tod sich dem schlummernden Leben nicht verraten wollte. Der gefrorene Boden knirscht unter den Fußritten der Leichenträger - das ist der heimliche tückische Brautgesang! - Und sie bergen sie in ihr Kämmerlein.“

Die Szene mit dem Pförtner des Nonnenklosters, der dem Nachtwächter Kreuzgang ein uneheliches männliches Kind übergibt, bezieht sich nicht nur auf Goethes und Charlotte von Steins Sohn August Klingemann, sondern natürlich auch auf Goethes und Henriette Alexandrine von Roussillons Sohn Ludwig Tieck. So steht ab Seite 190 der Originalerstaufgabe der >Nachtwachen<:

„Sie haben mir das Kind übergeben, es fortzuschaffen“, sprach der Pförtner [alias Johann Gottfried Herder]. „die Mutter [alias Urania] sahest du eben begraben [werden], such jetzt seinen Vater auf, oder schleudere den Bürger in die Welt, es hat keine Gefahr mit der Menschenbrut, sie geht nicht unter.“

„Ich kenne den Vater!“ antwortete ich, und ging aus der Hütte. Draußen stand der Unbekannte [alias Wolfgang Goethe] im Mantel und hielt mich fest. - „Die Braut [alias Urania] ist begraben - dies ist dein Sohn [Ludwig Tieck]!“ Mit diesen Worten legte ich ihm den Knaben in die Arme, und er [der Unbekannte, alias Goethe] drückte ihn stumm ans Herz.

Weiteres Indiz: Herder nannte Urania die „große Märtyrerin des Lebens“. Das heißt, sie musste sterben, weil sie neues Leben gebar.

Goethes und Uranias Sohn Ludwig Tieck

Eine eindeutige satirische Spitze Goethes auf den Sohn der Urania, Ludwig Tieck, und gleichzeitig der absolute Beweis, dass Wolfgang Goethe der Verfasser der angeblichen Jugendwerke Ludwig Tiecks ist, steht auf Seite 15 der Originalerstaufgabe der >Nachtwachen<:

„Gibt es doch auch Dichter ohne Beruf, durch den bloßen Ruf.“

Ludwig Tieck war angeblich der Verfasser des >Peter Lebrecht<, des >William Lovell<, der >Volksmärchen< und noch anderer Werke, die zwischen 1795 und 1805 anonym erschienen waren. Der Verfasser der >Nachtwachen< wusste demnach, dass Ludwig Tieck gar kein so bedeutender Schriftsteller war, dass er nur dem „bloßen Rufe“ nach ein großartiger Dichter war. In Wirklichkeit verfasste sein Vater, Wolfgang Goethe, die meisten Werke, wenn nicht sogar alle, die uns unter dem Namen Ludwig Tiecks bekannt sind.

Ein weiteres gewichtiges Indiz für Goethes Verfasserschaft ist dieses „Selbstbekenntnis“ Goethes auf Seite 213 der >Nachtwachen<:

Denken Sie hier an Beispiele [gemeint ist: an Beispiele für die Seelenwanderung]: Göthe, der den Hans Sachs, die Romantiker und Griechen [Klassiker] in sich vereinigt, ist ein so guter Esser als [ein] Dichter, und hat wahrscheinlich diese Geister vorweggespeiset; Bonaparte [Napoleon] mag den Julius Cäsar zu sich genommen haben, und nur der Geist des Brutus scheint dort [in den Pflanzen] noch ungegessen sich irgendwo aufzuhalten.

Der Verfasser der >Nachtwachen< weiß, dass Goethe als Dichter ein „Klassiker“ wie auch ein „Romantiker“ ist. Und wer, außer Goethe selber, konnte das wissen?

Hinweise auf Goethe im Text der >Nachtwachen<

Das ganze Werk >Nachtwachen< ist eine einzige Autobiographie Goethes, wenn auch eine sehr satirische und depressive. Goethe muss sich ohne Zweifel während der Niederschrift dieses Werkes in einer sehr ernsten psychischen Krise befunden haben. Höchstwahrscheinlich trug er sich wieder einmal mit Selbstmordgedanken. Das können Sie mir kaum glauben? Nun, dann lesen und staunen sie:

Im Briefroman >Die Leiden des jungen Werthers< ist von einem Dolch die Rede, den Werther sich am liebsten ins bedrängte Herz stoßen

möchte. In >Dichtung und Wahrheit< „beichtet“ uns Goethe ebenfalls von einem „kostbaren wohlgeschliffenen Dolch“, den er sich ans Herz setzte, um wie der römische Kaiser Otho Selbstmord zu begehen. Auch in den >Nachtwachen< finden wir mehrfach den Selbstmord erwähnt und sogar einen Doch mit schön gearbeiteter Scheide. So auf Seite 54:

Mein Mann, der hier nahe vor mir auf dem Grabsteine kniete, einen blankgeschliffenen Dolch, den er aus einer schön gearbeiteten Scheide gezogen, in der Hand, schien mir echt tragischer Natur zu sein ...

Es war schon alles dicht bis zum Niederfallen des Vorhangs beendet, da blieb dem Manne plötzlich der schon zum Todesstoße aufgehobene Arm erstarrt, und er kniete wie ein steinernes Denkbild auf dem Grabsteine. Zwischen der Dolchspitze und der Brust, die sie durchschneiden sollte, war kaum noch eine Spanne weit Raum, und der Tod stand ganz dicht an dem Leben ...

„Verwünscht sei die Starrsucht“, sagte er kalt, wie wenn er's schon gewohnt wäre, „sie läßt mich nie den Stoß vollführen!“

Weitere Belege für die Selbstmordgedanken des Verfassers der >Nachtwachen< sind folgende Stellen:

Seite 211:

Freund, gegen den Menschenhaß gibt es treffliche Mittel; ja ich habe das Exempel gehabt, daß ein gutes Gericht mich einst vom Selbstmorde abbrachte, und ich gesättigt ausrief: „Das Leben ist doch schön!“

Seite 75 bis 76:

Tausendmal setzte ich den Giftbecher an die Lippen [Analogon: Goethes >Faust<], und tausendmal entstürzte er der Hand, ehe ich ihn leeren konnte. Zu jeder Mitternachtsstunde trete ich, wie die mechanische Figur an dem Zifferblatte einer Uhr, aus meiner Verborgenheit hervor, um den Todesstoß zu vollführen, gehe aber jedesmal, wenn der letzte Schlag verhallt ist, wie sie, zurück, um sofort ins Unendliche wieder zu kehren und abzugehen. O wüßte ich nur dieses immerfort sausende Räderwerk der Zeit selbst aufzufinden, um mich hinein zu stürzen und es auseinander zu reißen, oder mich zerschmettern zu lassen. Die Sehnsucht diesen Vorsatz auszuführen bringt mich oft zur Verzweiflung; ja ich mache selbst wie im Wahnsinne tausend Plane es möglich zu machen - dann schaue ich aber plötzlich tief in mich selbst hinein, wie in einen unermeßlichen Abgrund, in dem die Zeit, wie ein unterirdischer nie versiegender Strom dumpf dahin rauscht, und aus der finsternen Tiefe schallt das Wort ewig einsam herauf, und ich stürze schaudernd vor mir selbst zurück, und kann mir doch nimmer entfliehen. -

Wer einmal so massive Selbstmordgedanken hegte wie Goethe, den lassen sie wohl sein ganzes Leben lang nicht mehr los.

Wie gesagt, das ganze Werk >Nachtwachen< ist eine Goethesche Autobiographie. Und zwar eine hundertmal interessantere und vor allem aufrichtigere als >Dichtung und Wahrheit<, worin Goethe, nach Josef Görres, sich selber „zugestümpert“ habe. Zuletzt möchte ich noch eine

Stelle nennen, die als ein Beleg für Goethes uneheliche Abkunft (Abkömmling des Wittelsbachischen Adelsgeschlechts) zu werten ist:

>Nachtwachen< Seite 112:

*Ich bin schon oft daran gegangen vor dem Spiegel meiner Einbildungskraft sitzend [d. h. dichtend], mich selbst leidlich zu portraituren [Goethe war also auch ein Graphomane, der den Stoff zu seinen Dichtwerken, zumindest manchmal, aus seinem eigenen Leben nahm], habe aber immer in das verdammte Antlitz hineingeschlagen, wenn ich zuletzt fand, daß es einem Vexiergemälde glich, das von drei verschiedenen Standpunkten betrachtet eine Grazie, eine Meerkatze und en face den Teufel dazu darstellt. Da bin ich denn über mich verwirrt worden, und habe als den letzten Grund meines Daseins hypothetisch angenommen, daß eben der Teufel selbst, um dem Himmel einen Possen zu spielen, sich während einer dunkeln Nacht in das Bette einer eben kanonisierten Heiligen geschlichen [habe], und da mich [Goethe meint sich selber] gleichsam als eine *lex cruciata* für unsern Herrgott niedergeschrieben habe, bei der er sich am Weltgerichtstage den Kopf zerbrechen solle.*

V. Kapitel: Verschiedene Analogismen
(Goethes materialistische Weltanschauung beweisend)
(Ab Seite 154:)

V.3: Goethes >Werther<

Folgende Stelle in den >Nachtwachen< hat ein Pendant im >Werther<:

>Nachtwachen<, Seite 150 der Erstauflage:

Der Todtenkopf fehlt nie hinter der liebäugelnden Larve, und das Leben ist nur das Schellenkleid, das das Nichts umgehängt hat, um damit zu klingeln und es zuletzt grimmig zu zerreißen und von sich zu schleudern. Es ist alles Nichts und würgt sich selbst auf und schlingt sich gierig hinunter, und eben dieses Selbstverschlingen ist die tückische Spiegelfechterei als gäbe es Etwas, da doch, wenn das Würgen einmal inne halten wollte, eben das Nichts recht deutlich zur Erscheinung käme, daß sie davor erschrecken müßten; Thoren verstehen unter diesem Innehalten die Ewigkeit, es ist aber das eigentliche Nichts und der absolute Tod, da das Leben im Gegentheile nur durch ein fortlaufendes Sterben entsteht.

Fast genau dreißig Jahre vorher [nach Uranias Kindbettod] schrieb Goethe bereits im >Werther<, Seite 94 und 95 der Erstauflage:

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabs. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird. Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, seyn muß ... Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die im All

der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumele ich beängstet! Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes [Natur-] Ungeheuer.

VI. Kapitel: Der Naturphilosoph Goethe

VI.1: Indizien bei Johannes Falk

Johannes Falk erhielt zuerst durch einige satirische Gedichte den literarischen Ruf eines Satirikers. Von 1796 bis 1800 erschienen fünf >Taschenbücher für Freunde des Scherzes und der Satire<. Naheliegender ist es daher, dass er auch in seinem Alterswerk >Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt<, wie Goethe in den >Nachtwachen<, eine Menge an halbversteckter Satire über Goethe ausgegossen haben könnte. Noch dazu, da der christliche Samariter Falk mit dem heidnischen Literaturhalbgott Goethe nicht, richtiger, nicht mehr freundschaftlich verkehrte. Nur ein überdurchschnittlicher Goethekenner, sozusagen ein Eingeweihter, konnte wohl erkennen, was Falk in seinem Werk über Goethe aussagen wollte. Außer meiner ersten Entdeckung, dass Falk uns versteckt mitteilen wollte, dass Goethe der Verfasser der >Nachtwachen< sei, ist mir späterhin noch etwas Neues „herauszulesen“ gelungen: Johannes Falk wollte uns außerdem versteckt andeuten, dass der weimarische Olympier Goethe ein Anhänger der antiken Naturphilosophie war. So schrieb Johannes Falk ab Seite 17 seines Buches >Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt<:

„... jener Hymnus >Ich hab' mein Sach' auf Nichts gestellt ec.< ... gingen bei Goethe durch und durch und machten so zu sagen ein Stück seiner eigentlichen Lebensbetrachtung aus. Völlig ungerecht, beinahe neidisch verkleinernd ist übrigens der Vorwurf, daß sich Goethe dem Zeitgeiste mit Veruntreuung seines eigentlichen Talents absichtlich und knechtisch zugewendet [habe]. Hat ihm ja doch Niemand so sinnig in allen Stücken durch die Maximen, die er aufstellte, durch die Anregungen, die von ihm ausgingen, gerade nur in seiner weltgeschichtlichen Bedeutsamkeit vorgegriffen. Wahrlich, die Kirche wie der Staat werden sich der Früchte dieses majestätischen Baumes echt deutscher Abkunft und Beschaffenheit in der Folge zu erfreuen haben; wiewohl er sich, seltsam genug, ihre einwirkende Nähe in den Augenblicken seiner Entwicklung dringend verbat, ja es geradehin ableugnete, daß er Blüten oder Früchte für so verworrene Lebensbestrebungen, wie sie ihm schienen, beabsichtige. Wir können daher mit Recht sagen, daß wir allen /-18-/ Einfluß, den Goethe von dieser Seite in Zukunft ausüben wird, rein und lediglich der Natur danken, weil in ihm selbst, wie schon bemerkt, ein völlig absichtsloses Wirken von dieser Seite vorhanden war. Indem er die Gegenwart fast gleichgültig aufgab und sich von jeder Leidenschaft in ihrer Betrachtung freimachte, ist er eben dadurch der Zukunft um ein Großes näher gerückt, und dieselbe wird ihm gewiß in Allem, was Kunst und Wissenschaften betrifft, als einen ihrer unverdächtigsten Zeugen, ja Vorläufer abhören und begrüßen. Fingerzeige und Data genug, um den verworrenen Knäuel dieser

Gegenwart abzuwickeln, sind in seinen Schriften überall zerstreut, und die Nachwelt wird sie zu sammeln wissen.

Ich rechne ihm diese Richtung, wie schon früher gesagt, keineswegs zu einem besondern Verdienste an, sondern will sie nur als einen ganz eigenthümlichen Vorzug seiner klaren Natur geltend machen, in welcher sich alle Gaben der Beschaulichkeit wie in einem Krystall vereinten; um so mehr, da diese Betrachtung allein im Stande ist, ihn gegen die oft unverdienten Vorwürfe seiner bessern und edlern Freunde, sowie aller Derer zu schützen, die ihm Dinge abforderten, /19/ welche ihn in einen schmerzlichen Widerspruch gerade mit dem schönsten Theile seines eignen Wesens versetzten, nicht bedenkend, daß es ebenso ungereimt sein möchte, wenn man von dem Verfasser des >Götz von Berlichingen< erwartete, daß auf dem Rathause zu Heilbronn seine eiserne Hand gegen den Magistrat und seine verächtlichen Helfershelfer mit zerschmetterndem Gewicht und Nachdruck in die politische Waagschale legen sollte, als wenn man dem wackern Götz von Berlichingen selbst zumutete, er möchte uns mit seiner eisernen Hand ein anmutiges Festspiel oder eine >Iphigenie< und einen >Tasso< schreiben. Will man dagegen, wie man allerdings muß, naturgemäß dem Götz seinen Götz und dem Goethe seinen Goethe vorgeben, so wird wohl der rechte Standpunkt zur Beurteilung Beider gefunden sein.“

Ich habe mich demzufolge bemüht, „Fingerzeige und Data“ zu sammeln, die beweisen, dass Goethe im tiefsten Grunde seines Herzens ein Anhänger der heidnisch antiken Naturphilosophie war. Kirche und konservativer Staat werden sich daher der „Früchte dieses majestätischen Baumes echt deutscher Abkunft und Beschaffenheit in der Folge“ eben nicht zu erfreuen haben, weil Goethe, der Illuminat, ein Gegner des damals bestehenden Kirchen- und Staatssystems war, wie ich in der Folge zu beweisen versuchen werde und bereits aus dem Text der >Nachtwachen< ersichtlich ist.

Bei meinen Indizienbeweisen werde ich mich kommentarlos auf die Wiedergabe der wesentlichsten Stellen in den Werken der Verfasser (Johannes Falk und Joseph Görres) beschränken.

Bei Johannes Falk finden wir in dem oben genannten Werk außerdem noch folgende verschlüsselte Hinweise, die uns auf Goethes wirkliche Lebensphilosophie hinweisen sollen:

Seite 24 - 25:

„Goethe zumuten, daß er sich in seinen Betrachtungen einer von diesen Richtungen ganz einseitig ergeben soll, heißt im Grunde nichts Geringeres, als von ihm verlangen, daß er aufhören sollte, Goethe zu sein, was er freilich nicht anders als dadurch bewerkstelligen könnte, daß er aufhörte die Gesetze der Natur seinerseits als einzig gültige Richtschnur für sich und Seinesgleichen anzuerkennen. Wenn man daher diesem großen und anmutigen Genius zuweilen das Gefühl für das Sittliche abgesprochen hat, so hat man ihn nach fremdem Maßstabe gemessen und nicht bedacht, daß er es nicht lieben konnte, aus der Sittlichkeit eine Art von Gewerbe zu machen.

Ihm war auch hier alles nicht Ursprüngliche, alles Angelernte zuwider, wie jede angelernte Erhebung der Seele, angelernte Philosophie, eingelerntes Gebet u.s.w., dergestalt, daß er nicht selten, wenn er ganz unbefangen diese Abneigung gegen flachere Gemüter aussprach, sich den größten Mißverständnissen aussetze. Wir werden aber in der Folge sehen, wie tief, richtig, wahrhaft und mild, ja hingegeben er jede Richtung einer sittlichen Natur erfaßte, wenn er z. B. über Ludwig, König von Holland, und dessen Bruder Napoleon urteilte. Wenn aber ein Gesetz der englischen Verfassung, welches dahin lautet, daß Pairs jederzeit nur von Pairs gerichtet werden können, auch auf Gegenstände der Geisterwelt übertragbar ist, so dürfte eine solche Anerkennung des wahrhaft Eigentümlichen und Großen durch einen großen Zeitgenossen gar manches einseitige Urteil beschämen und verwirren und somit bewahrheiten, was im >Tasso< gesagt wird:

*- wo du das Genie erblickst,
Erblickst du auch zugleich die Marterkrone.*

Seite 30 [Goethe sprach zu Falk]:

„Die >Elemente< des Euklides stehen noch immer als ein unübertroffenes Muster eines guten Lehrvortrages da; sie zeigen uns in der größten Einfachheit und notwendigen Abstufung ihrer Probleme, wie Eingang und Zutritt zu allen Wissenschaften beschaffen sein sollten.“

Seite 32 bis 33:

„Bei uns Deutschen“, setzte Goethe hinzu, „geht Alles fein langsam von statten. Als ich vor nunmehr zwanzig Jahren die erste Idee von der Metamorphose der Pflanzen aufstellte, wußte man bei Beurteilung dieser Schrift nichts weiter als die einfache Behandlung im Vortrag eines wissenschaftlichen Gegenstandes herauszuheben, die jungen Leuten allenfalls zum Muster dienen könne. Von der Gültigkeit eines Grundgesetzes, auf dessen Entwicklung doch hier eben Alles ankam, und das, im Falle es sich bewährte, durch die ganze Natur die mannichfaltigste Anwendung erlaubte, vernahm ich kein Wort. Das macht, es stand nichts davon im Linnée, den sie ausschreiben und sodann ihren Schülern vortragen. Man sieht aus Allem, der Mensch ist zum Glauben und nicht zum Schauen gemacht. Wie lange wird es dauern, so werden sie auch an mich glauben und mir dies und jenes nachsprechen! Ich wollte aber lieber, sie behaupteten ihr Recht und öffneten die Augen selbst, damit sie sähen, was vor ihnen liegt; so aber schelten sie nur auf Alles, was bessere Augen hat als sie, und nehmen es sogar übel, wenn man sie in ihren Cathederansichten der Blödigkeit beschuldigt.“

Seite 35 [Goethe sprach zu Falk]:

„... Wißt, verfälscht ist Alles, was uns von der Natur trennt; der Weg der Natur aber ist derselbe, auf dem ihr Baco, Homer und Shakespeare notwendig begegnen müßt. Es ist überall noch viel zu tun! Seht nur mit eignen Augen und hört mit eignen Ohren! Übrigens laßt es euch nicht

kümmern, wenn sie euch anfeinden! Auch uns [Goethe meint sich selber] ist es, weil wir lebten, nicht besser gegangen.“

Seite 45 bis 46 [Goethe sprach zu Falk]:

„ ... Man denke sich die Natur, wie sie gleichsam vor einem Spieltische steht und unaufhörlich >au double< ruft, d. h. mit dem bereits Gewonnen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche wieder fortspielt. Stein, Tier, Pflanze, Alles wird nach einigen solchen Glückswürfen beständig von Neuem wieder aufgesetzt, und wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höhern Ziele ist?“

Während dieser angenehmen Unterhaltung war der Abend herbeigekommen, und weil es im Garten zu kühl wurde, gingen wir herauf in die Wohnzimmer. Späterhin standen wir an einem Fenster. Der Himmel war mit Sternen besät. Die durch die freiere Gartenumgebung angeklungenen Saiten in Goethes Seele zitterten noch immer fort und konnten auch zu Abend nicht aus ihren Schwingungen kommen. „Es ist Alles so ungeheuer“, sagte er zu mir, „daß an kein Aufhören von irgend einer Seite zu denken ist. Oder meinen Sie nur, daß selbst die Sonne, die doch Alles erschafft, schon mit der Schöpfung ihres eignen Planetensystems völlig zu Rande wäre, und daß sonach die Erden und Monde bildende Kraft in ihr entweder ausgegangen sei oder doch untätig und völlig nutzlos daliege? Ich glaube dies keineswegs ...“

Seite 77 [Goethe sprach zu Falk]:

„Die politischen Systeme taugen darum so wenig wie die philosophischen, sobald sie sich mit der Natur in Widerspruch setzen.“

Seite 79:

„Wie Goethe, nach Obigem, alles An- und Eingelernte nicht liebte, so behauptete er auch, alle Philosophie müsse geliebt und gelebt werden, wenn sie für das Leben Bedeutsamkeit gewinnen wolle. „Lebt man denn aber überhaupt noch in diesem Zeitalter?“ fügte er hinzu; „der Stoiker, der Platoniker, der Epikureer, jeder mußte auf seine Weise mit der Welt fertig werden; das ist ja eben die Aufgabe des Lebens, die keinem, zu welcher Schule er sich auch zähle, erlassen wird. Die Philosophen können uns ihrerseits nichts als Lebensformen darbieten. Wie diese nun für uns passen, ob wir, unserer Natur oder unsern Anlagen nach, ihnen den erforderlichen Gehalt zu geben im Stande sind, das ist unsere Sache. Wir müssen uns prüfen und Alles, was wir von Außen in uns hereinnehmen, wie Nahrungsmittel, auf das sorgsamste untersuchen; sonst gehen entweder wir an der Philosophie oder die Philosophie geht an uns zu Grunde.“

Seite 81 [Goethe sprach zu Falk]:

„Wie oft gibt es Menschen, die, ihren angeborenen Neigungen nach, halb Stoiker und halb Epikureer sind!“

Seite 142 (Unterkapitel >Goethe und Herder<):

„Als ich einst von Goethes erhabenem, gleichgültigen Schweben über dem Spiele der Welt in dem oben mitgeteilten Sinne sprach, da unterbrach mich der Mann [gemeint ist: Herder] mit hochgewölbter Stirn, unter welcher, wie aus einem Tempel Gottes, ein paar Feueraugen hervorleuchteten, mit folgenden Worten: „Alles recht und gut! Ob sich aber der Mensch hier in diese Region versteigen soll, wo gemalte und wirkliche Leiden ihm Eins sind, wo er aufhört Mensch, wenn auch nicht Künstler zwar zu sein, wo das Licht nur noch scheint, aber weder wärmt noch erquickt; und ob diese Maxime, anerkannt, nicht zu einer allgemeinen Charakterlosigkeit führen würde, das ist doch eine andere Frage. Den Göttern wollen wir immerhin den Standpunkt ihrer ewigen Ruhe nicht streitig machen.“

Seite 146:

„Goethe seinerseits fühlte sich nicht selten recht schmerzlich durch diese Verkennung seiner Freunde, wozu auch [F. H.] Jacobi gehörte, in seinem Innersten verletzt. Er tat, was er seiner Natur nach nicht lassen konnte, und hatte dessen kein Arg. Wofern kein Lob, so erwartete er doch auch wenigstens keine lieblosen Vorwürfe. Aber seine Freunde wollten ihn nun durchaus einmal anders haben. Der von der Natur Auserwählte sollte auch nur das Auserwählte darstellen; sie wollten ihn in einen zwar edeln und auserlesenen, aber doch immer nur in einen sehr beschränkten Kreis bannen, nämlich in denselben, worin er zuerst ihre Gunst gewonnen hatte. Goethes Genius dagegen war weit umfassender und verschmähte jeden Weg, der ihn von der Natur abführte oder gar trennte.“

Seite 170 bis 172:

„In den Umgebungen des Königs [Ludwig von Holland, dem Bruder Napoleons] begegnete ich [Goethe] einem Doctor, dessen Ansichten oft etwas schroff, um nicht zu sagen katholisch beschränkt waren. Er sprach sogar manchmal von der allein seligmachenden katholischen Kirche, was aber der König im Gespräche nie aufnahm, der, wie gesagt, ebenso mild als ernst und menschlich in seinen Ansichten, sich keiner Einseitigkeit hingab. Ich [Goethe] suchte meine Fassung in solchen Fällen so viel nur immer möglich beizubehalten; einmal aber, da er wieder einige fast capuzinermäßige Tiraden, wie sie jetzt gang und gäbe sind, über die Gefährlichkeit der Bücher und des Buchhandels vorbrachte, konnte ich nicht umhin, ihm mit der Behauptung zu dienen: das gefährlichste aller Bücher, in weltgeschichtlicher Hinsicht, wenn durchaus einmal von Gefährlichkeit die Rede sein sollte, sei doch wohl unstreitig die Bibel, weil wohl kein anderes Buch so viel Gutes und Böses, als dieses, im Menschengeschlechte zur Entwicklung gebracht habe. Als diese Rede heraus war, erschrak ich [Goethe] ein wenig vor ihrem Inhalte; denn ich dachte nicht anders, als die Pulvermine würde nun nach beiden Seiten in die Luft fliegen. Zum Glück aber kam es doch anders, als ich erwartete. Zwar sah ich den Doctor vor Schrecken und Zorn bei diesen Worten bald

erbleichen, bald wieder rot werden, der König aber faßte sich mit gewohnter Milde und Freundlichkeit, und sagte bloß scherzweise: „Cela perce quelquefois, que Monsieur de Goethe est hérétique.“ (Zuweilen blickt es doch ein wenig durch, daß Herr v. Goethe ein Ketzer ist.)“ [...]

VI.3: Indizien in Werken, Briefen und Gesprächen Goethes

Alle gesunden Menschen haben die Überzeugung eines Daseins und eines Daseienden um sich her. Indessen gibt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, das heißt eine Stelle, wo sich kein Gegenstand abspiegelt. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so verfällt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer anderen Welt, die aber eigentlich Undinge sind.

(Goethes >Diwan<, IV, 1816)
*Dich vermag aus Glaubensketten
der Verstand allein zu retten.*

*Mist tut mehr Wunder als die Heiligen.
Offen stehet das Grab. - Welch herrlich Wunder, der Herr ist
auferstanden!*

*Wer's glaubt! Schelmen, ihr trugt ihn ja weg.
Unsterblich ist die Pfaffenlist.
... nennen sich Christen und unter ihrem Schafspelz sind sie reißende
Wölfe.*

*Du nennst das Evangelium die göttlichste Wahrheit? Mich würde eine
vernehmliche Stimme aus dem Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser
brennt und das Feuer löscht und ein Weib ohne Mann gebärt und ein Toter
aufersteht; vielmehr halte ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott
und seine Offenbarung in der Natur. In diesem Glauben ist es mir ebenso
heftig ernst wie Dir in dem Deinen.*

(Goethe an Lavater, 9.8.1782)

*Man muß etwas zu sagen haben, wenn man reden will. Ich bedaure
immer unsere guten Kanzelmänner [die Theologen], welche sich seit 2000
Jahren durchgedroschene Garben zum Gegenstand ihrer Tätigkeit wählen
müssen.*

(Goethe an Fr. von Müller, 16.8.1798)

*Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder ausgefressen
Und doch noch nie sich übergessen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.*

(Goethe, >Faust<, I. Teil)

Ist denn so groß das Geheimnis, was Gott und der Mensch und die Welt sei? - Nein! Doch niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.
(Goethe, >Venetianische Epigramme<, 1790)

Zwar überließ ich gern einem jeden, wie er sich das Rätsel seines Lebens zurechtlegen und ausbilden wolle. Aber die Art auf einem abenteuerlichen Lebensgange alles, was uns vernünftigerweise Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, erschien mir doch zu anmaßlich; und die Vorstellungsart alles, was aus unserem Leichtsinn und Dünkel übereilt oder vernachlässigt, schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn.
(Goethe, >Dichtung und Wahrheit<, XVI, 1775)

Die Bauart der Markuskirche in Venedig ist jeden Unsinns wert, der damals darinne gelehrt oder getrieben sein mag. Alle diese Bemühungen, eine Lüge geltend zu machen, kommen mir schal vor, und die Mummereien, die für Kinder und sinnliche Menschen etwas Imposantes haben, erscheinen mir - auch sogar, wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe - abgeschmackt und klein.

Vom Theater und den kirchlichen Zeremonien bin ich gleich übel erbaut, die Schauspieler geben sich viel Mühe um Freude, die Pfaffen, um Andacht zu erregen, und beide wirken nur auf eine Klasse, zu der ich nicht gehöre.
(Brief Goethes an Herzog Karl August, Rom 3.2.1787)

*Glaubt nicht, daß ich fäsele, daß ich dichte;
Geht hin und findet mir andre Gestalt!
Es ist die ganze Kirchengeschichte
Mischmasch von Irrtum und von Gewalt.*

Dem auserwählten Volke wollen wir die Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir anderen aber ... hatten gewiß auch andere Urväter.
(Goethe, Gespräche mit Eckermann)

Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.
(Goethe zu Eckermann am 25.2.1824)

Berangers Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen droht: Das sind denn doch Dinge, denen man wohl seine völlige Zustimmung nicht versagen kann.

(zu Eckermann 1830)

Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reich dotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr, als die Aufklärung der unteren Massen.

*Mit Kirchengeschichte was hab' ich zu schaffen?
Ich sehe weiter nichts als Pfaffen;
Wie's um die Christen steht, die Gemeinen,
Davon will mir gar nichts erscheinen.*

*Das könnte mich zur Verzweiflung treiben.
Wenn von dem Volk, das mich hier bedrängt,
Auch würde die Ewigkeit eingeengt.
Das wäre doch nur der alte Patsch
Droben [im Himmel] gäb's nur verklärten Klatsch.*

Es ist erbärmlich anzusehen, wie die Menschen nach Wundern schnappen, um nur in ihrem Unsinn und [in] Albernheiten beharren zu dürfen und sich gegen die Obermacht [die Logik] des Menschenverstandes und der Vernunft wehren zu können.

(Brief Goethes an Jacobi, 1.6.1791)

*Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
(Goethe, >Faust<, I. Teil)*

Lavater hat auch in Weimar spioniert, unser entschiedenes Heidentum hat ihn aber; sowie das allgemeine Mißtrauen, bald verscheucht.

(an Jacobi 1790)

Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin Natur und in Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestaltung zugebracht hat und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgendein Apostel seinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formlosen Gott aufdrängen will.

(an Jacobi 10.5.1812)

*Wie einer ist, so ist sein Gott;
Darum ward Gott so oft zum Spott.*

*Den deutschen Mannen gereicht es zum Ruhm,
daß sie gehaßt das Christentum,
bis Herrn Carolus' leidigem Degen
die edlen Sachsen unterlegen.
Doch haben sie lange genug gerungen,
bis endlich die Pfaffen sie bezwungen
und sie sich unters Joch geduckt.
(Goethe, >Zahme Xenien<, 1815)*

*Viele folgen dir gläubig und haben des Lebens rechte Wege verfehlt,
wie es dir selber erging. - Folgen mag ich dir nicht; ich möchte dem Ende
der Tage als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nahen.
(Goethe, >Venetianische Epigramme<, 1790)*

*Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht mir verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzeln richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um:
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm!
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken geh' er seinen Gang,
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick!
(Goethe, >Faust<, II. Teil)*

*Ich bin, indem ich den patriarchalischen Überresten nachspürte, in
das alte Testament geraten und habe mich aufs neue nicht genug über die
Konfusion und die Widersprüche der fünf Bücher Mosis verwundern
können, die denn freilich - wie bekannt - aus hunderterlei schriftlichen und
mündlichen Traditionen zusammengestellt sein mögen.
(Brief an Schiller 12.4.1797)*

*Ich glaubte an Gott und die Natur und den Sieg des Edlen über das
Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug; ich sollte auch
glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei; das aber widerstrebte dem
Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch
nur im mindesten wäre geholfen gewesen.*

*Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld ich mit ruhigem Mut wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Kreuz.*

*Mir willst du zum Gotte machen
Solch ein Jammerbild am Holze!*

Das leidige Marterholz, das Widerwärtigste unter der Sonne, sollte kein vernünftiger Mensch auszugraben und aufzupflanzen bemüht sein. Das war ein Werk für eine bigotte Kaiserin-Mutter; wir sollten uns schämen, ihre Schleppe zu tragen.

Es werden wohl noch zehntausend Jahre ins Land gehen, und das Märchen vom Jesus Christus wird immer noch dafür sorgen, daß keiner so richtig zu Verstande kommt.

Brief Goethes an Friedrich Leopold Graf zu Stolberg:

Du verzeihst daß ich solange geschwiegen habe.

Dieser Monat war für mich reich und fruchtbar, aber auch so nah voll gepfropft daß ich kaum einen Blick in die Ferne werfen konnte.

Professor Moritz war auf seiner Rückreise von Rom sechs Wochen bey mir. Ein trefflicher Mann, dessen nähere Bekanntschaft ich jedem fühlenden und denkenden Menschen wünsche.

Ich nehme mehr Theil als du glaubst an der tröstlichen Erfahrung die mir dein Brief mittheilt: daß deine liebe Agnes in den letzten Zeiten, sich dir reiner, himmlischer, verklärter als in ihrem ganzen Leben dargestellt und daß Sie dir scheidend einen Vorsmack, eine Ahnung seligen und vollendeten Bleibens zurückgelassen.

Wenn ich auch gleich für meine Person an der Lehre des Lucrez mehr oder weniger hänge und alle meine Präntensionen in den Kreis des Lebens einschleüße; so erfreut und erquickt es mich doch immer sehr, wenn ich sehe, daß die allmütterliche Natur für zärtliche Seelen auch zartere Laute und Anklänge in den Undulationen ihrer Harmonien leise tönen läßt und dem endlichen Menschen auf so manche Weise ein Mitgefühl des Ewigen und Unendlichen gönnt.

Grüße die deinigen und laß mich von Zeit zu Zeit erfahren wo du bist und wie dirs geht.

Die Herdern sagt mir: daß Ihr Antheil an den Auszügen im Merkur nehmt. Ich wünsche, Euch von Zeit zu Zeit etwas Angenehmes zu liefern. Bald erhaltet Ihr wieder einen Band meiner Schriften, auch habe ich eine Beschreibung des römischen Carnevals gearbeitet. Bertuch und Krause geben sie mit Kupfern heraus. Ich hoffe es wird niemand gereuen einen Blick auf dieß moderne Saturnal zu thun.

Lebe wohl. Nächstens mehr. W[eimar] d. 2. Febr. 1789.

G[oethe]

Brief von Perthes an Friedrich Heinrich Jacobi (GG 1351):

Hamburg, etwa 1805

Winckelmanns Briefe wie [Goethes Werk] >Winckelmann< selbst haben mir, so interessant sie sind, wenig gefallen, und Goethe tut Winckelmann zu viel Ehre an, wenn er ihn einen gründlich geborenen Heiden nennt und ihn gleichsam zum Repräsentanten seiner eigenen Welt- und Menschenanschauung macht. Schön und wahr finde ich dagegen die Entwicklung des Goethischen Heidentums, welches so scharf und bestimmt wie sonst nirgends als der andere Pol des Christentums erscheint [...] Daß Goethe den ihm entgegengesetzten Pol [das Christentum] haßt, ist natürlich. Und warum wollte der Christ nicht einen vollen Feind lieber sich gegenüber haben als zehn hinkende Schwätzer? Es versuche nur einer ehrlich, ein Goethischer Heide zu werden und wirklich auf eigenen Füßen zu stehen – das wird ihm Arbeit genug kosten und dem Christentum viele Proselyten zuführen.

GG 1523: Wilhelm von Humboldt an seine Frau
Weimar, 1. Januar 1809

Hier habe ich Werner, den Verfasser der >Söhne des Tals< ..., kennengelernt, auch sein letztes Stück >Attila< gelesen. ... Alles ist locker, ohne Motive, nicht reele Personen, sondern bloß Burattini [Phantasie]. Zuletzt wieder die Sakramente und das mystische Wesen. Gegen das letztere hat Goethe einen Haß, von dem man sich keinen Begriff machen kann, und der arme Werner hat gestern sehr dafür leiden müssen. Er aß bei Goethe, wie er mir erzählt hat, und wollte etwas vorlesen. Obgleich Goethes Frau ihm gesagt hatte, daß das Mystische Goethen unerträglich sei, so ließ er sich begehnen, ein Sonett auf Genua, wo er kürzlich gewesen, vorzubringen, in welchem die Scheibe des Vollmonds zur Hostie gemacht wird. Wie das Goethe gehört hat, ist er, wie er selbst sagt, saugrob ... geworden. Werner hat sich zurückziehen müssen ... Goethe ist seitdem so wild geworden, daß er Karolinen [von Wolzogen] und mir noch heute im Eifer versicherte, auch jede gemalte Madonna sei nur eine Amme, der man die Milch verderben möchte (höchsteigene Worte). Und die Raffaelschen stäken im gleichen Unglück. Er treibt jetzt den Haß so weit, daß er nicht einmal mehr leiden will, daß eine irdische Frau ihr Kind selbst im Arm haben soll. Ist das nicht komisch? Aber es ist auch wirklich wahr, daß der Mystizismus so schrecklich getrieben wird, daß man auf solche Übertreibungen fast in halbem Ernst kommen kann.

Diese Belege mögen genügen um zu beweisen, dass zwischen der Weltanschauung des Weimarerischen Olympiers Goethe und derjenigen von Ludwig Tieck ein tiefer Abgrund klaffte.

Der öffentliche Umgang mit unehelichen Söhnen -
Johann Wolfgang Goethe und Ludwig Tieck
1805 bis 1818

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, Goethe und Tieck, war wegen der geplanten Reise Tiecks nach Rom wieder einmal auf einem Tiefpunkt angelangt. Was letzterer wieder einmal dringend brauchte, war - Geld.

Ludwig Tieck an den Verleger Dieterich -
München, den 8. Februar 1805

Ew. Wohlgebohrn werden mir verzeihen, daß ich nicht schon viel früher auf ihren freundschaftlichen Brief geantwortet habe, allein eine plötzliche unvorhergesehene Reise hat mich von aller Correspondenz abgehalten; da ich jetzt so weit entfernt bin und Deutschland auf einige Zeit verlasse, um Italien zu sehen, so ist mein Freund, der Herr Regierungs-Rath Voigt in Weimar von der Güte gewesen, während meiner Abwesenheit die Correspondenz und meine Geschäfte zu übernehmen; ich habe ihm auch die Vollmacht gegeben, alles in meinem Namen abzuschließen, auch, wenn Sie durch ihn das Mskpt. d[er] >Nibelungen< erhalten, die Hälfte davon, wie ich glaube, in 2 Monaten etwa; der Kürze wegen bitte ich Sie, da der Aufenthalt in Weimar es verzögert [hat] und ich nur noch einen Monat hier zubringe, oder bis Anfang März, die Summe von 60 Friedrichdor mir hieher nach München unter meine Adresse zu übermachen. Gegen Michaelis erhalten Sie das ganze Mscpt. ...

Vater Goethe stand über den Regierungskollege Voigt in Kontakt mit dem Sohn. Selbstverständlich riet Goethe Ludwig Tieck davon ab, seine Schwester Sophie nach München und weiter nach Italien zu begleiten, da die Gefahr bestand, dass Bernhardi aus Wut eine Indiskretion über Ludwig Tiecks wahre Abkunft begehen könnte.

Clemens Brentano an Achim von Arnim - Heidelberg, 15. Febr. 1805

... Alle Worte, welche [Ludwig] Tieck in Erlangen und Nürnberg geredet hat, wo er 2 Tage bei Le Pique gewesen, da[s] dieser wieder umständlich an seine hiesige Bekannte geschrieben, wo sie jetzt coursiren, er hat dort ausdrücklich allgemein gesagt, er gehe nach Italien, und schreibe einen Antifaust, in dem er die ganze Litteratur lächerlich mache, welches ihm besser gelingen wird, als die Eugenie [gemeint ist Goethes Werk >Die natürliche Tochter<] schlecht zu machen. Gott sei Dank wer eine Faust im Spiel hat, wird nicht lächerlich werden. Diese Leute wissen nicht, waß sie mit Göthe machen sollen, der durch ihre Satire selbst gedeihen wird, unter einen Baum scheißen, heist ja ihn düngen ...

Clemens Brentano an Friedrich Karl von Savigny -
Heidelberg, Anfang März 1805

... [Ludwig] Tieck, der etwas sehr faul und gek zu allen war, spricht übrigens wie ein Gott, der den Schäfern die Weißheit lehrt. Nur macht einem oft dies Sprechen den Eindruck eines fertig gepakten Mantelsaks. [Achim von] Arnim hat viel mit ihm gefochten. Die >Eugenie< [Goethes Drama >Die natürliche Tochter<] ist nach Tieck das elendeste Product, ein sozusagen klassisches Werk, die Verklärung des Nichts, und ein wahrer Antichrist aller Poesie, er [Ludwig Tieck] glaubt dieses, ja er weinte dabei vor Wahrheit ... Jetzt ist er in München, wohin Knorring mit der Bernhardi vor dem dicken Konrektor [A. F. Bernhardi] geflüchtet ist und Tieck nachgefolgt [ist] zum Schutz gegen den Konrektor, der auch hin ist. ...

Körner, 96. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel - München, den 14ten März 1805

... Mein ältester Bruder [Ludwig] kam nach Weimar, um mich zu begleiten, und wir reisten hierher mit 700 Thaler ab, hier [in München] wollten wir drei Wochen bleiben, dann [das] versprach mein Bruder [Friedrich] auf das allerteuerste, uns hierher nachzukommen; er mußte [richtig: sollte] acht- bis neunhundert Thaler gewiß [aus Berlin] mitbringen, und so könnten wir in der größten Sicherheit nach Rom kommen ... stattdessen bleibt er bis gegen Ende Februar in Weimar, geht dann nach Berlin, wo er [jetzt] noch ist und läßt uns hier sitzen ... Stattdessen kommt vor einigen Tagen ein Brief [aus Berlin], woraus sich ergibt, daß er [Friedrich Tieck] noch gar nicht weiß, wann er von Berlin abreisen wird ... wodurch B[ernhardi] und sein Vater, der hauptsächlich darauf besteht, den Wilhelm zu haben, Zeit gewinnt, seine Anstalten zu machen, wodurch ich nun hier in Todesangst lebe ... Zu allem diesem kommt noch, daß mein Bruder Ludwig hier die Gicht so heftig hat, wie in Jena, daß wir seit vier Wochen, wo er gänzlich unbeweglich ist, ihn haben heben und tragen müssen ... Mein ältester Bruder [Ludwig], der mich bis nach Rom begleiten wollte, geht durch eine Menge verfluchter Umstände zurück, die ich Ihnen alle mündlich erzählen will ... so müssen Sie eine rechte Dankbarkeit gegen Knorring empfinden, der uns [Sophie und ihren Kindern] in diesem Elend so treulich beigestanden hat ...

Die Briefstelle „mein ältester Bruder [Ludwig], der mich bis nach Rom begleiten wollte, geht durch eine Menge verfluchter Umstände zurück“, halte ich für ein Indiz, daß sein Vater, Goethe, nicht einverstanden war, daß Ludwig seine Ziehschwester nach Rom begleitete. Sophie flüchtete nach Rom, weil sie das Sorgerecht für ihren Sohn Wilhelm behalten wollte. Auf Felix Theodor legte Bernhardi, bzw. dessen Vater, der Großvater, keinen Wert, weil er A. Wilhelm Schlegels Sohn war.

Körner, 97. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel - München, den 22ten März 1805

... Es ist endlich alles in Ordnung und wir reisen den 25ten von hier [München] ab [nach Italien] ... Von meinem Bruder [Friedrich] habe ich

noch keine Nachricht wieder, ich reise hier überhaupt mit schwerem Herzen ab, da ich meinen ältesten Bruder [Ludwig] krank zurück lasse, alles dies, um Sie [A. Wilhelm Schlegel] nur nicht zu verfehlen ...

Körner, 108. Brief: Friedrich Schlegel an A. Wilhelm Schlegel -
Köln, den 15. Juli 1805

... Suche ja Goethe's Buch über Winckelmann zu bekommen. Es ist sehr lustig und auch in seiner Art merkwürdig. Der alte Fratz [gemeint ist Goethe] hat sich darin ganz öffentlich zum Heidentum bekannt; er hat sich noch nie so seiner innern Ru[c]hlosigkeit überlassen. Er tritt aber schrecklich gepanzert auf; vorn die alte Herzogin, hinten der Wolf; ja selbst Schiller hat noch einen Notpfennig über das Kunstideal gegen das Christentum eingelegt, desgleichen Humboldt ein ganz klein wenig Ruchlosigkeit, die es wenigstens sein soll. Eigentlich ist dies Werk wohl die Rache für die damalige Satire gegen seine weimarische Kunstschule; in dieser Beziehung mag ihn auch die >Europa< [Zeitschrift, hrsg. von Helmine von Chezy] sehr verdrossen haben, wo jene Ketzereien über Malerei so stark gesagt sind. Doch sind nirgends auch nur entfernte eigentliche Anspielungen, bei allem Grimm, den er gegen uns zu haben scheint. - Noch neuerlich schrieb man mir, er [Goethe] sei sehr kränklich und nervenschwach.¹⁷² - Das Buch wird viel Aufsehen machen; Schelling wird sich nun ohne Zweifel [auch] wieder zum Heidentum bekennen, und es konstruieren, wie sich gebührt - Die Deutsche Literatur bekommt ja mehr und mehr einen etwas pöbelhaften Beigeschmack ...

Körner, 112. Brief: Sophie an A. Wilhelm Schlegel -
Rom, den 21. August 1805
Liebster Freund

Endlich kann ich Ihnen melden, daß meine Brüder angekommen sind. Die Reise ist so langsam gegangen, weil mein Bruder Ludwig noch zu sehr von der Kranckheit angegriffen ist. Er ist sehr mager geworden, der Fuß ist ihm noch sehr geschwollen und macht ihm viele Schmerzen; er geht noch immer mühselig an einem Stock. ... Mein Bruder Ludwig hatt einen vorteilhaften Contract durch den Regierungsrath Voigt in Weimar über die >Nibelungen< gemacht; und dieser macht sich eine wahre Freude darauß, Geschäfte für uns zu besorgen ...

Goethe hält sich mit Absicht zurück und überlässt dem Freund und Ministerkollege Voigt, angebliche Werke des Sohnes an Verleger zu vermitteln. Voigt gab höchstwahrscheinlich nur seinen Namen her. Die Briefe an die Verleger und die nachfolgende Korrespondenz wurden in

¹⁷² Die Information Friedrich Schlegels entsprach der Realität. Siehe Goethes pseudonym veröffentlichtes Werk >Nachtwachen von [des] Bonaventura, alias Johann Wolfgang Goethe – Eine Goethesche Satire mit autobiographischen Reflexionen<, IX. erw. Aufl. 2016; und L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, II. erw. Aufl. 2001.

Goethes „Literaturbüro“ vorbereitet, Voigt war nur eine „Briefkastenadresse“.

Loder an Böttiger - Brief vom 14.09.1805 (Quelle: BG 5, 647):

... Goethe ist [psychisch] wieder so gut als gänzlich hergestellt, und dies hat er unserem Reil zu danken ...

Reil galt als Spezialist für psychische Erkrankungen. Siehe L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes< und >Nachtwachen von [des] Bonaventura, alias J. W. Goethe<, IX. erweiterte Aufl., Homburg 2016.

Körner, 120. Brief: Friedrich Schlegel an A. Wilhelm Schlegel
Köln, den 26. Oktober 1805

Ueber [Ludwig] Tieck hätt' ich wohl Ursache mich recht ernstlich zu beschweren; er veranstaltet eine neue Ausgabe von Novalis, ohne mich auch nur zu benachrichtigen, als ob ich nicht mit dazu gehörte; dann reist er nach zwanzig leeren Versprechungen mitten drin fort, ohne [dem Verleger] Reimers über den zweiten Teil auch nur Nachricht zu geben, und nimmt sogar eine Biographie [von Novalis], die er sich vom Bruder machen lassen, mit nach Rom, ohne eine Abschrift zurückzulassen. Wenn das bloß Nachlässigkeit ist, so ist sie in der Tat als solche der Aufbewahrung würdig.

Körner, 128. Brief: Sophie an A. Wilhelm Schlegel -
Rom, den 26. Dez. 1805

... was mein Bruder Ludwig mir ehemals [an-]getan hat, sucht er wieder gut zu machen durch die eifrige Bestrebung, ein Band wieder zu trennen, welches er zum Teil geknüpft hat ...

Ludwig Tieck half seiner Ziehschwester Sophie in ihrer Scheidungsangelegenheit, was seinem Vater keineswegs gefallen konnte. Denn Goethe musste befürchten, dass Bernhardi aus Rache eine Indiskretion begehen könnte.

Was Goethe befürchtete, traf nur zu gründlich ein. Die Flucht Sophies nach Rom, um das Erziehungsrecht über ihre Kinder nicht zu verlieren, schlug in Berlin hohe Wellen der Empörung. Ludwig Tiecks Rolle in diesem Ehedrama muss eine schwankende und doppelbödig gewesen sein. Einmal glaubte Sophie, er wolle sie tatkräftig unterstützen, dann wieder war sie überzeugt, dass „all dies Unglück“ nur über sie gekommen ist, weil er bei ihr sei und sie fragt sich, „warum er nicht geht, da ihn doch niemand hält“, siehe folgenden Brief.

Körner, 139. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel -
Rom, den 16ten und 29ten März 1806

... Sie wissen, mein liebster Freund und Bruder, daß wir gezwungen waren mit fremdem Gelde hieher [nach Rom] zu reisen, durch den langen Aufenthalt in München, meines Bruders dortige Krankheit, und meines jüngeren Bruders [Friedrich] verzögerte Ankunft. Sie wissen, daß ich hier

glaubte, mein jüngerer Bruder würde mit ansehnlichen Summen und mein älterer Bruder [Ludwig] gar nicht hieher kommen. Stattdessen sind meines Bruders Hoffnungen [auf Gelderwerb] in Berlin getäuscht worden ... beide kamen also ohne Geld [in Rom] an.¹⁷³ ...

So eben erhalte ich einen Brief von Voigt [in Weimar], der mir schreibt, daß >Egidio und Isabella< [ein Werk Sophies] nicht angekommen ist; schreiben Sie mir doch, lieber Freund, wan[n] Sie es geschickt haben, am Ende ist Ihre Furcht erfüllt und es ist auf der Post verlohren gegangen. >Flore und Blanscheflur< habe ich zwar beendet, aber noch nicht abgeschrieben, mein Bruder Ludwig hatt' mir dieß ein wenig veregelt. Sie wissen, wie ich Ihnen die ersten Gesänge mittheilte, sagte ich auch Ihnen, daß ich gesonnen sei, es von vorne an wieder durchzugehen, und zu verbessern. Dasselbe habe ich auch ihm [Ludwig] gesagt, er bewunderte auch beim Lesen das Gedicht sehr, und verlangte, er wolte es abschreiben, weil ihm daß ein so grosses Vergnügen mache, und zugleich die Kleinigkeiten darin verbessern. Ich sper[r]te mich sehr dagegen, es half aber nichts. Nach vielen Monathen fieng er es endlich mit Gewalt an zu thun, und nun sahe ich ein, daß die Meinung [seine Absicht] war, ich solle ihn für meinen Herren und Meister immer bewundern, wie ungeschickt ich und wie kunstreich er sei, meine Verse, die besten oft, fand er schlecht und lahm und änderte sie mir steif und hart, sprach immer darüber, als hätte ich den gemeinsten Zusammenhang des Menschenverstandes nicht beobachtet und könne kein Mensch meine Verse verstehen, bewunderte immer die grosse Nachlässigkeit, mit der ich gearbeitet hätte, sprach mir die Erfindung ab, weil ich mich zu sehr an dem alten Gedicht gehalten habe, erklärte es für eine Einbildung von mir, daß ich glaube, die höchste Keuschheit sei in der Liebe in diesen Blumennaturen nohtwendig etc., dabei bewunderte [er] aber immer das ganze Gedicht, ob ich gleich nicht weiß, waß, so angesehen, noch daran zu bewundern bleibt. Ich habe es endlich auch mit Gewalt zurückgenommen und werde es ganz umschreiben, und es dan[n] Ihnen, mein theurer Freund, wen[n] der Bruder abgereißt sein wird, zum Durchsehen schiken; Sie sind der einzige Mensch der meine Gedichte corrigiren soll. Nach Ostern wird mein Bruder Ludwig nach Deutschland zurückgehen; er wird dan wa[h]rscheinlich seinen Weg über Genf nehmen, um Sie zu besuchen, und [er] bittet Sie doch zu schreiben, ob Sie um diese Zeit in Coppet sein werden und ob er dan einige Tage mit Ihnen leben kann. Er hatt jezt ganz von neuen Lust eine Anzeige vom Schak[espeare] zu machen, nur möchte er sich dem nicht aussetzen, daß es Goethe nicht aufnehme oder es so ansähe, als wolle er sich drängen ein Mitarbeiter der Zeitung zu sein, da man es ihm nicht angebothen hatt. Antworten Sie doch ja hierauf. Waß seine [Ludwigs] Rückreise anbetrifft, wie die von Ziebingen aus betrieben wird, wie man mich beleidigt und viele andere Dienge, will

¹⁷³ Karl Friedrich von Rumohr (1785-1843) bezahlte die Reisekosten nach Rom für Ludwig Tieck und dessen Bruder Friedrich. Ludwig Tieck reiste auch wieder mit Rumohr nach Deutschland zurück.

ich Ihnen nächstens schreiben, nur halten Sie meine Briefe geheim. Leben Sie wohl mein Freund und Bruder, Knorring grüßt Sie tausendmal, gebe der Himmel, daß Sie uns erfreulich antworten. Ich bin so ermattet, daß ich nicht mehr kann. Leben Sie recht glücklich. Lassen Sie doch F[rau] v. St[ael] den Brief für meinen Bruder an Lucian Bonaparte schicken. Ewig Ihre Schwester S[ophie] Tieck

Der folgende Brief wurde von Josef Körner in Coppet gefunden, aber nicht in seinem Sammelwerk >Krisenjahre der Frühromantik< veröffentlicht. Die berechnete Frage lautet: Warum nicht? - Offensichtlich aus Gründen der Selbstzensur, weil darin zu viel Negatives über Ludwig Tieck ans Tageslicht gekommen wäre. Von 52 Briefen Friedrich Tiecks an A. Wilhelm Schlegel veröffentlichte Körner nur 7 Briefe!¹⁷⁴

Friedrich Tieck an A. Wilhelm Schlegel -
Rom, den 9. April 1806¹⁷⁵

... Verzeihe mir und nimm es nicht übel, das[s] ich so von meinem Bruder [Ludwig Tieck] spreche und bedenke, das[s] ich auch dich als meinen Bruder zehle [zähle], aber mich empört sein Betragen, selbst krank auf den Todt mußte meine Schwester in München jede Last seiner Krankheit ertragen, die er sich durch Erkältung, und höchst wahrscheinlich durch etwas zu übertriebenen Genuß zu gezogen hatte, denn er kannte vortrefflich alle öffentlichen Mädchen von München.

Da, kaum konnte er dort wieder ausgehn, als er heimlich einen Abend fortlief, während ich da war, um von neuem eine zu besuchen. Du weist, das[s] er [von München nach Ziebingen] zurückkehren wollte, und nur mit hieher [nach Rom] gereist ist, um sich herzustellen, da er also nicht auf unsre Bitte, sondern [als] der Gast meiner Schwester hir ist, sollte er sich auch als solcher betragen, aber nichts weniger sucht er nur auf jede Art meine Schwester zu kränken ...

Körner, 146. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel -
Rom, den 21ten Mai 1806

... Sie wissen, als Sie hier waren glaubte ich noch, mein Bruzder Ludwig würde von München nach Hause reisen, ohne meine Veranlassung ist er nach Rom gekommen, aber demohnerachtet wird es immer noch in der Ziebin[gen]schen Verbund angenommen, als habe ich ihn gewaltsam entführt. Ich halte ihn [Ludwig] durch kein Wort, sondern würde im Gegentheile seine Abreise beschleunigen, wen[n] das nur in meinen Kräften

¹⁷⁴ Sie sind jetzt veröffentlicht in >„Geliebter Freund und Bruder“ - Der Briefwechsel zwischen Christian Friedrich Tieck und August Wilhelm Schlegel in den Jahren 1804 bis 1811<, hrsg. von Cornelia Bögel, Dresden 2015.

¹⁷⁵ Quelle: Tieck-Studien, Band 1, hrsg. von Achim Hölter, Stefan Nienhaus und Walter Schmitz: >„Geliebter Freund und Bruder“ - Der Briefwechsel zwischen Christian Friedrich Tieck und August Wilhelm Schlegel in den Jahren 1804 bis 1811<, herausgegeben und kommentiert von Cornelia Bögel, Dresden 2015.

stände, und habe ihnen das nach Ziebingen [seiner Ehefrau Malchen] geschrieben, aber dennoch wollen sie durchaus glauben, daß ich ihn hier mit Intriegen und Cabalen halte, und glauben sich dadurch berechtigt, diese auf die niedrigste Art gegen mich in Bewegung zu setzen. ...

... Überlegen Sie einmal, liebster Freund, ob es nicht grausam [ist], daß ich sehen muß, wie Malchens Bosheit [Ludwig Tiecks Ehefrau] mich zu Grunde zu richten strebt, wie Burgsdorff, Schierstädt, Genelli und Gott weiß was noch alles sich erniedrigen, ihre [Malchens] Werkzeuge zu werden ... wie [be]nimmt sich mein Bruder Ludwig dabei? Er scheint es gewußt zu haben, daß dergleichen Schritte geschehen werden, denn er suchte mich einige Wochen vorher darauf vorzubereiten, indem er mir immer sagte, wie leicht ein solches Geschwätz entstehen könne, und wie man einmal an Knorrings Familie alles das schreiben könnte, was nun in der Tat geschehen ist. ...

Sophies Gegner in der Scheidungssache mit Bernhardi schrieben an den Vater ihres Liebhabers, Baron von Knorring, damit dieser das Unterhaltsgeld an den Sohn zurückhalten oder zumindest kürzen solle. Auf diese Weise versuchten sie, Sophie in die Knie zu zwingen.

Daß Malchen mich haßt und sich in beständigen Verleumdungen über mich ergießt, findet er [Ludwig Tieck] menschlich und natürlich, weil sie leidenschaftlich ist, [findet] dabei aber ihren Charakter edel und findet, daß ich ihr ebenso unrecht tue wie sie mir, und daß es im Innern gleich sei, wenn ich ihr sage, daß sie die Furie ist, die mich verfolgt, oder wenn sie ihren Haß läßt in solchen Handlungen übergehen, die mein Glück und Leben auf das Spiele stellen. ...

Malchen war offensichtlich eifersüchtig auf Sophie, weil sie von Sophies großer Liebe zu Ludwig wusste. Und das Geheimnis von Ludwig Tiecks wirklicher Abkunft war ihr mit Sicherheit bekannt.

Ist es nicht seltsam, wenn er [Ludwig Tieck] einsieht, daß all dies Unglück nur über mich kommt, weil er bei mir ist; daß er nicht geht, da ihn doch niemand hält? Ich bitte Sie, die Briefe alle sorgfältig zu bewahren, könnte er ahnen, daß ich so über ihn schreibe, das würde ihn unversöhnlich gegen mich reizen. So behutsam und heimlich er [Ludwig Tieck] ist, so entfahren ihm [doch] zuweilen Worte, die mir zeigen, wie [daß] er benachrichtigt wird; so hat man ihm geschrieben, daß B[ernhardi] mit solcher Achtung von ihm spräche, nur auf meine und des unschuldigen Friedrichs [Friedrich Tiecks] Hinterlist fluchte, von ihm [Ludwig Tieck] aber sagte, er habe sich immer edel gegen ihn benommen. Wem kann B[ernhardi] das sagen, als einem, der sich mit ihm verbündet, wo er bemerkt, daß der es gerne so hören will, und wer kann es meinem Bruder schreiben, als einer von diesen ...

Wolfgang Goethe musste alles erdenkliche versuchen, um seinen Sohn aus dem Ehekrach der Bernhardis herauszuhalten. Deswegen riet er gewiss Ludwig Tieck davon ab, seine Ziehschwester Sophie nach Rom zu begleiten. Aus diesem Grund erhielt Ludwig über ein Jahr lang kein

Unterhaltsgeld mehr von seinem Vater, so dass er von seiner Schwester Sophie, bzw. von Baron von Knorring finanziell unterstützt werden musste, wie Friedrich Tieck in einem späteren Brief an A. Wilhelm Schlegel berichten wird.

Clemens Brentano an Achim von Arnim –
Heidelberg, 1. und 14. Juni 1806

... Die Jüdin Seligmann von München sagte vorgestern bei Voß, daß es gewiß sei, daß [Ludwig] Tieck katholisch geworden sei, auch werde er sich scheiden lassen ...

Im August 1806 reiste Ludwig Tieck wiederum als Begleiter des Barons von Rumohr von Rom nach Deutschland zurück. Die Reise verlief über St. Gallen, Mannheim, Heidelberg und Frankfurt, wo er seine Großmutter, die Frau Aja, besuchte und wohl auch Bettina Brentano kennenlernte.

Am 21. September 1806 besuchte Ludwig Tieck auch Vater Goethe in Weimar. Höchstwahrscheinlich aus dem einen Grund: Er brauchte dringend Geld.

Clemens Brentano an Achim von Arnim, Heidelberg, Mitte bis Ende Oktober 1806

... Bettine ist jetzt täglich ein paar Stunden bei der alten Göthe [Goethes Mutter], und läßt sich Anektoden [Anekdoten] von dem geliebten Sohn erzählen, die sie [Bettina] für sich ganz mit den Worten der Mutter in ein Buch schreibt, um eine geheime Biographie dieses Göttlichen zu bilden, waß ich bereits von diesen Geschichten gehört [habe] ist treflich ...

Körner, 162. Brief: Sophie an A. Wilhelm Schlegel -
Rom, den 5ten November 1806

...Ich bin heut von einer so unbegrenzten Wehmut beherrscht; es giebt Tage, wo sich mir die Vergangenheit so lebhaft aufdrängt, ich möchte sie dan[n] auch mit aller Kraft in Ihnen zurickrufen. ... Morgen wird Felix 4 Jahre alt und ich muß es denken, wie viele Hoffnungen des Lebens wir beide bauten, als die Stunde seiner Geburt vorüber war, bei der ich mich schon verlohren gab. Wie vieles haben wir seitdem beide erlebt, und ich fühle alle die Schmerzen nach, welche mich in der Vergangenheit berührt haben. ...

Wiederum ein eindeutiges Indiz, dass Felix Theodor der Sohn von A. Wilhelm Schlegel war.

Letters of, 31. Brief: Ludwig Tieck an Alma, alias Henriette von Finckenstein - Sandow, den 6ten November 1806

Ich will es wagen, meine Geliebteste, bei der Gelegenheit, daß ihr den Bothen gesendet habt, einiges von mir und uns zu sagen. Was unsre äußere Lage anbetrifft, sind wir bisher in Sandow noch ziemlich ruhig gewesen. Wie

ich denn diesen Krieg und alles nur verwünsche, weil ich dadurch von Dir getrennt bin. Wie sind wir so schnell von einander geschieden worden, und müssen uns wieder, wie in der größten Entfernung, mit einem Blättchen Papier, und einigen kalten, geschriebenen Worten begnügen. Hättest Du mir doch auch einige Zeilen gesandt, gewiß hat Dich die Furcht zurückgehalten; oder wenigstens in dem kleinen Briefe etwas bestimmteres und umständlicheres gemeldet! Wie ich mich indessen geängstigt, können Dir keine Worte ausdrücken, und ich fühle mich oft ganz krank; das Bewußtsein Deiner ewigen Liebe und Treue ist es einzig und allein, was mich noch aufrecht erhält. Du beschäftigst dich viel, so schreibst Du, aber womit? O Gott, ich küsse jede Zeile, jedes Wort von Deinen Händen, jeden Ausdruck, jede Spur Deines Daseins. Darauf hoffe ich immer, daß Du schon einiges an mich geschrieben hast, und daß dieses mit zu deinen Beschäftigungen gehört, und daß ich nächstens recht vieles von Dir mit der ersten sichern Gelegenheit erhalte; diese wäre sicher genug gewesen. Doch bin ich jetzt einigermaßen über Dich beruhigt. In den Nächten habe ich viel geweint.

Als Du von Z[iebingen] abgereist warst, - o nie werde ich die letzten Blicke vergessen, mein erzwungnes Lachen und meine angenommene Fröhlichkeit mußt Du doch verstanden haben – und die Art, mit der Du aber von mir Abschied nahmst – noch niemals habe ich Dich so gesehn, - so bist Du noch niemals auf mich zugeeilt, so mit Thränen, und den aufgehobenen Armen, und dem Ausdruck des Schmerzes, noch immer klingt es nach in meinem Herzen, und ich werde dies alles niemals, niemals vergessen. Als Du weg warst, wollte ich erst nicht zur zurückgebliebenen Gesellschaft zurückkehren, ich wollte meinen Thränen ihren Lauf lassen, ich wollte statt Dein ganz im Schmerze und dem Gefühle dieser Trennung sein: aber um nicht aufzufallen, ging ich zurück, ich setzte mich auf Deinen Platz, den Du eben verlassen hattest, ich trank den Wein und das Wasser, welches Du hattest stehn lassen und vermischte beides mit meinen Thränen: das Messer und die Gabel, die Du noch vor wenigen Minuten berührt hattest, nahm ich mit dem Gefühl einer unaussprechlichen Zärtlichkeit in meine Hände. Was ist mir nicht alles, was Theil an Dich genommen hat: Die Welt selbst. Ich kenne nur Dich, und will nur Dich, Deine Liebe und mein Leben und Schicksal sind ein und dasselbe. Aber ich weiß ja, daß Du mich eben so in Deinem zärtlichen Herzen trägst, als ich Dich: Ich kenne keinen andern Gedanken, als nur Dich. Darum kann ich Dir auch so gar nichts sagen: ich rühre mich oft selbst in diesem heiligen Wahnsinn an und frage mich: wer bin ich? Und nur Dein süßester Nahme tönt tief aus meinem Innern heraus. So weit und so tief ich in mich hinein sehn kann, erfüllt Dein glänzendes Bildniß den Abgrund. Ja, Du bist meine Seele. Wie viele tausend Menschen haben diesen Ausdruck im alltäglichen Leben gebraucht, und vielleicht hat noch keiner die unendliche ewige Wahrheit empfunden, welche er ausspricht. – Ich lese viel, aber alle Bücher und Gedichte sprechen ja nur von Dir, und in wie undeutlichen Redensarten, wenn man Dich selbst kennt.

Kennt! Himmel, welche Worte, welche Sprache, welche Töne, wie alte Scherben, wie Eis, so frostig: wenn Du mein bist, ich Dein, wir nur eine Seele sind, in einem Kuß, in einem Blick, in einem Gedanken, unser ganzes Leben, und die Summe aller Empfindungen, ja die ganze Ewigkeit geschmolzen, geistig da liegt! O meine süßeste Braut, meine ewige jugendliche Braut, meine Gattinn, das Wunder und Balsam meines Herzens; - nur anbethen, nur seufzen zu Dir, nur zu Dir hinaufküssen kann ich, nur vergehn in Thränen und Freude und tiefstem Schmerz. Wie verrückt, daß ich Dir schreiben will! Als wollte ich Deinen Gesang in Papier ausschneiden. Liebst Du mich denn? Ja! – Einmahl fragtest Du in einem Deiner zärtlichsten Briefe: ob ich denn gar nicht mehr eifersüchtig sei? – Auch darüber könnte ich Dir vieles sagen: immer, immer bin ich es, ja auf die Luft, noch mehr auf das Gewand, das Dich noch näher berührt, auf jeden Gedanken, der nicht zu mir hingeht. Zu mir, dem Deine Liebe und d[ein] bin ja ich! – o süßester Wahnsinn! O Genuß d[es] Himmels! Die Unheiligen, die nie geliebt, dürften über mich lächeln. Alles, außer der Liebe, ist mir kein Leben: lieben, leben ist eins, Liebe ist das Licht des Lebens. – Gott erhalte Dich, die ewige Liebe, alle Gefühle strecken und beben nach Dir, Dich zu umarmen, und so umarme ich Dich auch jetzt wahrhaftig und wirklich, wie in tausend andren Momenten, ewig bist Du mir auch körperlich gegenwärtig. – Diesmahl habe ich zuerst geschrieben. – Kennst Du auch wohl das Papier noch? Vor drei Jahren erhielt ich es von Dir. -

Ewig, ewig der Deinige, o meine Alma!

L[udwig Tieck]

Dies ist ein echter Liebesbrief des „Königs der Romantik“! Es ist fast unmöglich zu entscheiden, wer bekloppter ist: der Verfasser oder die Empfängerin des Schreibens.

Körner, 169. Brief: Dorothea Schlegel an A. Wilhelm Schlegel -
Köln, den 22. Februar 1807

*... Wie herzlich ich mich aber freue, wieder [Übersetzungen von] Shakespear von Ihnen erwarten zu dürfen, das kann ich Ihnen gar nicht ausdrücken. Das haben wir nun doch wohl zunächst dem ungetreuen Eckard [gemeint ist: Ludwig Tieck] zu verdanken! Da nun die Vorsehung ihn zu ihrem Werkzeuge ausersehen [zu] haben scheint, so strafen Sie ihn doch ja nicht zu hart! **Überhaupt, liebster Bruder, bitte ich für Tieck um Gnade! Er ist zwar ein Bösewicht, aber ein so liebenswürdiger!** Ja, wenn wir es uns recht bedenken, so ist er doch der Einzige unter euren sogenannten Freunden, (die ihr doch nur für eure Freunde hieltet, weil ihr sie liebtet) er ist doch der einzige unter ihnen, glaube ich, der euch wirklich liebt, oder wenigstens zu lieben versteht. Freilich, die Abwesenheit, so manche störende krittlische Verhältnisse ... Von Tieck unwandelbare, feste Treue erwarten, das hieße, den Regenbogen fest halten wollen! **Und, ich weiß nicht, - mich dünkt, - da Sie denn doch von Katzenpfoten sprechen, - es könnten bei dieser Gelegenheit vielleicht noch ein paar alte,***

wohlbekannte sich fühlen lassen wollen [Goethe ist gemeint]. Er [Ludwig Tieck] hat vielleicht nur eine Anfrage gewagt, zu der ihm Ihre Unterbrechung, wo nicht berechtigte, doch eine Veranlassung gab; - die Stellung eines Wortes, ein geringer Ausdruck, kann so vieles ändern. - Gehen Sie also doch ja nicht zu streng mit ihm ins Gericht. Hat er doch >Genoveva< und >Zerbino< gedichtet! Wenn schon gute Werke eine Genugtuung für unsere Sünden sind, was müssen die vortrefflichen nicht erst sein! - **Wem ich aber vorzüglich einen Knuff gönnte, das ist der alte Sachsen-Weimarische Saturnus [alias Wolfgang Goethe], der so gegen sein eig'nes Fleisch wütet! ...**

Dorothea Schlegel wusste demnach ebenfalls, dass Ludwig Tieck der natürliche Sohn des Sachsen-Weimarischen Saturnus, alias Wolfgang Goethe, ist.

Letters, Seite 12: Wilhelm von Schütz an Ludwig Tieck -
Kumm[e]row, den 27. März 1807

Verzeihe, lieber Freund, daß ich auf den Brief, welchen Du mir nach Berlin geschrieben hattest, Dir weder durch Burgsdorf geantwortet, noch die Übersendung eines Exemplars der >Niobe< mit einem Briefe begleitet hatte; ich bekam durch die letzten Ereignisse in Berlin, die mich veranlaßten, meine Abreise zu verschieben, noch eine weitläufige Correspondenz. Hier dagegen genieße ich einer recht schönen Muße, und kann für meine etwas langsame Art zu arbeiten ziemlich viel zu Stande bringen. ... Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich nun recht ununterbrochen fort dichten und studiren, nur an Büchern gebricht es mir sehr, und da möchte ich den Vorrath in Ziebingen gern in Anspruch nehmen. Die, welche Du in Berlin von mir hattest haben wollen, konnte ich Dir nicht sämtlich senden, weil auf Schlegels Bücher Beschlag gelegt war. Anlaß waren die minorennen unter der Vormundschaftsdeputation stehenden Erben eines von Schlegel nicht bezahlten Schneiders. Bei dieser Gelegenheit nicht nur, sondern auch, weil ich in der letzten Zeit überhaupt viel mit Bernhardi [Sophies Ehemann] umgegangen war, bin ich von allen Details des Prozesses, welchen Du gegen Bernhardi für Deine Schwester führst, unterrichtet worden, und B[ernhardi] ist, auf welchem Wege und wodurch weiß ich nicht, hinter Dinge gekommen, die sie [Sophie] gemacht hat, und deren Wahrheit sich vollständig darthun läßt, die ich nicht niederschreiben mag, und von denen keiner wünschen kann, daß sie veröffentlicht werden¹⁷⁶; ich wenigstens kann davor erschrecken, daß von einer Gesellschaft von Menschen, die sich öffentlich als Verfechter des Schönsten und Edelsten, ja gewissermaßen als Priester desselben angekündigt, alles das an den Tag kommen sollte, was B[ernhardi] an den

¹⁷⁶ Ich bin überzeugt, dass unter der Umschreibung „B[ernhardi] ist, auf welchem Wege und wodurch weiß ich nicht, hinter Dinge gekommen, die sie [Sophie] gemacht hat, und deren Wahrheit sich vollständig darthun läßt“ auch die Liebe Sophies zu ihrem angeblichen Bruder Ludwig gemeint ist.

Tag bringen will. Nächst Deiner Schwester und einigen andern sind es Schlegel, Knorring und Du [Ludwig Tieck], indirekt auch Wackenroder auf die es rouliert, und das Bekanntwerden würde einen höchst betrübten Effekt¹⁷⁷ machen. Bernhardi aber muß ich, wenn er so behandelt und gewissermaßen gedrängt wird, wie es jetzt geschieht, entschuldigen, wenn er das Äußerste thut, und doch ist es ein Mensch, von dem man, wenn man ihn auf eine gewisse Weise behandelt, so vieles erlangen kann, wenn man es nur so einrichtet, daß er selbst es nicht merkt, was er thut, und man ihn unmerklich zum Nachlassen in seinen Forderungen und zum Zugeben in seinen Zugestehungen bringt. Schon jetzt hat das Gericht erklärt, es habe nie einen skandalösen Prozeß gegeben, und man würde die Acten nach der Beendigung versiegeln. B[ernhardi] aber hat die Manualakten, die dasselbe enthalten, und das Schmachvollste und Schändlichste würde nun erst an den Tag kommen. Es wäre daher wirklich gut, wenn der ganze Prozeß abgebrochen werden, und das, was durch ihn zu gewinnen steht, durch einen Vergleich erzielt werden könnte, damit nicht über einen Kreis von Menschen, an die zum Teil Deine Sonnette im poetischen Journal gerichtet sind, solch ein Schimpf komme, und diese nebst vielen andern nicht wie ein übertünchtes Grab erscheinen mögen; denn das beste Licht dürfte auf den Angeklagten [Bernhardi] als einen schwachen und gutmüthigen Betrogenen und deshalb jetzt Zürnenden fallen. Bernhardis Vertrauen (welches auch darin eigenthümlich ist, daß es zwischen zu großem Vertrauen und beinahe gänzlichem Vonsichabwälzen einer Angelegenheit und zwischen Mißtrauen nie die rechte Mitte hält) besitze ich jetzt so ziemlich, und wenn in der Sache überhaupt noch ein Ausweg möglich sein sollte, so glaube ich, daß er durch mich am ehsten würde stattfinden können. Wahrscheinlich werde ich im Monat April zu meiner Vereidigung nach Berlin müssen und könnte dann vielleicht mit B[ernhardi] von der Sache sprechen, würde dies aber nie thun, wenn ich nicht Deine Gesinnungen darüber zuvor wüßte, und überlasse Dir daher, ob Du mir diese mittheilen willst.

Deine Frau, Burgsdorf und die andern Freunde in Ziebingen bitte ich dich vielmals zu grüßen, und bleibe

Dein Schütz

Solch ein Brief ist ein seltener Glücksfall für jeden Biograph. Er bestätigt bei genauerem Lesen und Analysieren alle meine Thesen. Wilhelm von Schütz teilte Ludwig Tieck unter der Maske einer freundlich-jovialen Sprache mit, dass er von Bernhardi, dem Ehemann der Sophie Tieck-Bernhardi, in all seine Lebensgeheimnisse eingeweiht wurde: „weil ich in der letzten Zeit überhaupt viel mit Bernhardi [Sophies Ehemann] umgegangen war, bin ich von allen Details des Prozesses, welchen Du gegen Bernhardi für Deine Schwester führst, unterrichtet worden, und

¹⁷⁷ Einen „höchst betrübten Effekt“, dies ist Goethescher Sprachstil. Wilhelm von Schütz zielte daher auch auf Goethe. Auf die geheimnisvolle Beziehung zwischen Goethe und Ludwig Tieck.

B[ernhardi] ist, auf welchem Wege und wodurch weiß ich nicht, hinter Dinge gekommen, die sie [Sophie] gemacht hat, und deren Wahrheit sich vollständig darthun läßt, die ich nicht niederschreiben mag, und von denen keiner wünschen kann, daß sie veröffentlicht werden; ich wenigstens kann davor erschrecken, daß von einer Gesellschaft von Menschen, die sich öffentlich als Verfechter des Schönsten und Edelsten, ja gewissermaßen als Priester desselben angekündigt [haben], alles das an den Tag kommen sollte, was B[ernhardi] an den Tag bringen will“. Schütz spielte damit nicht nur auf das Verhältnis der Sophie Bernhardi mit A. Wilhelm Schlegel an, sondern auch auf das frühere Verhältnis Sophies zu Ludwig Tieck, ihrem angeblichen Bruder. Ja er weiß nicht weniger als alles: Nicht nur A. Wilhelm Schlegel, Knorring und Ludwig Tieck würden davon „rouliert“, sondern „das Bekanntwerden würde einen höchst betrübten Effekt machen“. Das ist Goethescher Sprachstil: Damit deutet Wilhelm von Schütz an, dass auch Goethe davon betroffen wäre. Schütz drohte Ludwig Tieck weiter: „*Schon jetzt hat das Gericht erklärt, es habe nie einen skandalösern Prozeß gegeben, und man würde die Acten nach der Beendigung versiegeln. B[ernhardi] aber hat die Manualakten, die dasselbe enthalten, und das Schmachvollste und Schändlichste würde nun erst an den Tag kommen. Es wäre daher wirklich gut, wenn der ganze Prozeß abgebrochen werden, und das, was durch ihn zu gewinnen steht, durch einen Vergleich erzielt werden könnte, damit nicht über einen Kreis von Menschen, an die zum Teil Deine Sonnette im poetischen Journal gerichtet sind, solch ein Schimpf komme, und diese nebst vielen andern nicht wie ein übertünchtes Grab erscheinen mögen; denn das beste Licht dürfte auf den Angeklagten [Bernhardi] als einen schwachen und gutmüthigen Betrogenen und deshalb jetzt Zürnenden fallen“.* Offensichtlich ist, dass Wilhelm von Schütz diesen Brief aus erpresserischer Absicht schrieb. Was er damit erreichen wollte, entzieht sich unserer Kenntnis.

Körner, 178. Brief: Friedrich Schlegel an A. Wilhelm Schlegel -
Köln, am 15ten Mai 1807

... Von Tieck steht unter den künftigen Büchern [im Messekatalog] auch ein Heldenbuch; aber das wird wohl nur eine Autor-Fabel sein. Ein künftiges Buch bedeutet bei ihm meistens nur gegenwärtiges Geld [Honorarvorschuss] ...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny – Juni 1807

Bei Goethe war ich! Das hat Dir Meline erzählt; das ist alles gut, aber Alter, ich muß bei Dir sein, auf Deinem Schoß sitzen, Du mußt mich herzlich umarmen, wenn ich so weich werden soll, Dir alles zu sagen, ich trage einen Ring von Goethe am Finger, der ist mir sehr lieb. Ich sag Dir, Du bist recht gut, Du bist der Beste, aber erinnere Dich, wie oft mir nicht wohl war bei Dir, daß ich wild und traurig wurde im Gemüt, daß ich so recht fühlte, ich wußte nicht, wo aus noch ein im Leben. All das war

verschwunden bei Goethe, und doch hatte ich mich davor am meisten gefürchtet. Er kam auf mich zu, gleich im ersten Augenblick, küßte mich auf die Stirn und behandelte mich wie eine lang verheißene Freude, die nun endlich erscheint ...

Bettina rutschte nicht nur Goethe auf dem Schoß herum, sondern auch ihrem Schwager Savigny.

Körner, 204. Brief: Friedrich Tieck an A. Wilhelm Schlegel -
Rom, den 6. Oktober 1807

... In großer [Geld-] Verlegenheit, die wir waren, weil Knorrings Geld [aus Estland] auch über die Zeit ausblieb, mußte sich der Bruder [Ludwig Tieck] (der, wie Du weißt, immer viel braucht) an Müller wenden, und wir waren das Ungeheu're zu geben zufrieden [gemeint ist: Maler Müller verlangte „ungeheuer“ hohe Zinsen für den Kredit, den er Ludwig Tieck gab], weil wir in wenigen Wochen die versprochene Summe von Knorrings Bruder und sein eignes [Ludwig Tiecks] Geld erwarteten, da das eine ganz [ausblieb], das andere über zwei Monate später ... ankam, so brauchten wir Müller [Kredit] öfter ... Während der Zeit aber hatte Malchen ihre gewöhnlichen Lügen geltend gemacht und die saubere Compagnie dort ihre Cabalen durchgesetzt ... Um uns jeden Weg des Glücks und der Zufriedenheit abzuschneiden, geschah zugleich das große Schreiben von allen Seiten an H[umboldt], um der Schwester die Kinder zu nehmen; das einzige, was bei ihm [Humboldt] aber wirkte, war ein Brief oder mehrere von Burgsdorff. Dem zu Gefallen war alles sogleich umgewendet, sie [die Familie Humboldt] unsre geschwornen Feinde. Und ein halb Jahr nachher fand es unser Bruder [Ziehbruder Ludwig] ja bloß natürlich, daß Malchen [Ludwigs Ehefrau] sich einbildet, meine Schwester wendete alle möglichen Intrigen an, ihn ihr zu entziehen, und sie mußte ja denken, daß, wenn sie uns alle Mittel entzogen hätte, ihn [Ludwig] hier weiter zu ernähren, so müßten wir ihn wohl [heim-] reisen lassen. Deshalb war er aber doch noch sechs Monate wohl hier geblieben und hat sich von unserem Mark, Blut und Tränen genährt, die inn're Verzweiflung unser aller hat ihn nicht vermocht, nur einen Tag früher zu reisen, als er sich es gleich anfangs vorgenommen, und die heftigsten Kränkungen mußten wir [von Ludwig] erfahren, weil wir ihn nicht reich genug mit Essen und mit Taschengeld versorgen konnten ...

Ludwig Tieck erhielt mehr als ein Jahr lang - von ca. März 1805 bis Juli 1806 - kein Unterhaltsgeld von Goethe, so dass er aus materieller Not gezwungen war, seine Schwester und Rom zu verlassen, um nach Deutschland zurückzukehren.

Körner, 217. Brief: Sophie an A. Wilhelm Schlegel -
Prag, den 27. Nov. 1807

... Durch Hardenberg habe ich die beruhigende Nachricht, daß [Geheimrat von] Voigt [in Weimar], welcher mir [Sophie] so schnöde einige L[ouis]dor abschlug, dem Bruder [Friedrich Tieck] einige hundert Thaler

nach Rom geschickt hat, und so ist mein Kummer von dieser Seite geendigt ...

Über den Weimarerischen Geheimrat von Voigt ließ Goethe an Friedrich Tieck einige hundert Thaler nach Rom schicken, höchstwahrscheinlich um ihm das Unterhaltsgeld für den Sohn Ludwig Tieck zu erstatten, der keine eigenen Einkünfte hatte und von Geldzuwendungen Goethes abhängig war, die dieser aber konsequent nur an Ehefrau Malchen Tieck zahlte.

Clemens Brentano an Johann Georg Zimmer in Heidelberg -
Kassel, 29. November 1807

... Wenn Sie noch Lust hätten die Tieckschen Niebelungen zu drucken, so wäre es ihnen leicht dieselben zu erhalten, denn [der Verleger] Dieterich hat soviel ich weiß, das M[anu]s[kri]pt, welches [Ludwig] Tieck ihm vor zwei Jahren unvollständig zugeschickt und dafür 60 Louisd'ors empfangen, nachdem er ihn stets mit dem Reste und der dazugehörigen Abhandlung stecken [warten] gelassen, an Tieck zurückgeschickt und verlangt sein Geld wieder. Die entsetzliche Nachlässigkeit Tiecks ist eigentlich schändlich, er steckt nun [fest] beinahe mit allen seinen Buchhändlern [richtig: Verlegern], ebenso liegen bei Diedrich seit Jahr und Tag ganz allerliebste Zeichnungen von Riepenhausen zu einem Musenallmanach, den [Ludwig] Tieck mit Diedrich projectirt. Tieck war die ganze Zeit ruhig in Ziebingen, er leidet an Gicht; und sein Muth ist durch seine isolirte Lebensart gänzlich gesunken ...

Clemens Brentano an Achim von Arnim -
Kassel, um den 25. Januar 1808

... Von Reichard [dem Komponisten und Musikdirektor] seinem Wesen mache ich mir gar keine Hoffnungen. Er hat besonders Etwas in seinem Wesen, waß mir traurig ist, gar kein Urtheil über Menschen, und doch sehr absprechend, von [Ludwig] Tieck redet er jetzt auf eine wahrhaft miserable Art, er nennt ihn einen Schmierer, einen Hoffartspinsel ... du hast keine Idee, wie es mich schmerzt, daß dieser Mann [Reichardt] so gegen Tieck raisonirt, während er zugleich gesteht, er habe beinah nichts von ihm gelesen, er spricht oft wie ein Hundsfutt, er nennt Tieck einen stolzen Faullenzer ...

Wir erinnern uns, Reichardt war der geheime Verbindungsmann Goethes, der die Unterhaltsgelder für Ludwig Tieck an diesen weiterleitete. Und jetzt spricht er sehr abfällig über Goethes Sohn. Er nennt Ludwig einen „Schmierer“, einen „Hoffartspinsel“ und „stolzen Faullenzer“.

Körner, 230. Brief: Sophie an A. Wilhelm Schlegel -
Prag, den 2. Februar 1808

... Von meinem Bruder Ludwig habe ich erfahren, daß er im Frühling in München sein würde, Gott weiß zu welchem Zweck ...

Körner, 246. Brief: Friedrich Schlegel an A. Wilhelm Schlegel -
Köln, 29. März 1808

*... Die U[nger] meldet mir, Burgsdorff habe die Amalie Tieck
geheiratet. Ist das wahr? ...*

Schweikert, 2. Brief: Ludwig Tieck an Friedrich [Maler] Müller -
[Ziebingen, 12. Mai 1808]

*Sie haben mir in verschiedenen Zeiträumen zwei Briefe geschrieben,
deren Beantwortung ich immer noch habe anstehn lassen, weil ich in der
That den Ton nicht finden konnte, in welchem ich sie zu beantworten hatte.
Beträfe ihr Inhalt auch ganz fremde Personen, so würde mich die Billigkeit
zwingen, auf diese Aeusserungen eines leidenschaftlichen gereizten
Gemüthes keine Rücksicht zu nehmen; aber nur Schmerzen kann ich
empfinden, indem es die nächsten und liebsten Wesen angeht, die meinem
Herzen so theuer sind, daß ich keine weitere Versicherung dessen hinzu zu
setzen brauche. Tausendmal haben Sie mir unaufgefordert von der
Verehrung und Freundschaft gesprochen, die Sie gegen meine Schwester
und meinen Bruder hegen, und nun stimmen Sie einen Ton, selbst gegen
mich an, den ich gelind ausgedrückt, übertrieben leidenschaftlich und für
einen Mann von geseztem Alter jugendlich unbesonnen nennen muß, wenn
er mir nicht wie der Ton der Verläumdung klingen soll, der meine arme
Schwester durch ihr unglückliches Schicksal sowohl wie durch ihre Talente
ausgesezt ist. Mit denselben Empfindungen, mit denen ich seit meiner
Kindheit an meinen Geschwistern hänge, werde ich ihnen ewig ergeben
bleiben, und nie kann ich ihnen die Liebe, die sie mir in so vielen Perioden
meines Lebens erwiesen haben, in dem mir meine Schwester das Herz eines
Engels gezeigt hat, vergelten, oder nur dankbar genug sein. Sie selbst
müßten mich also verachten, wenn ich so viel Tugend, Seele und Liebe von
mir stiesse, um den gehässigen Worten eines Fremden Gehör zu geben, der
aus Laune oder Bizarrerie vielleicht mir diese Geschwister mit Farben
schildern will, in denen auch kein Zug der Wahrheit nur ähnlich ist. Wir
haben uns also beide verkannt; Sie, mich, indem Sie mir ein eben so
launenhaftes Gemüth zutrauten; ich Sie, daß ich Sie für unsern
gemeinschaftlichen und wahrhaften Freund halten konnte.*

*Was diese verwirrte Geldgeschäfte betrifft, so bin ich überzeugt, daß
ein so edler Mann, als mein Freund der Baron von Knorring ist, von mir
keiner Aufmunterung bedarf, das Capital Ihnen so schnell als möglich zu
schaffen ...*

*Auf alles übrige kann ich mich nicht einlassen. - Was die Herausgabe
Ihrer Schriften anbetrifft, so werden Sie mir erlauben, mich auch von
diesem Geschäft zurück zu ziehn. ...*

Ludwig Tieck

Zu obigem Brief, der das Ende der Freundschaft zwischen Tieck und
Maler Müller besiegelte, gibt es eine lange Vorgeschichte. Maler Müller gab

den Tieck-Geschwistern mehrere kleine Darlehen, womit sie ihren Rom-Aufenthalt finanzieren konnten, weil die Unterhaltsgelder des Barons von Knorring unregelmäßig eingingen. Ludwig Tieck versprach daher Müller aus Dankbarkeit für dessen finanzielle Unterstützung, dessen polemisches Werk über Kotzebue mit Titel >Schreiben von Friedrich Müller Königlich Bayrischen Hofmahler über eine Reise aus Liefland nach Neapel und Rom von August v. Kotzebue< mit nach Deutschland zu nehmen und einen Verleger dafür zu suchen. Tieck versprach Maler Müller, das Manuskript noch einmal gründlich zu korrigieren und eine Reinschrift anzufertigen. Einen Verleger fand Tieck 1807, jedoch von einer Überarbeitung und Reinschrift des Manuskripts konnte keine Rede sein. Tieck enttäuschte Müller schwer. Dies geht aus einem Schreiben Müllers an Karl von Seinsheim vom 28. Juli 1807 hervor:¹⁷⁸

... ist es möglich, daß diese unseelige Gestalt [das Buch], so mit tausend Wunden und Beulen beladen, in dem Publikum angeblickt werden konnte, ohne laute Bejammerung oder Eckel zu erregen. Welche schwarze Schaar von Druckfehlern, und was ärger ist, welche Verkehrungen des Sinnes treten bey dem ersten Blicke hier einem unter das Gesicht. Bey Gott: Kotzebue dürffte triumphiren, wenn würcklich dis mein Werk wäre. Doch darf ich niemand anklagen, als daß ich mich, leider ein alter Fehler von mir! zu sehr auf das Versprechen anderer [gemeint ist Ludwig Tieck] verlaßen habe. Ich wollte das Manuskript nicht aus meiner Hand geben, bevor ich es nicht rein abgeschrieben hätte, Ludw. Tieck überredete mich dazu, mit dem Versichern, daß er in Deutschland unter seiner Aufsicht solches werde abschreiben lassen, bevor er es zum Drucke befördere. Dis ist aber nicht geschehen und so blieb das Ding [das Werk] verworren wie es war, dem Errathen des Setzers auf gut Glück freygestellt. Keine corrigierte Stelle ist daher ganz rein getroffen; bey den meisten Orten erscheint das Corrigirte mit dem ausgestrichenen Texte verwoben oder freywillig nachgeholfen, wodurch nicht selten ein sinnloßer Wörterklumpen oder ein Gedancken-Wulst sich darstellt, woraus kaum noch der reine Willen [Gedanken] sich ahnden läßt. Ich habe das Exemplar, welches mir hier zufällig vors Gesicht gekommen, corrigirt wieder hinaus [nach Deutschland] gesendet, wird der Verleger es so neu drucken lassen, gut, wo nicht so werde ich einen Auszug worinnen die Hauptstellen richtiger angezeigt sind, in irgend ein öffentliches Blatt zu meiner Ehrenrettung einrucken lassen.

Maler Müller vermutete, dass der Setzer die Schuld an den sinnlosen „Wörterklumpen“ und dem „Gedanken-Wulst“ trüge. Ich habe allerdings einen schlimmen Verdacht: Es könnte auch Ludwig Tieck gewesen sein, der Müller versprach, sein Werk zu redigieren.

Dazu gibt es eine Parallele mit einem Werk seiner Schwester Sophie. In Rom wollte Ludwig Tieck unbedingt das Werk >Flore und Blanscheflur<

¹⁷⁸ Quelle: Müller, Friedrich: Werke und Briefe - Teil: Briefwechsel, hrsg. von Rolf Paulus und Gerhard Sauder unter Mitarb. von Eckhard Faul, Teil 1., Briefwechsel 1773 – 1811, Heidelberg 1998, Seite 273.

ins Reine schreiben und verbessern. Entsetzt stellte Sophie hinterher fest, dass er es verschlimmbessert hatte. Im Brief an A. W. Schlegel, Rom, den 16ten und 29ten März 1806, schrieb Sophie:

... >Florio und Blantscheflur< habe ich zwar beendet, aber noch nicht abgeschrieben [ins Reine geschrieben], mein Bruder Ludwig hatt' mir dieß ein wenig veregelt. Sie wissen, wie ich Ihnen die ersten Gesänge mittheilte, sagte ich auch Ihnen, daß ich gesonnen sei, es von vorne an wieder durchzugehen, und zu verbessern. Dasselbe habe ich auch ihm [Ludwig] gesagt, er bewunderte auch beim Lesen das Gedicht sehr, und verlangte, er wolte es abschreiben, weil ihm daß ein so grosses Vergnügen mache, und zugleich die Kleinigkeiten darin verbessern. Ich sper[r]te mich sehr dagegen, es half aber nichts. Nach vielen Monathen fieng er es endlich mit Gewalt an zu thun, und nun sahe ich ein, daß die Meinung [seine Absicht] war, ich solle ihn für meinen Herren und Meister immer bewundern, wie ungeschickt ich und wie kunstreich er sei, meine Verse, die besten oft, fand er schlecht und lahm und änderte sie mir steif und hart, sprach immer darüber, als hätte ich den gemeinsten Zusammenhang des Menschenverstandes nicht beobachtet und [es] könne kein Mensch meine Verse verstehen, bewunderte immer die grosse Nachlässigkeit, mit der ich gearbeitet hätte, sprach mir die Erfindung ab, weil ich mich zu sehr an dem alten Gedicht gehalten habe, erklärte es für eine Einbildung von mir, daß ich glaube, die höchste Keuschheit sei in der Liebe in diesen Blumennaturen nohtwendig etc., dabei bewunderte [er] aber immer das ganze Gedicht, ob ich gleich nicht weiß, waß, so angesehen, noch daran zu bewundern bleibt. Ich habe es endlich auch mit Gewalt zurückgenommen und werde es ganz umschreiben, und es dan[n] Ihnen, mein theurer Freund, wen[n] der Bruder [von Rom] abgerißt sein wird, zum Durchsehen schiken; Sie sind der einzige Mensch, der meine Gedichte corrigiren soll. ...

Und Friedrich Tieck schrieb an A. W. Schlegel am 10ten November 1810:

... Aber wahr ist es, es [das Werk >Flore und Blanscheflur<] ist abscheulich [von Ludwig Tieck] abgeschrieben, doch ist dies der Grund, das[s] sie [Sophie] es noch einmahl sehr umgearbeitet [hatte], so das[s] es dadurch sehr gewinnt. ...

Die berechtigte Frage bleibt: war es Nachlässigkeit oder war es geistiges Unvermögen, Zerstreutheit und Unkonzentriertheit bei Ludwig Tieck?

Körner, 261. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel - Wien, den 1. Juni 1808

... Diese Erschütterungen [der ältere Sohn Wilhelm sollte Sophie in wenigen Monaten durch Gerichtsbeschluß genommen und dem Vater, Bernhardi, zugesprochen werden] wurden noch vermehrt durch einen Brief meines Bruders Ludwig, der von einem tief gekränkten und zerstörten Gemüt zeugt, und zugleich die Sehnsucht zeigt, die Liebe seiner alten

Freunde wieder zu gewinnen, da er so viele Menschen, die ihn jetzt umgeben, so tief verachten muß ... Glauben Sie [A. Wilhelm Schlegel] nun nicht, daß ich durch meines Bruders [Ludwig] Brief nun schon ganz anders über ihn denke, aber er hat mich gerührt und tief erschüttert, und es wäre doch grausam, und gegen alle Liebe, nicht anzunehmen, daß die Vertilgung mancher Flecken möglich sei. Kurz, ich bitte weiter nichts als: vertilgen Sie ihn [Ludwig] nicht aus Ihrer Liebe, er schmachtet wie in einer dürren Wüste nach einer Quelle, nach der Liebe seiner Freunde ...

Während Ludwig Tiecks Romaufenthalt hatte sich seine Ehefrau Malchen Wilhelm von Burgsdorff zugewandt. Sie bekam ein Kind von ihm. Das zweite Kind der Amalie Tieck, Tochter Agnes, war nicht Ludwig Tiecks leibliches Kind.

Körner, 266. Brief: Ludwig Tieck an A. Wilhelm Schlegel -
Ziebingen, den 13. Juni 1808

... Mein geliebter Freund; nachdem wir uns seit vielen Jahren nur aus der Ferne haben berühren können, nähre ich nun die Hoffnung, dich wieder einmal in meine Arme zu schliessen. Wie vieles ist seitdem verändert, in und um uns, Länder und Krankheiten haben uns getrennt, niemals aber ein Mißverständniß, oder feindliche Gesinnung, denn ich mag dir nicht sagen, mit welcher Liebe ich dir immer und deinem theuren Bruder bin zugethan gewesen. Ich vermthe, du gehst von Dresden nach Weimar. Ist es dir dann nicht möglich, wenigstens bis noch den ersten Juli zu bleiben? Dann bin ich gewiß in Dresden. Oder bist du schon fort? Auch die Fr.[au] v. Stael kennen zu lernen, würde mir eine grosse Freude sein. ... Du hast meine Schwester nun wiedergesehn. Ich habe Briefe von ihr, indessen ist mir aus allen nicht deutlich, was sie eigentlich hat bewegen können, sich wieder in Deutschland aufzuhalten [natürlich Geldmangel]. Ich bin ihrentwegen in beständigen Sorgen, und ich werde, so viel ich nur kann, eilen, sie in Wien aufzusuchen. Ich hoffe wenigstens, daß sie dort [vor den Ansprüchen ihres früheren Ehemanns] gesichert ist. ... Für meine Schuldigkeit halte ich es, dich für die Annäherung einiger miserablen und in der That niederträchtigen Menschen zu warnen, ich meine die Genellis und Schierstädt, niemals haben wir uns so mißverstanden, als wir diese elenden Geburten jemals zu unsern Freunden rechnen konnten; wenn du gegen meine Schwester noch so wie ehemals gesinnt bist, wenn du noch so wie sonst mein Freund bist, so darf ich sagen, daß du es uns schuldig bist, diesen Kläglichen niemals wieder nahe zu kommen. Mit dem begierigsten Ohr haben sie [die Genellis und Schierstädt] die Lügen und Niederträchtigkeiten des Bernhardi aufgenommen und verbreitet, es war diesen ein Fest, Menschen, von denen sie imponiert wurden, denen sie sich aufdrängten, in ihren Gedanken mit Füßen zu treten. Daß sie mich selbst persönlich beleidigt haben, will ich gar nicht einmal in Betrachtung ziehen. Ich lebe mit ihnen, weil ich in meiner hiesigen Umgebung muß, so, wie man Kröten in seinem Garten dulden muß ... Schütz hat sich ebenfalls auf die

dummköpfigste Weise von dem Schurken Bernhardi hintergehn lassen, und ich habe ihm darüber tüchtig die Meinung gesagt. Doch ist er eine gute Haut; recht im buchstäblichsten Sinne; denn von Fleisch, Gebein und Sehnen ist bei ihm nicht mehr (moralisch gemeint) die Rede; so haben ihn die Formeln der Fichteschen Philosophie ausgehöhlt, und zum Dummkopf gemacht. ... Ich umarme dich. Sage Göthe meine Empfehlung und sei überzeugt, daß ich ewig bleibe Dein zärtlichster Freund
L[udwig] Tieck

Körner, 280. Brief: Friedrich Schlegel an A. Wilhelm Schlegel -
Wien, den 12. August 1808

... Ludwig T[ieck] ist seit etwa acht Tagen hier und wird nun hier bleiben, so lange als die andern, sie auch nach Bayern begleiten, von da aber nach Ziebingen zurückkehren [Irrtum von F. Schlegel: Ludwig blieb bis 1810 bei Sophie]. Ich fand ihn die ersten Tage sehr verändert, und eher gebeugt, von Kränklichkeit nicht nur, sondern selbst von Stimmung und Geist. Jetzt habe ich mich wieder mehr an ihn gewöhnt; er selbst ist auch heit'rer und nun fällt mir eigentlich das am meisten an ihm auf, daß er noch so ganz auf dem alten Punkte steht, [er] keinen höheren Aufschwung genommen, keine neuen Weltgegenden aufgefunden und angebaut hat. Am besten wäre es für ihn und für die Sache, wenn er einzig und allein seinem alten Plane vom dreißigjährigen Kriege sich hingäbe. Aber dazu ist jetzt wenig Aussicht, wenn er nicht tätiger ist als bisher ...

Waitz II, 435. Brief: Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling an Pauline Gotter – München, 16. September 1808

... Hast Du nun die Felsen in Böhmen erklettern müssen und Dein Gewand an wilden Gesträuchen zerreißen, um eine Bekanntschaft zu machen, die ganz in der Nähe zu haben war? [Pauline Gotter traf Goethe im Franzensbad in Böhmen.] Ich möchte wissen, wie viel Botanik Du dabei gelernt hattest, denn wenn er Dir die ganze Metamorphose der Pflanzen expliziert hat, so scheint es, hast Du dem alten Herrn [Goethe] nur in die Augen dabei geschaut, ja Schelling behauptet selbst daneben wegesehn und den jungen Herrn eigentlich gemeint. Da Hr. Riemeur dabei war, so wird der Eleve nicht gefehlt haben, obschon Du ihn ganz mit Stillschweigen übergehst. Und uns möchtest Du weiß machen, daß Dich der herrliche Vater [Goethe] und seine wunderbare Liebenswürdigkeit entzückt hat.

Warum bezeichnet Caroline Goethe als „herrlicher Vater“? Die Antwort finden wir in dem Artikel >Goethe und Auguste Böhmer – War sie vielleicht Goethes natürliche Tochter?< von Walter E. Ehrhardt.¹⁷⁹ Die Indizienbeweise sind nach meiner Überzeugung erdrückend. Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling, die von Goethe ein außereheliches Kind

¹⁷⁹ Abgedruckt in >Vernunft und Glauben<, von Steffen Dietzsch, Berlin 2006, S. 277 – 294. Auguste Böhmer war Carolines Tochter und, nach Walter E. Ehrhardt, eine weitere natürliche Tochter Goethes.

bekam, war über mehrere uneheliche Kinder Goethes informiert, das beweisen ihre nachfolgenden Briefe.

Waitz II, 436. Brief: Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling an Pauline Gotter – München d. 23. Nov. 1808

... Statt der großen Spectacle hatten wir hier ein kleines, aber exquisites, [Ludwig] Tieck nämlich, der Lustspiele vorliest und uns schon manchen Abend in die Täuschung versetzt hat, als säßen wir vor einer Bühne, auf der alle Rollen aufs auserlesenste besetzt wären. Schon ehemals las er gut, aber es ist jetzt das Beste, was man in der Art genießen kann, und eigentlich etwas ganz einziges. Er macht die Stücke erst, indem er sie so lieset. Seit 4 oder 5 Wochen ist er hier nebst seiner Schwester, beide von Wien kommend. Auf seiner Rückreise nach Preußen wird er vermuthlich durch Gotha kommen; er wartet hier die Ankunft seines Bruders ab, der in Coppet damit beschäftigt ist Fr. v. Stael zu – nun zu büstiren, und dann über München wieder mit der Schwester nach Italien gehen will. Diese Leute sind beständig unterwegs, auch die andern guten Freunde leben ein nomadisches Leben, wogegen wir ganz immobil sind, aber das Vergnügen haben, daß sie oft vor uns vorbei passiren, sich auch wohl niederlassen, wo sie einen so festen Kern, wie wir sind, finden. Du solst sehen, es wird sich bald alles nach München ziehn wie sonst nach Jena, bis es sich denn auch von hier wieder in alle Welt zerstreut. ...

Nachdem der große Wasserbaumeister wieder gekommen, sind wir bei Wiebekings zu einer großen Wasser – nämlich Theeparthie geladen worden – ich habe ihnen dafür eine Fete gegeben, wo mehr das Element des Feuers herrschte, wie [Ludwig] Tieck nämlich vorlas. Darauf hat nun Frl. Fanny auch Feuer gefangen und sich in ihn [Ludwig Tieck] verliebt, stell Dir das Unglück vor! Dafür lieber in den alten Herrn [Goethe] – wie Du. ...

Waitz II, 437. Brief: Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling an Johanna Frommann - München, November 1808

... Jetzt sind wir nun so weit, daß [Ludwig] Tieck manchen schönen Abend wieder vorliest, eine Gabe, die er so ausgebildet hat, daß er wirklich einen ganz einzigen Genuß dadurch gewährt und sich in Einer Person zu einem vollständigen Theater auf und zusammen thut. Er ist übrigens noch der alte; die Anmuth seiner Sitten hat sich nur mit einer gereiften Würde vermählt, die aber absonderlich ihren Sitz in etwas von der Gicht gesteiften Beinen genommen hat. Von neuen Hervorbringungen ist wenig die Rede, doch hat er manches angefangen und viel projektirt, das jedoch nicht neu durch neuen Schwung des Geistes seyn mag. Seine Schwester [Sophie] ist auch hier, und der Bildhauer wird sich nächstens von Coppet aus einfinden, wo er Frau von Stael in eine Bildsäule verwandelt, was in Anbetracht ihrer großen Beweglichkeit nicht für ein kleines Wunder zu halten ist. Es scheint, als wenn wir diese Gäste den Winter über behalten werden, obschon

[Ludwig] Tieck, den wir am liebsten behielten, von früher Rückkehr spricht, die ihn über Jena führen wird.

Unser Baron [gemeint ist Karl von Knorring] ist uns, wie Sie von seiner Schwester wissen werden, seit mehreren Monaten abhanden gekommen. Er fing uns und sich selbst decidirt zu ennuyiren an, daß er plötzlich ein Bündel zusammen machte und mit Zurücklassung seiner Effekten und Bedienten an den Rhein wandelte, nach Köln, wo er den Dom nicht sah, ins Siebengebirge, wo er mehr sprach, wie gut war, und endlich schrieb er von der böhmischen Gränze in kläglichen Ausdrücken um einen Paß und seinen Bedienten, die ihn beide, wie ich vermuthete, zu rechter Zeit erreicht haben. Wir wissen seitdem nichts von ihm, glauben aber, dieser Baron hätte wohl gethan, sich ganz still auf seinen Gütern zu halten. ...

Körner, 315. Brief: Friedrich Schelling an A. Wilhelm Schlegel -
München, 12. Dezember 1808

... [Ludwig] Tieck ergötzt uns manchen Abend mit seinen Vorlesungen, worin, wie mir scheint, er jetzt sich selbst übertrifft ...

Ende des Jahres 1808 kam völlig überraschend für Sophie ihr früherer Ehemann Bernhardi nach München gereist mit einem Gerichtsbeschluss, dass ihm die beiden Kinder Wilhelm und Felix, sofort übergeben werden müssen. Sophie kämpfte wie eine Löwin für ihre Kinder, aber zuletzt musste sie ihm Wilhelm, den ältesten Sohn, überlassen. Den ganzen Vorgang beschrieb Sophie ausführlich in Körner, 322. Brief, Sophie an A. Wilhelm Schlegel.

Ein weiteres schwerwiegendes Indiz, dass Felix Theodor das Kind von A. Wilhelm Schlegel war, liegt in der Tatsache begründet, dass Bernhardi ihn nicht nach Berlin mitnahm.

Körner, 326. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel -
München, 26. Januar 1809

... Ich bin hier in meinem Schmerz einsam, den[n] das[s] mein Bruder [Ludwig Tieck] kein Trost ist, wissen Sie wohl, vielmehr ist er mit seiner Krankheit [Syphilis, die nach außen hin als Gicht deklariert wurde] und seinen herrischen Launen noch eine Plage mehr. ...

Bettina Brentano an ihren Schwager Friedrich Karl von Savigny –
München, 13. Januar 1809

... Dann zum armen, kranken, ganz verlaßnen [Ludwig] Tieck - selbst von seiner Schwester [angeblich verlassen] - welche selten aus ihrem Zimmer geht, wegen vermeintlichen Krankheiten. Bei Tieck wird gewöhnlich vor lauter Langerweile und Hitze eine halbe Stunde geschlafen im Eck des Zimmers; er [Ludwig] ist so mißmutig, daß einem alle Gedanken vergehen ... Dem Tieck hab ich aus Barmherzigkeit ein Paar wollne Stiefel gekauft für 8 Gulden ... Wenn der Clemens ein gut Werk wollte verrichten,

so sollte er mir die >Bayrische Sommergesellschaft< schicken; ich habe Tieck von dem Buch gesprochen, um ihn zu erheitern - ich möchte es ihm gern ganz vorlesen, und er könnte überzeugt sein, daß ich es recht sorgfältig und exakt wiederschicken würde; der arme [Ludwig] Tieck ist so melancholisch und steht so schrecklich viel aus ...

Bettina Brentano an ihren Schwager Friedrich Karl von Savigny – München, 28. Januar 1809

... Zu [Ludwig] Tieck gehe ich alle Abend von 5 bis 7 und ennuyiere mich herzlich; die zwei Geschwister sind so sonderbar gegeneinander, daß es kaum zu glauben ist. Ich zanke mich oft mit ihm, weil ich ihn gern bessern möchte ...

Bettina Brentano an ihren Schwager Friedrich Karl von Savigny – München, im Februar 1809

... Ich hab unlängst bei [Ludwig] Tieck, um die daselbst herrschende Langeweile zu verjagen, einen ganzen Sack voll politischer Neuigkeiten erlogen. Unglücklicherweise kam Graf Stadion und demolierte mir meine ganze Festung ...

Waitz II, 438. Brief: Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling an Luise Wiedemann - München, ca Februar 1809

... Es scheint sich jetzt mancherley Volk auf die Art nach München ziehn zu wollen wie ehemals nach Jena. Wir besitzen alleweil die ganze Ange-Brentanorei; Savigny, ein Jurist, der eine von den Brentanos geheirathet, ist an Hufelands Stelle nach Landshut gerufen und bringt mit: den Clemens (Demens) Brentano sammt dessen Frau, eine Bethmannische Enkelin, die ihn sich entführt hat und eine abgeschmackte Kreatur seyn soll, auch lebt er ganz abscheulich mit ihr; dann Bettine Brentano, die aussieht, wie eine kleine Berliner Jüdin und sich auf den Kopf stellt, um witzig zu seyn, nicht ohne Geist, tout au contraire, aber es ist ein Jammer, daß sie sich so verkehrt und verrenkt und gespannt damit hat; alle die Brentanos sind höchst unnatürliche Naturen ...

Wilhelm Dorow an Achim von Arnim – Königsberg, 17.2.1809¹⁸⁰

... Alles, was ich von [Ludwig Tieck] höre, bestätigt mich darin, daß er die göttliche Faulheit in vollem Maße genießt, und sich mit diesem „nur einzig aus dem Paradiese übrig gebliebenen Kinde“ für die Trübsale der gegenwärtigen Zeit schadlos hält. ...

Clemens Brentano an F. Karl von Savigny - München, Poststempel 25. Februar 1809

¹⁸⁰ Quelle: Hans Eichner, >Friedrich Schlegel im Spiegel der Zeitgenossen<, 2. Band, Briefe und Berichte II, Würzburg 2012.

... Bei [Ludwig] Tieck war ich, das ist ein Jammerbild, er hat kaum die Kraft sich elend zu bewegen, zugleich haben ihn biß auf Jacoby alle verlassen, Bader, Schelling, alle haben ihn verlassen, Rumo[h]r ist innerlich erbittert auf ihn [Ludwig] und Schwester [Sophie], er wirft ihnen Unverschämtheit, hoffährtiges Edelthun, langweiliges Predigen, Ziererei, Rechthaberei, neidisches Unterdrücken alles jungen Talents ect. vor. Auch sollen sie [Ludwig und Sophie] ihm zugemutet haben, sie abermals in Italien zu ernähren.¹⁸¹ Er [Rumo(h)r] ist erbittert daß [Ludwig] Tieck aus Hoffahrt sein Talent zur Theater-Direktion, die er gewiß erhalten könnte, nicht gebrauchen will, und das alles aus Faulheit ... Mir scheint Madame [Ludwig Tiecks Schwester Sophie] mit dem schnurrbärtigen Hofmeisterlein [Renner aus Wien] eine kleine Liebesassonanz [Liebesgleichklang] zu projektieren, sie sieht ihn sehr zärtlich an, schickt ihren Jungen [Felix] zu Tieck und lebt meist mit dem Juvenis [der jungen Person] auf ihrer Etage, der Juvenis spricht auch schon über alles ab, was nicht assoziiert [assoziiert]. Der arme Tieck hat sich viele Feinde gemacht, und wenn er sich nach seiner Genesung nicht aufrafft, fürchte ich, daß er schlecht und ruhmlos endigt. Ich habe ihn lieb und lese ihm vor, denn ich weiß ja, was Unglück vermag. ...

Waitz II, 440. Brief: Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling an Pauline Gotter – [München] am 1. März [18]09

Sehr habe ich geschmäht, liebe Pauline, wie ich den großen Pack Wolle und nicht Ein kleines Wörtchen dazu erhielt; ich hatte freilich Unrecht, denn jene Sendung war so lange unterwegs gewesen, daß in der gothaischen [richtig: goetheschen] Gemeinde bereits Buß- und Bettage ausgeschrieben und, wie Jakobs von seiner Frau behauptet, angestellt waren, um eine glückliche Überkunft [Anspielung auf Bettina Brentanos Niederkunft mit einem Kind Goethes?] ... Ei, du glückselige Jungfrau! Wahrscheinlich bist Du auch wieder bei dem Fest des 28. Januar [Goethes tatsächlicher Geburtstag?] gegenwärtig gewesen, um ein Element der Elemente abzugeben. Der liebe alte Herr [alias Goethe], er hat schon lange von seinen silbernen Locken gesprochen, die er gewiß immer noch nicht hat, aber Rosen genug windet er sich zum häuslichen Kranze, er umgibt sich mit Jugend [u.a. mit Bettina Brentano] und hält sich so das Alter fern. Mögen alle Götter jetzt für ihn die heilige Sorgfalt verdoppeln. Das will ich Dir sagen, wir haben hier eine Nebenbuhlerin von Dir, mit der ich Dich schon ein wenig ärgern muß, wie sie mit Dir. Da kürzlich in einem Almanach eine Erzählung von Goethe unter der Benennung „die pilgernde Thörin“ stand, glaubte ich, er könnte niemand anderes damit gemeint haben, als eben Deine Nebenbuhlerin, doch paßt die Geschichte gar nicht,

¹⁸¹ Ludwig und Friedrich Tieck reisten auf Kosten Rumohrs bereits im Jahr 1805 nach Italien. Nach Clemens Brentano bezahlte Rumohr sogar für ihre Lebenshaltungskosten. Vater Goethe zahlte das Unterhaltsgeld offenbar kathegorisch nur an Ehefrau Malchen Tieck und Enkelin Dorothea.

aber jener Name paßt wie für Bettine Brentano erfunden. ... Sie leidet an dem Brentanoischen Familienübel: einer zur Natur gewordenen Verschrobenheit, [Bettine] ist mir indessen lieber wie die andern. In Weimar war sie vor 1 bis 2 Jahren, Goethe nahm sie auf wie die Tochter ihrer Mutter, der er sehr wohl wollte, und hat ihr tausend Freundlichkeiten und Liebe bewiesen ... Du kannst ihn [Goethe] schon einmal bei Gelegenheit nach ihr [Bettina] fragen. Hier kam sie mit ihrem Schwager Savigny her, welcher in Landshut angestellt ist, blieb aber ohne ihn, um singen zu lernen und [Ludwig] Tieck zu pflegen, der seit Weihnachten an der Gicht kläglich danieder liegt und viel zartes Mitleid erregt. Den Leuten, die ihn [Ludwig Tieck] besuchen, hat sie viel Spektakel und Skandal gegeben, sie tändelt mit ihm in Worten und Werken, nennt ihn Du, küßt ihn, und sagt ihm dabei die ärgsten Wahrheiten, ist auch ganz im Klaren über ihn [Ludwig Tieck], also keineswegs etwa verliebt. Ganze Tage brachte sie allein bei ihm zu, da seine Schwester auch lange krank war und nicht bei ihm sein konnte. Manche fürchten sich ihretwegen hin zu gehen, denn nicht immer gerät ihr der Witz, und [dann] kann sie wohl auch grob sein oder lästig. Unter dem Tisch ist sie öfter zu finden wie d'rauf, auf einem Stuhl niemals. Du wirst neugierig sein zu wissen, ob sie [Bettina] dabei hübsch und jung ist, und da ist wieder drollich, daß sie weder jung noch alt, weder hübsch noch häßlich, weder wie ein Männlein noch wie ein Fräulein aussieht.

Mit den Tiecks ist überhaupt eine närrische Wirtschaft hier eingezogen. Wir wußten wohl von sonst und hatten es nur vor der Hand wieder vergessen, daß unser Freund [Ludwig] Tieck nichts ist als ein anmutiger und würdiger Lump, von dem einer seiner Freunde ein Lied gedichtet, das anfängt:

Wie ein blinder Passagier
Fahr ich auf des Lebens Posten,
Einer Freundschaft ohne Kosten
Rühmt sich keiner je mit mir.

Aber ich meine, wir haben hier nach der Hand wieder erfahren, was es mit dieser Familie für eine Bewandnis hat, und wie sehr die Gaunerei mit zu ihrer Poesie und Religion gehört. Sie kamen von Wien her, weiß der Himmel warum und was sie für Anschläge dabei gefaßt haben mochten, leben acht Wochen lang auf's Splendideste im Wirtshaus, beziehen dann ein Privatquartier für 100 Florentiner monatlich, haben einen Bedienten und sonst noch drei Domestiquen, einen Hofmeister für die Kinder der Bernhardi usw., zu dem allen aber keinen Heller eignes Geld. Es ist bekannt, daß [Ludwig] Tieck nie welches hatte, daß er stets auf Kosten seines Nächsten lebte, jetzt unterhielt ihn seine Schwester und sie wird vom Baron Knorring unterhalten ... Der arme [Ludwig] Tieck erscheint in seiner doppelten Qualität als Kranker und Armer, in seiner ganzen Unfähigkeit sich selbst zu helfen, weichlich, ohnmächtig, aber immer noch aimable - wenn Leute dabei sind. Bettine sagte ihm einmal, da von Goethe die Rede war, den [Ludwig] Tieck gar gern nicht so groß lassen möchte, wie er

[Goethe] ist: „Sieh, wie Du da liegst, gegen den Goethe kommst Du mir wie ein Däumerling vor“ - was für mich eine recht anschauliche Wahrheit hatte.¹⁸² Tieck ist nun jetzt nur der Miserable bei der Sache, aber die Schwester [Sophie] ist eine ganz verruchte Person, falsch wie eine Katze, treulos gegen jedermann, voller Lügen und Streiche. Ihr Hochmuth geht dabei ganz ins Lächerliche, es ist ihr leid genug, daß hier gar keine vornehmen Verbindungen angeknüpft werden konnten und alle dergleichen Versuche fehl schlugen ... Sie ist nun geschieden und wir werden sie vielleicht noch als Baronesse Knorring sehn ... Tieck stellt sich nun freilich ganz sänftlich und überläßt alle Aktivität und Heftigkeit der Schwester, aber Tieck hat Tücken, wie auch in dem Liede steht. Wir haben uns ziemlich [von Ludwig und Sophie] zurückgezogen, und sie werden wohl nun lauter auf uns schimpfen, wie vorher in geheim, wo es ihnen nützlich dünkte. ...

Weißt Du nicht, ob die pilgernde Thörin [Bettina Brentano ist gemeint] vielleicht ein Fragment aus der Fortsetzung des Wilhelm Meister ist? Damit sie etwas wird, scheint sie noch etwas hinter sich und vor sich haben zu müssen. [Anspielung auf Bettinas frühere Schwangerschaft durch Goethe.]

Wenn Du einmal wieder nach Jena kommst, so fasse ins Auge einen kleinen jungen Mann und alten Gelehrten, der Prof. Oken heißt; Du triffst ihn auch wohl in Weimar, wenigstens für den 28. Jan. war er dorthin beschieden, wohl gar um Licht und Wärme vorzustellen, worüber er neulich geschrieben. Er war schon in Würzburg sehr viel bei uns, und ich habe mich oft an der Naivität erfreut, mit der er sich und eine Menge wunderlicher, jedoch guter Gedanken an das Licht zu stellen pflegte.

Ich höre, daß Goethe schon im Mai nach Karlsbad geht, und Du? ...

Der 28. Januar ist höchstwahrscheinlich Wolfgang Goethes wirklicher Geburtstag. Lesen Sie dazu mein Buch >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, VII. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2024.

Bettina Brentano an ihren Schwager Friedrich Karl von Savigny –
München, 7. März 1809

... Ich habe ... über das geliehne Geld mit [Ludwig] Tieck gesprochen. Ich sagte ihm nämlich, daß Du mir darüber geschrieben hättest mit Besorgnis und daß ich Dir gleich geantwortet hätte, Du möchtest Dich nicht darüber ängsten, weil ich für ihn und seine Schwester, die schon mehrmal vom früheren Bezahlen gesprochen habe, stände und daß ich auch überzeugt wäre, daß ein Mann wie er Dich nicht für Deine Güte an der Nase herumführen würde. Auf diese meine Anrede antwortete er mir nichts als bloß mit einem Kopfnicken, war aber ganz freundlich und munter. Zwei Tage darauf brachte ich ihm Euern Brief. Er las ihn, gab ihn seiner

¹⁸² Wenn man weiß, dass Ludwig Tieck Goethes Sohn ist, können die Worte der Bettina tatsächlich eine recht „anschauliche Wahrheit“ beinhalten.

Schwester - sie sagten beide abermal nichts, ließen indessen auch keine Verlegenheit blicken. Sie luden mich ganz freundlich zum Mittagessen ein; ich schlug es aber aus. Währenddessen war ich noch einmal bei ihnen, wo sie mir nichts sagten ...

Waitz II, 441. Brief: Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling an Luise Wiedemann - München, Mitte März 1809

... Bey Tiecks ist noch alles krank. Ich meine, Dir letzthin schon über sie das Gehörige geschrieben zu haben. Ob sie katholisch geworden oder nicht, kann ich nicht bestimmt beantworten, ist aber auch nicht nöthig, was den förmlichen Übertritt betrifft. So viel ist gewiß, daß sie ein förmliches Commerce damit getrieben haben, indem dem päpstlichen General-Vicar der Antrag von ihnen geschah, sie wollten für eine Pension alle deutschen Künstler in Rom zum Übertritt bewegen; die Pension sey nemlich deswegen nöthig, damit sie ein Haus damit machen und die Leute an sich locken könnten. Der Pabst hatte aber andre Sorgen. Tieck ist [im Sinne von: geht es] sehr miserabel, indeß es ist unmöglich, reines Mitleid zu hegen; sein Gesicht, das nun alles Wohlseyns und geselligen Freundlichkeit entkleidet ist, bringt selbst geheime Tücke und Wuth an den Tag. ... Von Tiecks Frau [gemeint ist: Malchen Tieck] ist nie die Rede, die Bernhardi haßt sie so, daß sie, wie sie mir sagte, ihren Bruder [Ludwig] nicht nach ihr gefragt hat. Mir sagte er zu Anfang, sie [Malchen Tieck] wäre bei ihrer Mutter in Schlesien und er hätte noch eine kleine Tochter bekommen. Nach der Bernhardi ihren Insinuationen hat die Tieck während ihres Mannes früherer Abwesenheit [während seines Italiaufenthalts] mit Burgsdorff [zusammen] gelebt, auf dessen Gute [Ziebingen Ludwig] Tieck auch nachher sich ernähren ließ. Sie [Sophie Tieck-Bernhardi] behauptet, daß dort überhaupt eine Art von Gemeinschaft der Weiber eingeführt war. Drei Gräfinnen Finckenstein wohnen in der Nähe, aber unverheiratet. Friedrich Schlegel nannte daher [Ludwig] Tieck den „Hausfinken“. Wie es damit steht, weiß ich nicht ... Wunderbarerweise hat [Ludwig] T[ieck] da einen Beschützer gesucht und gefunden, wo man es am wenigsten erwarten konnte, in [F. H.] Jacobi nämlich ...

Die Briefe der Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling bezeugen es: Es gab einen kleinen Kreis von Zeitgenossen, die alles über Goethe und Ludwig Tieck wussten. F. H. Jacobi wusste höchstwahrscheinlich auch, dass Ludwig Tieck der Sohn Uranias und Goethes war. Siehe L. Baus, >„Woldemar“ und „Allwill“, alias J. W. Goethe<.

Lüdeke, 71. Brief: A. Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck
Genf, den 4ten April 1809

Dein Brief, geliebter Freund, war mir ein sehr werthes Lebens- und Liebeszeichen, und ich begreife kaum, wie ich ihn so lange habe unbeantwortet lassen können. Indessen wird es dir durch Friedrich und deine Schwester nicht an Nachrichten von mir gefehlt haben. Was ich diesen

Winter von deiner Gesundheit gehört habe, bekümmert mich; der Winter in Jena wo du zur Aufheiterung der Andern so viel beytrugest, wiewohl du selbst so viel littest, ist mir noch lebhaft im Gedächtnisse. Wie mancherley ist seitdem mit uns und in der Welt vorgegangen! Wir sollten uns wirklich einmal wieder irgendwo zusammen finden, um aus dem Herzen darüber zu sprechen.

Solltest du nach der Schweiz kommen, so wirst du auf dem Schlosse meiner Freundin [Frau von Stael] bestens aufgenommen seyn. Sie trägt mir auf dich zu grüßen. Schon seit langer Zeit hat sie lebhaft gewünscht dich kennen zu lernen, wenn es nur irgend eine Sprache giebt, worin ihr euch verständigen könnt. Sie hat fast alles von dir gelesen, den Sternbald liebt sie am meisten.

Ich danke dir für die desenganos [Enttäuschungen] über unsre ehemaligen Bekannten in Berlin. Deine Berichte scheinen mir nur allzu glaubhaft, auch von andern Seiten ist mir dergleichen zu Ohren gekommen. Es kann mir wohl sehr gleichgültig seyn, was jene in ihrer armseligen und dunkeln Existenz über mich ausbrüten. Nur bedauert man seine verlorrne Auslage an redlichen Gesinnungen. Schütze ist nach seinen Tragödien zu urtheilen ein großer Fratz geworden, die wahnwitzige Eitelkeit richtet solche Menschen zu Grunde. Über Fichte bist du nun selbst besser aufgeklärt, sein Betragen in der Sache deiner Schwester scheint unverantwortlich zu seyn. Von seinen Schriften will ich nichts sagen, es ist aus mit ihm. Was ist lächerlicher, ja lästerlicher als seine Einbildung, das Christenthum wieder herstellen zu wollen, und seit dem Evangelisten Johannes der erste zu seyn, der es versteht? Man ist versucht, ihm seine >Reden an die Deutschen< des Muthes wegen anzurechnen; allein es ist eine solche Mischung von Zaghaftigkeit, Unwissenheit der Geschichte und Unvernunft darin, daß man sich darüber noch am bittersten betrüben möchte, daß wir keine bessern Propheten haben. - Schleiermacher, der Friedrichen und mir doch manches verdankt, soll sich ebenfalls feindselig betragen. Der einzige dankbare Schüler, den ich gehabt, ist Fouqué.

Lebe tausendmal wohl, und behalte mich in gutem Andenken. Dein Bruder wird dir manches von mir erzählen können. Unveränderlich dein treuer Freund

A[ugust] W[ilhelm] S[chlegel]

*Bettina Brentano an Friedrich von Savigny -
München, 10. April 1809*

... Bei Tieck geht alles seinen alten Weg; er hat auch nicht ein Wort gegen mich geäußert - soviel ich weiß, hat's Dall'Armi bei der Polizei angezeigt. Ich hab mir aber sagen lassen, daß wenn ihnen dieser Fall widerführe, wie es schon so oft geschehen, so betragen sie sich immer ganz ruhig und still, wie es honetten Leuten zukömmt, bis sie sich endlich ganz heimlich entfernen, um gar kein Aufsehen zu machen - diese ordentlichen

Leute! Auch soll sie Schrobenhauser schon verklagt haben, weswegen sie auch ganz ruhig sind, doch müssen sie bis zum 15. das Logis räumen; und da sie sich nach keinem andern umsehen, so glaub ich, gehen [sie] in bestmöglicher Geschwindigkeit davon - von Knorring ist gar keine Rede mehr, daß er herkömmt. Rumohr, der schon seit einiger Zeit weg ist, hat durch seinen zurückgelaßnen Bedienten seine Meublen, Wäsche pp. fordern lassen zweimal, und alle zweimal haben sie es mit der größten Gemütsruhe abgeschlagen. Welche Größe des Charakters! [Hohn Bettinas]...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny -
München, 14. April 1809

... Ich glaube, Tiecks [Sophie Tieck-Bernhardi und Ludwig Tieck] gehen nicht weg, weil sie kein Geld dazu haben; enfin, sie sind wirklich wie eine Festung durch ihre eigne Umstände [durch Schulden] belagert, so daß sie weder Lebensmittel noch sonst etwas trecken können ...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny -
München, 23. April 1809

[Ludwig] Tiecks Bruder [Friedrich] ist angekommen. Dieser soll dasjenige Glied der Familie sein, welches sich dadurch auszeichnet, sein Geld zu verdienen und nicht zu leihen und seine Schulden zu bezahlen, aber nicht sie als eigne erste Kinder wie ein Rabenvater [wie Goethe] zu verstoßen und nichts von ihnen hören zu wollen [wie Goethe]; der Mensch wird ja ordentlich groß durch diese ausgezeichnete Sitte [Hohn Bettinas] ... Knorring wird nicht aus Wien kommen, aber wohl Geld schicken, wie man mir versichert. [Ludwig] Tieck kann sich immer noch nicht regen. Das Gicht will nicht weichen. Ich habe unter der Hand gehört, daß die Bernhardi den Knorring heuraten wird ...

Im Mai 1809 meldete sich Baron von Knorring nach fast einem Jahr Abwesenheit mit einem Brief aus Wien wieder bei Sophie Tieck-Bernhardi. Den Grund für seine lange Abwesenheit erfahren wir leider nicht.

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny -
München, 30. Juni 1809

Tiecks Brief wird Dir sagen, was der meinige gefruchtet hat; Du selbst sage mir, ob ich zu hart in dem war, den ich geschrieben. Die härtesten Ausdrücke habe ich jedoch in der Abschrift an Tieck nach weislichem Nachdenken ausgelassen; ich hatte nur keine Zeit, sie in dem [Brief] an Dich zu korrigieren. Sein Bruder war heute bei mir, dem ich ausdrücklich versicherte, daß Du nie an der Ehrlichkeit Tiecks gezweifelt, aber sehr gekränkt über seine Nachlässigkeit seist. Sie haben mir nochmals die Versicherung gegeben, daß sie alles anwenden würden, um die Sache ins reine zu bringen, und damit habe ich es gut sein lassen, weil ich doch nichts anders anfangen konnte ...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny -
München, 1. Juli 1809

... Die Tiecks sind Blaudünstler; glaub ich ein für allemal; ich empfehle [sie] mitsamt ihrer Betrügerei unserm Herrgott, weil ich als Freund nicht hart an ihnen handeln will - aber wenn der gerecht ist in seinem Himmel, so wird er ihnen den bösen Schneider aus dem Rock klopfen, wie er denn schon manchen geklopft hat und noch klopfen wird in Ewigkeit amen, bis es ein End hat ...

Körner, 354. Brief: Dorothea Schlegel an A. Wilhelm Schlegel -
W[ien], 23. Juli [180]9

... Knorring ist immer noch hier [in Wien] oder vielmehr in Baden, wo er mit den beiden Damen Czerny schon vor 6 Wochen gieng, wo sie die Bäder brauchen, und den unangenehmen Auftritten hier ausweichen wollten. Mit diesen Czernys hat er überhaupt viel zusammen gesteckt, besonders seit seine [Knorrings] Tanten nicht mehr in Wien sind. Ich habe ihn nur sehr selten gesehen; er ist einigemal von Baden, in Geschäften hier [in Wien] gewesen, und hat mich auch besucht jedesmal; er spricht beständig davon nach München zu reisen [zu Sophie Tieck-Bernhardi], so viel ich weis sind es immer Geldverlegenheiten, die ihn abhalten, er hat, so wie er mir sagte, immer noch keinen Brief aus seinem Vaterlande. Zwar scheint es mir als habe er sich in seinen Negoziazionen nicht eben geschickt genommen, aber wahr ist es, daß seine Landsleute vor einiger Zeit hier keinen Credit finden konnten und jetzt wohl schwerlich mehr; da niemand Geld weggiebt, es sey an wem es sey. Er scheint in einer sehr unangenehmen [finanziellen] Lage zu seyn, auch der gute Hardenberg wird sehr leiden müssen bei dieser seiner Unbeholfenheit und Indolenz in Geschäften ...

Wahrscheinlich lebte Baron von Knorring bei seinen Tanten in Wien, weil er kein Geld mehr hatte. Anschließend wurde er von den Damen von Czerny ausgehalten.

Schweikert, 7. Brief: Ludwig Tieck an Bettina Brentano -
[München, Juli-August 1809]

Da du mir gestern geschrieben, will ich lieber auch dir als unmittelbar Savigny antworten. Es hat mich verwundert, daß du, verständig wie du bist, eine einfache Sache nicht auf eine einfache Weise angegriffen hast. Anspielungen sind für mich in der Regel verlohren, weil ich sie nicht verstehe, und verstanden können sie doch nur verletzen, freilich, läugne ich nicht, hat mich auch dein Brief recht tief verletzt, nicht deswegen, daß du darinn anfragst und dich deiner Commiſſion entledigst, sondern wegen deines und noch mehr Savignys höchst kränkendem Mißtraun, welches ich auf keine Weise verdient habe. Daß ich bisher über diese Sache nicht mit dir

gesprochen habe, war eine vielleicht zu weit getriebene Delikatesse, auch weil ich nicht wußte, ob und in wiefern du davon unterrichtet wärst, und gern schweigt man auch von dem, was uns bekümmert. Und Kummer hat mir, hauptsächlich wegen Savigny, diese Geschichte genug gemacht, da ich schon im März mit Sicherheit auf die Zahlung dieser Summe von Wien aus rechnete, der Freund von dem ich sie zu fo[r]dern habe, mich auch veranlaßte, sicher darauf zu rechnen. Indeßen hat er geirrt, und ich war in der Verlegenheit, daß Savigny wohl glauben durfte, ich wolle seine Freundschaft und Güte mißbrauchen. Ich erhielt die Versicherung, daß ich mit nächstem, so wie nur meines Freundes Briefe selbst angekommen wären, befriedigt werden sollte. Da ich nun nicht die mindeste Veranlassung habe, an der Fähigkeit und an dem Willen dieses Mannes zu zahlen, zu zweifeln, so konnte ich in so weit ruhig sein. Seitdem, weißt du, sind Briefe und Nachrichten von Wien aus nicht mehr hieher angekommen, mit jedem Posttage erwarte ich den Wechsel, und dies ist auch die Ursache, weshalb ich nicht noch einmal an Savigny geschrieben habe ...

L[udwig] Tieck

Waitz II, 442. Brief: Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling an Pauline Gotter - München, 7. August 1809

... Fanny freut sich schon sehr auf Dich. Du wirst auch nicht eifersüchtig werden auf die schönen Verse, welche die Tieks an sie machen, wenn Du erst siehst, wie es damit beschaffen ist. Ein Briefchen des alten Herrn [Wolfgang Goethe] wägt sie alle auf, obwohl kaum nach Fannys Meinung, bei der Ludwig Tieck den alten Herrn [alias Goethe] auf alle Weise herabzusetzen sucht und sich, gichtbrüchigen Herrn, dafür hinauf ...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny -
München, August 1809

... Den [Ludwig] Tieck hab ich ganz verlassen; er ist mir in seiner Schlechtigkeit zu niederträchtig, und mag er auch sterben, so mag ich doch nichts [mehr] von ihm wissen ...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny -
München, Anfang September 1809

... Aber demungeachtet ist Tieck hier auf dem trocknen Sand und kann sein Schifflin keineswegs flottmachen. Er tentiert alle mögliche Wege mit zwei in jetziger Zeit sehr schützlichen Gesellen: Lug und Trug. Soviel ich weiß, wird er sich nächstens unter dem Vorwand, in ein Bad auf 14 Tage zu gehen, davonmachen und nicht wieder erscheinen; dazu wird er die Fr. Wiebeking um Geld betrügen. Ich habe gehört, daß er in der Realschulbuchhandlung in Berlin seine Werke aufs neue auflegen läßt. Ich sehe nicht ein, Savigny, warum man 1.000 fl. soll grade zum Henker gehen lassen. Man hat mich versichert, daß, wenn man es ordentlich angreift, diese Leute durch Not gezwungen mehr tun können, als dem Anscheine nach

zu erwarten ist. Allein ich kann und verstehe nicht, wie man es angreifen soll. Tieck verdient keine Schonung, denn niederträchtig ist er gewiß, daß er bei aller Gutmütigkeit von Deiner Seite Dich und mich und unsere ganze Familie aufs elendeste verleumdet ...

Körner, 360. Brief: Sophie Tieck an A. Wilhelm Schlegel -
München, den 17ten Oktober 1809

... wie schnell[l] vergänglich das menschliche Leben ist, hat sich mir von neuem aufgedrängt. Sie werden es wohl schon wissen, daß Caroline [Böhmer-Schlegel-Schelling] gestorben ist, wie [als] sie mit Schelling eine Reise zu seinen Eltern machte ...

Clemens Brentano an Bettina Brentano –
Landshut, Berlin, Ende Oktober 1809

Ueber [Ludwig] Tieck und Bernhardi ist hier eine Stimme, die, welche unsere Kehle auch angibt, ein Begleiter Humbolds, der von Rom hier ... angekommen, und ein alter Freund von uns ist, übrigens ein ehrbarer Arzt, hat uns versichert, daß sie [Ludwig Tieck und Sophie Tieck-Bernhardi] dort [in Rom] bis auf ihren Aufwärterinnen und Handwerkern allen Menschen auf die schändlichste Art Geld abgeborgt und alles betrogen haben, Mahler Müller, auf den sie jetzt fluchen, ist schier in den Schuldenthurm durch sie gekommen. Uebrigens soll [Ludwig] Tieck sich mehreren Cardinaelen und dem Pabst angeboten haben, gegen einen lebenslangen Gehalt von 600 rth. alle die ersten Köpfe Teutschlands catholisch zu machen ...

Wiederum eine große Brieflücke.

Körner, 388. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an A. Wilhelm Schlegel -
München, 1. Juli 1810

Ich schreibe Ihnen noch aus München, theuerster Freund, weil es sich noch nicht hat einrichten können, daß ich in ein Bad gehe, ob mich gleich jeder Tag mehr von der dringenden Nothwendigkeit überzeugt. Durch eine schlechte Einrichtung, die Knorrings Vater mit der Versendung des Geldes getroffen hat, werde ich auch wohl biß zu ende dieses Monath hier bleiben müssen. Ich habe Ihnen, mein geliebter Freund, über so Mancherlei so vieles zu schreiben, daß eben dies eine Zögerung veranlaßt hat, weil mir das viele Schreiben jezt immer so heftige Brustschmerzen veranlaßt, zu denen sich noch ein anderes Übel gesel[l]t, ich bin nemlich aus Schwäche so sehr auf geschwollen, daß sich mir dadurch bei einem Spaziergang die Füße so entzündet haben, wodurch Wundt hinein gekommen sind, welche mich sehr schmerzen. Ich hoffe sehnsüchtig auf den Gebrauch eines Baades, dan wird es sich entscheiden, ob ich noch auf ein längeres Leben rechnen darf. Ein schlimmes Zeichen ist es immer, daß selbst Glücksfälle, auf die ich gar nicht hoffen durfte, meinem Leben keinen neuen Schwung geben, und die Heiterkeit auch nicht auf Stunden zu mir zurückführen können. Da es also

möglich ist, daß ich nicht lange mehr lebe, so lassen Sie uns alles daß in Richtigkeit bringen, waß mir bei meinem Scheiden das Wichtigste sein würde, dies ist mein einzig noch übriges Kind, unser geliebter Felix [Theodor]. Nach der Meinung der Rechtsverständigen ist es nicht möglich, so wie die Sachen jezt stehen, daß einer von Ihnen, so bald ich sterbe, die Zurückgabe des Kindes an Bernhardi weigern könnte, und es giebt nur ein Mittel, ihn Ihrer aller Liebe zu erhalten, welches zugleich Knorrings Wünsche in sich schließt. Ich und Knorring wir werden uns gesezlich mit einander verheurathen, wenn auch meine Gesundheit nie die würckliche Vol[l]ziehung der Ehe erlauben solte. Dadurch erhalte ich ein Recht, ihm [Karl von Knorring] gesezmäßig meinen Vortheil, welchen mir Bernhardi durch die förmliche Abtretung des Kindes gegeben hat, zu vermachen. Sie [A. Wilhelm Schlegel] kann ich alsdan zum ersten Vormund gerichtlich ernennen, und ausdrücklich für Sie eine eigne Vollmacht hinterlassen, kraft welcher Sie Knorring in dem von mir hinterlassenen Besitz schützen, und dem Kinde zugleich den Vortheil, welchen ich ihm dadurch verschaffe, sichern können. Sie können in dieser Stelle alles thun, Felix zu erhalten, und, es ist keiner Mis[s]deutung unterworfen [im Sinne von: es ist keine Anerkennung der Vaterschaft durch A. Wilhelm Schlegel], meinen Bruder Friedrich werde ich zum Mitvormund ernennen, damit er, wenn Sie nicht zugegen sind, in Ihre Stel[l]e tritt[t] ...

Was meinen Bruder Ludwig anbetrifft, so sehe ich, mein geliebter Freund, daß Sie mein Verhältnis zu ihm sehr falsch beurteilen, wenn Sie meinen, daß ich den mindesten Einfluß auf ihn habe; im Gegenteil hat er [Ludwig] mich so bitterlich gequält, daß Knorring, dessen unbegrenzte Nachsicht Sie kennen, endlich so erzürnt worden ist, daß er geschworen hat, der Bruder solle nie wieder in unser Haus kommen; er ist jezt nach Baden gereist, um das Bad gegen sein Übel zu brauchen. Auch beurteilen Sie ihn ganz falsch, wenn Sie meinen, er [Ludwig Tieck] sei fähig, irgendwem, als der Eitelkeit seines Herzens, Opfer zu bringen; auch tun Sie Jacoby Unrecht, wenn Sie meinen, daß es dem ein Bedürfnis wäre, Ihren Ruhm zu schmälern; im Gegenteil habe ich ihn immer Ihr Verdienst weit mehr anerkennen hören, als es dem Bruder [Ludwig] mag angenehm gewesen [sein], ja noch jezt ist seine liebste Beschäftigung, Ihre Vorlesungen zu lesen ...

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und erfreuen Sie mich bald mit einer Antwort; nächstens schreibe ich mehr. Daß Felix sehnlich auf die Erfüllung seiner Bitte hof, brauche ich wohl nicht zu sagen.

S[ophie] T[ieck]

Friedrich Wilhelm Riemer notierte in sein Tagebuch:

Teplitz, 11. August [1810]

... Abends [war ich] bei G[oethe] mit Zelter; war Bettina auch da und erzählte [...] Tieck habe die >Wahlverwandtschaften< [ein Werk Goethes] „Qualverwandtschaften“ genannt.

Das ist wiederum ein eindeutiges Indiz, dass Ludwig Tieck und Goethe miteinander verwandt waren. Wie hätte er sonst zu einer solchen Bemerkung kommen können?

Im Juli 1810 war es zu einem schweren Zerwürfnis zwischen Sophie und ihrem Bruder Ludwig Tieck gekommen. Aus welchem Grund, das verraten uns zwei Briefe Sophies an ihren Bruder Friedrich Tieck. Der erste ist vom 5. September 1811 (Trainer II, S. 61) und der zweite vom 6. Januar 1815 (Trainer II, S. 82). Den Vorgang möchte ich wie folgt rekonstruieren:

Sophie und Karl von Knorring sprachen mit Ludwig Tieck darüber, dass es nur an Friedrich Tieck liegen würde, einige Bestellungen, d. h. Aufträge in seinem Beruf als Bildhauer, zusätzlich anzunehmen, um etwas mehr Geld verdienen zu können, das er dann als Darlehen an Sophie und Ludwig vorstrecken könnte. Diese Überlegung, ob scherzhaft oder ernsthaft gemeint, entsprang ihrer beiderseitigen größten Geldverlegenheiten. Beide hatten ihre Freunde und Bekannte mehrmals um Privatkredite „angepumpt“, die sie dann monatelang, manche sogar jahrelang wegen der Rückzahlung um Aufschub bitten mussten.

Sophie scheint ihren Bruder Friedrich, nach ihrer Aussage etwa eine Stunde nach dem obigen Gespräch, erneut um einen Privatkredit angebettelt zu haben. Daraufhin machte Ludwig Tieck ihr den Vorwurf, dass sie mit ihren Betteleien Friedrichs Karriere als Bildhauer behindern oder gar zerstören würde, denn er bräuchte doch das Geld, um nach Italien zu reisen und um Marmor in den Steinbrüchen von Carara zu kaufen. Sophie vermutete oder unterstellte Ludwig, dass dieser erneut mit Friedrich nach Italien reisen wolle. Da er ebenfalls kein Geld besaß, musste er zusammen mit seinem Bruder Friedrich reisen. Diese Rivalität zwischen Sophie und Karl von Knorring einerseits und Ludwig Tieck andererseits um die Gunst von Friedrich Tieck, der zur Zeit der Einzige war, der noch über Bargeld verfügte, führte zum Bruch zwischen Sophie und Ludwig. Jede Partei wollte einen Privatkredit oder zumindest einen finanziellen Vorteil von Friedrich Tieck haben.

Sophie scheint ihren Bruder Ludwig eine heftige Szene gemacht zu haben. Sie beschuldigte ihn, ein Egoist zu sein, der nur an seinen eigenen Vorteil denkt. Ludwig habe, so schrieb sie an Bruder Friedrich (Trainer II, S. 61) *„die Bosheit gemeiner Seelen, die den andern zu verwunden strebt, und dabei einen so geringen Grad von Ehre besitzt, daß er alles vergessen kann, wenn es seinem Eigennutze dienlich scheint. Ich weiß, er wird mir wieder zärtlich schreiben, wenn er die Veränderung meiner Lage erfährt.“*

Und genau dies sollte tatsächlich eintreffen. Als Sophie in Estland weilte, erhielt sie Briefe von Ludwig Tieck, der zu ihr nach Estland reisen wollte. Siehe weiter unten.

Im selben Brief versicherte sie ihrem Bruder Friedrich: *„ ... den Bruder [Ludwig] kann ich nie mehr lieben, darum muß er nicht mehr zwischen uns [Sophie und Friedrich] treten. Verzeih, daß ich dir das jetzt*

schreibe, es ist keine leidenschaftliche Stimmung, durch irgend etwas angeregt, sondern es ist ein reifes Erkennen, es sind feste Beschlüsse, ich und er, wir sind für immer getren[n]t, du weißt, wie viel mich das kostet, den[n] du weißt, mit welcher Zärtlichkeit ich ihn geliebt habe.“

Eine wichtige Frage bleibt ungeklärt: Woher nahm Ludwig Tieck das Geld, um in Baden-Baden eine Kur bezahlen zu können? - Er reiste zuerst nach Weimar zu Vater Goethe und dann zur Kur.

Charlotte Ernst an A. Wilhelm Schlegel - Pillnitz, d. 14. August 1810

... Von [Ludwig] Tieck lauten die Nachrichten desto übler; er wäre durch eine Krankheit ganz contract, und wie auf eine[r] Seite gelähmt, und so wie er meinte, wäre keine Hoffnung zur Besserung, doch meinte seine Frau, daß es sich gäbe. Übrigens redet Hardenberg äußerst ungeru von ihm [Ludwig Tieck] und seiner Schwester [Sophie]; er sagte, er sähe gar keinen andern Weg, wie diesen Leuten geholfen werden könnte, als daß sie alle untergingen; ist es denn so gar tiefböse mit ihrem Schuldenwesen? Hardenberg hat auch wahrscheinlich dabei zugesetzt, weil er so ungeru davon spricht ... Die Tieck [Malchen] ist lange hier [in Pillnitz] gewesen mit Burgsdorffs; ihr jüngstes Kind ist ein getreues Abbild von Burgsdorff, und auch leugnet sie nicht ihr Verhältnis, wer von ihren Freunden sie darum frägt; ich habe es umgangen. Burgsdorff habe gewiß für sie gesorgt, auch wenn er sterben sollte, hat sie gegen jemand gesagt ...

Hardenberg gab Ludwig Tieck wohl Geld für die Herausgabe des literarischen Nachlasses seines Bruders Novalis.

Körner, 402. Brief: Friedrich Tieck an A. Wilhelm Schlegel -
Zürich, den 10ten November 1810

... Wie anders traf ich es aber in München. K[norring] ließ sich vergebens erwarten [Knorring blieb noch mehrere Monate in Wien bei seinen Tanten und ließ Sophie in München allein]. Der Bruder [Ludwig] krank, tiranisirt das Haus, die Schwester [Sophie] krank, empfindlich über alles, freute sich, mich zu sehen, aber ließ mir nicht einen Augenblick Zeit. Vom Morgen bis am Abend mußte ich bei ihr sein, und machte ich Vorstellungen, daß ich arbeiten müßte, verschob sie solches von einem Tage zum andern, und so vergingen Monate, ohne daß ich etwas tun konnte. K[norring] konnte uns nicht mit Geld versorgen, dessen Ausgabe der Bruder [Ludwig] noch sehr vermehrte, und die Schwester oft, wenn solche [die Beiden?] allein war[en], noch herzlich quälte, indem nichts recht war. Essen, Logis und was man sonst gebraucht, Du kennst dergleichen. Dabei immer die Vorwürfe, daß er um ihrentwillen krank sei, da er aus Zorn über B[ernhardis] Ankunft es geworden sei ¹⁸³, und so weiter. Ich kann Dir nicht beschreiben, zu welchen Szenen dies hat Anlaß gegeben, besonders, weil es

¹⁸³ Bettina Brentano erwähnte ebenfalls, dass Ludwig Tieck „aus Schrecken und Zorn“ ganz kontrakt geworden sei. Ludwig Tiecks Krankheit hatte demnach nicht nur physische sondern auch psychische Ursachen, nämlich Depressionen.

uns nicht möglich war, ihm das Geld zu schaffen, [um] in ein Bad zu gehen. Ich kann wohl sagen, dies Leben hatt' den Bruder aus meiner Seele auf lange verbannt ...

... Ja, mein Freund, ich [Friedrich Tieck] war im Winter besonders so fleißig, daß ich wirklich unwohl [krank] wurde ... dies verbunden mit meinem gewöhnlichen Zustande, daß ich im Winter mager werde, gab zu den letzten heftigsten Szenen [zwischen Ludwig und Sophie] Veranlassung, indem der Bruder [Ludwig] sich einmal einfallen ließ, geradezu die Schwester [Sophie] anzuklagen, daß sie Schuld sei, daß ich die Auszehrung bekäme, indem [weil] sie weder dafür sorgte, daß ich mich schonte und mich mit Sorgen um sie überhäufte! Kannst Du den Wahnsinn denken, daß, wär' es wa[h]r, ein Mensch dergleichen vorbringt, der selbst seit anderthalb Jahren diesen Hausstand vermehrt. Der als ein Bettler gekleidet hinkam [nach München], und der sich dort nicht bloß ernähren, sondern aufs Reichste und Schönste kleiden ließ. Der in nichts sich einschränkte, während die übrigen Mangel ertrugen. Doch ich will ihm [Ludwig] zutrauen, daß es wirklich ein Anfall von Zärtlichkeit für mich war, der ihn seine Rede übel wählen ließ. Indessen hat es ihn mit der Schwester [Sophie] ganz getrennt und ich sehe nicht ein, wie sie jemals sich wieder vereinigen sollen, zu meinem Schmerz. Sie gibt ihm Schuld, daß er nur bloß die Absicht habe, uns beide zu entzweien, vielleicht um von mir zu ziehen [zu erhalten], was ich bisher auf sie [Sophie] verwandt habe ... Der Bruder [Ludwig] ist in diesem Sommer nach Baden gegangen gewesen, soll sich besser befinden, obgleich nicht ganz hergestellt sein, wenigstens ist er durch Weimar [Goethe] passiert und dort sehr munter gewesen. Weiter weiß ich nichts von ihm. Daß er in der ganzen Zeit fast nichts getan hat, versteht sich von selbst ...

Ludwig Tieck ist „durch Weimar passiert und dort sehr munter gewesen“, d. h. er hat seinen Vater Wolfgang Goethe besucht. Es war gewiss ein „Gang nach Canossa“, jedoch lohnte es sich, denn danach floss er von mehreren zukünftigen Werken gleichsam über. Er ließ sie, Welch ein Wunder, sogleich in den Messekatalog setzen, als wenn sie schon fertig wären. Und das noch, obwohl er, nach Friedrich Tieck, „in der ganzen Zeit [von 1803 bis 1810] fast nichts getan hat“. Ludwig Tieck produzierte schöngestige literarische Werke, wie ein Zauberkünstler Kaninchen aus dem Zylinder zieht: plötzlich sind sie da. Wie, wo und wann sie entstanden sind, das ist völlig schleierhaft. Es existieren keinerlei Manuskripte, Aufzeichnungen oder mündliche Andeutungen, rein gar nichts. Was liegt näher als zu vermuten, dass er sie von seinem Vater Goethe erhielt?

Körner, 403. Brief: Friedrich Schlegel an A. Wilhelm Schlegel -
Wien, den 10ten November 1810

... [Ludwig] Tieck war auch in Heidelberg, nachdem er die Bäder in Baden (am Oberrhein) gebraucht, und [es] hat ihn Sulpiz [Boisserée] viel gesehn. Er fand ihn noch sehr krank und auch dadurch sehr herabgestimmt,

doch floß er von mehrern künftigen Werken über und hat auch einige derselben in den Meßkatalog setzen lassen. Seine Frau [Amalie Tieck] ist mit der ältesten Tochter im eignen Wagen und Pferden von Ziebingen [in Heidelberg] angekommen, um ihn abzuholen, oder vielmehr einzufangen; so wird er nun also wohl wirklich wo nicht in den Hafen [so] doch in den Stall eingelaufen sein ...

Am 28. November 1810 reiste Baron Karl von Knorring von München ab in die Heimat Estland, da sein Unterhaltsgeld immer unregelmäßiger und spärlicher in Deutschland ankam. Sein Vater war mit der Verwaltung der Güter aus Altersgründen überfordert, möglicherweise wollte er ihn auch zwingen, in die Heimat zurückzukehren. Vor der Abreise heirateten er und Sophie. Sie konnte sich von jetzt an „Baronin von Knorring“ nennen. Es dauerte noch ein Jahr und vier Monate, bis Sophie soviel Geld von ihrem Ehemann aus Estland erhielt, um mitsamt Sohn Felix Theodor zu ihm reisen zu können. Sie lebte in dieser Zeit in München in größter Armut, weil das Geld aus Estland nur spärlich floss, musste zudem zweimal die Wohnung wechseln und sogar einige persönliche Sachen verpfänden, um diese Zeit zu überstehen. Ihre Briefe an Friedrich Tieck, dem sie noch Geld schuldete und der deswegen von Zürich nicht nach Italien weiterreisen konnte, schildern die verzweifelte Lage Sophies. Es war trotzdem ein großes Glück für sie, dass ihr Ehemann Karl von Knorring ihr lebenslang die Treue hielt.

Körner, 409. Brief: Sophie Tieck-Knorring an A. Wilhelm Schlegel - München, den 1ten März 1811

... Mein Schicksal hat sich etwaß anders gewendet, als wie Sie [Wilhelm Schlegel] voraussetzen, ich werde jetzt nicht nach Italien sondern sehr bald nach Rußland [nach Estland] reisen. Knorring hat seinen Vater so alt und schwach gefunden, daß er gar nicht mehr das Vermögen verwalten kann; er will also Knorring die Güter übergeben; dadurch wird aber dort ein etwaß längerer Aufenthalt nöhtig, und Sie sehen wohl selbst ein, wie gut es ist, wenn Knorring schon jezt die Güter bekömt, weil wir dadurch am leichtesten im Stande [sind] allen Pflichten [allen Schulden] ein Genüge zu leisten [zurückzuzahlen], auch würde ich es grausam finden, den letzten Wunsch eines so alten Mannes zu täuschen. Er hat mir sehr dringend und zärtlich schreiben lassen, vor seinem Ende noch zu ihm zu kommen, ich hoffe also sehr, bald abzureisen, denn ich erwarte in kurzem daß dazu nöhtige Geld, welches freilich nach jetzigen Russischen Cours eine starke Summe beträgt, weil ich allein für meinen Bruder [Friedrich] gegen 3000 Rubles brauche, damit der seine Reise [nach Italien] fortsetzen kann. Dieser schlechte Cours [Wechselkurs des Rubel] ist jezt ein wahres Unglück. Auch für Ihre treue brüderliche Liebe [Geldzuwendung], welche Sie von neuen für meinen Bruder bewiesen haben, sage ich Ihnen den wärmsten Danck ...

1811 werden zwei Bände Shakespeare-Übersetzungen von Tieck herausgegeben, auch Tochter Dorothea beteiligte sich an den Übersetzungen. 1812 beginnt der >Phantasmus< in drei Bänden zu erscheinen, der sich überwiegend aus älteren Werken, den >Volksmärchen< von Peter Lebrecht u. a. Werken, zusammensetzt, durch eine Rahmenerzählung lose miteinander verbunden.

Lüdeke, 73. Brief: Ludwig Tieck an Friedrich Schlegel -
Ziebingen, den 25. März 1813

... wenn Du aber auch meine Nachlässigkeit anklagst, so hoffe ich doch, wirst Du von meiner stets gleichen Freundschaft überzeugt sein, so wie ich auch von Dir dasselbe Vertrauen hege. ... Du sprichst vom Reisen. Wie gern flög ich zu Dir mit den einkehrenden Schwalben. Aber meine Schmerzen, meine Unbehülflichkeit nehmen mir allen Muth. Ich möchte so vieles von Dir hören, ich möchte Dir so vieles sagen, über tausend Gedanken Deine Gedanken wissen ...

Von meiner Schwester [Sophie] habe ich, seit ich vor drei Jahren krank München verließ und [zur Kur] nach Baden reiste, noch keine Zeile gesehn, nur durch Fremde habe ich von ihr und ihrer Verheirathung mit Knorring und ihrem Aufenthalt in München und Rußland erfahren müssen. Du kennst mich, daß ich über dergleichen nicht spreche, daß es mich aber um so tiefer kränkt, da ich wohl sagen kann, daß ich ihr [Sophie] Jahre aufgeopfert habe, und der vielfältige Gram um sie wohl mit an meinen Leiden Schuld ist. ...

Die Formulierung, Ludwig Tieck hätte seiner Schwester „Jahre aufgeopfert“, entspricht nicht ganz der Wahrheit. Ludwig war zu Sophie nach München geflohen, weil er es in Ziebingen nicht mehr aushielt. Seine freiwillige Reise nach Rom, Sophie war ganz überrascht, als er in Rom ankam, war ebenfalls eine Flucht vor seiner Ehe und kein Opfer für seine Schwester.

Clemens Brentano an Achim von Arnim - 5. Juli 1813

... [Ludwig] Tieck und die verrückten Burgsdorffs und die älteste Finkenstein [Ludwig Tiecks Freundin] sind auch hier [in Dresden]; ich sehe sie täglich. Tieck ist eigentlich ein sehr guter und armer Schelm, bei einem Glas Wein beichtet er herrlich.¹⁸⁴ Sein wunderbares Gedächtnis gewährt ihm für alte Bekannte einen ganz eignen Reiz; es wird nie ein Mensch [gemeint ist: Ludwig Tieck] eine interessantere Biographie schreiben können, wenn er es will und darf. Er hat hier wieder seine Liebhaberei für das Theater erwachen lassen, ist in allen Proben und Vorstellungen. Sein Urtheil in der Poesie ist ungemein festgerannt und steifstellig. Wenn er gleich mit ungemeiner Liebe von Dir spricht, so versichert er doch, weder Deinen Beruf noch Deine Arbeiten zu verstehen. Deinen Fleiß erkennt er gar nicht an und meint, Du arbeitest leichtsinnig ...

¹⁸⁴ Ludwig Tieck „beichtet herrlich“, d. h. er plaudert intime Dinge aus.

Clemens Brentano war über seine Schwester Bettina völlig über die wahren familiären Verhältnisse Goethes und Ludwig Tiecks informiert. Dies beweisen die Andeutungen, dass keiner als Ludwig Tieck „eine interessantere Biographie“ schreiben könne, „wenn er es will und darf“. Nicht nur wegen Goethes skandalösen Liebesaffären, sondern auch wegen des literarischen Kunstbetrugs.

Trainer II, S. 82: Sophie von Knorring an Friedrich Tieck -
Arroküll (Estland), den 6. Januar 1815

... Hier [in Arroküll] erhielt Knorring, noch ehe ich [von München in Arroküll] ankam, einen Brief von ihm [Ludwig Tieck] der die Liebe zu uns zum Vorwande nahm, um mit höchster Unanständigkeit Knorring zu beleidigen auf eine Weise, daß dieser Brief nur eine Antwort zuläßt, die man einem Bruder eben nicht geben kann, und schließt mit einer Fo[r]derung, die er noch von München her macht. Knorring konnte diesen Brief nicht beantworten, und so erhielten wir noch einen, worin der Ton anders ist, worin alles anregen will, mich zum antworten zu zwingen, und worin sich eine Lust zeigt, hieher [nach Arroküll] zu kommen, er erinnert mich darin sogar auf eine rohe Weise an den unglückseeligsten Verlust meines Lebens [?], und schließt wie immer mit der Fo[r]derung der Münchner Schuld. ...

Wie Sophie ahnte, versuchte Ludwig Tieck offensichtlich wieder aus Ziebingen zu entkommen und zu seiner Schwester nach Estland zu fliehen.

Trainer II, S. 89-90: Arroküll, den 10. April 1816 -
Sophie von Knorring an Friedrich Tieck

... Hier [in Arroküll] sind vor einiger Zeit Briefe angekommen von ihm [Ludwig Tieck], die mein Herz aus mehr als einem Grunde zerrissen haben, und zerstörend auf meine Gesundheit wirken; es ist darin ein verzweiflungsvolles Schreien nach Lebensgenuß, den wir ihm verschaffen sollen, vereinigt mit dem schwärzesten Undank, und dem beleidigendsten Hochmuth, so daß, wenn jemand diesen Brief läse, welcher nicht mit den Verhältnissen bekannt ist, glauben muß, wir haben [hätten] sein Vermögen verzehrt und ihn dan dem bittersten Mangel preisgegeben ...

Offensichtlich befand sich Ludwig Tieck immer noch in Geldnöten.

Aus G. Ticknors Tagebuch - Weimar, 28. Oktober 1816

Professor Riemer ... unterhielt uns über eine Stunde, indem er uns Goethes Lebensweise, Eigenheiten usw. beschrieb ... Professor Riemer lebte neun Jahre in Goethes Hause ... Er sagte, daß Goethe ein viel größerer Mann sei, als die Welt je wissen würde, weil er jederzeit Anregung und Reibung braucht, um zur Höchstleistung zu gelangen. ... Er [Goethe] hat noch viel Handschriftliches [d. h. unveröffentlichte Werke],¹⁸⁵ das nie

¹⁸⁵ Das „viele Handschriftliche“ von Goethe wurde, so meine Überzeugung, nach und nach von Ludwig Tieck abgeschrieben, dabei teilweise überarbeitet und unter seinem Namen veröffentlicht.

veröffentlicht wurde, und trägt vieles im Kopfe mit sich herum, das noch nicht auf das Papier kam. Er schreibt immer durch einen Schreiber, dem er nach Notizen auf kleinen Zetteln diktiert, während er in seinem Zimmer auf und ab geht ...

Unter den vielen ungedruckten Sachen sind Teile einer Fortsetzung des >Faust<, die Riemer gesehen hat. Darin führt der Teufel den Faust an den Hof und macht ihn zu einem großen Manne. Außerdem Gedichte in persischem Stil und Geschmack; diese schrieb er während des letzten Krieges, um seine Phantasie und sein Gemüt zu erleichtern, indem er sich mit etwas abgab, das mit Europa nichts zu tun hatte.

Er [Goethe] lebt nun, in seinen alten Tagen, in trostloser Einsamkeit, sieht fast niemanden und geht selten aus. Sein Genuß am Leben scheint vorbei zu sein, seine Lust zu Leistungen ebenfalls. Soweit ich sehen kann, hat er nichts vor sich als ein paar Jahre kalter, unbefriedigter Zurückgezogenheit.

Im Sommer des Jahres 1817 unternahm Ludwig Tieck zusammen mit dem Baron von Burgsdorff eine Reise nach London. Hier sammelte er einige Dramen aus der Zeit von William Shakespeare, die in Deutschland unbekannt waren, um sie durch Tochter Dorothea übersetzen zu lassen und herauszugeben. Auf der Rückreise besuchte Tieck Vater Goethe in Weimar.

Goethe notierte im Tagebuch vom 2. September (WA III, 6, S. 102): „Besuch von Dr.¹⁸⁶ Ludwig Tieck, welcher aus England zurückkam und von Shakespeare, Theater und sonstiger dortiger Literatur erzählte“.

Ein bemerkenswerter und ich glaube sogar ein doppeldeutiger Satz steht auf Seite 377 von Köpkes Tieck-Biographie:

„Er [Ludwig Tieck], der Dichter, stand in frommer Verehrung an der Wiege des Dichters [Shakespeare], an dessen Geiste im fernen Lande und nach Jahrhunderten sich der seine entzündet, dessen Namen er im Herzen getragen hatte, seit er seiner selbst bewußt geworden.“

Wahrheit ist: Er, Ludwig Tieck, der gar kein großer Dichter war, sondern nur ein Redakteur und Korrektor der Werke seines Vaters und ein Nachdichter von Märchen und altdeutschen Sagen, stand an der Wiege des Mannes, William Shakespeare, der ebenfalls gar kein Dichter war, sondern der, wie Ludwig Tieck, nur seinen Namen hergab für die geistigen Produkte eines anderen. Und ich wage im Fall Shakespeare die gleiche These wie bei Ludwig Tieck: Sein Erzeuger schenkte ihm die schöngeistigen Werke. Edward de Vere, Earl of Oxford, könnte der Erzeuger William Shakespeares gewesen sein, der nur ein Schauspieler war. Seine Mutter war eine hübsche Bürgerin. Der Earl of Oxford schenkte dem unehelichen Sohn Theaterstücke, die unter dem Namen William Shakespeares veröffentlicht wurden, um ihm Einkünfte zu verschaffen.¹⁸⁷

¹⁸⁶ Der Doktor-Titel wurde ihm von Goethe von der Universität in Breslau gekauft. August Klingemann hatte auch einen Doktor-Titel, wahrscheinlich von Goethe gekauft bekommen.

¹⁸⁷ Fußn. Hrsg.: Mich haben die Argumente und Indizienbeweise von Kurt Kreiler in seinem Buch >Der Mann, der Shakespeare erfand – Edward de Vere, Earl of Oxford<, Berlin 2011,

Kein Geringerer als Ludwig Tiecks Erzeuger, Wolfgang Goethe, war derjenige, der von Jünglingsjahren an mit glühender Verehrung von den Werken William Shakespeares sprach, vor allem der >Hamlet< hatte es Goethe angetan, gewiss wegen der Wahnsinnsszenen und der Selbstmordgedanken Hamlets. Lesen Sie dazu Goethes >Wilhelm Meister< und vor allem die >Nachtwachen von [des] Bonaventura<.

Letters of, Seite 163-164: Ludwig Tieck an Friedrich Tieck -
Ziebingen, 9. April 1818

... Nur beschwöre ich dich noch einmal: gieb jeden Gedanken auf, zur Schwester [nach Estland] zu gehen und da irgend etwas gut machen zu wollen. Nicht, daß ich sie [Sophie nicht] wie immer liebte, und ihr das mannigfaltige Unrecht gegen mich von Herrzen vergäbe, sondern weil du dort völlig dein Leben und jede edlere Thätigkeit einbüßen würdest, denn sie würden schon Mittel finden, dir die Rückreise unmöglich zu machen. Knor[ring] erscheint mir wie ein Blödsinniger, der kein Gefühl für Ehr und Männlichkeit hat, wie man wo[h]l Stunden und Tage verlohren giebt, so geht er mit Jahren und Jahrzehenden um, und ich mag es noch so gelind ansehen, so haben sie dir doch dein Leben und Existenz in Ital[ien] verdorben, was ich ihnen nie verzeihen kann; mit allen großen Tugenden und herrlichen Eigenschaften ist die Schwester eine Egoistinn und sophistisirt in ihrer Leidenschaft alles, was sie thut, in Tugend hinein, den Hang hatte sie von frühester Jugend. Helfen, in Ordnung bringen könntest du ihnen nicht das Mindeste, das hast du ja wohl in Rom und München gesehen, Krankheit, Kränkung, Leidenschaft, darin endigt ja immer aller vernünftige Rath. Mein Freund, verzeih, wenn ich dir weh thue, wie ich es weiß, glaube an meine Liebe, und wie alles das mich selber so oft unglücklich macht, aber es ist keine Übertreibung, es ist so, deine liebe Redlichkeit will es sich selbst nie gantz gestehn, daß es so ist, du würdest dich für lieblos halten, wenn du es dir so sagtest: aber ich habe es mir sagen müssen, und liebe sie [Sophie] doch. Sei mir nicht böse, mein treues Hertz, du kannst es mit ihnen nicht besser meinen als ich, aber es ist dem nicht zu helfen. Ich sage es auch nur mir und dir; Niemand sonst. Dieser Schmerz um solch geliebtes Wesen ist mir viel zu heilig. Nachrichten von dort her habe ich gar keine, auch nicht Eine Zeile, seit ich im J[ahr] 1810 noch völlig krank München verließ. ...

Im April 1818 kündigte Sophie Tieck-Knorring ihrem Bruder Friedrich Tieck an, dass sie und ihr Mann eine Reise nach Deutschland planen.

Trainer II, S. 105: Sophie an Friedrich Tieck -
Arroküll, den 01. April 1818

... Wenn du dem Bruder [Ludwig] schreibst, so melde ihm nichts über unsere Pläne, damit er nicht nach Dresden kommt ...

vollständig überzeugt.

Ludwig Tieck zog erst im Juli 1819 von Ziebingen nach Dresden.

Trainer II, S. 115: Sophie an Friedrich Tieck -
Arroküll, den 8. November [1818]

... er [Ludwig Tieck] hat hieher [nach Arroküll] mehrere Briefe geschrieben, die gewiß nicht dazu beitragen können, ein Zusammentreffen mit ihm [in Dresden] wünschenswerth zu machen; ich hebe sie [die Briefe] auf, um sie dir mitzubringen, geantwortet haben wir nicht darauf, weil er darin eine Nachrechnungen [Forderung] von 60 L[ouis]dor macht, die wir ihm noch nicht haben schicken können ... [er] giebt uns [die] Schuld, das[s] [negative] Dinge über ihn in den Zeitungen gestanden haben ...

Die Beschuldigung, dass negative Dinge über ihn, Ludwig Tieck, in den Zeitungen gestanden hätten, kann sich nur auf den Zeitraum von 1810 bis 1818 beziehen.

War Ludwig Tieck ein Syphilitiker?

Es gibt gewichtige Indizien dafür, dass Tiecks angebliches schweres Gicht-Leiden in Wahrheit ein ganz anderes Leiden war: nämlich durch Syphilis verursacht. Da heutzutage das Wissen über das Krankheitsbild der Syphilis beinahe in Vergessenheit geraten ist, füge ich hier einige wichtige Informationen dazu ein.

Verlauf einer Syphilis-Erkrankung und Erkennungsmerkmale einer Präparalyse

Die Inkubationszeit der Syphilis beträgt im Allgemeinen zwei bis vier Wochen. Es entsteht zuerst ein kleiner derber Knoten oder ein Geschwür an der Eintrittspforte der Bakterien, im Genitalbereich oder im Mund. Er besteht aus wuchernden Bindegewebszellen. In vielen Fällen wird dieses erste Anzeichen einer Infektion gar nicht bemerkt und nach kurzer Zeit verschwindet es meist wieder.

Das nächste Stadium beginnt etwa neun Wochen nach der Infektion. Es ist gekennzeichnet durch grippeähnliche Symptome. Der Betroffene fühlt sich krank, hat Fieber, klagt über Gelenkschmerzen (Gicht). Es bildet sich ein Ausschlag überall am Körper, muss aber nicht vorkommen. Viele Lymphknoten sind vergrößert und lassen sich ertasten. Gleichzeitig treten Papeln im Mund- und Genitalbereich auf. Die Ausschläge gehen auch unbehandelt nach ca. vier bis fünf Monaten zurück. Manchmal hinterlassen sie fleckartige Hautstellen. Diese Flecken fallen vor allem an der Stirn oder im Nacken auf, das so genannte „Halsband der Venus“.

Die sogenannte Neuro-Syphilis, auch Metalues oder progressive Paralyse genannt, tritt meist erst nach 10 bis 20 Jahren oder noch später auf. Bei ihr sind die Hirnhäute, die Nervenstränge oder sogar das Gehirn befallen. Nur ungefähr 10% der Syphilitiker sind davon betroffen. Dieses

Stadium ist gekennzeichnet durch Lähmungen, Schmerzanfällen, Empfindungsstörungen und Reflexausfällen.

Am Anfang einer Paralyse, Vorstadium oder Präparalyse genannt, steht in den meisten Fällen eine Neurasthenie, d. h. eine allgemeine Nervenschwäche mit Erschöpfungszuständen. Das Endstadium einer unbehandelten Neurosyphilis ist unausweichlich die progressive Paralyse.¹⁸⁸ Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die ärztliche Kunst immer weiter entwickelt und verbessert, sodass ständig mehr Menschen vor dem letzten Stadium - der progressiven Paralyse - gerettet werden konnten. Im 18. und 19. Jahrhundert war diese Hoffnung in erster Linie eine Frage des Geldbeutels.

Die Syphilis lässt sich in kein Schema einordnen. Bei dem einen Kranken läuft sie lehrbuchmäßig ab, andererseits sind viele Fälle bekannt, in denen die latenten Phasen über viele Jahrzehnte oder bis ans Ende eines langen Lebens dauerten. Syphilis ist eine Erkrankung, die häufig andere Krankheiten imitiert, daher wird sie nicht leicht erkannt. Die erstmalige Erkrankung verleiht keinen Schutz vor neuen Infektionen.

Eine besonders häufig auftretende Auffälligkeit ist das Silbenstolpern. Der Erkrankte versetzt Buchstaben oder ganze Silben in einem Wort, lässt sie aus oder wiederholt sie. Ebenso kommen Versprecher und Wortverwechslungen vor, die vom Kranken meistens gar nicht bemerkt werden. Auch verändert sich die Handschrift. Manche Paralyseform äußert sich in Euphorie. Im psychischen Befund können Enthemmungserscheinungen mit Neigung zum Witzeln und ständige hypomanische Stimmungslage auftreten. Auch in ethisch-moralischer Hinsicht tritt oft eine Veränderung ein. Die Familie z. B. verwundert sich über früher unbekannte Rücksichtslosigkeiten, über brutalen Egoismus und maßlose Reizbarkeit des Erkrankten. Er wird nachlässig in seiner Kleidung und unanständig, ja sogar obszön in seinen Gesprächen. Die Verstandestätigkeit ist beeinträchtigt, die Reaktionszeit verlängert und die Auffassungsgabe erschwert. Durch Ausfall der Erinnerung entstehen Lücken im Gedächtnis, die durch Einbildungskraft ausgefüllt wird. Dadurch werden die Erinnerungen verfälscht und dies führt wiederum dazu, dass der Syphilitiker zu Größenwahn neigt.

Das Gemüt des Syphilitikers schwankt zwischen den affektiven Extremen: zwischen Wut und Liebeswürdigkeit, Verzweiflung und höchster Glückseligkeit und Euphorie. Dabei besteht ein krasses Missverhältnis zwischen Affektstärke und Ursache. Der Kranke lässt sich jedoch leicht beeinflussen; er wird leicht beruhigt und aufgeheitert.

Vor Ausbruch der Paralyse kommt es schon lange vorher zu neurasthenischen Auffälligkeiten, zur so genannten Präparalyse. Das heißt, die Paralyse beginnt schleichend und kann sich über Jahrzehnte hinziehen.

¹⁸⁸ Siehe dazu das hochinteressante Werk von Brunold Springer mit Titel >Die genialen Syphilitiker<, 2. vermehrte Auflage, Berlin 1926, worin die Biographien vieler, jedoch noch lange nicht aller Künstler (Schriftsteller, Musiker und Maler) beschrieben sind, die an der Neurosyphilis starben.

Neben der Präparalyse gibt es noch den defektgeheilten Syphilitiker. Nach Kraepelin versteht man unter einer Remission ein Nachlassen der psychischen und physischen Krankheitserscheinungen, was sogar wieder zur Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit von lang anhaltender Dauer führen kann. Der Gehirnprozess, hervorgerufen durch die Spirochäten, wird nach erfolgreicher Behandlung zum Stillstand gebracht und auch die Psyche als solche beeinflusst. Die Krankheit kommt zum Stillstand, jedoch bleiben psychische Defekte zurück, deren Umfang wiederum ganz unterschiedlich sein können. Das ist der so genannte defektgeheilte Paralytiker.

Die Paralyse und bereits ihr Vorstadium, die Präparalyse, verursacht eine Abstumpfung der so genannten höheren ethischen und sozialen Normen. Bereits während der Präparalyse entsteht Größenwahn, der zur Realisierung drängt. Paralytiker sind wegen ihrer psychischen Schwäche und Haltlosigkeit nicht mehr fähig, den Trieben (auch dem Sexualtrieb), den Affekten und den äußeren Verführungen des täglichen Lebens zu widerstehen.

Einige Psychiater sind überzeugt, dass das Eindringen der Spirochäten ins Gehirn von hoch begabten Menschen und Künstlern zunächst einen Reiz verursacht, der zu einer enormen Leistungssteigerung führt. Auch deswegen, weil bei der beginnenden Präparalyse Schranken des Denkens und Fühlens abgebaut werden. Möbius z. B. glaubte, dass Nietzsche einige seiner Werke nicht ohne das Stimulanzium der Spirochäten und ihrer Toxine hätte schreiben können. Thomas Mann hat sich dieses Themas künstlerisch angenommen und im >Doktor Faustus< einen Romanhelden kreiert, der durch die Syphilis zu höchster künstlerischer Leistungsfähigkeit, ja Virtuosität gelangt, bis er schließlich an der progressiven Paralyse zu Grunde geht.

Dem Präparalytiker kann man ohne weiteres den Typ des Betrügers und Fälschers gegenüberstellen.¹⁸⁹ Baeyer, >Zur Genealogie psychopathischer Schwindler und Lügner<, Band VII, Leipzig 1935, teilt die Betrüger ein in:

1. *Die pseudologischen Schwindler: Das sind Individuen, die aus gesteigertem Geltungsbedürfnis schwindeln, lügen oder fälschen. Sie sind gekennzeichnet durch gesteigerte Selbstwerterhöhung und durch eine abnorm gesteigerte Phantasietätigkeit.*

2. *Die sonstigen abnormen Schwindler: Sie versuchen in erster Linie ein bequemes Leben zu erreichen durch wenig Arbeit. Bei ihnen fehlt die Lust am Phantasiespiel.*

Ansonsten haben beide Gruppen vieles gemeinsam. Beide sind eitle, selbstbewusste Individuen, die oft die Fähigkeit zum Selbstbetrug besitzen.

¹⁸⁹ Siehe >Betrug und Urkundenfälschung bei progressiver Paralyse<, Inaugural-Dissertation von Hildegunde Fanderl, München 1964; und >Progressive Paralyse - Verlaufs- und Korrelationsstudien<, von Prof. Dr. Wilhelm Zeh, Stuttgart 1964.

A. Krauss behauptet in seinem Buch >Psychologie des Verbrechers<, Tübingen 1884, dass die Betrüger auch eine gewisse Neigung zur Hochstapelei besitzen, und schreibt:

„Diese Individuen [...] verdanken ihren Hang [zur Hochstapelei] einem aristokratischen Grundzug ihrer Natur. [...] Sie drängen sich unbefugt in die höheren Gesellschaftskreise ein, um allein durch die Blindheit der Menschen geschützt, auf Kosten derselben zu leben. Was kann sie nun in aller Welt zu solchem Unterfangen treiben und ermutigen? Vor allem eine in ihnen wohnende Eitelkeit, welche sich auf das Bewusstsein des Talents, eine Trugrolle durchzuführen, sowie auf eine gewisse aristokratische Schule stützt.

Hans von Hentig, >Zur Psychologie der Einzeldelikte<, Tübingen 1957, charakterisiert den Betrüger wie folgt:

Von den Wesenszügen des Betrügers steht die Kunst der Verstellung obenan. Er selbst ist ein Teil der Welt, die er irreführt. Man könnte sagen, dass er zuerst sich täuschen muß, um andere täuschen zu können. [...] Was ihn auszeichnet, ist instinktive Menschenkenntnis und tierhaftes Gefühl für jede leichte Schwingung menschlicher Beziehung. [...] An seine Suggestivkraft, die sich gegen eine Einzelperson und nicht die unbestimmte Masse richtet, werden härtere Ansprüche gestellt. Dazu gehört in erster Linie hohes Selbstbewußtsein und zweitens der Drang zum Handeln, das den Täter tief innerlich befriedigt, einem bewußten oder unbewußten Vakuum der Gefühle abhilft. [...] In der Hauptsache sind es Gedächtnisleistungen und hypomanisches Temperament, die den Schwindler intelligent erscheinen lassen.

Lombroso charakterisiert den Betrüger folgendermaßen:

Die Betrüger sind - wie die Spieler - sehr abergläubisch und ausschweifend; übrigens mehr als die anderen Verbrecher einer sehr guten, aber auch sehr schlechten Handlung fähig; dazu bigott und heuchlerisch, süßlich, von wohlwollendem Äußeren, eitel und verschwenderisch mit ihrem unredlich erworbenen Reichtum, sehr oft Simulanten, oft wirklich irr, oft auch beides zugleich.

Der Autor und Herausgeber ist nach einem über dreißigjährigen umfangreichen Studium von Goethes Biographie und seines künstlerischen Oevres zu der Überzeugung gelangt, dass sein Denken und Handeln die Zeichen einer syphilitischen Erkrankung offenbaren. Dies mindert keineswegs das Verdienst Goethes um die deutsche Literatur und Aufklärung. Goethes Enthusiasmus kann man ebenfalls eine „Euphorie des Paralytischen“ bezeichnen, wie der Leipziger Nervenarzt Paul Möbius bei Friedrich Nietzsche diagnostizierte.¹⁹⁰

Bei Goethe ist als Folge einer leichten Präparalyse außerdem der klare Tatbestand des notorischen Literatur-Schwindels zu erkennen. Er

¹⁹⁰ Siehe dazu L. Baus, >Johann Wolfgang Goethe – ein „genialer“ Syphilitiker<, Untertitel: >Das Ende einer langen Kontroverse<, III. erweiterte Auflage, und L. Baus, >Rousseau – Goethe – Rilke - Noch drei geniale Syphilitiker<, Homburg/Saar 2013.

veröffentlichte mehr oder weniger satirische¹⁹¹ und schöngeistige Werke von geringer Qualität entweder anonym oder pseudonym. In der Werther-Zeit schenkte er diese Werke seinen mittellosen Dichtergenossen, wie Jakob Michael Reinhold Lenz, Leopold Wagner, Maximilian Klinger, u. a.; mit zunehmendem Alter veröffentlichte er zuerst anonym oder pseudonym und schenkte dann diese Werke seinem Sohn Ludwig Tieck, der sich Jahre oder Jahrzehnte nach der Erstauflage als dessen Verfasser ausgab. Wohlgemerkt, der Tatbestand der schriftstellerischen Schwindelei liegt nicht darin, dass er schöngeistige Werke anonym veröffentlichte, sondern dass er nachhaltig – während seines ganzen Lebens – versucht hat, zuerst Freunden und später seinem Sohn Ludwig Tieck die Verfasserschaft von zweitklassigen Werken zuzuschieben.

Außerdem stellt Goethe einen „leichten aber deutlichen Fall von ästhetisch-wissenschaftlicher Kriminalität“ dar. Lombroso schreibt:

Der Kaiser von Rußland - so berichtet Lewes in seiner >Vita di Goethe< - hatte dem großen Chemiker Döbereiner eine Platin-Barre geschenkt, die von diesem an Goethe zur Untersuchung und zum beliebigen Experimentieren verliehen wurde. Goethe, dessen Leidenschaft für Mineralien bekannt ist und der einen außerordentlichen Sammeleifer besaß, legte die Barre zu seinen besonderen Prachtstücken und schwelgte dergestalt bei ihrem Anblicke, dass er sich ihrer nicht wieder entäußern konnte. Wie oft sich Döbereiner an ihn wandte, es ging ihm nicht anders, als dem Prof. Büttner, der Goethe Prismen und andere optische Instrumente geliehen hatte und immer wieder vergeblich nach ihnen schrieb, bis er endlich seinen Diener schicken mußte mit dem Auftrag, sie mit Gewalt fortzuholen! Goethe gab die Platin-Barre nie wieder her. Es ist auch zur Kenntnis gekommen, dass Goethe aus der Sammlung Knebels ungefähr 100 Stiche Dürers des bequemeren Studiums halber mit nach Hause nahm, und dass Knebel diese Stiche nie mehr wieder sah.¹⁹²

In dem Buch >Die Syphilis< von Dr. med. Wolfgang Bohn, Leipzig o. J., habe ich höchst aufschlussreiche Informationen über den Verlauf und die Heilung der Syphilis gefunden, die bereits zu Goethes Lebzeiten vielen Ärzten bekannt waren:

Erscheinungen der Syphilis auf den Schleimhäuten

Die gleichmäßige Beschaffenheit der Schleimhäute bedingt es, dass die Erscheinungen auf den Schleimhäuten nicht so vielfältiger Natur sind, wie die auf der Oberhaut. Die Flecken auf der Oberhaut werden vertreten durch stärkere Rötungen der Schleimhaut, die Knötchen durch erhobene

¹⁹¹ Ein Werk wie die satirische Erzählung >Nachtwachen von [des] Bonaventura< war eindeutig von der ultrakonservativen Zensur verboten. Das Büchlein durfte nur „unter der Ladentheke“ (heimlich) verkauft werden, wie z. B. die erotischen Romane.

¹⁹² Quelle: Lange-Eichbaum, W. / Kurth, W.: >Genie, Irrsinn und Ruhm – Genie-Mythus und Pathologie des Genies<, 6. vollst. umgearbeitete und vermehrte Auflage, München-Basel, Reinhardt 1967.

Schleimhautstellen, so genannte Plaques oder breite Condylome. Sie bleiben geschlossen und mit derben Hautzellen dick weiß belegt, oder bilden sich zu oberflächlichen Geschwüren um. Auf der zarten Schleimhaut gibt es keine Eiterpusteln, sondern nur Geschwüre.

Die Geschwürformen nehmen auf der Schleimhaut einen raschen Verlauf und tragen die Gefahr größerer Zerstörungen in sich. Die größten Fährlichkeiten bestehen an faltigen und versteckten Stellen, wie in der Nasenhöhle.

Oberflächliche Schleimhautentzündungen gehören schon zu den frühesten Krankheitszeichen der Mundhöhle, der Mandeln, des Gaumens und Zäpfchens. Diese Zeichen treten schon in der vierten bis fünften Woche nach der Ansteckung hervor, und sind häufig das erste Krankheitszeichen überhaupt. Der Kranke hat das Gefühl der Trockenheit im Halse, besonders des Morgens, der weiche Gaumen, Zäpfchen und Mandeln sind gerötet, die Röte breitet sich bis auf die hintere Rachenwand aus.

Besonderes Kennzeichen, dass die Rötung gerade syphilitischen Ursprungs ist, gibt es nicht. Erst das Auftreten anderer sicherer Erscheinungen bringt die Aufklärung. Die Rötung ist häufig von einer starken Anschwellung begleitet, sodass Schlingbeschwerden auftreten können, und von Sausen und Klingen [Tinitus] in den Ohren als Zeichen, dass die eustachische Ohrtrumpete an der Schwellung teil hat.

Die fortschreitende Gehirnerweichung

Die fortschreitende Gehirnerweichung besteht in dem Schwunde der grauen Rinde des Großhirns. Auch sie gehört zu den Spätfolgen der Syphilis, oder eigentlich der mit Quecksilber behandelten Syphilis. Die körperlichen Erscheinungen der Rückenmarksschwindsucht überwogen auch hier früher. Nunmehr hat eine Umbildung der Krankheit stattgefunden, durch die der ganze Prozess mehr auf das Feld der geistigen Gehirntätigkeit verlegt ist.

Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und gereizte Stimmung sind oft jahrelang die einzigen Erscheinungen. Dann tritt leichte Vergesslichkeit und geringe Merkfähigkeit auf. Leichte Lähmungserscheinungen der Gesichtsmuskulatur und Sprachstörungen infolge Lähmung der Zunge stellen sich ein. Es kommt zum Silbenstolpern, die Sprache wird verwaschen. Es treten Gehstörungen dazu.

[...]

Die Kranken begehen allerhand lächerliche Handlungen, werden leichtsinnig und verschwenderisch, zeigen alle Zeichen des Größenwahns und verlieren alle Selbstkritik und alle moralische Regungen.

Die Quecksilberbehandlung

Das Quecksilber wurde von den Alten als eine entschieden giftige Substanz gefürchtet, und deshalb als Arzneimittel von ihnen nie angewendet. Selbst Dioscorides, der seine Zubereitungen aus Zinnober

[Quecksilber] kannte, glaubte, es zerfräße die inneren Teile durch seine Schwere. Zinnober wurde nun äußerlich in Salbenform bei Verbrennungen, Ausschlägen und Augenkrankheiten angewendet. Erst Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wird eine Salbe aus verrührtem metallischen Quecksilber erwähnt, die bei verschiedenen Hautkrankheiten verordnet wurde, und wahrscheinlich schon seit dem 11. Jahrhundert in Gebrauch war. Die sarazenische Quecksilberpaste, die im 14. Jahrhundert sehr berühmt war, wurde bereits so massiv verwendet, dass Speichelfluss auftrat. Der Syphilis stand man anfangs machtlos gegenüber; hielt sie aber für eine Form der Lepra, und verordnete gegen sie als gegen eine Hautkrankheit die damals gebräuchlichen Quecksilbersalben, anfangs sehr vorsichtig, um den gefährlichen Speichelfluss zu vermeiden, bald aber roh und gedankenlos bis zum Eintritt starken Speichelflusses. Das Quecksilber ließ man damals in besonderen erhitzten Räumen verdampfen und einatmen, und verband so die an sich wohltätige Schwitzkur mit der zerstörenden, oft tödlichen Quecksilberkur. Die Fälle von Quecksilbervergiftungen mehrten sich bald derartig, dass diese Behandlung in Verruf kam und man zur Behandlung mit dem von Amerika eingeführten Guajakholz griff. Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts wagten sich wieder die Quecksilberanhänger, die Merkurialisten, vor und begannen damit, Zinnober in Pillenform zu verabreichen.

[...]

Die Wirkung der grauen Quecksilbersalbe kommt zustande dadurch, dass das auf der warmen Körperhaut verteilte verriebene Quecksilber unter der Wäsche verdampft und luftförmig von der Haut aufgesaugt wird. Wie schon seit Jahrhunderten bekannt ist, wirkt die Vermehrung der Ausscheidungen an sich antisymphilitisch. Quecksilber fördert die Speichelabsonderung, bewirkt Darmkatarrh und fördert den Schweiß. Es wird durch die Haut aufgenommen, aber auch wieder durch die Haut abgegeben. In warmen Ländern, wo also an sich die Hautausscheidungen stärker sind, heilt Syphilis bei vernünftigem Verhalten ohne jede Behandlung. Die Schwitzkuren und die Pflanzenbehandlung wirken in derselben Richtung. [...]

Die Diagnose aus der Heilwirkung

Bei der Vielfältigkeit der Erscheinungen der Syphilis in den verschiedensten Organen sieht der eine Arzt im Falle einer Erkrankung häufig dort Syphilis, wo ein anderer nicht an diese Ursache zu denken wagt. Bei der zunehmenden Durchseuchung der Menschheit mit der Syphilis, die begleitet ist von einer immer milder werdenden Art der Erkrankung und immer größer werdenden Heilungstendenz, ist es auf der anderen Seite kein Wunder, dass auch bei Menschen, die gar nichts von einer Ansteckung bemerkt haben, manche quälende chronische Krankheitserscheinungen doch syphilitischen Ursprungs sein können.

Heilquellenbehandlung

Eine ganze Reihe von natürlichen Quellwässern, die als Brunnen oder zum Bade verwendet werden, gelten als Heilmittel gegen die Syphilis, mehr noch freilich gegen die Quecksilbervergiftung. Denn die Badeärzte und die gelehrten Balneologen haben so wenig Vertrauen zur Heilkraft ihrer Brunnen, und stehen so sehr im Banne der Quecksilbers, dass sie in ihren Heilmitteln nur Unterstützungsmittel für Quecksilberkuren sehen. Sie geben aber zu, dass der Gebrauch der Brunnenkuren imstande ist, den Ausbruch der Hauterscheinungen bei konstitutioneller Syphilis zu befördern, überhaupt die verborgene, oft nur vermutete Syphilis zum Ausbruch zu bringen. Das ist natürlich ein großer Vorteil, denn der Ausbruch der Hautausschläge bedeutet die beginnende Reinigung und Heilstrebung des Körpers. Die heißen Bäder wiederum werden für geeignet gehalten, die Haut zu stärkerer Tätigkeit und zum Schweißausbruch anzuregen. Endlich, so sagt der Hauptvertreter dieser Richtung, Professor Kisch, vermögen wir Nutzen in jenen Fällen zu schaffen, wo die Kranken infolge veralteter [chronischer] Syphilis oder unzweckmäßiger Quecksilber- und Jodkuren sehr heruntergekommen sind, und es sich darum handelt, auf den Organismus erneuernd einzuwirken und einzelne Reste der Syphilis, wie Hautausschläge, Drüsenschwellungen, Gelenk- und Knochenaffektionen zu beseitigen. Des größten Rufes erfreuen sich die Schwefelbäder, in erster Linie die Quellen von Aachen¹⁹³. Es scheint, dass der Schwefelgehalt bei Quecksilbervergiftung die Quecksilberlösung steigert, im Übrigen ist natürlich die Hitze der wichtigste Heilfaktor. Auch Kochsalzheißwässer und andere haben günstige Wirkung.

[...] Als Kurzeit wird die wärmere Jahreszeit, zur Winterszeit werden südliche Kurorte empfohlen. Bekannt ist ja, dass in den Tropen Syphilis oft genug ohne jede Kur heilt, und dass man im warmen Ägypten zu den natürlichen Einwirkungen des Klimas einst nur den Gebrauch von frischem Leinöl hinzuzufügen pflegte¹⁹⁴.

Daphne Mezereum – Seidelbast

Ein kleiner Strauch in den Wäldern des größten Teiles von Europa mit frühzeitigen, wohlriechenden pfirsichroten Blumen, welche zu 2 und 3 in den Blattachsen der im vorigen Jahre abgefallenen Blätter sitzen, und aus welchen rote, rundliche, erbsengroße Früchte folgen. Man benutzt vorzüglich die Rinde des Stammes. Sie ist frisch grünlich oder rötlich, wird trocken außen bräunlich oder grüngelb mit dunklerem Streifen und Punkten. Der Geruch der Rinde ist unbedeutend, der Geschmack scharf, stark und nachhaltig brennend. Auf die Haut gelegt, rötet sich dieselbe und entzündet sie, wirkt blasenziehend. Innerlich in kleinen Gaben verursacht sie ein Gefühl von Wärme im Unterleib, wirkt reizend in Magen und Darmkanal,

¹⁹³ Fußnote Hrsg.: Heißwässer, wie die heißen Quellen von Wiesbaden oder Karlsbad.

¹⁹⁴ Fußnote Hrsg.: Goethe war mehrere Jahre nach seinem Italienaufenthalt von den Auswirkungen seiner Syphilis beschwerdefrei.

wirkt abführend, speichel- und urinfördernd. In größeren Gaben wirkt sie stark giftig, kann tobringende Entzündungen des Magens und Darmes hervorrufen.

Innerlich benutzt man die Abkochung oder Tinktur der Rinde. Sie ist ganz besonders von dem großen Hufeland [der auch Goethe behandelte] empfohlen als bestes Mittel gegen den syphilitischen Knochenschmerz. Sie wird aber überhaupt von den alten Ärzten bei Behandlung der syphilitischen Haut- und Knochenerkrankungen benutzt.

Man gibt von der in homöopathischen Apotheken hergestellten Tinktur steigend 5 – 20 Tropfen dreimal täglich. Das Rezept Hufelands fordert eine Abkochung von 5 – 15 Gramm Seidelbastrinde mit 20 Gramm Süßholz und 500 Gramm Wasser eingekocht auf 200 Gramm, wovon täglich 2 – 4 mal 1 Esslöffel zu nehmen ist.

[...]

Die Diätetik des Gemütes als Kurmittel

Die Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit setzt voraus, dass der Betroffene entweder selbst außerhalb der Ehe Verkehr mit einer angesteckten Person gehabt hat, oder dass er oder sie in der Ehe vom anderen Ehepartei, der sich seiner Erkrankung meistens nicht bewusst ist, angesteckt wurde. Im ersten Falle liegt vom streng sittlichen, besonders auch vom religiös-sittlichen Standpunkte aus eine Schuld vor; im zweiten Teil ein Unglück. Über beides soll man nicht in Verzweiflung stürzen. Die Zahl der Selbstmorde aus dem Glauben heraus, nie mehr gesund werden zu können und am Ende der Gehirnerweichung [progressiven Paralyse] verfallen zu müssen, ist wahrlich groß genug. Und fast jeder derartige Selbstmord war im Grunde unnötig, beruhte lediglich auf Unkenntnis der wahren Verhältnisse, oder war ein Opfer, das einer falschen Behandlung gebracht wurde. Überreich ist das Schrifttum über giftfreie, vor allem quecksilberfreie Behandlung der Syphilis. [...]

Wer also das Unglück gehabt hat, sich anzustecken, der lasse die Hoffnung nicht sinken. Er befreie sich von dem Gedanken der Unheilbarkeit und benutze die Zeit, in der ihm sittliche und gesundheitliche Rücksichten aufs strengste jede weitere geschlechtliche Betätigung verbieten, um überhaupt einmal über Fragen nachzudenken, die er bisher seinem Leichtsinne, seinem Durst nach Lebensgenuss oder der Gleichgültigkeit und Gewohnheit untergeordnet hat. Denn auch seine Seele ist krank geworden und bedarf einer gründlichen Kur. In einem Buche (Selbstheilung der kranken Seele durch Erkenntnis und Vertiefung) werde ich versuchen, einen Weg zu zeigen, der uns von Seelennot und Verzweiflung, von sittlichen Schwächen und vom Lebensleide heilen kann. Die Zeit der Muße, die eine Erkrankung gewährt, ist die rechte Zeit auch zu dieser Kur und das Bewusstsein einer Schuld für viele ein starker Hebel zu weiterer Entscheidung und seelischem Fortschritt.

Das wichtigste natürliche Heilmittel im Kampf gegen die Syphilis war die Wärmebehandlung oder das Fieber. Die Ärzte erkannten bereits im 18. Jahrhundert, dass viele Infizierte in heißen Ländern, wie in Südfrankreich, Italien oder Spanien ohne Medikamente, offensichtlich nur durch Hitze die Krankheit überwand. Eine natürliche Abwehrmaßnahme des Körpers bildet bekanntlich das Fieber. Bei Karl Pönitz lesen wir unter Kapitel VII¹⁹⁵:

Welche Gründe sind es nun, die sog. Defektheilungen der Paralyse bedingen? Die Beantwortung der Frage ergibt sich, wenn wir die Frage anders formulieren: Was können wir denn von einer Fieberbehandlung der Paralyse erwarten? Was dürfen wir von einer solchen Behandlung nicht verlangen?

Wir müssen uns vor Augen halten, dass die Fieberbehandlung der Paralyse ja im wesentlichen empirisch [durch Erfahrung] entstanden ist. Zum Ausbau der Methode führte ja die Beobachtung, dass Paralytiker, die interkurrent fieberhaft erkrankten, besonders dann, wenn es sich um manische Formen handelte, in der Regel zu remittieren pflegten. Deshalb ging das Bestreben dahin, künstlich Fieber zu erzeugen. Man hatte ursprünglich in der Hauptsache wohl daran gedacht, dass das Fieber als solches, die erhöhte Temperatur das Wesentliche der Erfolgs ausmachten, dass unter dem Einfluss der erhöhten Temperatur die Spirochäten abgetötet werden. [...]

Kein Zweifel wird darüber entstehen, dass die paralytischen Entzündungsprozesse im Gehirn zu einer Rückbildung gebracht werden können. Dass mit dem Abtöten der Spirochäten nach dieser Richtung hin ein Rückgang, bzw. eine Wiederherstellung eintritt, ist beispielsweise aus den Arbeiten von Sträussler und Koskinas zu ersehen. Wir können auch einen Schritt weiter gehen und wir können uns durchaus vorstellen, dass ein beginnender Degenerationsprozess in den Ganglienzellen der Hirnrinde, bzw. in den entsprechenden Nervenbahnen rückbildungsfähig ist. [...] Überschreitet der Degenerationsprozess gewisse Grade, die zahlenmäßig nicht fassbar sind, so entstehen eben Intelligenzdefekte, die nun wiederum – und das ist das Wesentliche für unsere Betrachtung – irreparabel sind. Anders ausgedrückt: Wenn in dem Zeitpunkt, in dem die Fieberbehandlung im Gehirn zu wirken beginnt, die Degeneration nur recht wenig fortgeschritten war, wenn noch eine Rückbildung und andererseits ein Ersatz der Funktionen durch andere Gehirnzellen möglich ist, dann wird man eine Heilung erwarten dürfen, die nicht nur im parasitologischen Sinne als Heilung anzusprechen ist, sondern auch im klinischen, d. h. in diesem Fall im psychologischen Sinne. In solchen Fällen kann man erwarten, dass der behandelte Paralytiker auch geistig wieder die alte Höhe oder doch fast die alte Höhe erreicht. Waren die Degenerationserscheinungen in diesem Zeitpunkt aber schon weit fortgeschritten, bzw. schreitet die Degeneration sehr rasch vor sich, also rascher als der Kampf gegen die Spirochäten sich

¹⁹⁵ Quelle: >Der defektgeheilte Paralytiker<, von Prof. Dr. Karl Pönitz, Halle a. d. Saale, in: >Ergebnisse der gesamten Medizin, hrsg. von Prof. Dr. Th. Brugsch, XIV. Band, 1930.

auswirkt, so wird man vielleicht die Spirochäten abtöten können, man wird verhindern können, dass das Zerstörungswerk der Spirochäten fortgesetzt wird, aber die anatomischen Defekte, die bereits entstanden waren, sind dann so beträchtlich, dass man es nicht nur mit Gehirnnarben zu tun hat, die nur den Anatomen interessieren, dass vielmehr entsprechend auch psychische Defekte zurückbleiben. Und dann haben wir eben den Patienten vor uns, auf dessen außerordentliche klinische und soziale Bedeutung ich zuerst hingewiesen habe, den von mir „defektgeheilten Paralytiker“ genannten Patienten.

Hier die Abhandlung eines Balneologen, dessen Fallstudien mit großer Wahrscheinlichkeit auch auf Ludwig Tieck zutreffen:

Artikel von Dr. S. Pserhofer zu Pápa:

>Einiges über Scrofel, Gicht und Syphilis< ¹⁹⁶

Ehe ich zur weiteren Erörterung aus der Erfahrung über Identität der Scrofel ¹⁹⁷ und der Syphilis schreite, muss ich noch einer dritten Krankheit erwähnen, die nach meiner Ueberzeugung mit in diese Klasse gehört. Ich meine die Gicht. Die Gicht ist ganz dasselbe, was ich aus meinen Aphorismen in dieser Hinsicht mitzutheilen für zweckdienlich erachte, und dabei bloss bemerke, dass diese meine Ansichten seit vielen Jahren aufgezeichnet sind; dass ich in dieser Zeit bei bedeutender Praxis und Anwendung der aufgestellten Grundsätze grau geworden; dass ich endlich als Arzt es für meine grösste Pflicht halte, in den Doctrinen der Medicin mit meiner Zeit fortzuschreiten, aber die Beobachtung am Krankenbette als die Quelle aller Doctrinen für die ärztliche Praxis angehe, und dennoch von den hier als Erfahrungssätzen aufgestellten Aussprüchen abzugehen keinen Grund gefunden habe. ...

Ist es nun noch nöthig zu sagen, dass Alles, was ich bisher über die drei Krankheitsformen gesagt habe, durch die Erfahrung bestätigt wird? Ich habe ja im Gegentheile meine ganze Auffassung derselben aus der Praxis genommen, und ist die Aufstellung einer Theorie in der practischen Medicin in der That weiter nichts, als der Tribut, den unsere Handlungen an die Vernunft schuldig sind, wenn sie nicht gemeine Empirie oder Charlatanismus bleiben sollen.

Practischen Aerzten darf [brauche] ich es doch nicht erst erzählen, dass wir Scrofel, Gicht und Syphilis nur mit eben denselben Mitteln glücklich behandeln. Scrofel und Gicht, so lange sie bloss in der Anlage vorhanden sind, werden durch dieselben diätetischen Mittel von ihrer Entwicklung abgehalten. Nahrungsmittel, Luft, Bekleidung, Arbeit, Bäder, geistige Beschäftigung und Gemüthsstimmung etc. werden überall dieselben erfordert; schädliche Einflüsse und Verschlimmerungsursachen bei allen

¹⁹⁶ Fußn. Hrsg.: Quelle: Zeitschrift für Natur- und Heilkunde in Ungarn. Ausgabe Nr. 22, Pest, den 29. November 1852.

¹⁹⁷ Fußn. Hrsg.: Scrofel, Scrofulose: historische Bezeichnung für Hauterkrankung.

dieselben. Mercur [Quecksilberpräparate] in allen Gestalten und in allen Formen dieser Krankheiten, Jod, Zittmann'sches Decoct, Guajak, Hungeroder Entziehungskur, Ol. Aselli, Sublimat- und Schwefelbäder, Kupfer und andere kräftig alterirende, metallische Salze etc., werden alle und mit Erfolg in jeder der drei Krankheiten angewendet. Hiezu könnte ich noch anführen, dass das Jod wie in der Syphilis, so auch in der Gicht und in der Scrofel nur, wenn die Kraft, die in den Primärformen derselben enthalten, auf andern Wegen und durch andere Mittel bereits gebrochen ist, mit Erfolg zur Anwendung kommen könne. Während ich die Ozaena scrofulosa noch jüngst durch Calomel (bei A. N.), die Caries scrofulosa mit Sublimat (bei L. S.), fast alle Hautkrankheiten und sogar Flecken durch Sublimat beseitigte, behandle ich die geschwollene Thyreoidia und Inframaxillardrüsen mit Jod oder Sublimat äusserlich und innerlich und jedesmal mit Erfolg.

Wenn aber in den drei Krankheiten die Behandlung dieselbe bleibt, diese Krankheiten in vielen äussern Formen sich ebenfalls gleichen¹⁹⁸; wenn wir finden, dass Trippergicht, ohne dass der Tripper unterdrückt worden oder aufgehört hätte, mit Mercurialien behandelt und geheilt werde¹⁹⁹, wenn Dupuytren die gonorrhöische Augenentzündung durch Einstreuungen von Calomel, und Robert Ficinus den Tripper selbst durch Einspritzungen von Calomel behandeln und heilen²⁰⁰: so können diese und ähnliche Thatsachen nur meine Ansicht bestätigen.

Ich mache übrigens nicht die Aehnlichkeit der drei Krankheiten, sondern vielmehr deren Identität geltend. Ich meine, sie sind wie Geschwister, die, wenn auch oft nicht ähnlich, doch denselben Ursprung und dasselbe Blut haben. Auch ist es möglich, dass ich in Beziehung auf deren ersten Grund im Irrthum bin. Es mag sein - und es hat sogar manche Wahrscheinlichkeit für sich - dass die Syphilis die Grundform aller drei ist, und diese nur durch das Alter etc. in Scrofel und Gicht modificirt erscheint. Ich kann nicht umhin zu gestehen, dass uns Alle die alte wissenschaftliche Form und Eintheilung befangen hält, aus der wir schwer hinaus können, und wir glauben darum noch immer, es gebe scrofulösen und gichtischen Tripper und Fluor albus, während sie vielleicht alle syphilitisch sind, und nur in Begleitung derjenigen Formen erscheinen, die wir Gicht und Scrofel nennen.

Wenn ich meine Meinung jedoch nur ebensogut objectiv machen könnte, als sie mir subjectiv wahr erscheint, wäre ich gern zufrieden. ...

¹⁹⁸ Diese Formen sind: Tuberkel, Ausschläge, Geschwüre, Eiter, Knochengeschwülste und Tophen, Gelenkentzündungen, Augenleiden, Ausflüsse, besonders aus den Genitalien, Verhärtungen und Scirrhotitäten, Aphthen und Ozaens.

¹⁹⁹ Schmidt's Jahrb. d. Med., 1851, Heft VI., S. 321.

²⁰⁰ Die Haemospase von Dr. R. Ficinus. S. 161.

Nachtrag

Ehe ich diese Mittheilungen schliesse, muss ich noch Folgendes nachtragen. Die obenerwähnten Schwefelbäder haben nicht nur für Gicht und Scroful ihre grosse therapeutische Bedeutung, sondern auch für Syphilis. Zur Zeit als ich noch Student und junger Arzt in der Hauptstadt war, hörte ich die Alten mit wahrer Indignation darüber urtheilen, wenn ein mit Syphilis behafteter Patient nach Baden [bei Wien] zum Gebrauch der Schwefelquellen angekommen war. Jeder warf den ersten Stein nach dem Arzte, der ihm diess angerathen oder erlaubt hatte. Unkenntniss der vorhandenen Krankheit ward jedenfalls vorausgesetzt. Ich glaubte diess selbst viele Jahre, bis mich der Zufall besser belehrte. Ich behandelte einen hiesigen Mann an der Gicht. Es war im Herbste des Jahres 1842, und der Mann im Alter von 50 Jahren. Er war stets gesund, von bester Constitution, toros schwammig und ebenmässig in allen Theilen, vollaftig ohne Plethora oder Hyperämie, wohlhabend, kinder- und sorgenlos, Bequemlichkeit und Genuss jederart über alles liebend, arbeitsscheu, stets heiter und gesellig, keinem Kummer auf die Dauer Raum gebend, mässig, jedoch nur wie Epicur, d. h. um desto länger und desto öfter zu geniessen, Milch-, Mehl- und fette Speisen seine Leckerbissen, Bier sein Nectar, Habitus apoplectisch, zuweilen an mehrtägiger Stuhlverhaltung leidend; kurz es scheint der liebe Gott hat irgend ein klinisches Handbuch, Kapitel über Gicht, aufgeschlagen, und ihn [den Patient] Wort für Wort nach der Beschreibung eines Gichtcandidaten erschaffen. Im Verlaufe von fünf Jahren behandelte ich ihn zweimal an der acuten Gelenkgicht, welche sowohl die obern als untern Extremitäten betraf. Beide Gichtanfälle waren vollkommen so beschaffen, dass Jedermann sie als Specimina dieser Krankheit ansehen müsste, und zwar vom Anfange bis zum Ausgange. Die Anfälle geschahen beidemale im Herbst, die vollständige Heilung dauerte 6-7 Wochen. Im darauf folgenden Sommer wurden jedesmal die Bäder zu Baden bei Wien gebraucht, welche das erstemal auf 5 Jahre, das zweitemal bis heute noch vor Rückfällen bewahrten.

Im Herbste 1848 zeigte mir Patient einen Chanker am Frenulum, wodurch dieses bereits zerstört worden. Da das Uebel drei Wochen alt war, reichte ich sogleich Sublimat [Quecksilberpräparat] innerlich in Pillen. Ehe noch ein Gran ganz genommen war, erklärte sich Patient für gesund, nahm keine Arznei und kam auch nicht mehr [in die Arztpraxis]. Mitte Winter 1848/49 erscheint ein syphilitisch-papulöser Ausschlag am ganzen Körper, vorzüglich stark im Gesichte, und eine Corona Veneris [das Band der Venus] prangte an der Stirn und am kahlen Schädel. Der Mann wollte aus Nebenrücksichten, die ich errathen konnte, nicht für krank gehalten sein, und pikirte sich selbst mir gegenüber, den Ausschlag für einen gichtischen auszugeben. Er nahm keine Arznei, und kaum wurde das Frühjahr lau, ging er, ohne um Rath zu fragen, in ein warmes Schwefelbad, von wo er nach Gebrauch von 30 und einigen Bädern, vollkommen rein wiederkehrte. Nach seiner Versicherung wurde er auch dort von keinem Arzte behandelt. So

verwundert und überrascht ich hievon auch war, machte ich doch noch in demselben Sommer mit künstlichen Schwefelbädern hier einige Versuche, und da diese bei tertiärer Syphilis, und auch schon beim Uebergange aus der secundären immer von Erfolg gewesen, weise ich meine derartigen Kranken durchgehends dazu an, die warmen Schwefelquellen zu besuchen, was ich bis heute nicht zu bereuen hatte.

Obwohl erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Medizin der Begriff des „defektgeheilten Paralytikers“ geschaffen wurde, ist mit Sicherheit davon auszugehen, dass es auch früher, z. B. im 18. und 19. Jahrhundert, defektgeheilte Paralytiker gab! Ja es ist sogar davon auszugehen, dass es damals mehr defektgeheilte als geheilte Syphilitiker gab, und dass viele Menschen an den Folgen ihrer Syphilis starben, ohne dass dies von den Ärzten erkannt wurde. Die Bäder- und Schwitzkuren waren ja nichts anderes als Wärmebehandlungen, als eine Art Fieberbehandlung. Falls noch ein natürliches Fieber als Abwehrmaßnahme des Körpers hinzukam, konnte ein Paralytiker leicht remittieren, d. h. seine Paralysepsychosen verschwanden, zumindest zeit- oder teilweise. Der Syphilitiker wurde anscheinend wieder gesund. Es blieben jedoch sogenannte Defekte zurück. Die gesundheitsbewussten Syphilitiker, zumeist die Adeligen und die wohlhabenden Bürger, bekämpften lebenslang durch regelmäßige jährliche Bäderkuren ihre Syphilis, um diese unter einem gewissen unschädlichen Niveau zu halten. Dies wurde im 18. und 19. Jahrhundert allerdings mehr vermutet als gewusst. Man bekämpfte die Symptome, wie zum Beispiel rheumatische Schmerzen, Gicht oder Gelenkschmerzen, und erzielte damit unbewusst eine Reduzierung der Spirochäten im Körper. Goethe zum Beispiel kämpfte Zeit seines Lebens durch seine vielen Bäderkuren gegen die Syphilis in seinem Körper. Viele seiner Krankheiten waren Spätfolgen der Syphilis.

Die sogenannten „genialen Syphilitiker“ müssten daher richtiger heißen: „geniale defektgeheilte Syphilitiker“ oder „geniale Präparalytiker“.

Indizien für eine Neuro-Lues bei Ludwig Tieck

Letters of, 4. Brief: Ludwig Tieck an Sophie Tieck -
Leipzig, den 29. Juni [1796]

... Ich bin sehr froh und gesund, so sehr, als ich es nie gewesen bin; ich bin zufrieden mit mir und der ganzen Welt. Es wird nun endlich, hoff ich, der Streit in mir aufhören, der mich mit so großer Gewalt oft zu tausend Dingen trieb, die meiner Natur eigentlich ganz fremd waren.

Ich hoffe, Du und alle guten Menschen sollen immer mehr und mehr mit mir zufrieden werden [Indiz für Neurasthenie]. - Ich habe auf dieser kleinen Reise in tausend Rücksichten viel gelernt; wir sprechen wohl mündlich noch darüber; liebste Schwester, ich wünsche nur, daß ich

*Dich recht gesund wiederfinde, **Deine Kränklichkeit ängstigt mich unaufhörlich**, sonst würde ich noch weit vergnügter gewesen seyn.*

Indiz einer Nervenschwäche (Neurasthenie) bei Ludwig Tieck.

Sophie Tieck-Bernhardi schrieb an Ludwig Tieck:

SLBD, App. 273, Brief Nr. 23, von Anfang Mai 1800²⁰¹

Liebster Bruder,

*daß du noch immer nicht wohl bist, hat mich recht sehr betrübt; du soltest ernstlich etwas für deine Gesundheit thun; du sprichst ja davon, daß du die Gicht im Winter wieder haben würdest als von einer Sache, die sich ganz von selbst verstünde. **Ich fürchte immer, daß du noch die alte Furcht vor den Arzneien hast und sie deswegen nicht ordentlich [ge-]brauchst.***

Indizien: Hat man nur im Winter Gicht? Nein. Die Gicht war eine „verlarvte“ Syphilis, die Symptome waren der Gicht ähnlich. Die Arzneien, die man damals gegen Syphilis gebrauchte, vor denen konnte man sich wahrlich fürchten.

Brief von Johann Heinrich Voß dem jüngeren an B. R. Abeken - vom 23.02.1804 (Quelle: Gräf, 1, S. 42, LB Dresden)

*... **Im Tieck [in Tiecks Werk] finde ich, wenn auch nicht verworrene Vorstellungen, doch verworrene Bezeichnungen bei noch so dichterischen Ideen ... Ich weiß nicht, ob ich mich hinlänglich so deutlich ausgedrückt habe, wie ich denke. ...***

Nicht nur Silbenstolpern ist ein Indiz für eine Präparalyse, sondern auch Konzentrationsstörungen und verworrene Vorstellungen und Bezeichnungen (ungenau Wortwahl).

Ein weiteres schwerwiegendes Indiz ist ein Brief von Friedrich Tieck an A. W. Schlegel. Dieser Brief wurde von Josef Körner in Coppet gefunden, aber nicht in seinem Sammelwerk >Krisenjahre der Frühromantik< veröffentlicht. Die berechtigte Frage lautet: Warum nicht? - Offensichtlich aus Gründen der Selbstzensur, weil darin zu viel Negatives über Ludwig Tieck ans Tageslicht gekommen wäre. Von 52 Briefen Friedrich Tiecks an A. Wilhelm Schlegel veröffentlichte Körner nur 7 Briefe!²⁰²

Friedrich Tieck an A. Wilhelm Schlegel - Rom, den 9. April 1806²⁰³

²⁰¹ Quelle: Freie Internet-Ressource. Einige Originalbriefe Sophie Tiecks an Ludwig Tieck, die sich in der Sächsischen Landes-Bibliothek Dresden (Abk. SLBD) befinden, sind online gestellt, auch mittlerweile veröffentlicht unter dem Titel >Sophie Tieck – Briefe an den Bruder Ludwig<, herausgegeben von Renata Dampc-Jarosz und Hannelore Scholz-Lübbering, Böhlau Verlag 2020.

²⁰² Fußnote Hrsg.: Sie sind jetzt veröffentlicht in >„Geliebter Freund und Bruder“ - Der Briefwechsel zwischen Christian Friedrich Tieck und August Wilhelm Schlegel in den Jahren 1804 bis 1811<, hrsg. von Cornelia Bögel, Dresden 2015.

²⁰³ Quelle: Tieck-Studien, Band 1, hrsg. von Achim Hölter, Stefan Nienhaus und Walter Schmitz: >„Geliebter Freund und Bruder“ - Der Briefwechsel zwischen Christian Friedrich

... Verzeihe mir und nimm es nicht übel, das[s] ich so von meinem Bruder [Ludwig Tieck] spreche und bedenke, das[s] ich auch dich als meinen Bruder zehle [zähle], aber mich empört sein Betragen, selbst krank auf den Todt musste meine Schwester in München jede Last seiner Krankheit ertragen, die er sich durch Erkältung, und höchst wahrscheinlich durch etwas zu übertriebenen Genuß zu gezogen hatte, denn er kannte vortrefflich alle öffentlichen Mädchen von München.

Da, kaum konnte er dort wieder ausgehn, als er heimlich einen Abend fortlief, während ich da war, um von neuem eine zu besuchen. Du weist, das[s] er [von München nach Ziebingen] zurückkehren wollte, **und nur mit hieher [nach Rom] gereist ist, um sich herzustellen,**²⁰⁴ da er also nicht auf unsre Bitte, sondern [als] der Gast meiner Schwester hi[e]r ist, sollte er sich auch als solcher betragen, aber nichts weniger sucht er nur auf jede Art meine Schwester zu kränken ...

Mit Syphilis konnte man sich nicht nur durch Geschlechtsverkehr mit „öffentlichen Mädchen“ anstecken, sondern auch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, auf völlig „unschuldige“ Weise, durch einen harmlosen Kuss, unsauberes Essgeschirr, usw. Siehe dazu das Werk von Ernst Bäumler mit Titel >Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit<, 2. rev. Auflage 1997.

Auch die Briefe von Clemens und Bettina Brentano enthalten Indizien für eine Syphilis-Erkrankung.

Brief von C. Brentano an A. von Arnim – Anfang Oktober 1806

... blieb Tieck acht Tage in Heidelberg und erquickte Creuzer, Daub, Loos und Compagnie mit Seelenspeise. Man zerriß sich um ihn, und da ich kein recht lebendes Mitglied jener Gemeinde bin, kam er gewöhnlich um 12 Uhr nachts erst zu mir und redete gar anmutig und schön hintereinander. ... Tieck war unendlich fleißig in der Vatikanischen Bibliothek²⁰⁵; er hat ein halbes Jahr alle Tage darin abschreibend zugebracht²⁰⁶; er gibt es ganz neudeutsch mit einigen Gesängen vermehrt, die in die Reihe dieser Heldenlieder gehören und vorher nie gedruckt wurden. In einigen Wochen wird ein Programm, das er schreibt, das Ganze einleiten und über seine folgenden Unternehmungen - >Parzival<, >Titurel<, eine Geschichte der

Tieck und August Wilhelm Schlegel in den Jahren 1804 bis 1811<, herausgegeben und kommentiert von Cornelia Bögel, Dresden 2015.

²⁰⁴ Fußnote Hrsg.: Die Erwähnung, dass Ludwig Tieck nach Rom, in den heißen Süden, reiste, um sich „herzustellen“, ist ein weiteres Indiz, dass er aus Gründen der Wiederherstellung seiner Gesundheit wegen seiner Syphilis zu seiner Schwester nach Italien kam. Siehe den folgenden Brief von Tieck an Solger.

²⁰⁵ Fußnote Hrsg.: Das halte ich für eine Übertreibung, entweder von Ludwig Tieck oder von Clemens Brentano, denn wie „unendlich fleißig“ Ludwig Tieck war, das haben wir bereits früher mehrfach gesehen.

²⁰⁶ Fußnote Hrsg.: Ich bezweifle sehr stark, dass Ludwig Tieck die altdeutsche gotische Schrift und Sprache des Mittelalters lesen und verstehen konnte.

deutschen Poesie in zwei Bänden - und überhaupt über seine ganze Ansicht des Mittelalters Rechenschaft geben. Er [Ludwig Tieck] ist durchaus leichter, fröhlicher und nicht mehr so tot und verderblich als in Ziebingen. ... Mit Maler Müller ist er in Rom beständig gewesen; er hat ihn unmäßig lieb, und es ist ein rührender Beweis seines trefflichen, würdigen Gemüts, wie er sich bemüht, den Ruhm und die Ehre dieses in Ferne, Neid und Mißverständnissen für die Welt beinah ganz verlorengegangenen großen Dichters zu retten. Ostern kömmt eine neue Ausgasbe aller Müllerschen Werke, vermehrt und verbessert mit Nachrichten über den Mann und sein treuloses Geschick, von Tieck heraus²⁰⁷ bei Schwan und Götz in Mannheim; an einer kleinen Schrift Müllers gegen Kotzebue Geschwätz über Rom, die Tieck mitgebracht, wird bereits gedruckt.²⁰⁸ ... Von hier [Heidelberg] bin ich mit Tieck nach Frankfurt gereist, wo er nach Dichterart trotz seiner überfließenden Ernsthaftigkeit Weib und Kind noch acht Tage [lang] vergaß, die er von morgens 7 bis nachts 12 Uhr alle rund und rein in den Labyrinthen des „Goldnen Kopfs“ zubrachte. Er hat sich unendlich bei uns gefallen ... alles hat ihn geliebt – er ist von Stube zu Stube herumgezogen, hat drei Shakespeare-Stücke vorgelesen, wobei Bethmann dreimal eingeschlafen. George, der jetzt an Liebenswürdigkeit und Anmut mit Franz wetteifert, hat ihn besonders liebgewonnen. Mit Bettinen ist er [Ludwig Tieck] auf du und du gekommen ... Sie hat auch schön mit ihm gesprochen; ihr Wesen hat ihn tief gerührt – er [Tieck] hat ihr sehr zugeredet zu dichten; sie [Bettina] hat es auch versprochen. Was ihren Gesang betrifft, d. h. den extemporierten, so habe ich ihn [Tieck] Tränen weinen sehen, und er versicherte – er, der Kirchenmusikus [?] - daß er durch sie [Bettina] zuerst seine Ideenreihe über die Musik ergänzt fühle, daß er nie etwas Ähnliches gehört habe und daß er [Tieck] jetzt wisse, wie die Musik entstanden sei ...

Kommentar: Das müssen im wahrsten Sinne des Wortes Wahnsinnsszenen gewesen sein. Bei Bettinas Gesang kamen dem „Kirchenmusikus“ Ludwig Tieck die Tränen. Seine „Ideenreihe über Musik“ - weiß der Teufel was damit gemeint ist - sei durch Bettina ergänzt worden. Und jetzt wisse er, „wie die Musik entstanden sei“. Da wird einem fast bange in dem Kreise, wie Goethe in den Wahnsinnsszenen der >Nachtwachen von [des] Bonaventura< treffend sagte.

Weitere präparalytische Briefe sind folgende:

Bettina an Ludwig Tieck – 3. Oktober 1806

Schon lange habe ich geglaubt, über all den Schmerz hinaus zu sein, den mir Entfernung, Vergessenheit von Freunden verursachen könnte, und nun betrübt mich alles ... Lieber Tieck, wenn Sie mir gut sind, so verkennen

²⁰⁷ Dieser Plan zerschlug sich kurze Zeit später, da Maler Müller von Tiecks Schwester Sophie seine Forderungen mit Nachdruck zurückverlangte und dies von Ludwig Tieck zum Anlass genommen wurde, sich von der Herausgabe der Werke Müllers zurückzuziehen.

²⁰⁸ Diese Schrift, die Tieck nach Deutschland mitbrachte, hat er entweder gar nicht überarbeitet, was er Maler Müller versprach, oder vieles darin verschlimmbessert.

Sie all dies nicht; jemand, der so lebhaft alles fühlt wie ich, der kann sich nicht weniger lebhaft ausdrücken – es ist keine Frage, daß mir Gott mehr gewähren muß wie andern, er muß mir alles gewähren (denn er hat mir das Entbehren nicht anerschaffen), mithin auch Ihre Liebe, und deswegen bin ich auch wieder getröstet.²⁰⁹

Gestern war ich wieder zum erstenmal auf demselben Platz [?] im Garten; Sie [Ludwig Tieck] waren auch da, einen Augenblick – Ihre Füße sah ich deutlich auf der Treppe stehen²¹⁰; ich ging weg, mag auch in meinem Leben nicht wieder hin – ich mögte Sie wohl nie wieder dort finden – das könnte mich schmerzlich beleidigen. Ich bin so glücklich, Gott meint es so gut mit mir; er will mich erhöhen, er will mich bessern durch das größte auf Erden, durch die Liebe, und ich sollte widerstehen wollen? Nein, gewiß nicht ...

Das klingt verdächtig nach einer flüchtigen Affaire zwischen Bettina Brentano und Ludwig Tieck.

Bettina an Friedrich Karl von Savigny – Oktober 1806

... Ich könnte dir manches sagen von mir; mein Herz war eine zeitlang so süß genährt – ich gäbe diese Nahrung nicht um mein Leben. Meline wird dir schon geschrieben haben, daß [Ludwig] Tieck hier war; ich weiß nicht, wie ich es verdient habe, aber Gott hat sanfte Werkzeuge, womit er mein Gemüt zur Ruhe lenkt. ... Tieck beehrte so herzlich, so brüderlich mein Vertrauen, ja es schien selbst, als ob er es eben zu seiner wie zu meiner Glückseligkeit beehrte. Er legte zugleich soviel Weisheit an Tag mit aller Unschuld, in der sein Gemüt eingeboren ist. Ich mag nichts weiter sagen, aber wenn ich glaube, daß du je einen Freund haben könntest, der deiner Liebe wert wäre, so ist es dieser, ja dieser. Seine Bücher sind nichts gegen ihn, und dies beweist eben, daß das, was man in sich würdigt, nicht so leicht sich preisgeben läßt; er selbst hat es mir auch gesagt. „Oh“, sagte er; „ich habe oft das Verlangen, mir die Brust aufzureißen; wenn Blut kömmt, denke ich, kommen auch die Gefühle, die Gedanken, die ich in solchen Augenblicken nicht zur Sprache bringen kann.“

Dies habe ich Euch [Schwager Savigny] nun alles im Vertrauen gesagt ... ihr sprecht nichts davon. Er hat mir begehrt, ich soll ihm schreiben. Dies hab ich auch getan – recht aus Herzensgrund lautere reine Wahrheit, denn er versteht die Kunst, unendlich Vertrauen zu erwecken. Er hat mir aber nicht geantwortet; das macht mich von Zeit traurig, oft sehr, dann wieder weniger, wie es kommt. ...

Kommentar: Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit manche Präparalytiker das Vertrauen ihrer Mitmenschen erschleichen können. Auf Antwort kann sie bei Tieck lange, sogar sehr lange warten.

²⁰⁹ Die Präparalyse verursacht erotische Enthemmung. Gott ist daran Schuld, dass Bettina ihre Triebe nicht mehr unter Kontrolle hat? In Wirklichkeit war die Syphilis die Schuldige.

²¹⁰ Eindeutige präparalytische Halluzinationen.

Fast ein Jahr später, im August des Jahres 1807, war die Affaire Bettinas mit Goethe.²¹¹ Die erotische Hemmungslosigkeit Bettinas ist ein starkes Indiz, dass auch sie eine Syphilitikerin war.

Ein weiteres schwerwiegendes Indiz für Tiecks Neuro-Lues finden wir im folgenden Brief an K. W. F. Solger.

76. Brief: L. Tieck an K. W. F. Solger – Ziebingen, den 16. May 1818

*... Diese Reise zu Ihnen ist jetzt meine schönste Aussicht, obgleich ich gerade in diesen Tagen allen Muth wieder verlohren habe, denn ich befinde mich schlechter, als seit sehr langer Zeit, ich leide so sehr an der Gicht [in Wirklichkeit: an Depressionen und an syphilitischen Schmerzen, die sich wie Gicht – Goethe sprach von „verlarvter“ Gicht - manifestieren], daß mir selbst diese Zeilen durch die Schmerzen sehr beschwerlich werden. Oft muß ich denken, daß mein Leben wohl eigentlich beschlossen ist, und alle weitaussehenden Plane von Genuß, Arbeit und Wirken erscheinen mir dann thöricht: wie bin ich nun schon seit 1805, an allem gehindert! Die größte Zeit krank, bettlägerig oder doch so unpaß, daß ich die wenigste Zeit arbeiten oder denken konnte [kann man bei Gicht nicht mehr denken?]. **Ducke ich nur etwas wieder auf, so begeistert mich ein jugendlicher Leichtsinn [Euphorie] und ich entwerfe Plan über Plane, wie für ewige Zeiten von Kraft. So geht es auf und ab, ein Wechsel von Aufschieben, von Bereuen [Depressionen], von schneller Thätigkeit und Abspannung [Lethargie]. Wegen meiner oft erzwungenen Heiterkeit halten mich alle meine Freunde nicht für so krank, als ich in der That bin! Dies Frühjahr ist besonders gefährlich. [...] Ja, könnte ich wieder ein oder gar zwei Jahre in Italien leben! Diese fortgesetzte Wärme würde mir mehr gut thun, als alle [Bäder-]Curen. Wäre ich noch im Jahr 1806 dort geblieben, statt nach einem Jahre zurück zu kommen, so wäre ich vielleicht, ja wahrscheinlich, auf meine Lebenszeit gesund geworden, denn seit dem Augenblick, daß ich Anfang August in Rom angekommen war, geschahen Wunder mit mir, meine Kräfte nahmen sichtbar zu, da bis dahin alle Bäder [Badekuren] und Medikamente so wenig gewirkt hatten.***

Die Tatsache, dass im heißen Klima Italiens seine Beschwerden völlig verschwunden waren, sind ein weiteres starkes Indiz für eine Syphilis.

Im folgenden Brief – betrifft das Jahr 1808 - ist ebenfalls von einer Sexaffaire Ludwig Tiecks auszugehen:

Trainer II, S. 112: Sophie an Friedrich Tieck -
Arroküll, den 6. Januar [1819]

... Du [Friedrich Tieck] hast mir einigemale von der Fräulein Nina Hartel geschrieben ... Der Bruder [Ludwig Tieck], welcher in Wien [August bis Mitte Oktober 1808] ihr erklärter Liebhaber war, verglich sie, der Gluth der Sinne wegen, mit der Cleopatra. Nachher war sie [Friedrich] Schlegels Geliebte, früher und später vieler anderer ...

²¹¹ Siehe L. Baus, >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, VII. erweiterte Auflage, Homburg/Saar 2024.

Man kann sich mehrmals mit Syphilis infizieren.

Die Beeinträchtigung der Syphiliserkrankung an Ludwig Tiecks Denk- und Arbeitsfähigkeit ist aus folgenden Briefstellen ersichtlich:

Brief von Tieck an Friedrich Schlegel – Ziebingen am 16. Dez. 1803

... Ich fange an fleißiger zu werden, als ich nur jemals gewesen bin. Das einzige hält mich jetzt noch zurück, etwas hervorzubringen, daß es mir so wie dem Sternbald geht, der Gegenstand dünkt mich jedes mal so wichtig, daß ich zage und bange bin, ihn darzustellen, und ich schließe, daß außer deinen Studien dich auch dieses Gefühl wohl mit abgehalten hat, die Werke zu vollenden, welche du schon seit einiger Zeit angekündigt hast. [...] Nach vielfältigem und zum Teil mühseligen Studium über die Nibelungen habe ich nun auch meine Ausarbeitung vorgenommen und bin schon ziemlich weit darin vorgerückt. Ich habe eingesehn, daß es immer am besten wäre, ein solches Werk in Gesellschaft zu bearbeiten und ich vermisse dich darum recht, daß du jetzt so weit von uns entfernt bist. [...] Ich habe daher meine Absichten bei diesem Gedichte zusammenziehen müssen, weil ich endlich einseh, daß so wie ich angefangen, ich mit meinen Studien darüber niemals zu Ende kommen würde, daher erscheint es nun wenn es fertig sein wird nur als das alte, hin und wieder deutlicher, an einigen Stellen etwas erweitert und etwas mehr im Zusammenhange mit sich selbst, daher als ein retouchierter Abdruck des alten Gedichtes, wenn es dir daher nicht gar sehr entgegen ist, so bitte ich dich recht sehr, noch mit deiner Arbeit darüber, von der du mir im letzten Briefe Meldung getan, zurück zu halten, weil sich jetzt diese beiden Sachen zu sehr begegnen würden, ich auch meinen Versuch wohl ganz zurück halten müßte. Was du mir von der Ausgabe des Gedichtes selbst sagst, die möglich ist, es wie einen alten Klassiker zu bearbeiten, ist recht mit meinen Gedanken zusammen getroffen, ich habe manches in der Idee gearbeitet, und ich wollte dich fragen, ob wir diesen Plan nicht in Gesellschaft ausführen könnten, was mich ganz außerordentlich freuen würde. Du hast gewiß dort Gelegenheit, manches über dieses Gedicht zu entdecken, über seinen Zusammenhang mit ältern, ich könnte einen Aufsatz liefern über dasjenige, was die historische Wahrheit darin ist, worüber ich vieles gefunden habe, und auf Spuren gekommen bin, welche mich hoffen lassen, noch mehr zu entdecken. Hier könntest du dem Texte gegenüber deine Übersetzung geben, und gemeinschaftliche Noten von uns und auch vielleicht Wilhelm über einzelne Stellen und die Sprache des Gedichtes. Antworte mir doch hierüber, ob du gesonnen bist, dich auf eine solche Arbeit mit einzulassen. ...

Dieser Brief erscheint mir wie ein Hilferuf Tiecks. Er hat Hemmungen „etwas hervorzubringen“ und „der Gegenstand dünkt mich jedesmal so wichtig, daß ich zage und bange, ihn darzustellen“. Das ist psychisch auffällig. Und dann kommt ihm der rettende Gedanke: „*Ich habe eingesehen, daß es immer am besten wäre, ein solches Werk in Gesellschaft zu bearbeiten und ich vermisse dich darum recht, daß du jetzt*

so weit von uns entfernt bist“. Er bittet Friedrich Schlegel geradezu um Hilfe: *„... und ich wollte dich fragen, ob wir diesen Plan nicht in Gesellschaft ausführen könnten, was mich ganz außerordentlich freuen würde.“*

Weitere Anzeichen einer Präparalyse bei Ludwig Tieck sind diese Stellen im Brief:

... Oft fallen mir Gedanken bei, ja ich möchte sagen, ganze Bücher von Gedanken oder Systeme, die für dich eigentlich gehörten, und dann fehlst du mir; dann fühle ich von neuem so schmerzlich, wie jeder gestorbene und entfernte Freund ein entrissenes Organ unseres Innern ist, wie unsere Liebe darum do mannichfaltig sein darf, um sich erst frei in unendlichen und unendlich verschiedenen Gegenden unseres Gemüthes zu entwickeln, und im eignen Innersten dann wieder zu fühlen, wie alle Strahlen denselben Mittelpunkt suchen, sich in ihm verliehren, mit neuen Farben und Kräfteften daraus hervorspielen. Ich bin um so mehr Individuum, um so mehr ich mich in alles verliehren kann; es ist kein Verliehren, denn wir verstehn, fühlen eine Sache nur, insofern wir die Sache sind. ... So ist es mit allem, was man wirklich liebt, indem man es liebt, geschieht es ja auf ewig, das Abtrennen von der Liebe, welches ich an so vielen Menschen gewahr werde, ja womit sie sich recht viel wissen und die Fortschritte ihrer Bildung und Verbesserung darnach abmessen, daß sie nun wieder verschmähen können, was sie vor Kurzem geliebt, halte ich nur für den schnödesten Selbstmord. Denn selbst wenn ich einen Irrthum liebe, ist es ja doch der Irrthum nicht, den ich liebe. ...

Das ist paralytischer Galimathias, geistige Verwirrtheit im höchsten Grade, die verzweifelt Hilfe bei Freunden sucht. Ganze Bücher von Gedanken fallen Tieck ein, aber kein einziges Wort kann er zu Papier bringen. Oder: *„Ich bin um so mehr Individuum, um so mehr ich mich in alles verliehren kann; es ist kein Verliehren, denn wir verstehn, fühlen eine Sache nur, insofern wir die Sache sind.“* Oder: *„Denn selbst wenn ich einen Irrthum liebe, ist es ja doch der Irrthum nicht, den ich liebe.“*

Auch im Brief vom 16. Mai 1818 an Solger schreibt Tieck, dass er einen Freund bräuchte, um mit ihm gemeinschaftlich Shakespeare-Studien betreiben zu können. Offensichtlich fehlt Ludwig Tieck die geistige Kraft und Konzentration dazu: *„Ich denke ich bringe Ihnen [Solger] doch vieles von den Engl[ischen] Sachen mit, Sie finden doch vielleicht Zeit, einiges zu lesen und mit mir darüber zu sprechen. Gar zu gern hätte ich mit einem Freunde diese Studien gemeinschaftlich gemacht, man sieht dann so viel mehr, und Kadach hätte es so leicht und gut gekonnt, denn er hatte mit meiner Hülfe es schon sehr weit im Engl[ischen] gebracht, aber in ihm ist nichts im Zusammenhang, er verschleudert alle seine Zeit in ununterbrochener Zerstreung,²¹² so daß er eigentlich keinen Beruf*

²¹² Fußnote Hrsg.: Tieck sucht verzweifelt Hilfe bei Solger und dem Pastor Kadach. Er braucht einen Redakteur oder sogar einen „Ghostwriter“ für seine unvollendeten

gefunden hat. Er hätte selbst literarisch etwas leisten können, denn es giebt in allen Aufgaben so viele Unterabtheilungen, so viel zu berichtigen und aufzuräumen, daß jeder fleißige und gute Kopf was Ansehnliches helfen kann. Wie oft habe ich ihn dazu aufgemuntert. Eben so im Spanischen. Selbst Auswahl von Uebersetzungen wäre in so vieler Hinsicht ersprießlich, man müßte alles thun, um die leere Liebhaberei der Deutschen, mit der sie sich schon seit 1756 und früher [unleserlich], endlich in ein gründliches Studium und Erkennen zu verwandeln. Ich traue mir fast zu, der Direktor einer solchen Anstalt zu sein,²¹³ die, wenn ich die Gesellen fände, nach zehn Jahren nach meiner Anweisung gewiß etwas geleistet haben sollte. Das Schlimmste bei uns ist, daß jeder Unterarbeiter und fleißige Forscher auch zugleich Meister und Geschmacksverbreiter und Bildner seiner Nation sein will. Keiner will sich als Subaltern befriedigen²¹⁴, woraus nur das Rechte hervorgehn kann und die vielen unnützen Entdeckungen und unwichtigen Wichtigkeiten vermieden werden. (Ich sprach schon neulich darüber). Schütz hat für eigentliche Studien gar keinen Sinn und kann sie nie machen, er hat zu sehr die Vorkenntnisse aller Art versäumt, daher kann er auch alles und zugleich nichts brauchen ...“

Auch Freund Schütz kam als Ghostwriter und Redakteur nicht in Frage.

Der Brief an Vater Goethe vom 24. Dezember 1819 ist ebenfalls ein Zeugnis für Ludwig Tiecks geistige Kraftlosigkeit und Konzentrationsprobleme, so dass er nicht mehr in der Lage war, seine Shakespeare-Studien fertigzustellen:

... Ew. Excellenz hätten seit lange schon einige Nachrichten von mir erwarten können, nachdem ich vor zwei Jahren das Glück hatte, Sie bei meiner Rückkehr aus England in Weimar zu sprechen. Störungen aller Art hielten mich ab, sogleich den kleinen Aufsatz zu machen, was man in solchen Fällen immer thun sollte, denn aufgeschoben ist wahrlich aufgehoben. Dann entwarf ich ihn und muß ihn in meinen Papieren verlohren haben, bildete mir aber ein, ich habe ihn abgesandt. Als ich mich aber meiner Nachlässigkeit deutlicher erinnerte, war mein Gewissen lange Zeit um so böser, und nur Krankheit, Reisen, und endlich die Veränderung meines Wohnortes, (indem ich mich seit dem Sommer wieder in Dresden aufhalte) und alles Packen, Verlust von Büchern und Papieren, was damit verbunden zu sein pfllegt, haben meinen Brief verhindert. Bücher und Papiere sind grossentheils noch in Ziebingen ...

Was nun beikommende Blätter betrifft, so enthalten sie wohl zu viel und zu wenig. Indem ich diese Notizen von neuem niederschrieb, entfloß der

Manuskripte, die zu beenden er geistig nicht mehr in der Lage ist wegen seiner Neuro-Lues.

²¹³ Fußnote Hrsg.: Dieses Ansinnen von Tieck ist geradezu grotesk! Er will Direktor einer Anstalt für Übersetzungen von schöngeistigen Werken werden? - Kein Problem, denn dazu muss er nur ein Verleger sein. Aber dazu fehlte ihm das notwendige Kapital.

²¹⁴ Unzutreffende Bezeichnung. Richtig wäre: als Subaltern [Untergebener] zufrieden geben.

*Feder manches, was in meiner Arbeit über diesen Dichter wohl annehmlicher und überzeugender erscheinen mag, weil eine Untersuchung der andern, und ein Faktum dem andern die Hand biethet. Ich glaube den Dichter und vieles in seinen Werken aus einem andern Standpunkte anzusehn; ich bilde mir ein, viel Neues aufgefunden zu haben; ich wähne oft, allen müsse dies neue, was ich Entdeckungen nenne, eben so wichtig sein, als mir selber, - aber für wen schreibe ich am Ende? Die Materialien haben sich mit jedem Jahre angehäuft, es fordert jezt fast mehr Kunst, wieder wegzulegen als herbei zu schaffen, denn so viel ich auch erörtere, muß ich doch immer wieder eine gewisse Kenntniß voraussehen, die nicht da ist, und eine Liebhaberei fordern, die unbillig ist zu verlangen.²¹⁵ **Wie glücklich wäre ich, nur manchmal ein Wort aus Ihrem Munde hören zu können, und wie viel glücklicher, wenn ich alle diese Studien in Ihrer Nähe hätte machen, oder mit Ihnen wieder durchgehn können. Ich bitte also, meine beiliegenden Blätter mit gütiger Nachsicht aufzunehmen, die vielleicht auch überall zu spät eintreffen. Ist dies nicht der Fall, und sind Sie auf irgend ein kleineres oder grösseres Buch oder Mscpt neugierig, oder glauben Sie es brauchen zu können, so bitte ich nur, über meinen Vorrath unbedingt zu gebiethen, denn wenn ich auch gleich fortwährend in diesen Englischen Sachen lese, so kann ich mich doch von jedem immer auf gewisse Zeit trennen, und ich würde mich sehr glücklich schätzen, Ihnen dadurch irgend ein Vergnügen zu machen. Wie froh wäre ich gewesen, hätte ich vor Jahren diese Manuskripte sehn, oder gleich den Hawkins, oder die Quartausgabe haben können, aber freilich darf ich die Liebhaberei andrer Männer [damit ist Vater Goethe gemeint] nicht nach meiner zu brennenden Neugier beurtheilen. ...***

Ludwig Tiecks Badekuren

- 1803 zusammen mit von Burgsdoff in Karlsbad, Badekur möglich.
- 1805 Reise nach Italien zur Wiederherstellung seiner Gesundheit²¹⁶
- 1810: Badekur in Baden-Baden.
- 1811: Badekur in Warmbrunn.
- 1821: Badekur in Teplitz.
- 1823: Badekur in Teplitz.
- 1826: Badekur in Teplitz.
- 1828: Badekur in Baden-Baden.

²¹⁵ Fußnote Hrsg.: Diese Zeilen sind ein unverkennbares Indiz für die geistige Verwirrtheit, Gedächtnisschwund und Unkonzentriertheit von Ludwig Tieck, verursacht durch eine syphilitische Präparalyse. Und er fragt sich mit Recht: für wen oder was tue ich das?

²¹⁶ Siehe oben den Brief von L. Tieck an K. W. F. Solger vom 16. May 1818: „Ja, könnte ich wieder ein oder gar zwei Jahre in Italien leben! Diese fortgesetzte Wärme würde mir mehr gut thun, als alle [Bäder-]Curen. Wäre ich noch im Jahr 1806 dort geblieben, statt nach einem Jahre zurück zu kommen, so wäre ich vielleicht, ja wahrscheinlich, auf meine Lebenszeit gesund geworden, denn seit dem Augenblick, daß ich Anfang August in Rom angekommen war; geschahen Wunder mit mir; meine Kräfte nahmen sichtbar zu, **da bis dahin alle Bäder [Badekuren] und Medikamente so wenig gewirkt hatten.**“

1830: Badekur in Baden-Baden.
1834: Badekur in Baden-Baden.
1836: Badekur in Baden-Baden. Auf dem Weg dahin schwerer Unfall.
Mit Sicherheit sind nicht alle Badekuren Tiecks überliefert.

Brief von Eduard von Bülow an Fr. von Uechtritz -
Dresden, den 9. März 1841 [nach dem Tod von Tochter Dorothea]

... Sie erinnern sich vielleicht, auch schon früher von der großen Aengstlichkeit der Tieckschen Familie gegen ansteckende Hautkrankheiten gehört zu haben ...

... Er [Ludwig Tieck] sagte mir, sie [Dorothea] habe ihn wie ein Gespenst Tag und Nacht verfolgt ...

Die Syphilis zählte zu damaliger Zeit zu den Hautkrankheiten. Und dass seine Tochter Dorothea ihn [vor und/oder nach ihrem Tod] „wie ein Gespenst Tag und Nacht verfolgt“ habe, ist psychisch auffällig.

Welch unterschiedliche Arten von Verläufen es bei der Neuro-Lues und bei den defektgeheilten Paralytikern gab, ist nachzulesen in >Die genialen Syphilitiker< von Brunold Springer und in dem umfangreichen Werk >Genie, Irrsinn und Ruhm< von Wilhelm Lange-Eichbaum, 7. völlig neubearbeitete Auflage von Wolfgang Ritter, München und Basel 1987. Eine weitere hochinteressante Veröffentlichung zum Thema Syphilis ist das Buch von Ernst Bäumlner mit Titel >Amors vergifteter Pfeil – Kulturgeschichte einer verschwiegenen Krankheit<, 2. rev. Auflage, Frankfurt am Main 1997. Darin sind ebenfalls viele berühmte Künstler erwähnt, die an Neuro-Lues erkrankt waren.

Im folgenden Kapitel finden wir weitere psychische Auffälligkeiten im Denken Ludwig Tiecks und einige Schilderungen seines angeblichen Gicht-Leidens, die eindeutig eine Syphilis-Erkrankung erkennen lassen.

Psychische Auffälligkeiten und Hasstiraden gegen Vater Goethe im Briefwechsel Tieck-Solger

Die Briefe, die Tieck in den Jahren 1815 bis 1819 an K. W. F. Solger schrieb, sind ein präparalytisches Sammelsurium aus Aggressionen, Depressionen, Größenwahn und Euphorie und ein beinahe unglaublicher Galimathias an wirren, großsprecherischen Phrasen, die gelehrt klingen, aber meistens reiner Unsinn bedeuten. Die Unterwürfigkeit, die Lobhudeleien über Solgers Werke und die Aufschneidereien über Tiecks eigene angebliche Gelehrtheit in Fragen der Ästhetik, des Theaters und seiner angeblichen Shakespeare-Forschungen sind zu offensichtlich, um nicht durchschaut zu werden: Der eigentliche Zweck dieser Briefe war, irgend eine Anstellung im preußischen Staatsdienst oder besser noch gleich eine Pension zu erhalten. Nicht zuletzt deswegen grenzte sich Tieck

weltanschaulich in aller Offenheit von seinem Vater, dem weimarischen Olympier und erklärten Heiden, ab und propagierte sich selber als ein konservativer, monarchietreuer und rechtgläubiger frömmelnder Christ.

Die >Briefe von und an K. W. F. Solger< wurden erstmals 1826 von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer herausgegeben, und zwar im 1. Band, Leipzig 1826, und wie sich herausstellte nicht vollständig. Eine zweite Ausgabe, die ausschließlich den Briefwechsel zwischen Solger und Tieck beinhaltet, wurde ediert von Percy Matenko mit Titel >Tieck and Solger – The complete correspondence<, New York and Berlin 1933. Die ausgelassenen Stellen in den Briefen von Tieck an Solger sind von mir zur Kennzeichnung in einer anderen Schrift abgedruckt. Zwei Briefe, Brief Nr. 71 vom 15. Februar 1818 und Brief Nr. 76 vom 16. Mai 1818, fehlen vollständig in der von Tieck und Raumer veranstalteten Briefausgabe von 1826.

7. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 11. Febr. 1812

... Doch sind Plane zu vielen Schauspielen aus der Deutschen Geschichte in meiner Seele fertig, und ich werde diese mit besondrer Liebe ausarbeiten, wenn mir Gott noch Leben schenkt, (wie sich unsre Vorfahrcu ausdrücken) um meinen Landsleuten zu zeigen, daß ich mich wohl zu ihnen rechne. Hab' ich doch fast zuerst mit Liebe von der Deutschen Zeit gesprochen, als die meisten noch nicht an ihr Vaterland dachten, oder es schalten. Jezt möchte ich gern recht schnell den Phantabus beschließen. Wollen Sie mir antworten und recht umständlich, und mir z. B. rathen, was im Zerbino bei einer neuen Ausgabe wegbleiben könnte, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein. Recht sehr hat es mir an einem Freunde gefehlt, seit langer Zeit, als Sie sind, der eben so wohlwollend als unbefangen ist, und der nicht zu jenen Rückhaltenden gehört, die immer meinen, man verstehe Sie nicht, wenn man nicht Ihr ganzes System mit allen seinen Sippschaften kennt. ... Es giebt tausend Ansichten der Kunst und Poesie. Alle haben Wahrheit, selbst die einseitigsten. Ich wünschte, recht viel von Ihnen zu erfahren, und über vieles belehrt zu werden. ...

Kommentar: Ludwig Tieck möchte sich von Solger raten lassen, was im >Zerbino< bei einer Neuauflage wegbleiben könnte. An einem Freund, der wohlwollend und unbefangen ist, habe es ihm gefehlt. Und er wünscht, über Vieles von Solger belehrt zu werden. Und das im Alter von 39 Jahren! Das ist psychisch auffällig!

9. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 21. März 1814

Mein theurer Freund; nicht wahr, ich habe lange mit meiner Antwort auf Ihren lieben Brief gezögert? Zum Theil muß mich meine Krankheit entschuldigen, denn wenige Tage, nachdem unser Freund v. Raumer hier durchgereist war, fiel ich am Scharlachfieber im eigentlichsten Verstande nieder, denn die Krankheit fing mit einer schweren Ohnmacht an. Ich konnte

mich lange nicht erholen, und fühle noch einige Schwäche, die mich noch beim Arbeiten und Studiren hindert. ...

Kommentar: Fängt ein Scharlachfieber mit einer Ohnmacht an?

17. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 16. Okt. 1814

... Nur fällt es mir erst jetzt recht ein, wie oft ich des Abends [während seines Buches bei Solger in Berlin] zu abgespannt war, und ich kann jetzt erst recht auf meine Unpäßlichkeit zürnen, daß ich nicht immer mit dem frohen und freien Sinne gegenwärtig war. ...

19. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 6. Januar 1815

... Gerade ein solcher Freund, wie Sie es sind, hat mir in meiner Jugend gefehlt, um mein Talent zu stärken und mich zur Arbeit zu ermuntern. Vom ersten Augenblick habe ich Ihnen angefühlt, daß Sie fest auf sich stehn, eben so entfernt von jener Bildung und Geschmack, die aus hergebrachten Grundsätzen alles verstehn und beurtheilen will, als von jener flatternder Schwärmerei so vieler in unsern Tagen, die ihre Unselbständigkeit für Gemüth und reizbaren Sinn halten, die vierteljährig [vierteljährlich] ein Extrem gegen ein anderes vertauschen, und um nur immer eine eingebildete höchste Höhe zu behaupten, Grund und Boden und sich selbst verlihren.

*Ich bin überzeugt, wir werden noch Abgeschmacktheiten erleben, wie sie keine vorige Zeit, in denen doch in der Philisterei Ernst und etwas Liebe war, hat aufzeigen können. **Diese Quintessenzen aus Göthe, Shakespear, dem Mittel-Alter und den übergriechischen Griechen, die so ohne Appetit und Hunger, bei schwächlichem, überladnem Magen, in allen Tageszeiten geschlungen²¹⁷ aber nicht genossen werden, versprechen erbärmliche Vapeurs, und hypochondische Blähungen aller Art, in welchem diese Geistes-Armuth hoffentlich in Ifflandischer Verzweiflung endigen, und den jämmerlichsten Bankerott deklariren wird. ...***

Kommentar: Tieck braucht einen Freund wie Solger, um „mein Talent zu stärken und mich zur Arbeit zu ermuntern“. Und dann poltert er los auf Goethe, sogar auf Shakespeare, das Mittelalter und die Griechen! Das sind eindeutige Indizien für eine Präparalyse.

21. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 31. März 1815

... Auch für Ihre Nachsicht mit dem guten >Lovell< danke ich Ihnen, denn er ist wirklich in dem Sinne gut (d.h. Er selbst) als es selbst bis in unsre neusten Tage hinein die Welt ist. Er ist das Denkmal, das Mausoleum vieler gehegten und geliebten Leiden und Irrthümer; aber als es gebaut ward, war der Zeichner und Arbeiter schon von diesen Leiden frei, ich war fast immer sehr heiter, als ich dies Buch schrieb,²¹⁸ nur gefiel ich mir noch in der Verwirrung. Etwas von dieser Sucht wird mir gewifi immer anhängen

²¹⁷ Indiz für eine Präparalyse: J. H. Voß hatte bereits gemerkt, dass Tieck „verworrene Bezeichnungen“ verwendet, siehe obiges Kapitel.

bleiben, auch hängt es wohl mit meinem Besten wieder zusammen. Wie Alles. „Alles was ist, ist“, sagt Gorboduc, und mit Recht. (Eigentlich der Klausner von Prag, ein geleseener Schriftsteller.)

Alle meine Arbeiten haben feyern müssen, weil ich seit Neujahr [drei Monate lang!] wieder recht ordentlich krank gewesen bin, vorzüglich schwach im Kopf.²¹⁹ Meine deutschen Tragödien schreibe ich wohl einmal [präparalytischer Größenwahn!], wenn ich nicht bald sterbe, aber es wird mir sehr gleichgültig sein, ob unser undeutsches Theater sie spielt, gegen das ich, seit meinem drei und zwanzigsten Jahre, nach einer Periode von übertriebener Anbetung vielleicht eine eben so übertriebene Verachtung gefühlt habe. Nicht gegen die Schauspieler (außerhalb Berlin) die stehn immer noch über dem Publikum und dem Dichter: aber wir glauben nach 20 und mehr Jahren, Lessing, Iffland, Kotzebue, zuletzt Werner entflohen zu sein, **beten Göthe und Shak. an**, und lassen uns dann wieder von einer Schuld²²⁰ (trotz unsrer Liebe zum Sophocles und Calderon, ja gerade die Freunde (die soit disant [angeblich]) dieses Geisterthums) hintergehn und schreien: hier alt-griechisch, hier Calderon! Ich weiß wohl, daß dergleichen nicht irren soll, aber es irrt doch. Man gebe den Klaren, Antiken, nur etwas recht Confuses und verderbt Modernes, so verlihren sie gewiß jedesmal den Verstand. (Der und der versteht sich, sagt man von Denkern und Pferden, wenn man einen gewissen krankhaften Zustand bezeichnen will.)

Verzeihen Sie mein wildes Geschwätz. Ich weiß nicht, wie ich in diese Brentano-Arnim[sche] Manier verfallē,²²¹ vielleicht aus Haß dagegen. Dafür will ich Ihnen lieber etwas vernünftig und weitläufig auf Ihre Frage wegen des Shak[espeare] antworten. Aufrichtig gesagt, Ihre Frage hat mich verwundert, da ich bei Ihnen diese Vertrautheit mit dem Dichter und mit seinem Styl und seiner Manier bemerkt habe. Abgesehn vom Inhalt und Form, hat Sh[akespeare] drei Manieren in der Sprache [kompletter Unsinn!], (daß man die 7 Stücke unächte nannte, ist Hyper-Critik der unkritischen Engländer, höchstens könnte bei Locrin und The Puritan noch eine Frage entstehen, die aber auch nicht tief eingreifen würde.) Die Erste Periode charakterisirt spröde Einfachheit, Symmetrie und Antithese, tönender Ausdruck, kalte Pracht, die oft ungeschickt mit Gemeinheit wechselt. Das Vollendete dieser Zeit sind die Bürgerkriege (aber nicht die Neue Edition) K. John (der alte) in sie gehört Locrin, der alte Lear, eben so zum Theil der Londoner Verschwender, vorzüglich die Scenen in Versen, die

²¹⁸ Fußnote Hrsg.: Ludwig Tieck war nicht nur ein Pump-Genie sondern ein zweiter Münchhausen - ein notorischer Schwindler und Lügner: Vater Goethe war der Verfasser des >William Lovell< und der meisten seiner angeblichen Frühwerke.

²¹⁹ Fußnote Hrsg.: Die Schwachheit im Kopf ist eine Folge der Syphilis und einer Präparalyse oder Neuro-Lues, aber nicht der Gicht.

²²⁰ Fußnote Matenko: Adolf Müllner's >Schuld< was published in 1816 und was greeted with an enthusiasm now incomprehensible.

²²¹ Fußnote Hrsg.: Tieck selber wusste es wohl nicht. Wir wissen es heute: Weil er durch seine Syphilis (Präparalyse) wirr im Kopf war, wie die Syphilitiker Zacharias Werner, Clemens Brentano und Achim von Arnim.

in Ungeschicklichkeit und Mangel an Harmonie große Aehnlichkeit mit dem Poetischen Theil des Cromwell haben, dagegen ist die Prosa (z.B. die Erste meisterhafte Scene) nothwendig aus Sh. dritter Zeit. Die zweite Periode charaktrisirt sich durch Lieblichkeit, die oft gesucht ist, durch poetische Fülle, Dunkelheit, die nicht immer aus den Gedanken entspringt, die Archaismen, die vorher unbewußt einschlichen, sind jezt Kunst und Vorsatz, bis zum Luxurirenden ist der Dichter in Klang, Wohllaut und Doppelsinn des Ausdrucks vertieft. Das Erste Studium zu dieser Manir ist wohl Pericles, zunächst All's Well that e.w. (außer die Prosaischen Scenen, die wohl auch später sind) Love's labour's stellt diese Manier vollendet dar: aus dieser Zeit ist Oldcastle, nur maskirte der Dichter vorsätzlich, (so viel das ein Dichter kann) seine Sprache, und zwar nach meiner Meinung, aus politischer Absicht, er kömmt hier dem Decker nahe, steht in der Sprache selbst unter diesem. Die dritte P. ist in der Sprache bizarr, wild, ganz humoristisch, oft im Spiel mit dem Spiel, die Ironie ist bitterer, die Wortspiele schärfer; gesuchter; Hamlet eröffnet diese Scene, und gleich nach Lear wd. die Yorkshire Trag. geschrieben, in Miniatur eine Zeichnung des Mich[el] Angelo; ein Meisterstück, wie Sh[akespeare] nur eins gemacht hat. [?]

Verzeihen Sie dem Pedanten, wenn er auf sein Lieblingsthema kommt [die Shakespeare-Manie Tiecks ist auffallend]. Sie werden darüber viele, (vielleicht auch viel unnütze) Worte in meinem Buche²²² finden. Behalten Sie mich lieb, grüßen Sie herzlichst Ihre liebenswürdige Gattin ...

Ihr wärmster Freund und Verehrer

Lud[wig] Tieck

31. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 1. April 1816

... Je länger ich mit Ihnen umgehe, je mehr glaube ich Sie zu verstehen, je näher fühle ich mich Ihnen, ja ich bin schon oft im Begriff gewesen, Ihnen eine wahre Liebeserklärung zu thun, die der Mann aus spröder Schaam immer auch gegen den innigsten Freund zurück hält. ... Ich glaube fast, Sie sind berufen, jene für unmöglich geachtete Brücke aus der wahren Philosophie in die ächte Mystik hinüber zu schlagen. Je öfter ich Ihre Dialogen lese (bei d[e]nen ich eben wieder bin) je klarer wird mir dieser Gedanke. Ihrem tiefen vielseitigen Geiste fehlt jene Schärfe des Einseitigen, die ihn ewig hindert, andre Naturen und Gedanken zu verstehn, wie es mit Fichte der Fall war. Es ist leicht, jene scheinbaren Träume der gespannten Phantasie zu verwerfen, und auch gar nicht schwer nach Prinzipien sie abzuweisen und ihr Unzulängliches darzuthun, wie es der Schwärmer ebenfalls bequem macht, sich in ein Gefühl gleichsam zu kleiden, das ihm wohl thut und ihn warm hält: aber sich wahrhaft in die Erleuchtung eines begeisterten Gemüthes zu erheben, und hier in den Sphären eines vielverschlungenen Zusammenhangs und der harmonischen Vereinigung aller Kräfte auch Vernunft und Verstand wieder anzutreffen, ist nur wenigen gegeben, den allerwenigsten, bis jezt scheint es, keinem, Kunde

²²² Fußnote Hrsg.: Nur angekündigt und laut damit geprahlt, aber nicht geschrieben.

und Rechenschaft darüber zu geben, denn den improvisirenden Franz Bader kann ich wirklich nicht rechnen, die herrlichen Rhapsodien eines Haman klingen wie einzelne Töne durch die Welt, St. Martin ist zu sehr Sentimentalist und Polemiker gegen die Verdorbenheit, und ohne es zu wissen, gegen seine eigne Unwissenheit, die Religiösen, auch die besten, ziehn alle Erscheinungen zu sehr in ihren Zunftgeist, und nehmen eben von allem nur, was sie dafür brauchen können. Und so fühl' ich, daß bei uns immer noch, (auf lange, vielleicht auf immer) alles, was ich das Rechte nennen möchte, sei es in Philosophie, Kunst, und Religion, als ein Eremit wohnt, dessen Pflicht es ist, keiner Gemeinde anzugehören. ... Sie sehn hier meine Hypochondrie, die doch eins mit meinem Aberglauben ist, und die mich seit zwanzig Jahren dahin bringt, den Verächtern der Deutschen als ein Enthusiast und fanatischer German, und den leeren vaterländischen Sanguinikern und blinden Patrioten ... als ein kalter unentschlossener Mensch zu erscheinen, der nicht fähig ist, der guten Sache beizutreten.

Kommentar: Galimathias eines Paralytikers.

36. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 14. Juni 1816

... Kaum waren Sie [Solger] weggefahren, so stieg von seinem Rosse der junge Hauptmann Leop. Gerlach, wohnte unten und blieb auch den folgenden Tag hier, er besuchte mich gleich, und auch am andren Tage sah ich ihn sehr lange in meinem Zimmer. Es kam mir das Gelüst, ihn, obwohl freundlich, was man so nennt, in's Gebet nehmen, und lieber Freund, ich bin erstaunt ja erschrocken über die Leere und Unwissenheit dieser Sekte, (denn er ist doch wie ein zur Probe vorn gebundner Zahlpfennig ganz so wie die ganze Rolle) ich habe bisher dies Wesen nicht gekannt, es immer noch zu hoch gehalten und darüber den guten Leuten wieder Unrecht gethan, denn ich meinte, es sey etwas Aehnliches, wie eine kurze Zeit auch wohl in mir, wie in den meisten jungen Leuten von einigem Talent, gewesen ist. Wenn ich aber manches verachtete und völlig ignorirte was mich jezt interessirt und wohl bewundere, so war doch gegen über eine so unermefiliche Hochachtung und enthusiastische Liebe für so vieles andre, was mich eben hinderte, jenes Verschmäht [e] zu sehn. Aber bei diesen ist alles reine, leere, - wie soll ich's nennen? Nacht paßt nicht, diese wartet nur auf das Licht, Chaos noch weniger, denn dies ist ja die Fülle aller Gestalten, sondern der leidige Tod in persönlichster Gestalt, die wahre Dummheit, anders formirt wie im alten Herrn [Finkenstein?] hier, wie eine Welle im Strom, die ist und nicht ist, so blof von der umgebenden Zeit gehalten und fortgeschoben. Und hatten die Menschen doch nur Gefühl, worauf sie pochen! Dann wurden Sie aber auch entdecken, wie eine durchdringliche große Empfindung, wovon sie sich eben nichts träumen lassen, wieder zur Vernunft hinführt. Und dabei diese Unwissenheit! Gesegnet seyen uns die Pedanten voriger Zeiten, wenn sie auch nur Ausgaben, oder noch etwas unbedeutenderes genau kannten, denn weiß der Mensch nur irgend was, so existirt er doch, er wohnt irgend wo; sind diese

aber nicht wie der Traum eines Blödsinnigen? Ich machte ihn wenigstens durch meine Ruhe, daß ich mich durch nichts irre machen ließ, stutzig, und das mochte ihm wirklich noch nie begegnet seyn, ich machte ihm [Hauptmann Leop. Gerlach (1790-1861)] deutlich, daß sein Wesen und Bestreben ja eben die allerärgste Philisterei und schlimmster Pedantismus sey, den er eben vermeiden wolle, ein Ziel, eines gebildeten Menschen höchst unwürdig, daß er sich in lauter Widersprüchen umtreibe, daß er ja nicht einmal fern ahnde, was Philosophie, Poesie, Kunst und Religion seyen. Er konnte zuletzt nicht mehr antworten, und machte eine Mine, die man eine nachdenkende zu nennen pflegt. Ihm ist Philosophie Logick, die er verachten will, Kunst-Ansicht und Theorie empirische Kritik nach diesen und jenen willkührlichen Regeln, Religion flacher Aberglaube aus Ziererei (beihier, sollte sich nicht ein Affe zum Christenthum bekehren können? Blumenbach und Werner müssen einmal in Compagnie das Experiment anstellen.) Allenthalben will er Geschichte, und wußte mir doch nicht zu sagen, was er damit meine. Kurtz, ist viel Jugend in Deutschland so, so wird es bald das Twatschland genannt werden müssen. Ihr Beruf ist wahrlich glücklich und groß zu nennen, daß Sie an der Quelle dieser Epidemie entgegen wirken können. Er war einige Monate in Berlin gewesen, hatte aber eigentlich nur Brentano viel gesehn, dessen Lachen er sich sogar angewöhnt hat.²²³ Alle Einseitigkeit, alle kindliche Unwissenheit, ja alle blöde Unfähigkeit will ich achten, **aber eine Arroganz, als wenn Göthe (der ihnen Gott Lob zu schlecht wird) Mich. Angelo, Shakspeare und noch zwanzig der größten Geister in einem Geiste vereint wären, wie ich mir den allerdümmsten Teufel denke, gewährt den widrigsten Blick in das garstigste Loch der Hölle.**

Verzeihen Sie mir nur, daß ich dem Gelüst unterlag, ihm den Ersten Ihrer neuen Dialogue, ohne Sie zu nennen, vorzulesen, weil er so viel über Kant sprach. Er wurde auch hierüber stutzig und so verduzt ist er weiter gereiset. Auch an Kriegskunst glaubt er so wenig, wie an andre Kunst oder Kritik, mit 20.000 wahrhaft Tapfren will er die ganze Welt erobern! Was soll Ihnen alles dies Geschwätz? Ich bin nur so voll davon, weil mir die Erscheinung neu, und zuerst aufgegangen ist, die ich bisher aus mir selbst konstruirte, und daher wähnte, mit einiger Nachhülfe müsse dem guten Willen leicht beizuspringen sey[n]. Ich verwechselte diesen wahrhaft bösen Willen immer mit den Irrthümern meiner Jugend, und ich darf wirklich klagen, daß ich nur sehr selten, auch von den Besseren, ein klügeres Wort zu hören bekam, ich habe, was ich brauchen konnte, wirklich Alles selbst suchen müssen: und diese wenden sich verschmähend und höhrend von dem ab, wonach ich damals in meiner Noth und brennenden Durst so viele Meilen gelaufen wäre! Aber die Narren haben weder Bedürfnis noch Befriedigung, eben so wenig Mangel als Ueberfluß. ...

Der Ihrige

²²³ Fußnote Hrsg.: Dieser Satz fehlt in der Ausgabe von 1826, offensichtlich wollte Tieck seinen Freund Brentano nicht verärgern.

L. Tieck

Kommentar: Die geistige Wirrnis, die sich gelehrt ausgeben will, ist unverkennbar.

41. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 29. Juli 1816

... habe ich J[ean] Pauls [Werk] >Aesthetik< wieder gelesen, und bin eben so unzufrieden damit, als ich es in Rom war, wo ich sie nur durchblättert. Dies Buch ist doch eigentlich nur Rechenschaft eines Handwerkers über seine Arbeiten, oder vielmehr ein Rezept, um darnach auch J. Paul'sche Bücher zu schreiben. Spräche er nur nicht von den Alten! Jedem Worte sieht man die Angst an. Ueber jede Seite möchte ich mit ihm disputiren. Wie traurig, daß auch er das Ideal mit dem Allgemeinen verwechselt und für eins hält, so behauptet er, ein Bösewicht sey wegen des Individuellen leichter zu schildern, als ein Tugendhafter, ein Teufel leichter als der Messias; somit wäre Gott in unsrer Vorstellung, folgre ich, als das Idealste, das Allgemeinste, also gleich Null. - Freilich idealisirt J[ean] P[aul] seinen Dahore und andre auch so, daß er ihnen Gebrechen und Schwachheiten und Eigenheiten nimmt, dafür sehn sie aber auch herzlich abgelumpt aus. Die Naivität, sich selbst immer zu zitiren, hat mir gefallen, auch die Sicherheit, mit der er den Plan des >Titan< für einen gut erdachten hält: das Höchste des Aberwitzes (einzelne herrliche Sachen abgerechnet natürlich), wohin sich J. P. verstiegen hat.

*Das >Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes< habe ich auch seitdem gelesen, und es hat mir nur wenig gefallen, Ihre Erzählungen daraus weit mehr: mir schien das Komische zu gesucht, und nicht selten Wahre Spaßmacherei, wie sie wohl schon in den Sechzigern vorigen Jahrhunderts Mode war. Auch die neue Ausg. Göthischer Gedichte habe ich mit großer Begierde gelesen, und sehe jezt, wie vortreflich die Erste Auswahl gewesen ist, das aus der ersten Ausg. nachgeholt, macht mir wegen seiner Kräftigkeit und Jugend große Freude, - **aber die ganz formlosen Sprüche über Welt, Gott ec. sind mir desto mehr zuwider: so auch die Sprichwörter.** Wozu ist dies gedruckt? Müssen wir nicht mit Recht auch im leichtesten Gedankenwurf irgend eine Form, eine Darstellung, eine Nothwendigkeit fordern, warum es denn nun gesagt ist? Ein Distichon ist ja gegen diese Gewürmer ein hohes Kunstwerk. **Interessant ist es, insofern es von G[oethe] kommt, wie alles.**²²⁴ Die Arnims können nun erst mit Dreistigkeit schreiben; die verarnimte verarmte Ader finde ich auch hie und da in neueren Sachen. ...*

Der Ihrige

²²⁴ Fußnote Hrsg.: In der Ausgabe von 1826 wurde die Schärfe der Kritik abgekürzt in: „*aber die formlosen Sprüche [Goethes] über Welt, Gott, etc. sind mir meist unbedeutend erschienen*“. Es fehlt: „*Wozu ist dies gedruckt? Müssen wir nicht mit Recht auch im leichtesten Gedankenwurf irgend eine Form, eine Darstellung, eine Nothwendigkeit fordern, warum es denn nun gesagt ist? Ein Distichon ist ja gegen diese Gewürmer ein hohes Kunstwerk. [...] Die Arnims können nun erst mit Dreistigkeit schreiben; die verarnimte verarmte Ader finde ich auch hie und da in neueren Sachen.*“

L. Tieck

Der folgende Brief ist von einem polternden Syphilitiker und Präfäparalytiker im euphorischen Größenwahn geschrieben:

52. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 16. Dez. 1816

... Liebster Freund; Nicht wahr, Sie zürnen mir recht, daß ich bei Ihren wiederholten Briefen und Aufforderungen, beim übersandten Dialog nichts von mir habe hören lassen. Ich habe unter beständigen Gewissensbissen verlebt, aber ich hoffe, mein treuer Freund, Sie verzeihen mir auch, und lassen meine Entschuldigungen wenigstens etwas gelten. Wäre ich ein so ordentlicher Mann in allen Dingen, wie Sie, so könnten diese Pausen nicht eintreten; aber ich sehe leider, daß ich dahin niemals kommen werde, und bin doch immer unzufrieden mit mir, daß ich es nicht kann. Erstlich bin ich diese Zeit her fast immer unpaß gewesen, ja wirklich unwohl, und schon deswegen habe ich zu meinem Schmerz von Ihrem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machen können; und wie glücklich wäre ich gewesen, Sie einmal wieder zu sehn, so recht in Ruhe, mich mit Ihnen über so viele Gegenstände recht aussprechen zu können, da ich in der That noch niemals jemand gekannt habe, mit dem ich so gern gesprochen, der mir das Denken und Sprechen so erleichtert hätte. [?] Ich nehme an, daß es Menschen giebt, durch deren bloße Gegenwart man klüger und besser wird, [?] so lange man noch irgend reizbar und empfänglich ist, [?] so wie auch das Gegentheil statt findet. Es ist ein unsichtbarer Einfluß, und auch eine unbegreifliche Mimik der Seele. So ist es mir auch immer interessant, Briefsammlungen zu lesen, auch Briefe zu sehn: der schärfste Mensch nimmt dessen Charakter an, an den er schreibt. Sind alle Briefe in der Müllerschen, Heinsischen und Wielandschen Sammlung, die an Gleim gerichtet sind, nicht fast immer, wie von alten Weibern geschrieben? Die verschiednen Menschen verlaufen sich so, daß man Müller, Wieland, Heinsius u.a. kaum aus einander kennt, wenn sie an diesen Halberstädter schreiben.

Haben Sie nicht an sich selbst erfahren, daß man so in seine Freunde hinein schreibt, sie sich vergegenwärtigt, oft mehr, als in der Gegenwart selbst, und nur darum gar zu leicht weich, nachgiebig, Thorheit befördernd wird, ihnen fast in ihrer Rolle forthelfend? So sey es niemals unter uns, und darum meinen herzlichsten Dank wegen des Briefes über >Genoveva<, von dem ich nur wünsche, Sie hätten ihn können umständlicher, und viel schärfer abfassen.

Nun meine zweite Entschuldigung. Ich habe über die Gebühr, fast ununterbrochen gearbeitet, wie es ausgefallen und gerathen ist, mögen Sie, mein kritischer Freund, mir sagen, so bald Sie es gelesen haben. Der 3te Phantasmus ist endlich ganz fertig. Der Fortunat scheint mir doch das gewagteste, was ich bisher gemacht habe, das grellste Bild. Ich habe nachher noch über Theater, vorzügl. über Fleck gesprochen, an den ich nie ohne Rührung und Erhebung meines Gemüthes denken kann: klänge es nur

nicht zu jugendlich und abentheuerlich, einen Ton, den mir meine Nachahmer zu verhaßt gemacht haben. - Ich habe nur, da mich vorher mein Uebelbefinden abgehalten hat, zu eilig und zu angestrengt arbeiten müssen, und es trat der Contrast ein, der mich schon öfter im Leben verfolgt hat, in wahrer Angst und Melankolie dazusitzen, und etwas Lustiges erdichten zu müssen [Indiz für Neurasthenie]. Ich habe mir nun wieder sehr ernsthaft vorgenommen, nie wieder die Sachen so aufzuschieben, um meinen Geist freier zu erhalten. Wenigstens soll es mir mit der Novelle nicht so gehn; der 4te [Band] >Phantasmus< wird mir leicht, indem er fast nur alte Sachen enthalten wird. Können Sie mir mit geradem Sinn, ohne alle freundschaftliche Täuschung und Nachsicht über das Buch was Gutes sagen, so werden Sie mir sehr tröstlich seyn. Sie kennen meine Hypochondrie über meine Arbeiten. Messe ich mich nach dem Schlechten, was Beifall findet, dünke ich mir oft was Rechts, aber dann gegen meine eigne Idee, und gegen das Vortrefliche! Dann verschwindet mir oft alles, und mir ist, als wäre ich gar nicht da. - Dann wünsche ich mir jene frühere Unbefangenheit zurück, in der mir alles gleichgültig war, Lob wie Tadel, wo ich über beides lachte und an kein Publikum und Urtheil glaubte.

Mit jener Offenheit ausgesprochen, nehmen Sie nun mein aufrichtigstes Urtheil über Ihren Dialog hin, wo ich ohne allen Rückhalt spreche, insofern ich über diese Gegenstände überhaupt eine Stimme habe. Erstlich finde ich, wird, je mehr Sie schreiben, Ihr Styl klarer, runder und dreister. Es ist mir hoher Genuß gewesen, dies Gespräch auch darauf anzusehn, und mir laut vorzulesen. Je mehr ich von ihnen lese, je mehr nehme ich meine älteren Kritiken des Einzelnen zurück, und ich komme auf meinen alten Satz zurück, daß man jeden Autor nur aus sich selber kennen und kommentiren lernt, und daß jeder fremde Maßstab daran gehalten, ein falscher ist; ich glaube jezt einzusehn, daß diese Wendungen und Eigenheiten, die mich wohl früher störten, keine Zufälligkeiten bei Ihnen sind, keine Angewöhnungen der Bequemlichkeit, sondern wahre Bezeichnungen des Gemüths, die sich ihnen passend dargeboten, die Sie gewählt haben, selbst über das proscibirte, ordentlich denke ich nach mehr[er]em Nachdenken anders.

Was nun die Deutlichkeit, die nothwendige Folge der Gedanken, das Hinstreben nach einem Ziel, und von dort aus das Zurück-Beleuchten aller früheren Gedanken betrifft, so mein' ich, hat dieser Dialog auch darinn noch Vorzüge vor allen vorigen, er erklärt durch seine höchste Allgemeinheit die mehr partiellen Aufgaben der früheren, und ich habe nun auf diese mit Freuden einen Rückblick gethan, und nun erst vollkommen ihre Anordnung verstanden, und sehe, daß das Buch dennoch ein wahres untheilbares Ganzes ausmacht. Ich glaube Sie überhaupt seit diesem Dial. noch weit mehr als vorher zu verstehn, mein Wesen und Bestreben ist mir deutlicher geworden. Ich bin sehr begierig, wie Sie einmal die eigentlichen Mystiker ansehen werden. Im Grunde steh ich auf Theodors Territorium, aber der Friede mit meinen Gränznachbarn, glaube ich, wird nun auf ewig

abgeschlossen seyn: mein Widerwille gegen die Arroganz mancher Philosophen, Gott wahrhaft schaffen zu wollen, ist derselbe, aber ich sehe bestimmter als je ein, daß die Philosophie das nie gewollt hat. Ihre Wirklichkeit und Ihren Schein begreife ich auch nun erst ganz, so wie einige Briefe und mündliche Aeußerungen, und nach einigen Kämpfen fühle ich mich unglaublich beruhigt: auch ihre Kunstdialogen sind mir im Innern noch klarer, am herrlichsten die wahre Gegenwart Gottes in allem Schönen, diese Verklärung des Wirklichen, und wie Religion, Kunst und Philosophie so innig dasselbe sind. O mein theurer Freund und Lehrer, wie viel werde ich Ihnen noch zu danken haben. Sie beschämen mich so oft, mit ihrer freundschaftlich[en] Selbsttäuschung (so möchte ich es nennen), daß ich Ihnen viel seyn oder geben könnte. - In Ansehung der Titel bin ich ganz verlegen, da Ihnen Zeitgenossen nicht gefällt, das mir jezt auch nicht mehr so passend vorkommt. Die Ueberschrift des lezten D[ialogs?] könnte wohl seyn: was ist Philosophie? - Machen Sie es, wie Sie wollen, Sie werden auch hierinn das Rechte treffen, besser als ich, nur eilen Sie mit der Bekanntmachung, und sehn Sie nicht nach ihrem Zeitalter zurück, das für diesen Augenblick für Ihre große Bemühungen zu verwildert ist; nach 10 Jahren wird es anders seyn, jezt sind mir in gewissen Hinsichten auch die Besten eine fatale Erscheinung, der Krieg und Politik hat sie wild gemacht, oder ruhen in Schlawffheit aus, und fürchten jedes Rütteln an ihre Gewöhnung, die sie Beruhigung und Ueberzeugung nennen. Wer heut zu Tage nicht Alles weiß, und alles zum besten weiß, und morgen früh, nicht selbst mit Geringschätzung auf die Weisheit hinabsehn kann, mit der er sich heut Abend noch brüstet: der glaubt gar nichts zu wissen. Für Philosophie, Religion und Kunst passen diese Ameisen-Menschen nicht: auch nennen sie ja nur dieselben Steinchen so, mit denen sie sich schleppen, um sie fallen zu lassen, und andre dafür aufzunehmen.

Sonderbar, daß ich gern über >Genoveva< noch viel mit ihnen sprechen möchte. Es mag denn doch das Resultat unsres Entferntseyn darüber scharf ausgesprochen seyn, daß Ihnen als Verstimmung erscheint, was mir Begeistrung war, und, Lieber, so hart dies klingt, so sehe ich an andern Poeten doch, wie schwer sie oft beides nicht haben unterscheiden können, auch kann beides, dünkt mich, leicht in einander übergehn, eins vom andern etwas erhalten, und das wahrhaft Edle und Große in sonst schwächlichen Werken, und so manches Knickende, Lahme in herrlichen Poesien nur so zu erklären.

Das[s] ganze Zeitalter verstimmt und überreizt seyn können, haben wir erlebt, und wie gesagt, in manchen Werken scheint mir die rechte Linie äußerst schwer aufzufinden, und mag wohl zuweilen der Autor selbst frühe Begeistrung späterhin Verstimmung nennen, so scheint es mir Göthe mit seinem >Werther< gemacht zu haben. Lassen Sie uns künftig noch einmal über die >Genoveva< disputiren, als wenn es ein ganz fremdes Werck wäre. Sie sehn z.B. Absicht in Dingen, in den Nebenfiguren, wo mir wirklich nur alles entstanden und geworden ist, ganz anders als beim >Octavian<, wo

die Absicht überwiegt, und ich dies damals für einen Fortschritt meiner Kunst hielt. - Ich kann nicht Ihrer Meinung seyn, daß die Nebenfiguren komischer seyn müßten: würde dies nicht dem kirchlichen Rahm[en] widersprechen, in welchem doch das Gemälde schwebt? - Vergeben Sie mir nur jenen thörichten, kommandirenden Zettel, wodurch ich Sie aufforderte, Ihre Meinung mir mitzutheilen.

Wie mir Göthes kleines Buch über den Rhein im vorigen Jahres mißfallen hat, so hat mich sein Italien[-buch] ²²⁵ angezogen und mir äußerst wohlgethan. Nicht, daß ich seiner Meinung im[m]er wäre, daß ich dieselben Dinge zum Theil nicht ganz anders gesehn hätte, sondern diese Erscheinung hat mich nun endlich nach vielen Jahren von dem Zauber erlöst (ich kann es nicht anders nennen) in welchem ich mich zu Göthe verhielt: diese Anbetung, diese unbedingte Hingebung meiner Jugend in sein Wesen, dies Verständnis seiner Natur, ja wie es mir auch wohl erschien, eine gewisse Verwandtschaft der meinigen mit seiner; - und dann wieder, besonders späterhin, der determinirte Widerwillen im Kampf mit jenem Gefühl, das fremde Zurückstoßende, das oft völlig Unverständliche seines Wesens. Jezt erst ist meine Liebe und Verehrung zu ihm eine freie, indem ich ganz bestimmt sehe, wo wir uns trennen und trennen müssen; und ich habe wieder die Erfahrung gemacht (im Grunde eine ganz jugendliche, ich bleibe vielleicht im Schlimmen wie im Guten lange jung) daß das, was uns recht tief ängstet und abäschert, das, wovon wir glauben, enthüllt und erklärt müsse es eine völlige Unwandlung unsers Gefühls und unsers Wesen nach sich ziehn, - nur sehr selten so tief greift, daß diese Vorstellung gewöhnlich auch ein Gespenst ist. Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, wie dieses herrl. Gemüth eigentl. aus Verstimmung, Ueberdruß [sich] einseitig in das Alterthum wirft, und recht vorsätzlich nicht rechts und nicht links sieht. Und nun, - ergreift er denn nicht auch so oft den Schein des Wirklichen statt des Wirklichen? Ich konnte in dem Buche alle ihre [unleserlich] Dialogen in Gedanken wieder zurück lesen. Darf er, weil sein überströmendes junges Gemüth uns zuerst zeigte, was diese Welt der Erscheinungen um uns sey, die bis auf ihn unverstanden war, - darf er sich bloß, weil er es verkündigt mit einer Art vornehmer Miene davon abwenden, und unfrohm und undankbar gegen sich und gegen das Schönste seyn? Und wahrlich doch nur, weil alles in ihm, wie in einem Dichter so leicht, noch nicht die höchste Reife und Ruhe erlangt hatte, weil seine Ungeduld eine Außenwelt suchte, und nur das geträumte Alterthum ihm als die gesuchte Wirklichkeit erschien. - Ich nenne es geträumtes: weil grade Göthe in jener, selbst der schönsten Zeit, in scharfer Opposition mit Religion und Sitte und Vaterland würde gewesen seyn. Er vergißt, und so manche, daß unsre reine Sehnsucht nach dem Untergegangenen, wo keine Gegenwart uns mehr stören kann, diese Reliquien und Fragmente verklärt, und in

²²⁵ Fußnote Matenko Nr. 9: >Aus meinem Leben<, 2. Abteilung, 1. Teil: >Auch ich in Arcadien<.

jene reine Region der Kunst hinüberzieht. Diese ist aber auch niemals so auf Erden gewesen, daß wir unsre Sitte, Vaterland und Religion deshalb gering schätzen dürften. Ist es nicht fast dasselbe, wie Mercier und andre Stümper, die die Gegenwart wegen ihres Jahres 2440 verachteten? Hier sind Sie mir, Liebster, recht als klarer Vermittler eingetreten, und ich glaube, Sie verstehn mich darum, wenn ich auch in Eile mich ungeschickt ausdrücken sollte. Vor der Kunst, namentl. vor der alten, meine innigste Anbetung; aber sie als unbedingte Wirklichkeit sehn wollen, als ein Ausbruch einer unbedingt bessern und größern Zeit, scheint mir kleinstädtisch. Aus einem Luftball giebt es keine Aussicht. Dies macht mir ein ähnliches Gefühl. Ich hatte auch die Antike gesehn, St. Peter; und konnte den Straßburger Münster nur um so mehr bewundern: nach dem auswendig gelernten Rafael verstand ich erst die Lieblichkeit und Würde altdeutscher Kunst - und dies wäre Oberflächlichkeit, Einseitigkeit ec. in mir gewesen? Ich liebe die Italiäner und ihr leichtes Wesen, bin aber in Italien erst recht zum Deutschen geworden. - Und nun! Ist Göthe als Greis nicht gewissermaßen von neuem irre geworden? Und etwa durch neue Entdeck[un]gen, - durch dasselbe, was auch in seiner Jugend da war, was er zum Theil kannte, - durch Gedanken, die er zuerst ausgesprochen. Ohne Vaterland kein Dichter: sich von diesem losreißen wollen, heißt die Musen verläugnen. Auch hierüber mündlich einmal recht viel.

Auch ärgert es mich von Göthe, der so viel anatomirt, Steine gesammelt, Bücher nachgeschlagen, unermüdet gewesen ist - daß er noch nicht einmal Ihren >Erwin< gelesen hat. Und er hat ihn nicht gelesen, sonst hätten wir längst die Spuren davon gesehn; aber seine Bequemlichkeit, seine Sicherheit halten ihn ab, im ersten Dialog hat er Bekanntes scheinbar gefunden, und geglaubt, längst darüber weg zu seyn. Ist dies aber nun das rechte Streben, der wahre Ernst? Kant wollte von Fichte, dieser von Schelling nichts wissen, und las lieber nichts, um ruhig zu bleiben. Wird der letzte [Schelling?] es mit Ihnen eben so machen? Werden die Schlegel ein reines Interesse an ihren [unleserlich] Bemühungen nehmen? [...]

Halten Sie mich nicht für all zu keck wenn ich sage: hätte ich die >Lucinde< einmal zu schreiben anfangen können, so hätte ich sie gewiß auch, wenn selbst im späten Alter, fertig gemacht. Auch hierinn sind Cervantes, Shakspear mir leuchtenden Lieblinge. Ihr Leben, ihre Liebe zu Kunst und zum Schertz scheint mir so rein menschlich und göttlich. - Aber ich will mich auch recht wahren, nicht in jene Saumseligkeit jemals zu verfallen, und lieber dreist Optik, Mineralogie und Physik und manches andre, was mir nicht vergönnt wurde, dreist von mir abweisen. ...

57. Brief: Tieck an Solger - Ziebingen, den 30. Jan. 1817

... Ich traue Ihrem [Solgers] Urtheil über Kunst, vorzüglich über Poesie, fast unbedingt: jedes Wort von Ihnen ist mir wichtig, da ich so manchen Stimmführer gar nicht einmal anhören möchte, weil Sie eben

immer nur das lebendige, das Erlebte aussprechen wollen. Wir wissen ja wahrhaft nichts, was wir nicht erlebt haben. Nun ist unser Streit eigentlich, daß Sie die Regungen, die mich damals begeisterten und antrieben, gewiß gehabt und gekannt haben und noch kennen: daß sie Ihnen aber anderswoher gekommen seyn müssen, aus andren Ursachen erregt. Vielleicht haben Sie die Genov. später gelesen, wie manches, was durch die Genov. entstanden ist, denn Marie Stuart, die Jungfrau v. Orleans, vollends die Wernerschen Thorheiten, und das Heer jener katholischen Dichter, die nicht wissen, was sie wollen, sind alle später, und alle sind mehr oder weniger durch die Genov. erregt worden.²²⁶ Wir müssen einmal mündlich darüber, wie über das Werck eines Freundes disputiren, denn ich möchte Sie gar zu gern verstehn. Mir erscheint jezt das Gedicht wie unharmonisch, die Töne, die Anklänge, Rührung, Ahndung, Wald, Luft u.s.w.geht in Harmonie und Musik auf, dies Clima, (wie ich es nennen möchte) dieser Duft des Sommerabends, der Waldgeruch und spätere Herbstnebel, ist mir noch ganz recht: aber, was eigentliche Zeichnung, Färbung, Styl betrifft, da bin ich unzufrieden und finde die Disharmonie. Nicht wahr, Golo ist fast durchaus, was man in der Malerei im edlen großen Styl nennt? So das meiste in Genoveva. Dagegen ist nur vieles in Genoveva, (z.B. die Amme zu ihr, Schmerzenreich, das Gemälde vorn und so vieles einzelne) wie zu emsig, fleißig und altdeutsch ausgemahlt : Otto, Carl Martell, Aquitanien, die Türken sind vielleicht gut gedacht als Gegensatz, aber ihre Großartigkeit ist manierirt: die Dienerschaft, Drago, selbst Wolf, Heinrich sind dem zu ausgemahlten gegen über gleichsam nur in Umrissen. Die Religion nun, die Wüste, die Erscheinungen sind wie der Ton des Gemähltes, der alles zusammenhält, und diesen möcht' ich nun vertheidigen und ihn nicht gern unwahr; manierirt, einen der die Lokalfarben stört und ausloscht, nennen lassen. Ich habe mich der Worte der Malerei bedient, um mich deutlich zu machen. Kommen wir uns so vielleicht näher? Es gehört zu meinen Eigenheiten, daß ich lange Jahre den Pericles von Shaksp. vielleicht übertrieben verehrt habe, ohne diesen wäre Zerbino nicht, noch weniger aber Genoveva oder Oktavian entstanden, ich hatte mich in diese Form wie vergafft, die so wunderbar Epik und Drama verschmilzt, es schien mir möglich, selbst Lyrik hineinzuwurfen, und ich denke mit wahrem Entzücken an jene Stunden zurück, in denen Genove. und später Oktav. mir im Gemüthe aufgingen: dies Entzücken wollt' ich wohl zu körperl., buchstäbl. hineinbringen, und so entstand manches Manirirte. (Heute schreibe ich unerlaubt schlecht) Kleist, mein Lieber! Helfen Sie mir: und den Lohenstein, ich brauche ihn höchst nöthig. ...

Kommentar: Präparalytischer Galimathias.

63. Brief: Tieck an Solger - Paris, den 26. July 1817 [Während der Rückreise von geschrieben]

²²⁶ Fußnote Hrsg.: Ludwig Tieck ist großenhahnsinnig geworden.

... Daß ich Ihnen noch nicht geschrieben habe, vergeben Sie mir gewiß, da Sie es selbst kennen, wie wenig Ruhe man genießt, besonders wenn man so eilig reiset wie wir [Ludwig Tieck reiste mit von Beurgsdorff nach London], wie müde man ist, wie man fast gar nicht zur Besinnung kommt. Ich schreibe Ihnen heut vorzüglich in einer Angelegenheit, worüber ich schon von London aus mit Ihnen hätte sprechen sollen, wenn die letzten Tage meines dortigen Aufenthaltes nicht in der größten Verwirrung, und zeitlos und ruhelos verschwunden wären. ...

Kommentar: Die Aufregung der Londonreise versetzte Tieck in größte geistige Verwirrung, so dass seine Erinnerung sogar darunter litt.

65. Brief: Tieck an Solger - Ziebingen, den 22. Octbr. 1817

Mein theurer, treurer Freund: vor allen Dingen muß ich um Verzeihung bitten, und Sie müssen mir auch verzeihen, daß ich gegen alles Versprechen so lange geschwiegen, und selbst ihren Brief so lange unbeantwortet gelassen habe. Wie viel ich hier zu kramen fand, zu ordnen, können Sie nicht glauben, ich schreibe ungern meinen Freunden, vor allen Ihnen, wenn ich nicht heiter bin, und habe die Unart, mich zu leicht verstimmen zu lassen. So war es mir, seit ich hier bin, denn meine Engl. Bücher, die ich schon bei meiner Ankunft in Berlin zu finden hoffte, sind noch nicht da, kommen vielleicht noch in Wochen nicht, dies sezt mich für den Shaksp. nicht nur auf lange zurück, sondern macht sogar vieles überflüssig, was ich gearbeitet hatte, weil ich nun doch nicht fortrücken kann. Wenn die Bücher nun endlich ankommen, wann soll ich die Zeit finden, sie zu lesen und das Nöthige zu exercipiren? Dazu hatte ich mir die ersten 4 bis 6 Wochen gesezt: von meinen Abschriften [die Tieck] in London [in Auftrag gab] höre ich auch nichts; über alle diese Hindernisse bin ich sehr verdrießlich. Seither habe ich auch mehr Zeit damit verlohren, als ich dachte, daß es mich kosten würde, die neue Ausgabe des B. Jonson von Gifford durchzugehen, die ganz gegen meine Ansicht hat, und alles, was B. J. Verhältnis zu Shaksp. betrifft, wieder mit großer Dreistigkeit und schwachen Sophismen zurück stellt. So ist die Zeit vergangen, und ich verzweifle manchmal an mir selbst, daß das Studium und die Vorliebe für einen Geist [Shakespeare ist gemeint] so mein Leben einnimmt, und daß ich am Ende doch auch das Rechte nicht von ihm und über ihn werde sagen können. Ich seh recht gut, wo alle irren, aber die wahre Wahrheit - ist es denn andren wohl auch schon so ergangen?

Für den Beitrag zum Kleist danke ich Ihnen von Herten, da Ihre Laune nicht vergönnt [hat], mehr niederzuschreiben, so sind mir diese Worte auf jeden Fall sehr erwünscht, auch erinnre ich mich noch deutlich unsers Gespräches, als ich Sie nach Frankfurt begleitete. Nur bitte ich Sie noch, was ich in Berlin, wie so manches in der Verwirrung der vielen Besuche vergaß, mir den Kl[eistischen] Prinzen Homburg und Herrmann recht bald zu senden, um beide noch einmal aufmerksam zu lesen, legen Sie doch auch die kleinen Bücher bei, die Burgsd[orff] Ihnen über die Pariser

Kunstsammlungen gegeben hat, ich zweifle, daß sie Ihnen gehören, ich denke sie sind das Eigenthum eines Bekannten hier in in der Nähe, auf jeden Fall werde ich sie gleich wieder erkennen, auch brauche ich sie wegen der Erinnerung ...

68. Brief: Tieck an Solger - Ziebingen, den 18. Dez. 1817

Erwarten Sie nur, mein liebster Freund, das ist meine erste und dringende Bitte, keine eigentliche Antwort, auf Ihren theuren und herrlichen Brief, denn dazu bin ich jezt in der Eile am wenigsten, und wohl niemals fähig, wenn Sie das nicht als eine Antwort annehmen wollen, daß ich treu und wahr behaupten kann, daß ich Sie in diesem Punkte gewiß und ganz verstehe, daß ich, seit ich diesen Punkt Ihrer Philosophie und Ihres Glaubens erfaßt habe, hierüber kein Irrthum in mir mehr möglich ist, weil diese Ueberzeugung, seit ich zur Besinnung gekommen, gerade das Bedürfnis, das Wesen meines Lebens geworden ist, nur daß es mir an Sprache, an Zusammenhang, an Beistand gebrach. Denn dies war es ja gerade, was mich von den Philosophen zurückhielt, mir jene Scheu und das halb zagende, halb hochmüthige Mißtrauen gegen sie einflößte, was mich auch anfangs bewog, wie ich Ihnen gestanden habe, so mancher Dinge gegen Sie nicht zu erwähnen, denn ich hatte es erlebt, daß dasjenige, worüber ich so ganz mit Ihnen einig bin, als gutmüthige Schwärmerei, als Poesie, und noch dazu als jugendliche war abgewiesen worden, ich könnte Ihnen hierüber sonderbare und interessante Dialogen niederschreiben, die ich zu sehr verschiedenen Zeiten darüber mit Fr. Schlegel, sehr oft mit Fichte, nachher mit [F. H.] Jacobi gehabt habe, der mich noch am meisten verstand, mit Schelling sprach ich nur im Vorbeigehn, weil ich nie Vertrauen zu ihm faßte, noch weniger zu Schleiermacher. Wörtlich fast sind mir diese Gespräche noch im Gedächtnis. [Unmöglich!] Das war dieselbe Ursach, warum ich mich eine Zeitlang den Mystikern gewissermaßen unbedingt hingab, weil diese nothwendigste Gegenwart, dies wahre Leben von ihnen anerkannt wird. Vor Ihrer Bekanntschaft konnte ich mit Niemand eigentlich sprechen, als mit Hardenberg (Novalis), mit ihm war ich ganz einig, und es wäre, wenn er lebte, mein innigstes Seelenbedürfnis, jezt wieder Nächte lang mit ihm mich ganz auszusprechen, denn das fühle ich, Sie und Er hätten sich ganz verstanden: gerade diesen Punkt suchte seine edle Natur; vielleicht hatte er ihn gefunden, und ich sah es nur nicht in seinen Worten. Soll ich ganz mein Hertz ausschütten? Sie scheinen mir ihm Unrecht zu thun, ja eine Art von Widerwillen, oder Unbeachten gegen ihn zu haben. Wir sollten auch darüber mal weitläufig sprechen. - O überhaupt - was hätt' ich zu fragen! was mitzutheilen! Und wenn wir uns sehn, immer kurtz, zerstreut, - wie ist man doch nur selten in der rechten Stimmung, zu empfangen und zu geben. Und wie viel, wie Theures habe ich Ihnen zu danken!

So sind mir die zum Druck bestimmten Briefe [?], - wie soll ich sagen ?-wieder ganz wie mein Eigenthum, wie mein Selbst vorgekommen, -

was ich daran als ein Fremdes bewundre, ist die Klarheit und Ruhe, die sichre Entwicklung der Gedanken. - Wer nicht jene Realität des Nichts gefaßt hat, die Sie mir jetzt zu einem Hauptwendepunkt meiner Gedanken gemacht haben, der kann auch, so glaube ich, nicht von der Realität des Göttlichen, der wahren Wirklichkeit durchdrungen seyn. Solche Ueberzeugungen sind bei mir wie ein Blitz, der durch alle meine Kräfte geht, im Moment gehn alle Welt in Licht in mir auf, und das ist nothwendig für immer, eine wahre Lebensepoche, - aber Sie müssen nie ein dialektisches Entwickeln, eine philosophische Kunst von mir erwarten - ein solcher ewiger Gedanke, eine wahre Idee, reißt nun bei mir alles in sich hinüber, - wie ein und derselbe Frühling die verschiedenartigsten Gewächse mit demselben Hauche erweckt, - so spiegeln sich mir dann alle Widersprüche und Wahrheiten in dem Reflex dieses göttlichen Lichtes: ohne den eigentlichen Uebergang zu finden, sehe ich dann etwas Neues und Wahres in ganz entfernten Regionen, die für viele durch Oceane von diesem Angelpunkte getrennt scheinen.

So ist mir auch noch deutlicher geworden, was Sie im >Erwin< durch Phantasie bezeichnen: ja (lächeln Sie nur) ich glaube, man müsse von dem realen Nichts und dem realen Wirklichen aus Goethe²²⁷ und so manchen andern, fast logisch zeigen können, wie in ihrer wahren Verehrung der Antike zugleich ein ganz nichtiger, willkürlicher und leerer Aberglaube liegt, der niemals, am wenigsten in der Nachahmung, zum Leben kann erweckt werden, warum sie auf diesem gebannten Standpunkt die Kunstwelt, die unerläßlich mit dem Christenthum, mit dem wahrhaft Nationalen zusammenhängt, verkennen müssen, und wie jenes Ideal, das ihnen vorschwebt, ein nichtiges Gespenst der Lebllosigkeit ist. Dies ist mir wieder recht lebhaft beim Durchblättern seiner neuen neapolitanischen Reise geworden. Nur das Wort für diese Ueberzeugung zu finden, ist schwer. ...

71. Brief: Tieck an Solger –

Ziebingen, den 15. Februar 1818²²⁸

... Ueber unsren Schütz und sein Talent, so wie über seinen Mangel, die Gegenstände zu arrangiren, ließe sich viel sagen. Wenn er nur erst langsamer arbeiten lernte! - Ich bin jetzt eigentl. von Arbeiten etwas unterdrückt, und sehe mit Neid auf den Leichtsinn und die Schnelligkeit meiner Jugend hin [Lügen Tiecks!]: nicht, daß es mir eigentlich schwer würde, aber meine Anstalten sind oft zu weitläufig, auch habe ich zu vieles angefangen; immer mehr komme ich dahin, den Eingebungen des Augenblicks zu mißtrauen, so daß ich nicht eine Zeile gern schreibe, bis ich den ganzen Stoff von allen Seiten vielmals durchgearbeitet habe. So laborire ich jetzt an manchen neuen Erzählungen und Dramen, die mich besonders in der Nacht

²²⁷ Fußnote Hrsg.: In der Ausgabe von 1826 steht für Goethe abgekürzt: G.

²²⁸ Fußnote Hrsg.: Dieser Brief fehlt in der Ausgabe von 1826.

beschäftigen. Aber Shaksp. kostet mich viele Zeit ²²⁹- es ist eine von den Arbeiten, wo ich, wie schon manche Autoren gethan, mein baares Geld zusetze, für Bücher und Mscpte., ja zu der Reise [nach England] hat er mich ja auch nur verführt. In acht oder 10 Tagen werden Sie ein Paket meiner Beschreibung dieser Reise erhalten; auch damit bin ich zu schwerfällig. **Wenn man Göthe wäre, hätte man es leichter.** ²³⁰ **Diese Rheinreise,** ²³¹ **so wie die sicilianische [Reisebeschreibung] ist doch gar schwach; ich habe von Riedesel an fast alle mit größerer Erbauung und Unterricht[ung] gelesen, nur daß uns Göthe, und seine Vorurtheile und Schwächen, weil er ein Denkmal für die Ewigkeit ist, eben so interessiren wie Tanaomirium, Syrakus und der Aetna. ...**

74. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 27. April 1818

Mein geliebtester Freund: ich danke Ihnen für Ihren lieben Brief und bin erfreut, daß Ihr Befinden wieder so ziemlich ist. Beruhigt bin ich noch nicht, denn Sie waren viel zu gereizt, und gegen andere Zeiten schwach, um mir nicht Furcht zu machen, daß Sie wohl krank werden könnten. ²³² *Nur vertraue ich dem jetzigen schönen Wetter und Ihrer neuen Wohnung, die Sie nun vielleicht schon bezogen haben. Schonem Sie sich nur, theurer Freund, und hüthen Sie sich besonders vor Erkältungen, die in diesem Jahre, wie ich allenthalben sehe, sehr gefährlich sind, darum setzen Sie sich nicht, besonders draußen, der Abendluft aus.*

Vielleicht haben Sie es schon gehört, daß der alte Graf [Finkenstein] in Madlitz, nach einer Art Schlag, in Zeit von acht Tagen an einem böartigen Entzündungsfieber gestorben ist, gestern vor acht Tagen. Ich erfuhr bald seine Krankheit, glaubte aber nicht, daß er so schnell endigen würde. Mich hat dieser plötzliche Fall sehr erschüttert, denn ich habe es nun erst gefühlt, wie ich ihn liebte und wie sehr er mein wahrer Freund war. ²³³ *So sehr er mir durch Alter, Beschäftigung und seiner gantzen Bildung entfernt stand, so begriff er mich doch mehr als seine Söhne und [ich] war immer der jüngste von allen, wenn es auf Gefühl für Poesie, Natur oder das Schöne und Edle ankam. Er hatte eine wahre Zärtlichkeit für mich, und so sehr er mich stören konnte, so vermisse ich ihn jezt recht schmerzlich* ²³⁴ *und es thut mir weh, daß er mein Buch über Shaksp.* ²³⁵ *nicht mehr erlebt hat, für das er sich auf das lebhafteste interessirte, und aus welchem ich ihm auch oft gantze Capitel mündlich vorgetragen habe. Ehe*

²²⁹ Fußnote Hrsg.: Indiz für geistige Schwachheit und Unkonzentriertheit bei Tieck.

²³⁰ Fußnote Hrsg.: Tieck wusste, dass sein Vater Goethe eine regelrechte Literaturwerkstatt besaß mit Schreibern (Kopisten) und Redakteuren.

²³¹ Fußnote Matenko: [Werk Goethes] >Über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden<, 1. Band, Stuttgart 1816; 2. Band 1817.

²³² Ludwig Tieck kennt offensichtlich die Symptome einer Neuro-Lues: Gereiztheit und Wutanfälle, dann wieder Schwachheit und Sanftmütigkeit des Gemüts.

²³³ Fußnote Hrsg.: Indiz für Neurasthenie bei Tieck.

²³⁴ Fußnote Hrsg.: Der Tod seines Gönners, des Grafen von Finkenstein, hat Tieck schwer erschüttert. Wiederum ein deutliches Indiz für eine Neurasthenie in Folge der Syphilis.

²³⁵ Fußnote Matenko: This project [Buch über Shakespeare] was never realized.

noch Hagen den Vorsatz fassen konnte, die Nebelungen heraus zu geben, wußte er sie schon auswendig, indem er sie im Winter 1803 und 1804 unaufhörlich mit mir las, und von dem großen Werke begeistert war, als nur noch wenige in Deutschland es oberflächlich kannten. Wäre er nie Gutsbesitzer geworden, oder vorher nicht Jurist gewesen, so würde er gewiß einer der gebildetsten und edelsten Menschen, denn die Störungen seines Lebens fielen dann weg, und er konnte ganz seinem schönen Triebe und einer geregelten Thätigkeit leben.-

Ich zehre noch von den schönen Stunden Ihres hiesigen Aufenthalts. **Wäre ich nur gesunder! Eine Zeitlang bin ich wieder recht schlecht gewesen, und dieser Todesfall hat mich wieder zu sehr angegriffen, denn das ist das Elend meines körperlichen Zustandes, daß jede Gemüthsbewegung mich so niederwirft.**²³⁶ - Um so stärker ist mein Bedürfnis, Sie nun bald und recht viel zu sehn, und recht vielerlei mit Ihnen zu sprechen, vorzüglich aber über die Aufsätze unserer [geplanten] Quartalschrift.²³⁷ Ich will mit bestem Eifer und hoffentlich jugendlicher Lust daran gehn, wenn meine Krankheit nicht auch hier mir wieder Striche durch die Rechnung macht. **Denn so wie Sie diesen Winter gestimmt gewesen sind, so daß Sie, wie Sie mir sagten, zu allen Arbeiten eigentlich unfähig waren, so, mein Freund, muß ich mich seit vielen Jahren fast immer fühlen, deshalb muß ich auf die Nachsicht meiner Freunde rechnen, denn oft ist meine Anstrengung sehr groß, um nur erst dieser Unfähigkeit das Feld abzugewinnen, und der Arbeit selber Platz zu machen.**

An Shaksp. bin ich fleißig gewesen, und habe nun endlich so ziemlich alles verdaut, was ich [von England] mitgebracht hatte. Ich denke, ich habe noch Vieles zugelernt, und hoffentlich sollen die Capitel über die Sprache nun ganz anders und lehrreicher als zuvor ausfallen. Shak. ist nur der Mittelpunkt des Engl. Theaters und der neuen Kunst, kennt man nicht genau, was vor ihm war, so bleibt er ein Räthsel, und man schreibt ihm am leichtesten das zu, was er mit allen gemein hat; seine Zeit und Nachwelt muß man auch studiren, um erst recht vollständig überzeugt zu sein, wie er uns der Schlüssel unserer Welt und aller unserer Zustände ist. Leider bleibt er so vielen immer nur noch Rarität. Wer hat denn schon in ihm die innige Harmonie, die wahre Regel erkannt, in welcher er uns ewig Muster bleiben muß? Diese tiefste Wahrheit, die durch sich selbst Poesie wird? Auch mir wird oft der Ausdruck mangeln, wenn ich auf diese Punkte komme, und geben von Außen kann man auch keinem die Thatsache, die er in sich erleben und hervorbringen muß. Aber Platz machen. Dadurch, daß ich alle St[ücke] von Sh. wie ein einziges ansehen kann, wird manches aus sich selbst erklärt.

²³⁶ Fußnote Hrsg.: Indiz für syphilitische Präparalyse: Neurasthenie.

²³⁷ Fußnote Matenko: Tieck discusses the „Quartalschrift“ in the following letter, pointing out the advantages in his opinion of a definite standpoint and policy (pp. 433f.).

76. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, 16. May 1818 ²³⁸

*Dieses Blatt, mein liebster Freund, erhalten Sie durch den H. Dr. Schmidt, der mich bei seiner Durchreise besucht hat, vornehmlich, weil ich gedrungen bin, die Einlage an unsren Schütz zu besorgen, der fortgereiset ist, ohne mir seine Adresse zu lassen, weshalb der Brief auch schon etwas alt geworden ist. Grüßen Sie ihn doch, und fragen Sie ihn zugleich, wo ich in seinem Zimmer Raumers Mscpt. finden könne, welches er mir zurück zu geben vergessen hat, und das ich unsrem Freunde vor meiner Abreise von hier zurück senden will. Diese Reise zu Ihnen ist jezt meine schönste Aussicht, obgleich ich gerade in diesen Tagen allen Muth wieder verlohren habe, denn ich befinde mich schlechter, als seit sehr langer Zeit, ich leide so sehr an der Gicht [in Wirklichkeit: syphilitische Schmerzen, die sich wie Gicht manifestieren], daß mir selbst diese Zeilen durch die Schmerzen sehr beschwerlich werden. Oft muß ich denken, daß mein Leben wohl eigentlich beschlossen ist, und alle weitaussehenden Plane von Genuß, Arbeit und Wirken erscheinen mir dann thöricht: **wie bin ich nun schon seit 1805, an allem gehindert! Die größte Zeit krank, bettlägerig oder doch so unpaß, daß ich die wenigste Zeit arbeiten oder denken konnte. Ducke ich nur etwas wieder auf, so begeistert mich ein jugendlicher Leichtsinn [Euphorie] und ich entwerfe Plan über Plane, wie für ewige Zeiten von Kraft. So geht es auf und ab, ein Wechsel von Aufschieben, von Bereuen, von schneller Thätigkeit und Abspannung [Lethargie].**²³⁹ Wegen meiner oft erzwungenen Heiterkeit halten mich alle meine Freunde nicht für so krank, als ich in der That bin! Dies Frühjahr ist besonders gefährlich. Ich denke auch stündlich mit der größten Besorgnis an Sie. Nehmen Sie sich ja vor Erkältung in Acht, ich kann nicht glauben, daß dieser Frühling Ihnen zuträglich sei! Sie sehn nun auch so fest gesund aus, und sind ebenfalls so reizbar. Ja, könnte ich wieder ein oder gar zwei Jahre in Italien leben! Diese fortgesetzte Wärme würde mir mehr gut thun, als alle Curen. Wäre ich noch im Jahr 1806 dort geblieben, statt nach einem Jahre zurück zu kommen, so wäre ich vielleicht, ja wahrscheinlich, auf meine Lebenszeit gesund geworden, denn seit dem Augenblick, daß ich Anfang August in Rom angekommen war, geschahen Wunder mit mir, meine Kräfte nahmen sichtbar zu, da bis dahin alle Bäder [Badekuren] und Medikamente so wenig gewirkt hatten. [Starke Indizien für eine Syphilis bei Tieck!]*

Wenn die Regierung, oder Hardenberg, wenn er doch einmal Notiz von mir genommen hat, mir doch zu dergleichen [einer finanziellen Unterstützung] helfen wollte! Oder auf andre Weise auf meine Gesundheit mehr wenden zu können. Stegemann sagte mir schon im vorigen Herbst, das würde gar keinen Anstand haben, mir sogleich die Reise nach England zu vergüten: es würde die beste Einleitung zu meiner Pension sein. So erwünscht mir das gekommen wäre und so zuversichtlich er davon sprach, als wenn es von heut zu morgen geschehn müßte, so ist doch wohl nicht die Rede wieder davon gewesen. Die Reise [zusammen mit von Burgsdorf] hat mich natürlich viel weniger gekostet, als wenn ich sie für mich [alleine] hätte machen sollen, indessen habe ich doch über 600 Thaler nebenher,

²³⁸ Fußnote Hrsg.: Dieser Brief fehlt in der Ausgabe von 1826.

²³⁹ Fußnote Hrsg.: Typische Symptome einer Neuro-Lues.

worunter freilich auch Bücher gehören, ausgegeben, und meine Copien in London kosten mich wieder 150 Thaler. Wenn die Leute etwas für mich thun wollen, so dünkt mich, es muß bald geschehn, damit ich meinem Vaterlande auch dankbar sein kann, denn, wie gesagt, jezt eben hat mich aller Muth verlassen. [Siehe unten die Erläuterung Matenkos.]

Vielleicht können Sie durch einen Besuch bei St[egemann] etwas für mich thun; ich hätte ihm vielleicht schreiben sollen, die meisten Leute haben das gern, und ich bin gerade der nachlässigste Briefsteller. **Ich denke ich bringe Ihnen [Solger] doch vieles von den Engl. Sachen mit, Sie finden doch vielleicht Zeit, einiges zu lesen und mit mir darüber zu sprechen. Gar zu gern hätte ich mit einem Freunde diese Studien gemeinschaftlich gemacht, man sieht dann so viel mehr, und Kadach hätte es so leicht und gut gekonnt, denn er hatte mit meiner Hülfe es schon sehr weit im Engl[ischen] gebracht, aber in ihm ist nichts im Zusammenhang, er verschleudert alle seine Zeit in ununterbrochener Zerstreung,**²⁴⁰ so daß er eigentlich keinen Beruf gefunden hat. Er hätte selbst literärisch etwas leisten können, denn es giebt in allen Aufgaben so viele Unterabtheilungen, so viel zu berichtigen und aufzuräumen, daß jeder fleißige und gute Kopf was Ansehnliches helfen kann. **Wie oft habe ich ihn dazu aufgemuntert. Eben so im Spanischen. Selbst Auswahl von Uebersetzungen wäre in so vieler Hinsicht ersprießlich, man müßte alles thun, um die leere Liebhaberei der Deutschen, mit der sie sich schon seit 1756 und früher [unleserlich], endlich in ein gründliches Studium und Erkennen zu verwandeln. Ich traue mir fast zu, der Direktor einer solchen Anstalt zu sein,**²⁴¹ die, wenn ich die Gesellen fände, nach zehn Jahren nach meiner Anweisung gewiß etwas geleistet haben sollte. Das Schlimmste bei uns ist, daß jeder Unterarbeiter und fleißige Forscher auch zugleich Meister und Geschmacksverbreiter und Bildner seiner Nation sein will. Keiner will sich als Subaltern befriedigen, woraus nur das Rechte hervorgehn kann und die vielen unnützen Entdeckungen und unwichtigen Wichtigkeiten vermieden werden. (Ich sprach schon neulich darüber). Schütz hat für eigentliche Studien gar keinen Sinn und kann sie nie machen, er hat zu sehr die Vorkenntnisse aller Art versäumt, daher kann er auch alles und zugleich nichts brauchen ...

Erläuterung von Matenko S. 421: „*Solger had attempted to obtain a pension für Tieck from the Prussian government ...*“

Übersetzung des Hrsg.: Solger hatte versucht, von der preußischen Regierung eine Pension für Tieck zu erhalten, aber diese konnte nicht ohne einige Verdienste von Tiecks Seite gewährt werden, und die Angelegenheit entwickelte sich bald zu Verhandlungen über eine Anstellung für Tieck. Dieser hatte 1816 in Hardenberg einen Unterstützer für diesen Plan

²⁴⁰ Fußnote Hrsg.: Tieck sucht verzweifelt Hilfe bei Solger und dem Pastor Kadach. Er braucht einen Redakteur oder sogar einen „Ghostwriter“ für seine unvollendeten Manuskripte, die zu beenden er geistig nicht mehr in der Lage ist.

²⁴¹ Fußnote Hrsg.: Dieses Ansinnen von Tieck ist geradezu grotesk! Er will Direktor einer Anstalt für Übersetzungen von schöngeistigen Werken werden? Kein Problem, denn dazu muss er nur ein Verleger werden. Aber dazu fehlte es ihm am notwendigen Kapital.

gefunden. Außer ihm gab es noch andere Befürworter: Koreff, Stägemann, Raumer, der 1819 aus Breslau nach Berlin gekommen war, und vor allem Solger, der alle Verhandlungen führte. Ein Vorschlag Stägemanns, Tieck an das Theater unter Brühl zu bringen (s. S. 424 unten), wurde von Tieck abgelehnt und halb im Scherz schlug er selbst eine Position als Theaterkritiker und Theaterdirektor oder eine Professur an der damals geplanten Universität Bonn vor, die er bevorzugte (s. S. 435 f.). Die Regierung zögerte jedoch so lange, dass Solger sich im September 1819 persönlich an den Kultusminister Altenstein wandte. Dieser Beamte erklärte, dass für einen Lehrstuhl an der Universität keine Mittel zur Verfügung stünden, drängte aber Tieck, sich um eine Stelle an der Akademie der Künste zu bewerben, die damals eine erhöhte Zuwendung erhielt. Solger sprach daraufhin mit Kanzler Hardenberg, der versprach, alles in seiner Macht Stehende zu tun. Solger schrieb Tieck daher umgehend, teilte ihm dies mit und drängte ihn, sich unverzüglich bei Altenstein und Hardenberg um die Stelle zu bewerben (s. S. 562 f., unten). Tieck, der solche Vorschläge immer nur zögerlich umsetzte, zögerte mit den Briefen (s. S. 574), und Solgers Tod am 20. Oktober beendete die Verhandlungen für lange Zeit. Allerdings wurde Tieck angeboten, die durch den Tod seines Freundes freigewordene Stelle zu übernehmen und dann seinen Platz zu wechseln, wenn er erst einmal fest Fuß gefasst hatte. Tieck hielt dies für unehrenhaft, und er fühlte sich auch nicht geeignet, Universitätsprofessor zu werden. Da er Hardenberg nicht weiter drängte, wurde die Angelegenheit fallengelassen.

78. Brief: Solger an Tieck – Berlin, 6. Juni 1818

... Die Bücher, mein einzig theurer Freund, die Sie in Ihrem letzten Briefe verlangten, werden Sie wohl erhalten haben. ... Aber mit Schmerzen habe ich daraus ersehn, daß Sie sich so übel befunden haben; und Ihre Stimmung kam mir auch nicht erfreulich vor. Es ist ein Elend um solche Kränklichkeit. Ich kann auch noch gar nicht ganz wieder zurechte kommen. Manchmal ist es recht gut, dann wird es aber wieder so, daß es mich an allem hindert; jetzt ist es fast nur Kopfschmerz, aber ein anhaltender und ganz niederdrückender. Ich bade und trinke Karlsbader Wasser nach Meyers Vorschrift, und arbeite nach eben derselben auch nur wenig, was mir aber sehr ungelegen ist, und mich oft ganz verstimmt. ... Können wir denn nicht unseren ganzen Plan umändern, und statt eines unfruchtbaren Journals für Philosophie und Kunst eins für politische Charlatanerie und Klatscherei oder für neumodische Religion herausgeben? Auf diesem Wege könnten wir uns nicht bloß Pensionen, sondern vielleicht auch Orden erschreiben. ...

Kommentar: Es wird langsam erkennbar: Auch Solger ist ein Syphilitiker.

79. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, Anfang Juni 1818

... Aber ich kann und mag nicht schertzen, denn mich haben seitdem die quälendsten Besorgnisse um Sie gepeinigt [Neurasthenie], denn ich muß glauben, daß Sie krank sind, diese Angst habe ich seit Ihrer Abreise gehabt, Sie waren schon nicht wohl, nun die Sommerwohnung bei diesem wechselnden ungesunden Wetter. Oder ist Ihre liebe Frau krank? Die Kinder? Oder sollte ich Sie durch irgend etwas beleidigt haben, zürnen Sie mir und wollen mir nicht schreiben? Ich habe hin und her gedacht, und bin mir nichts bewußt, wodurch ich Sie gekränkt haben könnte; oder weshalb Sie mir böse sein könnten; wenigstens ist mit meinem Wissen und Willen nichts geschehn. ...

Ich leide in dieser Woche so viel, wie es nicht seit Jahren der Fall war, weshalb ich auch alle Arbeiten für jezt habe aufgeben müssen, ich brauche den Arzt, fühle aber noch keine Besserung. Darum müssen Sie auch mit diesem Brief, wie von der Hand eines kleinen Mädchens zufrieden sein, denn ein Theil der Gicht [verlarvte Syphilis] ist in die rechte Hand getreten, so daß ich nur sehr langsam und mit der größten Beschwer schreiben kann. Am meisten leide ich aber an den Nerven, die eine so übertriebene Reizbarkeit empfangen haben, wie man sie sonst wohl nur in den Nervenfiebern hat; mein Zustand ist oft, besonders am Abend, unleidlich. Das macht mich auch hypochonder. ... Wie erschrecke ich in diesem Zustande vor dem Gedanken, daß man mir ein Amt antragen könnte: ein Leiden, das doch immer wieder kehrt. So lange ich so bin, kann ich auf keinen Fall reisen.

80. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, ca 15. Juni 1818

... Sie sehn, daß ich noch immer nicht schreiben kann, es ist mit der Hand noch schlimmer geworden: also nur einen Dank für Ihren lieben Brief; für die Bücher zu danken hatte ich neulich vergessen, und das erschreckte mich eben am meisten, daß ich mit diesen nicht ein Paar Worte von Ihnen erhielt. Heut kann ich gar nicht schreiben mit Schmerz nur so und langsam. Ich kann nicht reisen, bis ich viel besser bin, dann komme ich vielleicht allein: oder nur mit Dorothea; konnten Sie in diesem Falle diese wohllogiren, da Sie sie schon damals auf einige Tage gütig bei sich aufnehmen wollten. - Wann muß ich kommen, um den Staatskantzler und Gneisenau noch zu treffen?- Freilich wäre es für meinen Zustand und Bequemlichkeit am besten, eine Pension ohne alle Verpflichtung zu erhalten, wenn sie auch geringer ausfiele, als ich erst wünschte: vielleicht ist es Unrecht, daß es mich kränken würde, wenn sie zu geringe wäre. Was meinen Sie? ... Mein Wunsch ist nur, daß es sich bald entschiede, ich könnte mich dann hier recht schön einrichten, wozu gerade jezt die Gelegenheit ist.

Wenn Sie mir helfen können, so werden Sie es gewiß thun, aber ich kann zu nichts rathen, es muß Ihrem eigenen Gefühl überlassen bleiben. Vor allen Dingen werden Sie uns nicht kranck, das ist Tag und Nacht meine Angst. Sollten Sie im Herbst reisen müssen, können Sie dann nicht hieher auf länger kommen? Vielleicht lassen sich jezt die Einrichtungen leichter

treffen, als ehmaIs. Sie könnten mir noch auf manches aus meinen vorigen Briefen antworten, thun Sie es doch, denn mir ist ganz, wie einem, der den Schlag an der Zunge bekommen hat, so sehr stottert die Hand, und das geht ins Gemüth über ...

81. Brief: Solger an Tieck – Berlin, den 17. Juli 1818

... Glauben Sie nicht, daß ich es verkenne, wie sehr ich in Ihrer Schuld bin. Ich bin es, der diesmal die Unterbrechung unserer Correspondenz verursacht. Aber ich hätte Ihnen wahrlich gern geschrieben, mich gern über manches, was uns beiden so wichtig ist, mit Ihnen unterhalten, wenn mich nicht mein körperlicher Zustand und meine daraus entstehende Stimmung immer gehindert hätte. Lachen Sie nicht, daß ich mich dadurch so unterjochen lasse! Ich kämpfe mit aller Macht dagegen an, aber noch kann ich es nicht bezwingen. Nunmehr kenne ich den Zustand, den Sie [Ludwig Tieck] mir öfter beschrieben haben; denn auch ich bin zuweilen ganz gebrochen. Mein Hauptübel besteht in Schmerzen und Schwere in allen Gliedern, und besonders in einem ganz übermannenden, lähmenden Kopfschmerz. Dazu kommt nun mein beständiger Kummer darüber, daß ich alle meine Arbeiten muß stecken lassen. Ich bin überzeugt, es wäre besser mit mir, wenn wir nicht wieder einen so seltsamen Sommer hätten; besonders wirken die häufigen Stürme sehr nachtheilig auf mich. Noch setze ich meine Hoffnung auf Karlsbad, und noch mehr auf die Reise. Unser lieber Freund Schütz will auf derselben mit meiner schlechten Gesellschaft vorlieb nehmen, und gewiß wird er viel dazu mitwirken, mir die Reise so heilsam wie möglich zu machen. ...

Kommentar: Solger hat mit der gleichen Krankheit zu kämpfen wie Tieck. Die Symptome sind die gleichen: Syphilis.

82. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 27. July 1818

... Immer noch ist meine Hand zum Schreiben unfähig, doch etwas besser, sonst sollten Sie wahrlich einen so langen Brief erhalten, daß Sie ihn gar nicht an das Fenster stecken könnten, denn viel, sehr viel habe ich auf dem Hertzen, gegen Sie, für Sie und mit Sie, wie die Zibinger hier im Hause sagen. Im Ernst gesprochen ich beklage Ihr Uebelbefinden von Hertzen, aber Sie können sich nun gewiß mehr in den Zustand so armer Würmer, wie ich bin, versetzen, wenn ich Ihnen so oft sagte, ich könne durchaus gar nicht arbeiten, denn leider ist der Zustand, den Sie jezt kennen gelernt haben, derjenige, an dem ich seit meiner Jugend, hauptsächlich seit 15 oder 16 Jahren so unbeschreiblich leide.²⁴² Das Carlsbad wird unser Journal und die gantze Welt Ihnen wieder näher rücken, ja habe ich doch in diesen Zeiten zweifeln müssen, ob Sie auch noch wohl eben so wie sonst mein Freund seyn möchten. ...

²⁴² Fußnote Hrsg.: Der Beginn von Ludwig Tiecks Neuro-Lues, nicht zu verwechseln mit dem Beginn der eigentlichen Syphilis-Infektion, die ca. 10 bis 20 Jahre oder noch länger zurückliegen kann, wäre nach dieser Angabe ca. 1802 gewesen.

88. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 17. Dez. 1818

... Sie wünschen noch, ich soll für das Theater etwas arbeiten. - Lebte nur Fleck noch! sähe ich nur irgendwo ein Talent! Gelänge es mir nur, meine Einrichtung der Bühne populär zu machen, ohne welche, nach meiner Ueberzeugung, durchaus nicht Großes lebendig erscheinen kann. Ich sehe lauter Unmöglichkeiten. [Kuriose Ausreden Tiecks!] Sie lächeln vielleicht, wenn ich auf das untergegangene Brettergerüst eben so viel in England schiebe, als auf den Mangel an Dichtern und Sinn, ja wenn ich zu glauben nicht ungeneigt bin, daß dieser Mangel großen Theils vom verlohrenen Theater entstanden ist, und daß er uns in Deutschland an der Hervorbringung ächter Werke gehindert hat. Wir sind einmal auf den Kasten reduziert, - und meine Imagination kann ihn nie denken, stellt sich immer jene vollständigere Einrichtung vor, nur für diese kann ich arbeiten, so wie für wahre Schauspieler; - und dann meine Versuche eingesperrt, aus dem Zusammenhang gerissen in diese Bude hinein! Vielleicht sagen Sie auch, wie manche, ich soll mich bequemen nach den Umständen, - und dann möchte ich lange mit Ihnen disputiren: für Geld und gute Worte - ja - Aber warum dann historische Schauspiele, warum dann Sachen, die mir die liebsten sind, und die ich recht eigentlich für wahre Deutsche und Freunde der Poesie dichten möchte, die sich ihrer erfreuen sollen, wenn ich nicht mehr da bin? Machen Sie mich zum unumschränkten Theaterdirektor; dann gebe ich Ihnen mein Wort, nichts anders mehr zu arbeiten. Sie begreifen doch vielleicht nicht ganz meinen Ekel, wenn ich unsre Bühnen nur ansehe, wenn sie sich von Kotzebue ec. entfernen: **wie der Kunstsinn Göthes, der allenthalben das Griechische will, damit zufrieden sein kann, ist mir zwar nicht unbegreiflich, aber in seiner [richtig: meiner] Seele unleidlich.**²⁴³ Wir vergessen ja ganz, wo diese jetzige Form herkommt, wie zufällig, wie ungeschickt im Entstehn, und wie nur erträglich für den so unendlich bedingten Endzweck. Und dann Shaksp. - große Gemählde - Geschichte die drauf spielen soll - Gruppen - London hat mir erst recht vollständig das Abgeschmackte dieser Einrichtung gezeigt, wo hundert kleine Nebenabsichten, die man besser wegwürfe, erreicht werden, und die Hauptabsicht, weshalb der Dichter schrieb, der Schauspieler ein Künstler sein soll, und der Zuschauer Begeistrung doch immer mehr oder weniger sucht, durchaus verlohren gehen muß. Sie verzeihen meine Weitläufigkeit, in mein[em] Buch über Shak. [nicht fertiggestellt] wird dieser Artikel vielleicht über die Gebühr ausführlich werden, weil ich den Gegenstand seit lange schon so wichtig finde. Denken Sie Sophocles und sein Chor in unsre Bude hinein! So ist es mir ebenfalls mit Shaksp. und allem Aechten; ja Schillers Sentenzen; und Kuckkasten-Stücke wie die >Jungfrau [von Orlean] <! Das geht zur Noth! Oder die >Schuld<, wo Uhu, Harfe, wildes Schwein, ec. mitspielen.

²⁴³ Fußnote Hrsg. Silben- und Wortverwechslungen wie auch falsche Benennungen sind typische Merkmale einer Neuro-Lues.

Haben Sie noch nichts für mich aufgefunden, was recht klar die byzantinische Bühne, und die ersten christl. Versuche auf dieser bezeichnet? In müßigen Wanderungen durch jene Literatur denken Sie doch an mich. Haben Sie Genellis Buch schon gelesen? Es ist zu gelehrt und nicht gelehrt genug. [...]

Die Gräfinn Henriette [von Finkenstein] dankt Ihnen für Ihre Theilnahme, sie ist erfreut, in Ihnen einen wohlwollenden Freund zu sehn, und diese Gefühle thaten ihr noth bei diesen Kämpfen mit ihren Geschwistern. Mündlich kann ich Ihnen einmal weitläufiger darüber sprechen; sie hat auf meinen Rath ihr strenges Recht [wegen des Erbtheils] fallen lassen (es schien mir, daß die Geschwister sich an sich selbst zu sehr versündigten) und ist also, doch unter bessern Bedingungen, aus dem Besitze getreten. Sie erhält dafür 5.000 Thaler, die zu Ihrer Erbschaft geschlagen sind, so daß sie jezt mit diesen wenigstens 20.000 Thal[er]. Vermögen hat; außer diesen hat sie als Rente noch 5.000 Thal. erhalten, die im Gut bleiben und nach ihrem Tode der Familie, von diesen erhält sie also 250 Th. Zinsen; freies Logis unten, ihr gehören auch die Stuben von Schütz, eine Anzahl Klafter Holtz, nebst andren Erleichterungen, und nach dem Tode der alten Burgsdorfs die gantze obere Etage unumschränckt. Sie hat also alles erhalten, was sie früherhin forderte, und was man als Unsinn abwies, und noch 5.000 Thaler obenein.

*Wie gern käme ich nach Berl[*in*!]! Jezt kann ich nicht; vielleicht im Frühjahr; wenn sie draußen wohnen, und dann beherbergen Sie vielleicht Dorothea auf ein Paar Tage, die Ihnen und den Ihrigen so zugethan ist. In dieser Tochter bin ich recht glücklich. Sonst bin ich grade recht verdrüßlich, wie Sie der Hand[schrift] und dem gantzen Briefe wohl ansehn werden. Ich werde durch meine Krankheit zu arg geschoren;- und diese verdammte Melancholie, die mir seit meiner Kindheit so viele Tage und Wochen meines Lebens geraubt hat. ...*

92. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 15. Febr. 1819

Mein geliebtester Freund,

schon längst hatte ich Ihnen für Ihren herrlichen, lehr- und trostreichen Brief danken sollen, der mich so wahrhaft belehrt und erquickt hat, wenn nicht fast unmittelbar nach ihm wieder leidige Krankheit bei mir, und mit dieser jene unzertrennliche Verstimmung und Lebensüberdruß eingetreten wären, die mir so große Zeiträume meines Lebens rauben. Ich klage so ungerne, und muß es doch so oft thun, und die meisten Menschen, weil ich in Gesellschaften mich zusammennehme, und auf den Augenblick große Gewalt über mich ausübe, selbst heiter erscheinen kann, glauben nicht einmal an meinen Zustand, und halten mich wohl gar für weichlich, da ich doch wahrhaft von mir sagen kann, daß bei meinen ununterbrochenen Schmerzen, bei der steten Unfähigkeit, meinen Körper frei zu gebrauchen, bei den unzähligen Hemmungen meiner Körper- und Seelenkraft, ich so 'hart mit mir umgehe, andre so wenig meine Krankheit entgelten lasse, wie

vielleicht nur wenige Menschen im Stande sein würden. Ueber mich selbst in der Einsamkeit schütte ich aber freilich oft alle böse Laune, alle Trostlosigkeit aus, dann verzweifle ich an mir selbst und allem. Besonders seit einiger Zeit steigen alle jene Gespenster meiner Kindheit und frühen Jugend wieder vor mir auf und bedrängen mich immer näher/ die ich wirklich abgefunden glaubte und auf bescheidene Pension gesetzt: solche Ansichten und Gefühle, deren Dasein nur derjenige begreift, der die gantze Schule der Hypochondrie und Melankolie gründlich durchgemacht hat. Ich hoffe, Sie, mein Theurer, sollen davon geschützt bleiben; ich bin erfreut, daß Sie und die Ihrigen jetzt so wohl sind, daß Ihre Kraft und Ihr Muth von neuem erwacht sind; Ihr schöner Brief ist mir so viel und so trostreich gewesen, aber ich kann ihn selber nach diesem langen Aufschube nicht so beantworten, wie ich sollte und möchte. Aber, wenn mein Umgang, oder meine Briefe und gedruckten Versuche [seine Dichtungen?] Ihnen im Leben etwas Ermunterndes und Aufheiterndes gewesen sind, wie ich Ihnen nur zu gern glaube, so lassen Sie zu manchen Zeiten alle Rechnung mit mir fahren, und sein Sie nach Ihrer Güte recht freigebig und großmüthig, wenn ich auch alsdann gantz insolvent sein sollte, denn ich zehre alsdann von diesen Beweisen Ihrer Freundschaft. Ihre Briefe lese ich oft und immer wieder, einzeln und in ihrer Folge; ich glaube Sie mit jedem Worte mehr zu verstehn, und immer mehr wird es mir deutlich, daß es dies war, was ich gesucht habe. Es scheint mir, daß gerade Ihre Individualität dazu gehörte, um nicht mit der Begeistrung, mit den Ideen, die Ihr Wesen durchleuchteten und erhoben, auch gleich den Drang mit zu bekommen, wie doch alle mehr oder weniger, auch gleich abzuschließen und aufzuopfern, denn die wahre Vielseitigkeit ist die herrlichste Erscheinung und Lösung, und als das Tiefsinnigste jener oberflächlichen völlig entgegen gesetzt, die uns in unsren Tagen so beschwerlich fällt. So haben unsre größten Philosophen Welten von Gedanken und Anschauungen, die wirkliche Welt und ihre Erfahrungen von sich abweisen müssen, und zu ihrer Rechtfertigung den Trieb alles Störende zu vernichten künstlich und energisch ausgebildet. Ich sehe wohl ein, daß Sie den Vortheil der Historie für sich haben, daß Ihre Vorgänger Ihnen zweierlei sind, Wahrheit und Philosophie und zugleich historische Erscheinung: daß Sie dieselben aber so würdigen und nutzen können, ist eben ihre Eigenthümlichkeit, die schöne Sicherheit, die alles dies brauchen, harmonisch stellen", und auf ein neues Fundament und Centrum aufbauen kann. Wie die Poesie so muß ja auch die Philosophie in ihrer gültigen Al[l]gemeinheit zugleich der Ausdruck des Individuellsten sein. Auf diese Weise ist meine Bekanntschaft und Vertrautheit mit Ihnen fortgeschritten. Andre Freunde, wie Fichte verlohren sich mir endlich in das Allgemeine. Ja die meisten Menschen glauben wohl, daß die wahre Bildung jenes Allgemeine sey, welches mir das Todte und unbestimmte ist, und ich fürchte fast, daß Fichte und Schelling von dieser Krankheit nicht frei geblieben sind. ...

Kommentar: Der präparalytische Galimathias ist unverkennbar.

96. Brief: Tieck an Solger – Ziebingen, den 9. May 1819

Mein geliebte ster Freund,

warum habe ich nicht längst und recht weitläufig geschrieben? Weil ich ein schlechter Mensch bin, der niemals Ordnung lernen wird, und dem das Laster des Aufschiebens (besonders wenn mir so unwohl ist, wie bisher) längst in Blut und Seele verwachsen ist. Nicht anders, als wenn ich eine Ewigkeit vor mir hätte, in der wir vielleicht einmal so ein Jahrzehend nicht viel anzusehen brauchen. ...

Kommentar: Dieses „Laster des Aufschiebens“, das Ludwig Tieck von Jugend an hatte, ist ein Indiz für seine Krankheit und wir können nur noch mitleidig verstummen.

103. Brief: Tieck an Solger – Dresden, den 22. September 1819 [nach dem Umzug Tiecks von Ziebingen nach Dresden geschrieben]

Mein geliebtester Freund: - freilich müssen Sie mir böse sein, und das habe ich mir nun schon seit mancher Woche täglich und stündlich gesagt, und doch habe ich bei allen innern Vorwürfen den Augenblick nicht finden können, Ihnen zu schreiben, theils durch meine Unentschlossenheit, weil ich so viel schreiben wollte, theils durch Zerstreung, Abhaltung und Ermüdung gestört. In Zieb[ingen] blieb ich nur noch wenige Tage, und Einpacken, Anordnungen, Bestellungen, tausend Kleinigkeiten nahmen mir jeden Gedanken und Augenblick: dann die Reise, dann das Ankommen hier; wieder die Einrichtung, die Sehnsucht die Gallerien zu sehn und die Gegend zu genießen, Besuchen und Besuchtwerden, Schauspiel, Wasserfahrt, einige mir sehr wichtige Bücher, die ich seit Jahren gesucht, dann Kadachs Besuch, der 3 Wochen bei uns wohnte, und der mir wieder alle Zeit nahm, - kurtz, mein Liebster, legen Sie nicht Ihr freundliches, liebes Hertz in alle meine Ausreden und Entschuldigungen, so bleibe ich immer wie ein armer Sünder vor Ihnen stehen, und weiß nichts zu sagen. An meiner Liebe können Sie nicht zweifeln: - aber dies verdammte Aufschieben, selbst der liebsten Pflichten und Geschäfte - dieser Vagabundenhang, der in mir so gewaltig ist, daß ich ein Jahr leben könnte, ohne die Feder anzurühren - wie ich wieder ein Jahr mit Büchern eingeschlossen sein könnte, ohne nur an das Freie zu denken - diese widerwärtigen Extreme, gegen die ich zeitlebens gekämpft; und immer nicht bezwingen kann und die oft meine Gefühle so unglücklich machen. Also, nicht böse [sein], vergeben Sie mir, Sie ordentlicher, wackrer, fleißiger, den ich mir, seit ich Sie kenne, zum Vorbild genommen habe, den ich aber doch nicht erreichen werde. Vieles thut auch meine Unpäßlichkeit, der fast immerwährende Schmerzenszustand, der mich an so vielem hindert: gereut mich doch so oft aufzustehn, wenn ich sitze, mich an meinen Schreibtisch zu begeben, wenn ich im andren Zimmer bin. Das fühlt ein Gesunder denn auch nicht.

*Vor allen Dingen muß ich Ihnen nur die Meinung nehmen, als ob ich verstimmt, mißmuthig, und melankolisch wäre. Nein, mein Geliebtester, diesmal hat mich das Gegentheile, das Uebermaaß des Genusses hier, und eine ganz jugendliche Freude, ein Schwärmen in den Gegenden, ein beständiges Herumlaufen, ein wahres Entzücken an allen Gegenständen, vom Schreiben abgehalten. **Ich hatte eine unglaubliche Sehnsucht nach Dresden, ich konnte die Ankunft hier nicht erwarten, ganz auf krankhafte Weise, die mir sonst gar nicht eigen ist, so daß ich oft fürchtete, diese Spannung sei Vorbote einer schweren, tödtlichen Krankheit. Seit ich hier bin, bin ich heiterer, als seit vielen Jahren, alles kommt mir frisch und in neuem Gewande entgegen, und was mich um meisten erstaunt, dieselben Gegenstände entzücken mich, die mich damals bedrängten und melankolisch machten, als ich im Jahre 1801 und [180]2 hier wohnte; jung und gesund, aber in einer Melankolie und Lebensüberdruß versunken, die ich jetzt meiner Einbildungskraft kaum vergegenwärtigen kann. ...***

Kommentar des Hrsg.: Der Briefwechsel zwischen Tieck und Solger ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Wahnsinns-Produkt von zwei Syphilitikern. Nicht nur bei Tieck sondern auch bei Solger ist die verschwiegene Syphilis in eine Neuro-Lues übergegangen. Tieck gaukelte Solgers wonders vor, was für ein bedeutender Kunst- und Theaterkritiker er sei, in Wirklichkeit war er – nach Gustav Schlesier²⁴⁴ - ein „Nullifizierer alles Gehaltes in unserer Dichtkunst“. Dass er es wagte, diesen Briefwechsel, diesen präparalytischen Schwachsinn drucken zu lassen, ist ein weiteres schwerwiegendes Indiz für Tiecks Neuro-Lues.

Am 25. Oktober 1819, einen Monat nach Tiecks letztem Brief, starb K. W. F. Solger plötzlich und unerwartet; und damit war die Hoffnung auf ein Einkommen im preußischen Staatsdienst vorerst zerronnen. Weiter unten werden wir sehen, dass auch ein Syphilitiker im preußischen Staat eine Pension erhalten konnte, denn das Oberhaupt der preußischen Monarchie, König Friedrich Wilhelm IV., war ebenfalls ein Präparalytiker.

Der öffentliche Umgang mit unehelichen Söhnen Die Jahre 1819 bis 1832

Im April 1818 war der alte Graf von Finkenstein auf seinem Landsitz Ziebingen gestorben, wo Ludwig Tieck mit Familie seit vielen Jahren wohnte, höchstwahrscheinlich kostenfrei. Nachdem die Erbschaftsangelegenheit von Seelenfreundin Alma von Finkenstein mit ihren Geschwistern geregelt war, siehe oben der Brief Ludwig Tiecks an Solger vom 17. Dezember 1818, zog Ludwig Tieck mitsamt seiner früheren

²⁴⁴ Quelle: Gustav Schlesier, >Ludwig Tieck und das deutsche Theater<, in >Allgemeine Theater-Revue<, 1. Jahrgang 1835, herausgegeben von August Lewald.

Ehefrau Malchen, seiner leiblichen Tochter Dorothea, mit Stieftochter Agnes (ihr Erzeuger war Wilhelm von Burgsdorf) und mit Seelenfreundin Alma von Finkenstein nach Dresden. Die Tatsache, dass die Freundin eine gebürtige Gräfin war, bewahrte Tieck und seine Familie vor Hohn und Spott des Dresdener Bürgertums. Der Adel war öffentlich unantastbar. Ich bin auch überzeugt, dass das Verhältnis Ludwig Tiecks zur Gräfin mehr oder weniger ein platonisches war. Durch seine schwere Krankheit stand er jenseits von Gut und Böse, bzw. die Gräfin von Finkenstein hütete sich wohlweislich, sich an einem Syphilitiker zu infizieren.

Noch hatte Ludwig Tieck keine feste Anstellung am Dresdener Theater. Und wieder befand er sich in Geldnöten, da jetzt auch noch Mietzahlungen in Dresden zu leisten waren. Was blieb ihm daher anderes übrig, als Vater Goethe in Weimar um weitere, noch höhere finanzielle Unterstützung anzuflehen. Das Resultat waren die sogenannten „Dresdener Novellen“.

Im Jahr 1819 setzt daher der öffentliche Briefwechsel mit Vater Goethe wieder ein:

Goethe-Gesellschaft, 8. Brief: Ludwig Tieck an Goethe -
Dresden, am 24. Dezember 1819

Ew. Excellenz hätten seit lange schon einige Nachrichten von mir erwarten können, nachdem ich vor zwei Jahren das Glück hatte, Sie bei meiner Rückkehr aus England in Weimar zu sprechen. Störungen aller Art hielten mich ab, sogleich den kleinen Aufsatz zu machen, was man in solchen Fällen immer thun sollte, denn aufgeschoben ist wahrlich aufgehoben. Dann entwarf ich ihn und muß ihn in meinen Papieren verlohren haben, bildete mir aber ein, ich habe ihn abgesandt. Als ich mich aber meiner Nachlässigkeit deutlicher erinnerte, war mein Gewissen lange Zeit um so böser, und nur Krankheit, Reisen, und endlich die Veränderung meines Wohnortes, (indem ich mich seit dem Sommer wieder in Dresden aufhalte) und alles Packen, Verlust von Büchern und Papieren, was damit verbunden zu sein pflegt, haben meinen Brief verhindert. Bücher und Papiere sind grossentheils noch in Ziebingen, ich habe aber die Reise eines jungen Schotten aus Glasgow dazu benutzt, ihm gegenwärtiges kleines Paket für Ew. Excellenz mitzugeben. Dieser gebildete junge Mann brennt vor Verlangen, Sie wenigstens auf einen Augenblick zu sehn, und ich bin nun so dreist, ihn mit meinem Briefe zu Ihnen zu senden. Er kennt die deutsche Literatur und liebt sie; sein Name ist Damatyne, er wird sich in Schottland der juristischen Laufbahn widmen.

Was nun beikommende Blätter betrifft, so enthalten sie wohl zu viel und zu wenig. Indem ich diese Notizen von neuem niederschrieb, entfloß der Feder manches, was in meiner Arbeit über diesen Dichter wohl annehmlicher und überzeugender erscheinen mag, weil eine Untersuchung der andern, und ein Faktum dem andern die Hand biethet. Ich glaube den Dichter und vieles in seinen Werken aus einem andern Standpunkte

anzusehn; ich bilde mir ein, viel Neues aufgefunden zu haben; ich wähne oft, allen müsse dies neue, was ich Entdeckungen nenne, eben so wichtig sein, als mir selber, - aber für wen schreibe ich am Ende? Die Materialien haben sich mit jedem Jahre angehäuft, es fordert jezt fast mehr Kunst, wieder wegzulegen als herbei zu schaffen, denn so viel ich auch erörtere, muß ich doch immer wieder eine gewisse Kenntniß voraussehen, die nicht da ist, und eine Liebhaberei fordern, die unbillig ist zu verlangen.²⁴⁵ **Wie glücklich wäre ich, nur manchmal ein Wort aus Ihrem Munde hören zu können, und wie viel glücklicher, wenn ich alle diese Studien in Ihrer Nähe hätte machen, oder mit Ihnen wieder durchgehn können. Ich bitte also, meine beiliegenden Blätter mit gütiger Nachsicht aufzunehmen, die vielleicht auch überall zu spät eintreffen. Ist dies nicht der Fall, und sind Sie auf irgend ein kleineres oder grösseres Buch oder Mscpt neugierig, oder glauben Sie es brauchen zu können, so bitte ich nur, über meinen Vorrath unbedingt zu gebiethen, denn wenn ich auch gleich fortwährend in diesen Englischen Sachen lese, so kann ich mich doch von jedem immer auf gewisse Zeit trennen, und ich würde mich sehr glücklich schätzen, Ihnen dadurch irgend ein Vergnügen zu machen. Wie froh wäre ich gewesen, hätte ich vor Jahren diese Manuskripte sehn, oder gleich den Hawkins, oder die Quartausgabe haben können, aber freilich darf ich die Liebhaberei andrer Männer nicht nach meiner zu brennenden Neugier beurtheilen.**

Mit der Bitte mich Ihrer liebenswürdigen Frau Schwiegertochter, so wie Ihrem Herrn Sohn zu empfehlen, verbinde ich diejenige, meiner zuweilen wohlwollend zu gedenken, und nenne mich mit der innigsten und aufrichtigsten Verehrung

Ew. Excellenz ergebensten L[udwig] Tieck

Wir müssen uns wiederum vor Augen halten, das ist der Brief eines Sohnes an seinen Vater. Die folgenden Sätze erscheinen mir erneut wie ein Hilferuf: „*Wie glücklich wäre ich [Ludwig Tieck], nur manchmal ein Wort aus Ihrem Munde hören zu können, und wie viel glücklicher, wenn ich alle diese Studien in Ihrer Nähe hätte machen, oder mit Ihnen wieder durchgehn können. Ich bitte also, meine beiliegenden Blätter mit gütiger Nachsicht aufzunehmen, die vielleicht auch überall zu spät eintreffen. Ist dies nicht der Fall, und sind Sie auf irgend ein kleineres oder grösseres Buch oder Mscpt neugierig, oder glauben Sie es brauchen zu können, so bitte ich nur, über meinen Vorrath unbedingt zu gebiethen, denn wenn ich auch gleich fortwährend in diesen Englischen Sachen lese, so kann ich mich doch von jedem immer auf gewisse Zeit trennen, und ich würde mich sehr glücklich schätzen, Ihnen dadurch irgend ein Vergnügen zu machen.*“

Ob Goethe auf den Hilferuf seines Sohnes reagierte? Wir wissen es nicht.

²⁴⁵ Fußnote Hrsg.: Diese Zeilen sind ein unverkennbares Indiz für die geistige Verwirrtheit, Gedächtnisschwund und Unkonzentriertheit von Ludwig Tieck, verursacht durch eine syphilitische Präparalyse. Und er fragt sich mit Recht: für wen oder was tue ich das?

Goethe-Gesellschaft, 9. Brief: Goethe an Ludwig Tieck -
[Konzept, Weimar, den 23. Januar 1820]

Ew. Wohlgeboren freundliches Schreiben und lehrreiche Sendung konnte [ich] nicht, wie ich wohl gewünscht hätte, gehörig honoriren, indem ich den mir zugewiesenen jungen Mann [Damatyne aus Schottland], wegen catarrhalischen Fieberleidens nicht aufnehmen und sprechen konnte. Jedoch [ich] verfehle nicht durch Gegenwärtiges meinen aufrichtigen Dank ungesäumt abzustatten.

Den Aufenthalt in Dresden gönne und mißgönne [beneide ich] meinen besten Freunden und freue mich, wenn Ihre Gesundheit erlaubt, das dortige Gute völlig zu genießen und zu nutzen. Die reich ausgestatteten Blätter über Shakespeare und seine Zeitgenossen haben mich wieder auf einmal an alles erinnert was mir von jener Epoche nach und nach einzeln bekannt geworden; und so machte dieser mir gegönnte kurze Entwurf freylich den Wunsch rege, jene merkwürdige Zeit vor Sinn und Einbildungskraft umständlich entfaltet zu sehen. Ich begreife aber freylich die große Schwierigkeit ein so reiches und verschränktes Leben, die wechselseitigen Wirkungen so bedeutender Menschen darzustellen, besonders wenn man denkt, daß beym Theater immer nur vom Augenblick die Rede ist und die wunderliche bunte, zufällige Abwechselung desselben sich zu einem geschichtlichen Vortrage kaum bequemen mag.

Von dieser Wahrheit werde ich so eben recht überzeugt, da ich die Geschichte des Weimarischen Theaters, das ich so viele Jahre selbst und nicht ohne eine gewisse Methode geführt, mir genugthuend und andern faßlich entwerfen möchte. Ein solches Geschäft ist aus so vielen Elementen zusammen gesetzt, und erlebt zu gleicher Zeit so viel Hinderliches als Förderliches, so daß man allenfalls nur vom Effect [der Aufführungen] Rechenschaft geben kann, nicht aber von Weg und Mittel wie man ihn erlangte.

Mit den besten Wünschen und Empfehlungen.

Weimar d. 23. Januar 1820.

Zum Schlusse muß ich noch ausführlicher sagen, daß meine [Goethes] Kinder [August und Ottilie Goethe mit Kindern] Ihre Grüße zum allerschönften erwidern. Der Aufenthalt in Berlin hat ihnen einen solchen Reichthum von Gegenständen und Persönlichkeiten in den Geist und so viel Freundliches und Liebliches ins Gemüth gebracht, daß unsere Winterunterhaltung dadurch sehr angenehm und lebhaft wird. Auch Ihrer geneigten Theilnahme haben sie sich oft dankbar erinnert.

Im Sommer unternahm Goethes Sohn August mit Ehefrau Ottilie eine Reise nach Berlin und Dresden. Es war im wahrsten Sinne des Wortes ein Familientreffen der beiden Halbbrüder Ludwig Tieck und August Goethe.

Zum Geburtstag erhielt Ludwig Tieck von Adoptivbruder Friedrich überraschend ein wertvolles Geschenk, was die Armut von Ludwig verdeutlicht:

Letters of, S. 183-185: Ludwig Tieck an Friedrich Tieck -
Dresden den 2ten Juni 1820

Mein geliebtester Bruder,

es hat mich eben so sehr überrascht als genihrt, daß Du auf solche Weise meines Geburtstages gedacht hast; ich bin beschämt über Deine Güte, denn gewiß ist es zu viel. Jedes Andenken von mir ist mir theuer, und so soll auch das alles sein, was ich durch Dich erhalten habe. Man hat mir in Deinem Namen eine silberne Uhr übergeben, die mir sehr lieb ist, und ein Besteck mit silbernem Löffel, Gabel und Messer, was ich mir schon seit lange gewünscht hatte, dazu noch ein sehr zierliches kleines Etui von Perlmutter, für Zahnstocher. Ich weiß nicht, ob man das, was Du überschickt hast, in Deinem Sinne angewandt hat, aber mir ist alles dies sehr erfreulich. ...

Meine Schwester [Sophie Tieck-Knorrning] hat mir endlich, nach Jahren, einen langen Brief geschrieben. Er ist aber schon lange unterwegs gewesen, was ich nicht begreife, nun habe ich ihn wieder, durch die Verstörung des Umziehens, eine Zeitlang liegen lassen, und wenn sie, wie sie schreibt, diesen Sommer auf jeden Fall nach Deutschland kommt, so erreicht sie meine Antwort nicht mehr. Schreibst Du ihr, wie ich glaube, so versichere sie meiner vollkommensten Liebe, und daß alles, was sie fordert und von mir wünscht, geschehn soll, daß ich mich nach ihr sehne und Felix herzlichst liebe, daß Knorrning, wie ich hoffe, mir ein geliebter Bruder sein soll. Es ist ihr schlimm ergangen [in den letzten Jahren]; ich bin aber noch überzeugt, Knorrning hätte alles dieses Unheil schon vor vielen Jahren verhindern können. Ich bitte zum Himmel, daß jezt alles gut sei; könnte ich nur da Vertrauen fassen, daß die Schwester wirklich fähig ist, irgend eine Ordnung oder etwas Heilsames herzustellen; hat doch ihr edler und hoher Geist von jeher nur dahin gewirkt, sie innerlich und äußerlich zu verstricken und zu verwirren. Eine unglückliche Ahndung sagt mir, daß sie das Glück nie finden werde. Mich wundert, daß sie ihren Brief nicht durch Dich geschickt hat, wo er mich doch sichrer und schneller getroffen hätte.

Im Oktober 1820 kam es dann zu einem Familientreffen der drei Tieck-Geschwister in Dresden. Sophies ältester Sohn Wilhelm war ebenfalls anwesend, trotz Sophies anfänglicher Bedenklichkeiten, Felix Theodor, der jüngere Sohn, ebenfalls.

Die Begegnung scheint nicht ganz so harmonisch abgelaufen zu sein, wie man sich gegenseitig versichert und gewünscht hatte. Dies geht aus den folgenden Briefen hervor.

Ludwig Tieck schrieb über das Wiedersehen an Bruder Friedrich:

Zeydel, 6. Brief: Ludwig Tieck an Friedrich Tieck -

Dresden, den 14. Dezember [18]20

... Die Schwester hat mir [nach dem Familientreffen] so wenig wie Felix geschrieben, so sehr sie es auch versprochen. Vom Wilhelm nächstens, es ist eben so gut, er kommt nicht, Dir muß es keine Ausgaben machen, er

erkennt es doch nicht, denn er [be-]nimmt sich ja miserabel gegen uns. Will er für sein Geld herreisen, habe ich nichts dagegen.

Nächstens mehr; ich hoffe, Du wirst uns doch noch in [Dresden besuchen]. ...

Alle grüßen, Amalie, die Kinder, vorzügl[ich] Dorothea, die Gräfin,
Dein Bruder
Ludwig T[ieck]

Sophie plante auch ein Wiedersehen mit ihrem früheren Geliebten Wilhelm Schlegel, der mittlerweile in Bonn lebte, um ihm seinen Sohn Felix Theodor vorzustellen.

Körner, 517. Brief: Sophie von Knorring an A. Wilhelm Schlegel –
Heidelberg, den 6ten Juni 1821

Nach einer langen Abwesenheit bin ich wieder in Deutschland, lebe ich wieder unter einem milderen Himmel. ...

Meine beiden Brüder habe ich wieder in Dresden wiedergesehen, und habe meinen Bruder Ludwig noch mehr durch die Zeit verwandelt gefunden als mich selbst. Wir haben alle mit herzlicher Freundschaft von Ihnen gesprochen und Sie in unsern Kreis gewünscht. ...

Unser Felix schweift in den Pfingstferien in den Bergen und Wäldern umher, er weiß nicht, daß ich Ihnen schreibe, sonst hätte er mir gewiß die Bitte aufgetragen, sich seiner zu erinnern, denn unzählige Mahle hat er es klagend ausgesprochen, ich glaube, Schlegel hat mich ganz vergessen, er denkt wohl gar nicht mehr daran, daß ich in der Welt bin. ...

Das Verhältnis zwischen Sophie Tieck-von Knorring und Ludwig Tieck war endgültig und für den Rest ihres Lebens zerrüttet. Dafür hatte sich das Verhältnis mit Vater Goethe langsam wieder zu normalisieren begonnen, wenn auch auf einem niedrigen emotionalen Niveau.

Goethe-Gesellschaft, 10. Brief: Ludwig Tieck an Goethe -
Dresden, den 27. März 1822

Ew. Excellenz

verzeihen gütigst, daß ich wieder so dreist bin, Ihnen meinen Namen in Erinnerung zu bringen. **Der Gedanke thut mir so wohl, und wirkt stärkend auf mich ein, wenn ich hoffen darf, von Ihnen nicht ganz vergessen zu sein.** Ich benutze diese Gelegenheit, dies Blatt durch einen sehr lieben Freund übergeben zu lassen, der jetzt in sein Vaterland, Holland, zurück kehrt, nachdem er sich ein[ige] Jahre in Deutschland aufgehalten hat, um unsere Universitäten, hauptsächlich aber unsere Philosophie kennen zu lernen. Er heißt Thorbeck, und ist ein weitläufiger Verwandter jenes Thorbeck, der im Jahre 1806 in Weimar lebte, und dessen Sie sich vielleicht noch erinnern werden. Ausser der Philosophie hat dieser junge Mann zugleich die Philologie gründlich studirt. Es ist sein sehnlichster

Wunsch, Deutschland nicht verlassen zu müssen, ohne den Mann wenigstens kurze Zeit gesehn zu haben, auf den wir alle stolz sind.

Mit meinem Werke über Shakspeare hat es sich immer noch verzögert: ob es dadurch gewinnen oder verlohren wird, kann ich noch nicht wissen. Gründlicher wird es wohl, verlohrt aber vielleicht vom ersten Feuer. Mit der Bitte mich Ihrem Herrn Sohn und dessen Frau Gemahlinn zu empfehlen, nenne ich mich mit der aufrichtigsten Verehrung

Ew. Excellenz ergebensten Diener L[u]dwig Tieck.

Zeydel, 8. Brief: Ludwig Tieck an Friedrich Tieck -
Dresden, im Oktober 1822

... So habe ich denn nun von neuem Hofnung, Dich Weihnachten hier, und zwar auf etwas längere Zeit, zu sehen. Richte Dich ja so ein, Liebster, daß Du nicht zu sehr zu eilen brauchst. Rauch meinte ja auch, es käme Dir alsdann auf einige Tage nicht an. Wir haben kaum noch Zeit gehabt, viel mit einander zu sprechen. Daß die Schwester gar nicht schreibt, ist sehr Unrecht, aber noch weit mehr, daß der Felix gar nichts von sich hören läßt.

Wilhelm [der ältere Sohn Sophies] ist in Leipzig, wie ich vermüthe, ganz müßig. Er schreibt ein Trauerspiel, erzählte mir ein Student aus Halle. Das mag was Trefliches werden [ironisch gemeint]. Der Mensch hätte wohl zu einer ordinären mechanischen Beschäftigung angehalten werden sollen. Laß Dich nur nicht verleiten, ihm wieder mit Geld zu helfen, es ist ja doch nur alles weggeworfen. An Musik denkt er nun nicht mehr. So ist alles bei ihm Ziererei und Lüge. Er dauert mich unendlich, und um so mehr, weil ich überzeugt bin, es ist gar keine Hülfe möglich. Ein früher Tod wäre wohl das wünschenswertheste. Schrecklich, wenn man sich dergleichen gestehn muß. Und lastet denn nun nicht der ganze schreckliche Vorwurf auf der Alten [Person unbekannt], die diesen Menschen zur Lüge und Verworfenheit erzogen und verzogen hat? Was sind es für jämmerliche Menschenkenner und Romanenschreiber, die selbst dieses dick da liegende nicht sehen können. Er ist seitdem noch nicht wieder bei uns gewesen. Uns wäre doch besser, er käme für die Ferien herüber, oder lebte am Ende ganz hier, wenn er doch einmal nichts lernen kann und will. Denn so wäre doch noch eine Art von Aufsicht über ihn zu führen. ...

Ewig Dein Dich liebender Bruder

Ludwig

Im Jahre 1822 erschien - unter Tiecks Namen - die erste der sogenannten Dresdner Novellen mit Titel >Die Gemälde<, weitere Novellen folgten. Wann diese Werke von Goethe diktiert wurden, muss einer späteren eingehenden Prüfung überlassen bleiben, falls es überhaupt noch feststellbar ist. Wiederum kennzeichnend und sehr charakteristisch für Goethe und eindeutige Beweise für seine Verfasserschaft, das sind die Angriffe auf das „neumodische, ausschließende Christentum“ (nach Köpke) und wiederum versucht Köpke die Quadratur des Kreises zu beweisen, wenn er den Lesern

seiner Tieck-Biographie weißmachen will, daß Tieck eigentlich gar nichts gegen das Christentum hatte. Köpke hat Recht im Unrecht, denn Tieck war gar nicht der Verfasser, sondern sein Vater, Wolfgang Goethe. Und der war offensichtlich ein deutscher Voltaire.

Charlotte Ernst an ihren Bruder August Wilhelm Schlegel -
Frühjahr 1823

... [Ludwig] Tieck fühlt sich recht gemütlich dabei, Goethes >Stella< ins Leben zu bringen, und es ist alles dabei im besten Einklang [im Sinne von: die beiden Frauen bereiten ihm keine Eifersuchtsszenen]. Madam Sommer (Tieck genannt), steht, zwar in der gehörigen Entfernung, ist doch aber keineswegs gesinnt, sich im Winkel stecken [zu lassen], sondern präsentiert mit ihrer stattlichen Figur, ihre zwei schönen Töchter an der Seite, ganz majestätisch und tut nicht übel, als wenn die Ehre, die ihr durch Tiecks Zelebrität mit zufließt, ihr ganz eigen zugehörte; übrigens ist es eine gute, fleißige Frau, die aber alles ein bißchen hastig treibt, selbst ihr Katholisch-Sein. Stella (genannt [Alma von] Finckenstein) ist ein ganz zartes Wesen, nur ist sie gegen die Angriffe der Zeit nicht so ganz eisenfest wie die [Amalie] Tieck; sie ist äußerst delikate in ihrem Betragen, doch gehört kein scharfer Beobachter dazu, um zu sehen, daß sie nur Gefühl und Augen für Tieck hat. Dabei ist sie eine kluge, zugleich sparsame und geschmackvolle Führerin ihres Hauses, was vielleicht die Stella nicht war. Er duldet es recht gern, daß man ihm alles an Augen absieht, doch sieht man wohl, daß auch er ihr ganz zu eigen ist ... Die älteste Tochter [Dorothea Tieck], ein interessantes, sinniges Wesen, das sich lieber anschmiegt und auch ihm wahrlich näher angehört [da sie seine leibliche Tochter ist], ist die erste; die zweite [die Burgsdorff zum Vater hat] ist auch nicht zu verachten, ein munteres, heiteres Wesen, fragt weniger nach Literatur als nach der muntern Welt, doch tritt sie still und leise auf, so wie es Tieck mag, dabei stellt sie nicht übel eine Hebe vor, wenn sie den Tee herumreicht - ihre schöne Figur, ihre brillanten Farben, gradezu wie Rosen, und ihr munteres Auge, ja da kann [Ludwig] Tieck recht gern den Vaternamen annehmen ...

Ludwig Tieck schrieb an den Adoptivbruder Friedrich Tieck:
Dresden, den 23sten Oktober 1823

„... >Der Geheimnisvolle< scheint Dir Eindruck gemacht zu haben; diese Novelle muß man öfters lesen, wenn man die ganze Absicht fassen will ... künftiges Jahr werden >Die musikalischen Leiden< und >Die Reisenden< auch abgedruckt. ... Du sollst alles von mir immer zuerst erhalten, aber oft habe ich es selbst noch nicht, wenn es schon im Publikum umläuft. So ging es mir mit der musikalischen Novelle. Freilich habe ich die ganze Geschichte meines Violinspielens eingeflochten, was Dich wohl wird ergötzt haben: so ist im >Geheimnisvollen< viel (von) Ziebingen, in den >Reisenden< der gute Charles [Karl] Burgsdorff, den Du auch wohl wirst

erkannt haben, auch meldet sich in der >Verlobung< manche Erinnerung. Ist denn nicht alles echte Componieren eine Wiederkehr und Belebung der Gegenwart und Wirklichkeit? Nur muß es freilich nicht auf die flache Weise geschehn ...“

Ich bezweifle stark, dass in den oben genannten Werken Personen aus dem wahren Leben dargestellt sind, denn Goethe ist der Verfasser der sogenannten „Dresdener Novellen“. Dies hat Ludwig Tieck sozusagen hineingedichtet; und zwar aus dem einzigen Grund, um keine Zweifel an seiner angeblichen Verfasserschaft aufkommen zu lassen. Das „echte Componieren“, das echte Dichten ist in Wahrheit erfinderische Kreativität und keine „Wiederkehr und Belebung der Gegenwart und Wirklichkeit“.

Im folgenden Brief Sophies an ihren Bruder Friedrich beschwerte sie sich über die Arroganz von Ludwig:

Trainer II, S. 244 – Erwita, den 01. November 1823

... Du kannst dir also denken, wie unangenehm er [Knorring] überrascht wurde, als der Bruder [Ludwig] in Dresden [im Oktober 1820], umring[t] von seinen albernen Verehrern, dasselbe Spiel früherer Zeit wieder anfing, und es war ihm unbegreiflich, wie ein Mensch so wenig Sinn für Schicklichkeit haben konnte, und einen so rohen Egoismus, daß er seine[r] Eitelkeit jedes edlere Lebensverhältnis aufopferte; dabei setzte es ihn [Knorring] in Erstaunen, daß der Bruder gar nicht darauf Rücksicht zu nehmen schien, daß [die] Zeit, mein Verhältnis zur Gesellschaft, kurz alles mir eine andere Stellung in der Welt gegeben haben, sondern immer noch anzunehmen schien, daß ich jedes seiner Worte wie Orakelsprüche aufnehmen, und in schweigender Dehmuth hören würde. ...

Ludwig Tieck scheint sich sehr arrogant gegen den Baron von Knorring und seine Adoptivschwester Sophie Tieck-von Knorring verhalten zu haben. Vor dessen Adelstitel hatte er offensichtlich wenig Respekt, wusste er doch, dass sein Erzeuger, Johann Wolfgang von Goethe, der Sohn Kaiser Karls VII. und seine Mutter Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon von altem französischem Adel war.

Goethe-Gesellschaft, 11. Brief: Ludwig Tieck an Goethe -
Dresden, am 24. December 1823

Ew. Excellenz verzeihen, wenn ich es wage, denenselben meinen Nahmen, als Ihres treusten und ergebensten Verehrers, ins Gedächtniß zu rufen. Wie sehr waren wir alle, die wir glücklich genug sind, einen so grossen Mann schätzen und lieben zu können, bewegt und in Sorgen, bis sich endlich Ihre Krankheit wieder zur Gesundheit neigte. Seitdem, so hörte ich, sind Sie von neuem bedroht gewesen, aber auch jetzt wieder ausser Gefahr. Ihr Genius wird Sie, so flehen wir alle, uns noch lange erhalten.

Herr Kochel, Münzmeister aus Mannheim, reiset jezt durch Weimar, und ich bin so frei, diesem gebildeten und unterrichteten Manne, der sich glücklich schätzen wird, Ew. Excellenz, wenn auch nur auf einen Augenblick sehn zu können, dieses Blatt mitzugeben. Ich hoffe, durch ihn zu erfahren, daß Sie sich wieder einer vollkommenen Genesung erfreuen.

*Man hat mich mit der Nachricht erfreuen, vielleicht nur schmeicheln wollen, daß Sie einige meiner neuern Arbeiten Ihrer beifälligen Aufmerksamkeit gewürdiget hätten. Wäre ich davon mehr überzeugt, so würde ich nicht unterlassen haben, Ihnen dieselben zu übersenden: ich fühle aber selbst, und je älter ich werde, je mehr, wie viel meinen Arbeiten noch fehlt. Bei der jetzigen Anarchie ist es kaum möglich, in der Menge ein ruhiges Gehör zu finden. **Worinn ich mich am meisten beruhige, ist, daß ich jung genug bleibe, um Ihre Werke mit dem Enthusiasmus meiner Jugend noch immerdar geniessen zu können, indem meine wachsende Jahre dazu dienen, diese unwandelbare Treue und Liebe zu rechtfertigen.** Einer meiner frühesten und liebsten Pläne, über alle diese Werke in ihrem Zusammenhange etwas zu sagen, ist vielleicht binnen wenigen Jahren reif, und was bisher Ihre Schüler und Verehrer auf ähnliche Weise versucht haben, hat mich so wenig abgeschreckt, daß es mich vielmehr auf alles das hingewiesen hat, was ich mir besser einzusehn einbildete.*

***Es gehört zu meinen innigsten Wünschen, die Gelegenheit zu finden, Ihnen persönlich meine Verehrung bezeugen zu können.** Mit der Bitte, mich Ihren liebenswerthen Kindern zu empfehlen, nenne ich mich*

*Ew. Excellenz ergebenster Verehrer
Ludwig Tieck*

Ludwig Tiecks dichterische Kreativität war, Wunder gibt es anscheinend immer wieder, nach langem, langem Tiefschlaf angeblich wieder erwacht!

Der junge, erst achtzehnjährige Heinrich Brockhaus, der Sohn des Verlegers Brockhaus, berichtet, wie Ludwig Tieck seine schöngeistigen Werke verfasste. Am 27. Dezember 1822 notierte er in sein Tagebuch.²⁴⁶

„Ich ging dann zu Tieck. ... In den zwei Stunden, die ich diesen Morgen bei ihm verbrachte, hat er mich ganz entzückt. Ewig zu bedauern ist seine [Ludwig Tiecks] Trägheit, die ihn nicht zum Schreiben kommen läßt. Er kann einen ganzen Tag auf dem Stuhl sitzen, ohne das Mindeste zu thun. Das Uhrwerk [?] geht freilich immer fort und er hat die Werke längst fertig, ehe er nur ein Wort niedergeschrieben.“

Man könnte versucht sein, an ein göttliches Wunder zu glauben. Weit gefehlt! Kein Wunder, denn er bekam die Werke, die sogenannten „Dresdener Novellen“, von seinem Vater Goethe fix und fertig aus Weimar geliefert!²⁴⁷ Das „Uhrwerk“, von dem Brockhaus sprach, tickte in Weimar, nicht in Dresden.

²⁴⁶ Quelle: Heinrich Lüdeke von Möllendorff, >Aus Tiecks Novellenzeit – Briefwechsel zwischen Ludwig Tieck und F. A. Brockhaus<, Leipzig 1928.

Heinrich Brockhaus notierte weiter:

„Bei aller dieser Trägheit ist er [Tieck] voller Vorhaben; so will er bei uns [im Verlag Brockhaus] die >Vorschule Shakspeares< [heraus]geben, ferner mit Raumer Solgers's Nachlaß und Briefwechsel, so will er seine Werke sammeln, so sprach er von der Fortsetzung des Schlegel'schen Shakspeare, so will er mit Malsburg den Lope de Vega [heraus-]geben, so will er endlich eine kritische Ausgabe des Shakspeare machen. Leider wird aber aus allem nicht viel werden. Als er mit uns wegen der >Vorschule< unterhandelte, konnte er nicht schnell genug zum Abschluß kommen [wohl um das Honorar im Voraus zu erhalten], nach seinen Gedanken müßten nun alle 4 Bände längst fertig sein, und es ist noch kein Wort fertig. Um so unbegreiflicher ist dies, da er nur Vorreden zu schreiben braucht, denn die Stücke [die Übersetzungen?] sind [von Tochter Dorothea bereits] übersetzt. Schreibt er diese Vorreden, so erhält er ein sehr bedeutendes Honorar; aber er ist nicht dazu zu bringen. Er versprach mir nun das Manuskript bis Mitte Januar, wir erhalten es aber gewiß nicht.“

Goethe-Gesellschaft, 12. Brief: Goethe an Ludwig Tieck

Weimar, den 2. Januar 1824

Ew. Wohlgeboren

haben mich mit Ihrem werthen vertraulichen Briefe [siehe obiger Brief] gar sehr erfreut, wogegen ich den empfohlenen wackern Mann [gemeint ist: Herr Kochel, Münzmeister aus Mannheim] freundlich aufgenommen, und, obgleich nur kurze Zeit, mich mit ihm gern unterhalten habe. Ein Jeder, den Sie mir senden, soll mir gleicherweise lieb seyn.

In dem nächsten Hefte von >Kunst und Alterthum< finden Sie ein heiteres wohlgemeintes, obgleich füchtiges Wort über Ihre Verlobten [Tiecks Werk >Die Verlobung<]. Merkwürdig ist es immer, daß von den zerstückelten Gliedern unsers anarchischen Literatur- und Kunstwesens gar manche sich zu der frömmelnden Fahne sammeln, welche freylich die Schwachen am Geiste und an Talenten sektenartig in Schutz nimmt. Schade ist es dabey doch immer, daß so manche löbliche Fähigkeit und Fertigkeit auf diesem falschen Wege, wohl erst gewisse Vortheile, später aber großen Nachtheil empfindet; wie ich aufs deutlichste in vielfachen Einzelheiten, die zu mir gelangt, ungern gewahr werde. Wenn denn aber, wie man sich nicht verbergen [nicht ignorieren] darf, gegen dieses nur seicht und immer seichter sich verbreitende [frömmelnde] Gewässer nicht zu wirken [im Sinne von: nichts dagegen zu bewirken] ist, so halt' ich's doch für gut, ja für

²⁴⁷ Das wusste sogar Müllner: Quelle: >Aus dem Lager der Goethe-Gegner<, Seite 134: „Müllner erzählte mir [Ludwig Börne], daß Goethe jetzt darum so viel unnützes Zeug schreibe, weil sein Sohn, der viel Geld brauche, ihn aus Eigennutz dazu antreibe; das ist mir ein schöner Sohn, dem Geld mehr ist als der Ruhm seines Vaters ...“ Frage: Um welchen „Sohn Goethes“ kann es sich gehandelt haben? August Walter von Goethe offensichtlich nicht. Mit dem „unnützen Zeug“, das unter dem Namen Ludwig Tiecks veröffentlicht wurde, um diesem zu Einkünften zu verhelfen, hätte Goethe seinen literarischen Ruhm wirklich nicht vermehren können.

nöthig, von Zeit zu Zeit ein öffentliches Zeugniß zu geben, daß man [Goethe meint sich selber] anders denkt, wie es denn auch in Ihrer Novelle [*>Die Verlobung<*] ganz am rechten Platz geschehen.

Sollten Sie von manchem, was Sie öffentlich auszusprechen [im Sinne von: zu veröffentlichen] geneigt wären, mir baldige Kenntniß geben, so würde ich es dankbar empfangen; bey der nothwendigen Beschränkung, in der ich mich halten muß, um nur einigermaßen übernommene Pflichten zu erfüllen, trifft auch das Beste spät bey mir ein, da dem minderen [minderwertigen] aller Zugang ganz und gar [meinerseits] versagt ist.

Laßen Sie uns ja bey dieser Gelegenheit wohl betrachten, welchen großen Werth es hat, mehrere Jahre neben einander, wenn auch in verschiedenen [geistigen und philosophischen] Richtungen, gegangen zu seyn. Waren die früheren Zwecke redlich und ernstlich [gegeneinander gerichtet], so neigen sie sich in späteren Tagen wieder von selbst zueinander, besonders wenn man gewahren muß, daß die nachfolgenden [Lebensansichten] in solchen Divergenzen hinauszuschwärmen geboren sind, die kein Begegnen [im Sinne von: geistige Übereinstimmung] mit dem, was wir [Goethe meint sich selber] für das Aechte und Wahre halten, jemals hoffen lassen.²⁴⁸

Gern erwähn' ich auch Ihrer fortgesetzten Vorlesungen, wodurch Sie Geist und Sinne unserer früheren Tage, auf die wir [Goethe meint sich selber] immer mit einigem Wohlgefallen zurückzusehen berechtigt sind, lebendig zu erhalten wissen.

Grüßend, wünschend, treu theilnehmend
Goethe.

Goethe sprach sich behutsam, aber trotzdem sehr bestimmt und deutlich aus, dass er eine andere, eine entgegengesetzte Weltanschauung besaß als Ludwig Tieck und dessen frömmelnde Romantiker-Freunde. Der Weimarerische Olympier war ein Heide, ein deutscher Voltaire, oder sagen wir es doch ganz offen und ehrlich: Goethe verachtete das Christentum, denn er war ein Illuminat.²⁴⁹

In dem obigen Brief kommen wir an eine weitere Kuriosität in der Beziehung zwischen Vater Goethe und Sohn Ludwig Tieck. Die Novelle *>Die Verlobung<*, erstmals erschienen in *>Berliner Taschen-Kalender auf das Gemein-Jahr 1823<*, ist eindeutig ein Werk Goethes, für das Ludwig Tieck nur einen Verleger suchen musste. Goethe macht seinen Sohn in seiner Kurzrezension in *>Ueber Kunst und Alterthum<*, vierten Bandes

²⁴⁸ Durch die Napoleonischen Kriege und dem nachfolgenden Erstarken des preußischen Militarismus' wurde die liberale Geistesströmung und Kultur in Deutschland, die mit dem Illuminaten-Orden des Adam Weishaupt ihren Höhepunkt erreicht hatte, massiv unterdrückt und fast ausgelöscht.

²⁴⁹ Über die wahre Illuminaten-Philosophie siehe L. Baus, *>Die geheime Philosophie des verborgenen Oberen der Illuminaten: Adam Weishaupt<*, III. erw. Auflage, Homburg 2021, kostenfreie Internet-Ressource.

drittes Heft, Stuttgart 1824, darauf aufmerksam, dass Tieck seine Weltanschauung in diesem Werk anscheinend geändert hatte.

Die Hauptfiguren in der Erzählung, der Graf Brandenburg und seine zukünftige Gemahlin Dorothea, sind nämlich beide aufgeklärte Freigeister. Die Rezension der Novelle war allerdings ein Scherz Goethes, den – von einigen wenigen Eingeweihten abgesehen – wohl nur sein Sohn verstehen konnte, denn das Werk war nicht von Tieck sondern von Goethe verfasst.

Ich weiß, es klingt unglaublich, unfassbar, ja geradezu grotesk. Aber die Fakten sprechen dafür. Der Literaturschwindel war aus der Not entstanden Ludwig Tieck zu Einkünften verhelfen zu müssen. Wir können daher wieder einmal eher mild als streng über Vater und Sohn urteilen.

Die Indizienbeweise sind folgende: Ludwig Tieck war ein überzeugter Christ, ja ein Frömmeler und ein Mystiker. Ein Werk zu verfassen, das das Freidenkertum heraushebt und über das Christentum stellt, wäre ihm daher nie eingefallen, weil es seiner Weltanschauung diametral entgegengesetzt war.²⁵⁰

Typisch Goethescher Sprachstil ist: (S. 103) *Natur zu fühlen und ihre heilige Stimme zu vernehmen ... Kreis der besten, der edelsten Menschen ...* (S. 105) *einigen auserwählten Freunden ...* (S. 109) *des Gemüthes bemeistert ... in dieser so liebenden und hochgestimmten Familie ...* (S. 110) *ein abgesondertes Leben ... ein herzlicher Unwille, eine lebhaft Geringschätzung ... Sie erzählt, wie die Frau von Halden in Unterhandlungen stehe (richtig: dass die Frau von Halden) ...* (S. 111) *unsere stille Freude verderben ... schlechte und ruchlose Menschen ...* (S. 112) *Ein Mann, den das Heilige, Ueberirdische, wo er es wahrnimmt, wo er es nur ahndet, in einen widrigen Zorn versetzt, der ihn dann zu jenem frivolen Witze begeistert ... in manchen trüben Stunden ...* (S. 114) *ärgerliche Vermuthungen ... hochgestimmten Menschen ... Gefühl der Unwürdigkeit ... hoch verehren ...* (S. 119) *allerausgesuchteste Frömmigkeit ...* (S. 121) *eine Unart und Verwöhnung Deines Geistes ... Dein ernstlicher Wille ...* (S. 124) *du bekennst nun öffentlich deinen Abfall von Gott ... lebe ruchlos und stirb vom Himmel verlassen ... mit einem hohen Unwillen ...* (S. 126) *in der Einsamkeit indeß zu sammeln suchen ... Ist es das allgemeine Schicksal, warum will ich mich so heftig dagegen sträuben? Entsetzlich ist es! Aber endlich, früh oder spät, lös't ja doch der Tod das verwickelte Netz dieses Lebens, und jenseits wird es ja doch wohl Freyheit geben ...* (S. 128) *alle ernsten Betrachtungen ...* (S. 129) *Seit lange (richtig: langem) hatte sie nicht dieses Gefühl gehabt, ihre Gedanken, ohne Furcht mißverstanden zu werden, aussprechen zu dürfen; dies gab ihr eine Behaglichkeit ...* (S. 130) *milde leuchteten ihr die Blicke des Grafen entgegen ... verhüllte Angriffe ...* (S. 132) *ganz unrichtige Vorstellung ...* (S. 136) *gesänftigt (richtig: besänftigt) ...* (S. 137) *anmuthige Verhältniß ...* (S.

²⁵⁰ Der erkonservative Wolfgang Menzel erwähnt die Novelle >Die Verlobung< nicht einmal in seiner >Geschichte der Deutschen Dichtung<, Untertitel: >Die echte Romantik<, ab Seite 294, da sie gegen seine Weltanschauung verstieß.

151) *so tief herabgewürdigt ... (S. 157) ihre Launen entgelten ... in den einsamsten Theil des Gartens ... (s. 164) Sie sind unrecht berichtet ... (S. 168) von dem wunderbaren Glück der Fräulein (richtig: des Fräuleins) ... seine Verbindung mit der Fräulein Erhard (richtig: dem) ... Seht, besten Leute (richtig: beste) ...*

Auffallende Seltsamkeiten sind folgende Stellen im Text: (S. 129: Beschreibung einer Psychose) ... *Dorothea war in ihrem einsamen Zimmer in tiefen Gedanken verloren. Die Welt lag sonderbarer als je vor ihrem Geiste da, sie konnte sich kaum zurecht finden, um ihren bescheidenen Putz zu ordnen, und als sie nachher wie träumend zur Gesellschaft zurückkehrte, erschienen ihr alle Gesichter wie hart und gespannt, ja, als fremd, besonders aber die weiche, gesalbte Miene des Barons wie zum Erschrecken verzerrt.*

(S. 135: Invektive gegen Ludwig Tiecks Märchen- und altdeutsche Sagengeschichten) ... *am meisten aber vermied ich jene unsinnigen Märchen und lügenhaften Geschichten, die Furcht und Aberglauben nähren, und das Gemüth der Kinder wohl am allermeisten der Wahrheit entfremden.*

(S. 139 – 143: Die folgenden Invektiven gegen die geistlose Frömmerei und christliche Heuchelei hätte sich Ludwig Tieck niemals erlaubt) *Aber wie steht es denn mit jener gleissenden Eigenliebe, mit jenem prunkenden Egoismus, mit der ausgebildeten Heuchelei, die aus dem ganzen langen Leben mancher Menschen nur eine einzige Lüge bilden? Ich habe wenigstens einige gekannt, die so im Lügengeiste untergesunken waren, daß es für sie gar keine Wahrheit mehr gab. Und diese Menschen galten für tugendhaft, sie hielten sich selbst für Auserlesene, es war ihnen möglich, selbst auf dem Sterbebette die Rolle der Heuchelei fortzuspielen ... Auch habe ich Erbauungsbücher gesehn, die sehr in Mode zu seyn scheinen, Altes und Neues, die wahrlich nur dazu dienen können, mittelmäßige Menschen, die schon von der Eitelkeit ergriffen sind, ganz zu verwirren, in denen der Schöpfer, die reine Liebe, gleich einem launigen wunderlichen Alten dasteht, der sich aus Langerweile gelüsten läßt, die krausesten Schicksale zu flechten, und Diesen und Jenen, wenn auch Viele dabey untergehn, auf feine und seltsame Art aus seinem Elende wieder heraus zu führen. Andere verwandeln Religion in Magie und Zauberey; oder verhärteten die Herzen der Weiber, daß sie sich unendlich über ihre Männer erhaben fühlen, diese, wenn sie [die Männer] nicht ganz auf ihre Weise frömmeln, in einem Zustande der Zerknirschung erhalten, und in dem Gefühl, wie tief sie [die Frauen] sich herablassen, die geheiligten Gattinnen so ordinärer Sünder zu seyn! Ich kannte ein armes, mittelmäßiges Mädchen, die [richtig: das] sich glücklich schätzte, an einen jungen wohlhabenden Mann verheirathet zu werden, die [das] aber nach einem halben Jahre auch zur Heiligen wurde, und sich nun vorlügt, ihre christliche Tugend bestehe darin, den Mann zu dulden; übermenschlich erscheint sie sich, wenn sie ihn nicht ganz verachtet, aber doch sagt sie sich dieß täglich und ihren*

religiösen Gespielinnen, die sie auch in dieser Frömmigkeit bestärken. Ist nun dieß nicht Sünde?

(Seite 145: Der Verfasser, der weimarische Staatsminister von Goethe, wird jetzt sogar noch gesellschaftskritisch.) *Ich könnte denn wohl noch bemerken, daß dieser geistliche Schwindel sich auffallend genug mit einem politischen [Schwindel] verbindet, und daß diese kranke [frömmelnde] Stimmung, die sich über ganz Deutschland verbreitet, es einen überaus verwirrten und schwachen Buche [>Wilhelm Meisters Wanderjahre< von dem Theologe J. F. W. Pustkuchen] möglich gemacht hat, den Beyfallsruf einer Menge zu erwerben, die nun erst beurkundet, wie wenig sie je unsern großen Dichter [Goethe meint sich selber] faßte, als sie ihm [dem Verfasser Pustkuchen] zujauchzte. Es kann als ein Frevel gegen diesen großen Mann [Goethe meint sich wiederum selber] erscheinen, wenn man es nicht lieber lächerlich finden will, daß man ihm so schulmeisternd mit Glaubensfragen nahe rückt; daß man Immoralität und Mangel an Idee seinen Werken vorwirft, weil er sich nie zu den armen Bedürfnissen dieses Wortführers [Pustkuchen] herabgelassen hat. Daß alles dieß möglich gewesen ist, hat mir gezeigt, wie wenig wahre Bildung bey uns noch Wurzel gefaßt hat, und wie leicht es daher Schwindlern wird, mit halb wahren Begriffen die schreyende Menge zu verwirren.*

(Seite 146: Und jetzt erfahren wir, wer mit dem „großen Dichter“ gemeint ist: Goethe. Auch in der >Verlobung< finden wir das unvermeidliche Goethesche Selbstlob, wie wir es aus den >Nachtwachen von [des] Bonaventura< und aus anderen pseudonym oder anonym veröffentlichten Werken Goethes kennen) *„Sie meinen Goethe,“ sagte der Baron, „und [mit dem Buch] die sogenannten unächtten Wanderjahre [das Werk >Wilhelm Meisters Wanderjahre< von dem Theologe Pustkuchen].*

(Seite 168: Und noch eine letzte Satire auf die Frömmerei, die als Scherz daherkommt, setzte Goethe obendrauf.) *Seht, besten [beste] Leute, Einsamkeit und Langeweile machen viele Dinge möglich; dazu hat meine Braut viele gute Eigenschaften, und sie ist viel lustiger geworden, als sie ehemahls war. Auch bemüht sie sich außerordentlich um meine Bekehrung, und daß [das] ist nichts Leichtes, da in meinem fetten Körper meine Seele so viel tiefer liegt, als bey andern Menschen. Ich bin nun auch bald auf meine Weise fromm, sorgt nur dafür, daß die Sache [die Frömmerei] hübsch in der Mode bleibt, damit ich nicht wieder einmahl, wie ein Krebs rückwärts geh'n muß.*

Solch ein Werk hätte Ludwig Tieck niemals geschrieben. Und wenn er dazu geistig in der Lage gewesen wäre, was ich wegen seiner Neuro-Lues stark bezweifele, hätte er es aus weltanschaulichen Gründen nie denken können. Dass er es, wahrscheinlich ohne es vorher gelesen zu haben, einem Verleger übergab, ist ein Indiz für seine großen finanziellen Probleme.

Mit diesem Werk hatte Goethe seinen Sohn förmlich aufs Kreuz gelegt. Einige Tieck-Biographen folgerten daher, Ludwig Tieck hätte sich im vorgerückten Alter von der Romantik abgewandt. Aber ich kann alle

Tieck-Freunde beruhigen: Ludwig Tieck blieb bis zum Ende seines Lebens ein überzeugter Christ und ein Romantiker. Die Freigeisterei war ihm viel zu aufregend; und für einen Syphilitiker und Neurastheniker ist es gewiss bekömmlicher und gesünder, jede unnötige Aufregung zu vermeiden.

Ich lasse an dieser Stelle den Text der Rezension folgen, denn jetzt können Sie erst richtig verstehen, was Goethe wiederum versteckt und verklausuliert seinem Sohn und dessen Romantik-Freunden sagen wollte:

*Die Verlobung,
eine Novelle von Ludwig Tieck.*

Ein geprüfter anerkannter Dichter der besten Art [grandiose Übertreibung! Aber er war ja sein Sohn!] fühlt sich humoristisch geneigt, zum Ostwinde gesellt jene leidigen [theistischen und frömmelnden] Nebel zu zerstreuen, welche die sinnig-geistigen Regionen Deutschlands zu obscuriren [zu verfinstern]²⁵¹ bey dem niedrigsten Barometerstand [der Intelligenz] sich anmaßen. Gelingt es auch wohl nicht ganz den Horizont zu reinigen, so hat er doch wenigstens das düstere [theistische] Gewölk an die Berge geworfen, wo es denn abregnen, abschneien oder sich selbst verzehren mag; uns [Goethe meint sich selber] aber hat er wieder einen klaren blauen Himmel des [freigeistigen] Menschenverstandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt. Danken wir ihm dafür aufs herzlichste, bemerken aber zugleich, daß er uns diese Wohlthat erzeigend, auch sich selbst eine schöne [Sohnes-] Pflicht erfüllt, denn er konnte sich wohl sagen:

Tunc tua res agitur paries dum proximus ardet.

[Dann ist dein Ding fertig, wenn das nächste brennt.]

Die nächste Novelle war bereits bei Goethe in Arbeit.

Was Goethes Verhältnis zu den Romantikern und auch zu Ludwig Tieck betrifft so verweise ich auf zwei Publikationen: Das Buch von Hartmut Fröschle mit Titel >Goethes Verhältnis zur Romantik<, Würzburg 2002, und den Artikel von Andreas B. Wachsmuth, mit Titel >Zwei Kapitel zu dem Problem Goethe und die Romantik<, abgedruckt im Goethe-Jahrbuch 1968, mittlerweile als Internet-Ressource kostenlos lesbar unter: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503543292_0030.

Goethe-Gesellschaft, 13. Brief: Wolfgang Goethe an Ludwig Tieck - Weimar, den 9t. May 1824

Ew. Wohlgeboren

stelle [ich] mit wenigen Worten einen jungen Sänger und Schauspieler, Eduard Genast, vor; er ist auf unserm Theater einem verdienten Vater geboren, verließ es jung um sich anderweit für die bürgerliche Gesellschaft zu bilden, kehrte darauf, wegen bedeutender

²⁵¹ Obskurantismus (lat.) ist der Gegensatz zur Aufklärung, sowohl die Hinneigung zur geistigen Dämmerung als auch das System, um alle Aufklärung von anderen abzuhalten. Die Anhänger des Obskurantismus heißen Obskuranten (Finsterlinge).

Stimme zur Bühne zurück, zog von uns weg, und von der Ausbildung seines Talents weiß ich daher nichts zu sagen. Sie werden ihn bald beurtheilen und vielleicht mit wenigen kräftigen Worten zu fördern geneigt seyn.

Von Herrn Helbig hoffe ich bey seinem hiesigen Aufenthalt zu vernehmen, daß Sie sich wohl befinden; er ist in der Schopenhauerischen Familie gut aufgenommen und soll auch mir willkommen seyn.

Der ich zugleich die Gelegenheit ergreife, Sie meiner vollkommenen Hochschätzung und aufrichtigen Theilnahme zu versichern

ergebenst

J. W. v. Goethe

Goethe-Gesellschaft, 14. Brief: Ludwig Tieck an Wolfgang Goethe -
Dresden, den 6. September 1824

Ew. Excellenz haben mir freundlichst erlaubt, Ihnen zuweilen von mir eine kurze Nachricht zu geben, deshalb bin ich so dreist, Ihnen dieses Blatt durch die Herren Hering und Grüneisen zu senden. Der erste ist ein junger Mann von Talenten aus meinem Vaterlande, der unter dem Namen Wilibald Alexis sich als Dichter und Critiker nicht ohne Beifall versucht hat: der zweite, ein Schwabe, hat kürzlich eine Sammlung anmuthiger Lieder bei Cotta herausgegeben: beide verehren mit Einsicht unsern größten Dichter [Goethe], und wünschen herzlich, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, ihn [Goethe] zu sehn.

*Dürfte ich mir schmeicheln, daß meine Novellen Ihnen einige Stunden erheiterten, so würde ich Ihnen dieselben bald nach der Messe, die früheren, wie die späteren [gedruckten Novellen], übersenden. **Wie sehr wünschte ich, Sie nach so langem Zeitraum nur einmal wieder zu sehn; die Badezeit in Teplitz nimmt mir jetzt immer Zeit und Kräfte zum Reisen. Mein innigster Wunsch aber ist, daß Sie zu Zeiten meiner, und nicht ohne Wohlwollen gedenken mögen, und wenn ich noch die Bitte hinzufüge, mich Ihrem Herrn Sohn, so wie Ihrer Frau [Schwieger-]Tochter zu empfehlen, schliesse ich für heut mit der aufrichtigsten Versicherung, daß ich mit unwandelbarer Verehrung verbleibe***

Ew. Ercellenz ganz ergebenster L. Tieck

Goethe-Gesellschaft, 15. Brief: Ludwig Tieck an Wolfgang Goethe -
Dresden, den 5. Oktober 1824

Ew. Excellenz

zürnen mir vielleicht, daß ich schon wieder wage, Ihnen mit einem lästigen Blatte beschwerlich zu fallen, welches Ihnen ein junger Doktor Deicks, ein Philologe, überbringt, welcher in Berlin so eben seine Studien geendigt hat, und nach dem Rheinlande, seiner Heimath zurückkehrt. Dieser Mann hat sich vorzüglich, nächst dem Griechischen und Römischen, mit der Ebräischen Sprache beschäftigt, und bei seinem Enthusiasmus für Ihren Nahmen und Ihre Werke, welcher mir ein wahrhafter schien, konnte ich seinem dringenden Anliegen nicht widerstehn, ihm diese Zeilen an Sie

mitzugeben. Herr Hellwig, den Sie gütigst aufnehmen wollten, hat wohl nicht den Muth gehabt, sich Ihnen darzustellen, da er ein sehr bescheidener Mann war. Man muß so von ihm sprechen, denn seit seiner Rückkehr ist er von einer unheilbaren Gemüthskrankheit befallen, die ihn schwach und kindisch macht: die Ärzte geben keine Hofnung für sein Leben. Den Herrn Genast habe ich als einen talentvollen und verständigen Mann kennen gelernt, und die Rolle des Wallenstein in beiden Theilen mit ihm einstudirt. Ich hoffe, Ihnen nächstens einige meiner Arbeiten senden zu können, und nenne mich mit Ehrfurcht und Ergebenheit

Ew. Excellenz gehorsamsten L. Tieck.

Im Jahr 1825 erhielt Ludwig Tieck schließlich und endlich eine Anstellung am Dresdener Hoftheater. Mit 52 Jahren bezog er demnach erstmals ein festes Gehalt. Heinrich Bischoff schrieb in seinem Buch >Ludwig Tieck als Dramaturg<, Brüssel 1897, Seite 120:

„Bekanntlich war Tieck vom Jahre 1820 an am Dresdener Theater thätig. I[m] J[ahr] 1825 wurde er mit dem Antreten des Kammerherrn A. von Lüttichau, auf dessen Fürsprache amtlich als Dramaturg angestellt. Er verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Scheiden aus Dresden i. J. 1842. Eifrigen Anteil am Theater nahm er doch nur bis etwa 1830; von da an erlahmte seine Thätigkeit unter dem vielfachen Widerstand der ihm von allen Seiten bereitet wurde. Es ist schwer ein genaueres, objectiveres Urtheil über Tiecks Anteil an der Leitung des Dresdener Theaters zu fällen. Seine Stellung war eine unbestimmte. Nach der amtlichen Anweisung sollte er „Beratung und Aushilfe bei den literarischen Geschäften der königlichen Generaldirektion“ leisten, und sich mit der „Ausbildung der jüngeren und ungeübten Schauspieler“ beschäftigen. Es geht hieraus hervor, dass er nur eine beratende Stimme hatte. Alle Verantwortung und die letzte Entscheidung standen dem General-Intendanten zu, einem Hofbeamten, dem Interesse und Verständnis für die Kunst abging. Tieck war kein wirklicher Dramaturg, sondern nur ein dramatischer Ratgeber. Die königliche Genehmigung seiner Anstellung bemerkt ausdrücklich, dass ihm Niemand unmittelbar untergeordnet sein sollte. ...

1826 gab Ludwig Tieck die gesammelten Werke Heinrich von Kleist's heraus. Köpke berichtet: „Ihm [Tieck] verdankt man die Erhaltung von Kleist's bestem Werk, des >Prinzen von Homburg<. Er erinnerte an das einzige noch vorhandene Manuskript, welches unter den Papieren einer hohen Person, die sich einst dafür interessiert hatte, vergessen worden war.“

Frage: Wer könnte die „hohe Person“ gewesen sein, in dessen Besitz sich das Manuskript von Kleist's >Prinz von Homburg< befand? - Goethe könnte es gewesen sein.

Im Jahr 1826 erschienen in 2 Bänden >Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel<, natürlich unvollständig, 2 ganze Briefe fehlten, und mit Auslassungen herausgegeben von Ludwig Tieck und

Friedrich von Raumer. Goethe veröffentlichte dazu eine wohlwollende Rezension in >Über Kunst und Alterthum<, VI. 1, 1827. Hätte Goethe gewusst, was Ludwig Tieck in einigen seiner Briefe an Solger über ihn, Goethe, dachte und schrieb, es hätte gewiss keine Rezension Goethes gegeben. Die ausgelassenen Briefe und Briefstellen wurden erst 1933 von Percy Matenko veröffentlicht, siehe das Kapitel oben.

Im Jahr 1828 arbeitete der Bildhauer Friedrich Tieck wieder einmal in Weimar. Wohl durch dessen Vermittlung und Fürsprache erhielt Ludwig Tieck eine Einladung zu Goethe. Am 8. Oktober 1828 kam es zu einer wohl letzten Begegnung zwischen Vater und Sohn. Das vorletzte Treffen, von dem wir wissen, war im September des Jahres 1817, vor rund 11 Jahren.

Am 8. Oktober 1828 speiste die gesamte Familie Tieck, einschließlich der Gräfin Alma von Finkenstein, bei Goethe zu Mittag. Abends gab es Tee und anschließend las Ludwig Tieck ein Werk von Goethe und ein angeblich eigenes vor. Am nächsten Tag wurde die Bibliothek besucht und erneut bei Goethe zu Mittag gegessen.

Eckermann berichtet über den Besuch:

Tieck mit Gemahlin und Töchtern und Gräfin Finckenstein, von seiner Rheinreise zurückkommend, wurde heute bei Goethe zu Tisch erwartet. Ich traf in den Vorzimmern mit ihnen zusammen. Tieck sah sehr wohl aus, die Rheinbäder schienen eine gute Wirkung auf ihn gehabt zu haben. Ich erzählte ihm, daß ich in der Zwischenzeit den ersten Roman von Walter Scott gelesen und welche Freude ich über dieses außerordentliche Talent empfunden. „Ich zweifle“, sagte Tieck, „daß dieser neueste Roman, den ich nicht kenne, das Beste sei, was Walter Scott geschrieben; allein dieser Schriftsteller ist so bedeutend, daß das erste, was man von ihm liest, immer in Erstaunen setzt, man mag zu ihm gelangen, von welcher Seite man wolle“.

Goethe kam und begrüßte die Anwesenden. Er sprach verschiedenes mit Tieck und den Seinigen und bot sodann der Gräfin den Arm, um sie zu Tische zu führen. Wir andern folgten und machten, indem wir uns setzten, bunte Reihe. Die Unterhaltung war lebhaft und ungeniert; von dem jedoch, was gesprochen worden, weiß ich mich wenig zu erinnern.

Nach aufgehobener Tafel ließen sich die Prinzen von Oldenburg melden. Wir gingen alle hinauf in die Zimmer der Frau von Goethe. wo Fräulein Agnes Tieck sich zum Flügel setzte und das schöne Lied [Goethes]: >Im Felde schleich ich still und wild< mit einer trefflichen Altstimme so im Geiste der Situation vertrug, daß es einen Eindruck ganz eigener unvergeßlicher Art machte.

Zu Ehren Tiecks war diesen Abend in den Zimmern der Frau von Goethe ein sehr unterhaltender Tee. - Man hatte uns Hoffnung gemacht, daß Tieck etwas lesen würde, und so geschah es auch. Die Gesellschaft begab sich sehr bald in ein entfernteres Zimmer, und nachdem jeder es sich in einem weiten Kreis auf Stühlen und Sofas zum Anhören bequem gemacht, las Tieck den >Clavigo<.

Ich hatte das Stück oft gelesen und empfunden, doch jetzt erschien es mir durchaus neu und tat eine Wirkung wie fast nie zuvor. Es war mir, als hörte ich es vom Theater herunter, allein besser; die einzelnen Charaktere und Situationen waren vollkommener gefühlt; es machte den Eindruck einer Vorstellung, in der jede Rolle ganz vortrefflich besetzt worden.

Man könnte kaum sagen, welche Partien des Stückes Tieck besser gelesen, ob solche, in denen sich Kraft und Leidenschaft der Männer entwickelt, ob ruhig klare Verstandesszenen oder ob Momente gequälter Liebe. Zu dem Vortrag letzterer Art standen ihm jedoch ganz besondere Mittel zu Gebot. Die Szene zwischen Marie und Clavigo tönt mir noch immer vor den Ohren; die gepreßte Brust, das Stocken und Zittern der Stimme, abgebrochene, halberstickte Worte und Laute, das Hauchen und Seufzen eines in Begleitung von Tränen heißen Atems, alles dieses ist mir noch vollkommen gegenwärtig und wird mir unvergeßlich sein. Jedermann war im Anhören versunken und davon hingerissen; die Lichter brannten trübe, niemand dachte daran oder wagte es, sie zu putzen, aus Furcht vor der leisesten Unterbrechung; Tränen in den Augen der Frauen, die immer wieder hervorquollen, zeugten von des Stückes tiefer Wirkung und waren wohl der gefühlteste Tribut, der dem Vorleser wie dem Dichter gezollt werden konnte.

Tieck hatte geendigt und stand auf, sich den Schweiß von der Stirne wischend. Die Hörenden aber waren noch immer wie gefesselt auf ihren Stühlen; jeder schien in dem, was ihm soeben durch die Seele gegangen war, noch zu tief begriffen, als daß er passende Worte des Dankes für den hätte bereit haben sollen, der eine so wunderbare Wirkung auf alle hervorgebracht hatte.

Goethe selbst war diesen Abend nicht gegenwärtig; sein Geist und sein Andenken war unter uns allen lebendig. Er sendete Tieck seine Entschuldigung, dessen beiden Töchtern Agnes und Dorothea aber zwei Tuchnadeln mit seinem Bildnis und roten Bandschleifen, die Frau von Goethe überreichte und wie kleine Orden ihnen vorsteckte.

Ein weiterer Zeuge, Frédéric Soret, berichtet über einen Abend bei Goethe im Oktober 1828 (Quelle: >Zehn Jahre bei Goethe<):

... kam ich zum Schluß eines Dinners, das Goethe zu Ehren Tiecks und seiner Familie gab; ich erinnere mich nur, daß Tieck ihm [Goethe] gewaltig viel Komplimente machte, die mir nicht gerade fein vorkamen. Wie dem auch sein mag, der Dresdener Dichter tat dem unsrigen die Ehre an, am selben Abend bei Frau Schopenhauer Goethes >Scherz, List und Rache< vorzulesen. Er gab uns auch sein >Rotkäppchen< zum besten. Ich weiß nicht, was für ein niederträchtig feindseliger Geist über mich gekommen war; ich weiß nur noch genau, daß Tiecks Vorleserei, von der man mir so viel Rühmens gemacht hatte, mich mehr als kalt ließ.

Und ein dritter Augenzeuge, Johanna Schopenhauer, schrieb über den Besuch Tiecks an Karl von Holtei am 15. November 1828:

... Tieck war hier mit seinem ganzen Gefolge, Gräfin, Frau, Dorothea und Alles [richtig: Agnes]. Ich hatte ihn schon früher in Godesberg gesehen und fand ihn unglaublich wohl. Hier [in Weimar] schien er mir leidend und gedrückt. Der Alte [Goethe] war sehr freundlich gegen ihn, aber doch nicht so recht aus dem Herzen. Er [Tieck] blieb drei Abende hier und dreimal hab' ich ihn lesen gehört; denn so wie es halb sieben Uhr schlägt, muß er beginnen; es geht ihm damit wie andern Leuten mit der Tabakspfeife.

Den ersten Mittag [8. Okt.] aß er bei Goethen. Den Abend war er bei mir; auf Goethe's ausdrückliches Verlangen, weil dieser der Vorleserei ausweichen wollte, die er einmal im Sommer,²⁵² während ich nicht hier war, aushalten mußte. Damals ist es >Jerry und Bätely< gewesen. Ich hatte Gotters Übersetzung der Gozzi'schen Märchen zurecht gelegt; doch Tieck ging nicht daran; weil mehrere anwesend waren, die er wenig kannte. Er wählte >Scherz, List und Rache<. - Es wollte nicht recht ansprechen. Der Spaß ist zu lang ausgesponnen, das Ganze eignet sich zu wenig zu dieser Art Darstellung ...

Wenn wir Johanna Schopenhauer glauben dürfen, befand sich Ludwig Tieck mit Familie demnach ganze drei Tage auf Besuch bei Vater und Großvater Goethe in Weimar. Am Nachmittag des 11. Oktober 1828 reisten sie Richtung Gotha wieder ab. Es war wohl das letzte Mal, dass Goethe seinen und Uranias Sohn sah.

Im Brief vom 22. Mai 1829 an Bruder Friedrich Tieck sprach Sophie Tieck-Bernhardi-Knorring erneut von einer geplanten Reise nach Deutschland. Beim letzten Besuch im Oktober 1820 kam er nur zu einem einzigen Treffen zwischen ihr und Ludwig Tieck in Dresden. Weiter schrieb sie:

Quelle: Trainer II, S. 302 – Erwita, den 22. Mai 1829

... Schreib mir doch auch, ob der Bruder [Ludwig] wieder hergestellt ist, denn wenn ich ihm auch schriebe, so würde er doch nicht antworten, oder wenn er es thäte Geld in seinem Briefe fo[r]dern, und das würde mich unendlich schmerzen, denn jetzt könnte ich ihm keins geben, obgleich der kleine Rest, den er noch zu fo[r]dern hat, bald abgetragen werden soll.

Im Jahr 1822 hatten die Eheleute Knorring Ludwig Tieck bereits einen Wechsel über 1.000 Rubel übersandt.

Im 5. von James Trainer (Trainer I) herausgegebenen Brief, datiert vom 21. April 1830, also rund 10 Jahre nach ihrer letzten Begegnung geschrieben, wird nocheinmal die große Liebe Sophies zu ihrem Ziehbruder Ludwig deutlich erkennbar. Dies kann keine Geschwisterliebe gewesen sein, das war tatsächlich die oftmals krankmachende, tief verletzende unglückliche Geschlechterliebe zwischen Frau und Mann:

Mein inniglich geliebter Bruder.

²⁵² Im Sommer des Jahres 1828? Über diesen Besuch oder Aufenthalt Ludwig Tiecks in Weimar ist uns nichts überliefert. Es hat mit Sicherheit mehr Treffen zwischen Vater und Sohn gegeben, aber sie fanden verständlicherweise im Geheimen statt.

Es erregt mir ein Grauen, wenn ich denke, wie viele Jahre verflossen sind, ohne daß ein Wort der Liebe zwischen uns gewechselt ist. Wenn ich denke, wie unmöglich es mir schien, meine Seele von der deinen zu trennen, so ergreift mich eine Wehmuth, die mich in Schmerz aufzulösen droht ... Ich bitte dich, mich nicht so tief mehr zu verletzen; laß uns, wenn wir uns wiedersehen, als liebende Geschwister mit einander die kurze Zeit noch leben, die mir vielleicht noch vom Leben bleibt. ...

Wenn wir nun wieder beisammen sind [Plan einer zweiten Reise nach Deutschland], dann, geliebter Bruder, beweise es mir zum Trost, daß du die Liebe zu mir immer im Herzen getragen hast, wie ich dich immer zärtlich geliebt habe, wenn auch Empfindlichkeit und Reizbarkeit mich schweigen ließ ...

Es kann kein Zweifel mehr bestehen. Sophie Tieck verliebte sich in ihren Ziehbruder Ludwig, der nicht blutsverwandt mit ihr war. Die Liebesbriefe Sophies an Ludwig sprechen eine überdeutliche Sprache. Wer war der wirkliche Vater Ludwig Tiecks? Auch darüber kann kein Zweifel mehr bestehen. Es war Johann Wolfgang von Goethe.

Die sehnlichst gewünschte Reise Sophies nach Deutschland kam nicht mehr zustande. Am 1. Oktober 1833 starb Sophie Tieck-Knorring in Reval, nachdem sie und ihr Mann auch das zweite Landgut, namens Erwita, das Karl von Knorring von seinem Bruder geerbt hatte, ebenfalls verkaufen mussten, um die Hypotheken zu tilgen.

Auf Bitten ihres Mannes Karl von Knorring bemühte sich Ludwig Tieck, für Sophies letzten Roman mit dem Arbeitstitel >Der Gefangene< einen deutschen Verleger zu finden. Bei seinem eigenen Verleger, Max in Dresden, hatte er schließlich Erfolg. Der umfangreiche Roman wurde 1836 in drei Teilen mit Titel >Evremont< gedruckt. 1845 erfolgte sogar eine zweite Auflage unter dem Titel >St. Evremont<.

Die beiden natürlichen Söhne Goethes – Ludwig Tieck und August Klingemann – machten ihrem Erzeuger zu dessen offiziellem 80. Geburtstag im Jahr 1829, in Wirklichkeit konnte Goethe bereits vier Jahre früher im Januar 1825 seinen tatsächlichen 80. Geburtstag feiern, ein Geburtstagsgeschenk: Sie ließen zum ersten Mal Goethes >Faust< über die Bretter gehen.

August Klingemann ließ am 19. Januar 1829 zu Braunschweig den >Faust< aufführen. Das Datum ist auffallend nahe an Goethes wirklichem Geburtstag, dem 28. Januar. Im Jahr 1829 war es jedoch bereits sein 84. Geburtstag.

In der >Dresdener Abendzeitung< erschien am 29. Januar 1829 ein Artikel, der „des Lobes voll“ war für Klingemann. Was liegt näher als zu vermuten, dass der Halbbruder Ludwig Tieck hinter dem Lob steckte.

Ludwig Tieck war nicht so leichtsinnig wie August Klingemann. Die Dresdener Aufführung des >Faust<, wohl nach der Bühnenbearbeitung Klingemanns, fand im August statt.

Goethe-Gesellschaft, 16. Brief: Ludwig Tieck an Wolfgang Goethe -
Dresden, den 30. August 1829

Ew. Excellenz,

bin ich so dreist, beikommendes Gedicht [bei der Aufführung von Goethes >Faust< vorgetragen] zu übersenden, welches nur schwach die Verehrung und Liebe ausdrückt, die seit meiner frühesten Jugend mich durch das Leben begleitet haben. Seit man in Braunschweig [durch August Klingemann] versucht hat, den >Faust< zu geben, war es mein Wunsch, daß die hiesige Bühne mit der Darstellung dieses Gedichtes Ihren Geburtstag feierlich begehren sollte. Alle Freunde der Götheschen Muse, die sich seit einigen Jahren hier in Dresden ansehnlich vermehrt haben, [auch] die Fremden und die jungen Prinzen und Prinzessinnen des Hauses waren zugegen, alle gespannt und nachher von den Wundern dieses einzigen Werkes hingerissen und begeistert. Seit ich hier bin, habe ich wenigstens noch niemals einen so lauten und anhaltenden Applaus erlebt. Jeder Schauspieler gab sich die größte Mühe, denn alle waren von dem Gefühl durchdrungen, welche wichtige Aufgabe sie zu lösen hatten und an welchem feierlichen Tage sie die goldenen Worte des grossen Meisters zu sprechen hatten. Ich bin so frei, Ihnen den Zettel der Aufführung bei zu legen. Vor allen verdiente Gretchen ein unbedingtes Lob; sie war die reine edle Natur selbst, und in der letzten Scene furchtbar und erschütternd. Nächst ihr war Mephistopheles vortreflich, und Faust, vorzüglich in der ersten Hälfte, sehr zu loben. Wir haben am Sonnabend das Gedicht [das Theaterstück] zum zweitenmal, bei eben so vollem Hause, aufführen können, und es ist erfreulich wahrzunehmen, wie viele Verehrer der grosse Dichter versammelt. Unser Freund, Herr von Quandt, der noch immer leidet, und seiner Krankheit wegen die Bäder in Teplitz braucht, war am Donnerstag wieder nach Dresden gekommen, um das Schauspiel zu sehn. Denn am Donnerstage mußte das Theater, um einen Tag früher, das Fest Ihres Geburtstages begehren, weil Freitags, nach einer alten Ängstlichkeit [Tradition], in der Stadt nicht gespielt werden darf. - Nehmen Sie, Verehrtester, Alles was ich und das Theater hier bei dieser Festlichkeit haben thun können, mit Nachsicht und Milde auf.

Wie oft gedenke ich noch mit tief gerührtem Herzen der schönen Stunden, die ich im vorigen Jahre [1828] in Ihrem Hause verlebte. Für meine Töchter, die in der Verehrung und Liebe für Sie aufgewachsen, immerdar in Ihren Werken leben und von diesen begeistert sind, waren diese Tage die wichtigste Epoche ihres Lebens. Von ihnen soll ich den reinsten Dank für die freundliche Milde dem grossen Manne sagen, so wie von der Gräfin Finkenstein, die sich, mit meinen Töchtern und der Mutter, Ihrem Wohlwollen angelegentlichst empfehlen lassen.

Möge ein freundliches Schicksal Sie noch lange dieses herrlichen, rüstigen Alters geniessen lassen, mögen die Musen Sie noch lange der dankbaren Welt erhalten.

Mit Liebe und Verehrung nenne ich mich

Ew. Excellenz ganz ergebenen L[udwig] Tieck

Goethe-Gesellschaft, 17. Brief: Wolfgang Goethe an Ludwig Tieck -
Weimar, den 9. September 1829

Gar wohl erinnere im mich, theuerster Mann, der guten Abendstunden, in welchen Sie mir die neuentstandene >Genoveva< vorlasen, die mich so sehr hinriß, daß ich die nah ertönende Thurmglöcke überhörte und Mitternacht unvermuthet herbeykam. Die freundliche Theilnahme, die Sie nachher dem Gelingen meiner Arbeiten gegönnt, wie Sie manche davon durch Vorlesen erst anschaulich und eindringlich gemacht, ist mir nicht unbemerkt geblieben, so daß ein endliches Wiedersehen die frühesten wohlwollenden Gesinnungen freundlichst erneuen mußte.

Nunmehr erhalt ich durch die Aufführung von >Faust< und die demselben vorgeschickten gewogenen Worte die angenehmste Versicherung aufs Neue.

Wenn ich nun zeither mich alles desjenigen zu erfreuen hatte, was Ihnen zum Aufbau und zur Ausbildung unsrer Literatur fortschreitend beyzutragen gelungen ist und ich manche Winke sehr gut zu verstehen glaubte, um zu so löblichen Absichten mitzuwirken, so bleibt mir einen reinen Dank zu entrichten kaum mehr übrig als der Wunsch: es möge fernerhin ein so schönes und eignes Verhältniß, so früh gestattet und so viele Jahre erhalten und bewährt, mich auch noch meine übrigen Lebenstage begleiten.

Meine besten Empfehlungen an die lieben Ihrigen, deren Erinnerung ich immer gegenwärtig zu seyn wünsche.

*Hochachtungsvoll in treuer Anhänglichkeit
J. W. v. Goethe.*

Ludwig Tieck und August Klingemann wussten mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, dass sie Halbbrüder waren. In Hugo Buraths Klingemann-Biographie fand ich folgende Hinweise (ab Seite 193):

„Clara Mathilde Klingemann war des Meisters [A. Klingemann] älteste Tochter [und Goethes Enkelin], geboren am 25. Februar 1803 in Braunschweig, von Frau Sophie Schröder, die darauf von ihrem Gatten, dem Buchhändler Karl August Schröder, geschieden wurde. Klingemann, der erst 1805 Sophie Schröder heiratete, ließ dieses Kind am 12. Februar 1818 legitimieren. Das anmutige und reich begabte Mädchen wurde in Tanz, Musik und Schauspielkunst ausgebildet und betrat schon als Kind tanzend, singend, spielend die Bühne. Als dann die Kinder der zweiten Frau heranwachsen und Mathilde der Stiefmutter als eine Art Wechselbalg erschien, war es an der Zeit, diese Tochter aus dem Hause zu tun, zumal, da es heikel war, das eigene Kind an der väterlichen Bühne weiterzubilden. So vertraute Klingemann ihre weitere schauspielerische Ausbildung dem

*Dichter Ludwig Tieck an, dem er in der Jenaer Studienzeit nahegetreten war und der nun das Dresdener Hoftheater leitete ...*²⁵³

Sie heiratete 1827 in Breslau den Schauspieler Louis Isidor Haas ... Auf einem winzigen Notizbuchzettel ... hat die Unglückliche später die Daten ihrer Schicksalsschläge, Glück und Elend ihres dreijährigen Ehelebens in mühsam hingequälter Schrift zusammengefaßt: „Louis Isidor Haas starb am 3. Januar 1831 ... wollte Gott, ich hätte seinen Besitz zu würdigen gewußt ... Den 25sten J(anuar) 1831 starb mein guter Vater (August Klingemann) - das Schicksal hat mir Hartes auferlegt, in einem Monat meine ganze Stütze dahin.“

In diesen Zeilen liegt angedeutet das Bekenntnis einer schweren Schuld. Mathilde hatte drei Kinder, die 1826 geborene Maria Haas, den am 29. März 1828 geborenen Meno Karl August Haas - er wurde Buchhändler in London und Großvater der Filmschauspielerin Dolly Haas - schließlich die am 15. Juni 1830 geborene Anna Cornelia Haas.

Tatsächlich war Vater dieser Cornelia der junge schlesische Dichter Heinrich Laube. ...“

Ein wahres Schlaglicht auf die Vater-Sohn-Beziehung geht aus der Reaktion Ludwigs hervor, als er vom Tod seines Vaters erfuhr. Köpke berichtet in seiner Tieck-Biographie, 2. Band, S. 75:

... Goethes Tod wirkte auf Tieck mit schmerzlicher Gewalt. Wochenlang war er in schwermüthiger Trauer [versunken], und vermochte seiner Rührung nicht Herr zu werden. Familie und Freunde fingen an für seine Gesundheit zu fürchten. Ergreifend sprach er das Gefühl seiner tiefen Wehmuth aus, als er einmal sagte, Goethe sei der Stern gewesen, der seiner Jugend vorgeleuchtet habe; wie Ferdinand für Egmont, habe er für Goethe gefühlt. ...

Es muss schon gewaltig mehr gewesen sein als nur die Verehrung für einen großen Dichter und Künstler, um in eine wochenlange schwermüthige Trauer zu versinken und seiner Rührung kaum mehr Herr werden zu können. Ludwig Tieck war bis zum Tode seines Vaters auf dessen finanzielle Unterstützung, zumindest teilweise, angewiesen. Ab dem Jahr 1825, mit 52 Jahren, hatte er erstmals ein festes eigenes Einkommen durch seine Anstellung am Hoftheater in Dresden. Das Anfangsgehalt betrug nur 600 Taler, das nach vier Jahren auf 800 Taler angehoben wurde, was natürlich hinten und vorne nicht ausreichte. Und da kann man schon in eine tiefe psychische Krise geraten, wenn man erfährt, dass die Unterstützung aus Weimar nun für immer weggefallen ist.

Brief von Ludwig Tieck an Carus – Dresden, März 1832

²⁵³ Ludwig Tieck und August Klingemann, die beiden ältesten Goethesöhne, kannten sich also persönlich. Sie wussten mit allergrößter Wahrscheinlichkeit, dass der Geheimrat und Weimarerische Olympier von Goethe ihr Vater ist.

Soeben, geliebter Freund, erhalte ich diesen Brief [über Goethes Tod] und weiß keinen Ort hier, den ich lieber an meinem Schmerz teilnehmen ließe und der es so schnell erfahren muß, worüber man nicht sprechen kann, obgleich wir lange den Schlag [Schicksalsschlag] erwarten mußten.

Dorothea Tieck an Friedrich von Uechtritz – Dresden, 4. April 1832²⁵⁴
Vater war durch Goethes Tod sehr angegriffen und in der ersten Zeit in einer so gerührten, wehmütigen Stimmung, daß wir uns seinethalb ängstigten. Gestern noch sagte er etwas, was mir sehr gefiel: Goethe habe ihm von Jugend auf wie ein Stern vorgeleuchtet, und sein Gefühl für ihn sei wie das des Ferdinand für Egmont. ...

In einem Brief an Riemer vom 3. Juli 1841 (Quelle: Weimarer Sonntags-Blatt von 1856, S. 36) verteidigte Tieck sich gegen Goethes Angriffe und berief sich wegen dessen Kritik an seinen Werken auf Goethes eigene Worte: „Nur wer mich liebt, darf mich tadeln und kritisieren“. An dieser Überfülle der Liebe habe es ihm in keinem Moment gefehlt: „Meine Kindheit, Jugend und Mannesalter ward immerdar von Goethe begeistert; dieser, Homer und Shakespear sind unwandelbar seit frühesten Zeiten meine leitenden Sonnen gewesen“.

Das Tabuthema der wahren Abstammung und das darauf folgende „Theaterspiel“ wurde lebenslang praktiziert, ja bis über den Tod aller Beteiligten gewahrt. Eine Aufdeckung hätte eine ganze Lawine an skandalösen Ereignissen und Begebenheiten auslösen können. Daran waren alle Beteiligten, auch das preußische Königshaus und später die Weimarer Goethesgesellschaft, nicht interessiert.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde - Seinem Denkmal ²⁵⁵
Zehnteiliger Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<
über Bettinas gleichnamiges Buch
von
Joseph Görres

Bettina Brentano, verheiratete von Arnim, ließ erst nach Goethes Tod ihr berühmt-berüchtigtes Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< veröffentlichen. Schwerwiegende Gründe rieten zur Vorsicht.²⁵⁶

Joseph Görres schrieb, nachdem er Bettinas Buch gelesen hatte, einen Artikel, der im >Morgenblatt für gebildete Stände< in zehn Folgen abgedruckt wurde.

²⁵⁴ Quelle: Heinrich von Sybel, >Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn<, Leipzig 1884.

²⁵⁵ Nach Goethes Ableben zu seinem 90. Geburtstag geschrieben. Siehe Ende des Artikels.

²⁵⁶ Siehe dazu ausführlich L. Baus, >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?, 7. erw. Auflage, Homburg/Saar 2024.

Beim ersten flüchtigen Lesen erscheint uns dieser Aufsatz als der reinste Unsinn, und man würde wohl dem Verfasser gewünscht haben, er hätte seine „Wahnsinnsvorstellungen“, die er darin zu Papier brachte, bei einem Psychiater behandeln lassen können, wie das heutzutage möglich ist. Jedoch in der Biographie von Görres steht nichts von einer Erkrankung an Wahnsinn, außer, dass er ein überzeugter katholischer Christ und Demokrat gewesen sein soll. Deswegen musste er auch nach Frankreich und in die Schweiz emigrieren. Görres war also „nur“ ein überzeugter Demokrat, was in den Augen vieler seiner Zeitgenossen einem zumindest partiellen Wahnsinn gleichkam. Aber die Zeiten und die Systeme ändern sich.

Ich bin natürlich der festen Überzeugung, dass Görres keineswegs wahnsinnig war, sondern, wie Hamlet, seine übergroße Intelligenz und Schlaueit hinter scheinbarem Wahnsinn versteckte. Denn was er in dem besagten Artikel für die Nachwelt hinterließ, ist in Wirklichkeit ein verschlüsselter, ein beabsichtigt chiffrierter Text. Es wäre tatsächlich reiner Wahnsinn gewesen, ja der reinste Selbstmord, wenn er dasjenige, was er uns darin versteckt mitteilt, offen dargelegt hätte.

Natürlich wusste die preußische Zensurbehörde, was Görres mit diesem Artikel aussagen wollte. Es gab jedoch immer wieder kleinere Pannen. Der Artikel ging den preußischen Zensoren (wie z. B. Varnhagen von Ense, Heinrich Heine nannte ihn den „Statthalter Goethes auf Erden“), sozusagen durch die Maschen ihres Zensurnetzes. Die Behörde hütete sich aber, nachträglich die Dechiffrierung des Artikels vor einem Richter zu liefern, und so ging der Verfasser diesmal noch straffrei aus.

Der große Nachteil dieser Verschlüsselung war jedoch, dass nur einige wenige Intellektuelle, wie etwa Theodor Mundt, Heinrich Heine oder Ludwig Börne, den Text sozusagen „dechiffrieren“ und seine Bedeutung richtig einschätzen konnten. Aber auch sie mussten schweigen, sonst wären sie nämlich die Dummen gewesen. Und außerdem hätten sie einen Gesinnungsgenossen, Sepp Görres, der preußischen Geheimpolizei ans Messer geliefert.

Die Gemüter der literarisch Interessierten waren außerdem viel zu sehr erhitzt über das Pro und Contra der Frage, ob Bettina Brentano Goethes „echte“ oder „unechte“ (d.h. nur seine eingebildete) Geliebte war, so dass über diesem Streit eine andere, weit wichtigere Frage, ja eine Sensation gänzlich unterging: nämlich die versteckten Andeutungen in Bettinas Buch über Goethes wirkliche Abkunft. Bettina und Joseph Görres wollten uns nämlich in ihren beiden Veröffentlichungen unter anderem mitteilen, dass Wolfgang Goethe nicht ehelich gezeugt, sondern der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. gewesen wäre.

Bettina erfuhr dies aus erster Quelle, nämlich aus dem Mund von Goethes Mutter. Sie dürfte ihr Wissen später an ihren Ehemann Achim von Arnim weitererzählt haben und dieser stand wiederum in freundschaftlichem Verkehr mit Görres. Als letzterer im Jahre 1835 Bettinas Buch las, fiel ihm wohl dasjenige wieder ein, was er von ihrem Ehemann

einst unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfuhr. Der Artikel von Sepp Görres ist eine schonungslose, wenn auch verschlüsselte Enthüllung über alles, was er über Goethe als Mensch und Dichter, und was er über Bettinas wahre Beziehung zu dem alten Dichterbüchler wusste. Dies ist die einzig logische Erklärung für die Verschlüsselung des Textes, wenn wir Sepp Görres nicht für einen „Spinnerer“ ansehen wollen.

Noch ein Wort an unsere orthodoxen Goethefreunde. Verwechseln Sie bitte nicht Nostalgie mit Geschichtsverfälschung! So mancher biedere und gutherzige Goethefreund ist aus purem Hang zur Nostalgie und aus übergroßer Verehrung des Dichters Goethe zum unbewussten und unbeabsichtigten Verfälscher des wirklichen Menschen Goethe und seiner Zeit geworden. Aber ich bin überzeugt, kein heute lebender Germanist, oder nur eine ganz winzige Minderheit, lässt sich bewusst und mit Überzeugung zum Handlanger eines längst untergegangenen geist- und menschenverachtenden Zweiklassensystems machen. Jedoch unbewusst und in naiver Ahnungslosigkeit ist es so mancher Goethefreund in früherer Zeit gewesen.

Wir werden uns in Zukunft noch öfters die Frage stellen müssen, ob wir nicht rechter die Persönlichkeit Goethe von dem Dichter Goethe trennen sollten. Ich glaube, man kann sehr wohl dem Dichter Goethe seinen gebührenden Rang in der Literaturgeschichte einräumen, und trotzdem über den Mensch Goethe, gelinde gesagt, verwundert den Kopf schütteln. Zwecks Auflösung seiner Lebensrätsel muss man, natürlicherweise, mit der Frage von Goethes wirklicher Abkunft beginnen.

Im >Literarischen Zodiacus<, dessen verantwortlicher Redakteur Dr. Theodor Mundt war, erschien kurz nach dem Artikel von Sepp Görres im >Morgenblatt für gebildete Stände< ein bemerkenswerter Hinweis. Ich bin überzeugt, dass Theodor Mundt wiederum selber der Verfasser dieses anonym veröffentlichten kleinen Aufsatzes war:

Zodiacal - Lichter

Goethe und das Kind, Nr. II

Görres, der Prophet, hat das Nixenkindlein [Bettina] in seinen Arm genommen, und in seiner Weise, mit mancherlei mystischen Zeichen und Zauberformeln, seinen Segen darüber gesprochen. [Siehe >Morgenblatt für gebildete Stände<, Ausgabe 78 bis 87.] Nur von Zeit zu Zeit sind wir noch gewohnt, die Stimme dieses Predigers in der Wüste erschallen zu hören, meist in abgebrochenen Verkündigungen, die bald wie trunkene Schmaussprüche, bald wie knisterndes, schwefeliges Witz- und Blitzgestöber am Himmel aufleuchten. Das letzte war sein hochklingender Psalm gewesen, den er über die heilige Jungfrau von Orleans losgelassen, und jetzt ist das burleskere Wunderkind Bettine an die Reihe gekommen, wenn auch nicht, wie jene, des Gottes voll, so doch Goethes voll. Früher einmal hatte Görres im >Morgenblatt< eine erhabene Elegie über Achim von Arnims Tod ausgeströmt, und nun lobsingt er der Witwe Bettine, die nicht

die Witwe Bettine, sondern noch immer bloß Goethes Kind sein will. Gern fragte ich die Witwe Bettine einmal nach Achim von Arnims [literarischem] Nachlaß, aber Goethes Kind hält mich ab. Doch der Münchner Merlin [Zauberer, gemeint ist Sepp Görres] ist auch ein Schalk! Diesmal hat er auf dem hohen, sternegepolsterten Wolken thron seiner Rede manche unverkennbare Ironie zum Besten gegeben. Man wird nur nicht allerwegs recht klug daraus! [In Wahrheit wollte Theodor Mundt seinen Mitkämpfer und Gesinnungsgenossen Sepp Görres mit der Entschlüsselung seines Textes nicht der Zensur ans Messer liefern!] Erst schildert er, mit komisch geheimnisvollen Gleichnissen, Wolfgangs [Wolfgang Goethes] sämtliche Taten und Abenteuer auf der Erde und im Himmel merkwürdig und erbaulich genug. Er läßt ihn als Simson unter die Philister fegen, und gibt ihm, statt des Eselskinbacken, den Intermaxillarknochen in die Hand, an dem Goethe bekanntlich so genaue Studien gemacht. Dann kommt das Kind, mit Tambourin, Cymbelspiel und Zigeunertänzen, und umschließt mit magischen Kreisen und genialen Bocksprüngen den mittlerweile alt werdenden Wolfgang, dem, bei aller kühlen Abgemessenheit, mit dem er sich benimmt, doch zuweilen angst und bange dabei wird. Der Familie Brentano soll auch angst und bange geworden sein, denn sie ist, dem Gerücht zufolge, bemüht, soviel als möglich von der Auflage [des >Morgenblatts<, in welchen die 10 Artikel von Sepp Görres standen] aufzukaufen. Man sieht jedoch noch nicht so recht ein, wem zum Nutzen oder wem zu Schaden? [Wahrscheinlich zum Vorteil des Ansehens der Familien Brentano und v. Arnim, jedoch zum Nachteil der geschichtlichen Wahrheit, was Theodor Mundt natürlich wußte.] Soviel ist gewiß, daß man immer confuser wird über Goethe und das Kind [Bettine], und sich der Behexung nicht zu erwehren vermag.

Der folgende Artikel von Joseph Görres enthält fundiertes Wissen über Goethes wirkliche Abkunft und über viele bisher unbekanntes Lebensgeheimnisse des Weimarer Olympiers, die der Verfasser im persönlichen und freundschaftlichen Umgang mit Achim von Arnim, Bettinas Ehemann, in Erfahrung bringen konnte. Was ich zu entschlüsseln vermochte, habe ich sogleich in Klammern und meist fettgedruckt dahinter gesetzt. Vieles bleibt aber noch unaufgeklärt und einer späteren Goethe-Forschung überlassen. Offensichtlich ist, Sepp Görres schonte merklich Bettina von Arnim, die Gattin seines Freundes Achim von Arnim. Ihm ging es mehr um Bettinas Informationen über Goethes Abkunft, die sie versteckt in ihr Werk >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< hineingearbeitet hatte, und die er mit seinem Artikel im >Morgenblatt< im Gegenteil noch verstärkt herausheben wollte.

>Morgenblatt für gebildete Stände<

Nr. 78, Mittwoch, 1. April 1835

*Und die Philister standen auf einem Berge jenseits, und die Kinder
Israel auf einem Berge diesseits, daß ein Tal zwischen ihnen war.
I. Buch Samuels*

*Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde -
Seinem Denkmal
von Joseph Görres*

I. Teil

Dies ist eine Geschichte, welche, die Hauptsache ausgenommen, sonst viel Ähnliches mit der Geschichte des heiligen Christopherus hat. Das Kind [Bettina] hatte sich dem starken Mann [Goethe] auf die Schulter gesetzt, und er sollte es über das Wasser hinübertragen. Der starke Mann tat sein Allerbestes, und anfangs ging es lustig durch die Wellen; aber die Zeiten waren nicht getroffen, das Kind [Bettina] wurde immer stärker und schwerer, der sonst rüstige Träger [Goethe] aber immer älter und schwächer; in [der] Mitte der Wasser kamen die Sturmvögel mit einem Streite herangeflogen, das Kindlein wurde nicht ausgetragen, ein Delphin hatte es auf seinem Rücken davongeführt: so konnten die Gesckicke nicht in Erfüllung gehen, und der dürre Stock, in die Erde hineingestoßen, wollte nicht zum Baum aufgrünen. Das scheint eine bedenklich verwickelte, rätselhafte Begebenheit [gemeint ist: es ist eine verschlüsselte Geschichte], und fordert darum nähere Erläuterung, welche Bewandnis es um sie habe.

Die Welt ist bekanntlich durch die großen und tiefen Wasser, über die das Kind hinüber wollte, in zwei ganz verschiedene Weltteile getrennt, und die diesseits und die jenseits wohnen, ignorieren einander gegenseitig und haben in der Regel wenig zu verkehren miteinander. [Damit umschrieb Sepp Görres das Zweiklassensystem: Adel und Bürger.] Es muß schon in uralten Zeiten, ehe die Sündflut alles durcheinander geworfen, so gewesen sein; denn damals schon nannten sich die von jenseits [die Adelligen] Kinder Gottes, die von diesseits [die Bürger] Kinder der Menschen. Aller Umgang war verboten; auf's Freien auszugehen hinüber und herüber, war vollends hoch verpönt [wegen der Klassenschranken], was jedoch, wie man weiß, die Liebhaber nicht auf immer abgehalten [siehe mein Sachbuch >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon - Die Liebestragödie des jungen Goethe . Seither hat die Teilung bis zur neuesten Zeit, wo aller Standesunterschied aufgehoben worden, fortgedauert; die Jenseitigen [die Abkömmlinge von Adelligen] haben in verschiedenen Zeiten verschiedene Namen geführt, Prophetenkinder, Seher; als die gelehrte Sprache aufgekommen, Genien [Genies?], so und wieder anders; die Diesseitigen [die Abkömmlinge von Bürgern] aber haben je nach Volk-

und Landesart verschiedene Namen angenommen, hören sich aber am liebsten bei dem Gesamtnamen Philister rufen. Sie sind, wie man weiß, bequeme, wohlhabige, abgerundete, alles, was kraus werden will, geschickt ablehnende Leute, sehen nicht hinauf und ungern unter eine gewisse Tiefe hinunter; Vergangenes ist ihnen nichts, und Zukünftiges gar nichts, aber das Gegenwärtige suchen sie nun [richtig: nur] recht fest zu besitzen, indem sie auf ihre beiden Daumen niederhocken und nun in aller Standhaftigkeit sich nicht mehr vertreiben lassen. Die aber unter ihnen sich zur Bewegung rechnen, die haben die Länge und die Breite um sich herum in Besitz genommen, und darauf machen sie sich nun öftere und gute Motion, und lassen in großer Geschäftigkeit sich keine Mühe dauern [bedauern]. Ihre Art ist jedoch, daß sie gehend immer die Diagonale suchen, wenn zu Schiffe, am liebsten mit zwei Winden zwischen zweien Wässern [Gewässern] segeln, zu Rosse halbrechts und halblinks auslenken, und wie sie so in Statur und all ihrem Tun nach dem Medianformat gemessen, gleich dem Wasser in Menge weit und breit ausgegossen, überall die Mitte suchen, haben sie in neuester Zeit treffend sich selbst untereinander die von der rechten Mittelmäßigkeit [satirische Spitze von Sepp Görres] genannt. Die Vornehmen jenseits aber bedünken sich aus gar viel höheren Elementen gemischt. Wenn unten festgehalten, sehen wir sie in der Tat wie Feuerflammen stets nach oben streben; wenn in der Höhe, blitzen sie gleich Wetterstrahlen [Gewitterstrahlen] in die dunkelbedeckten Tiefen nieder; wenn in die Weite ausgebreitet, wehen sie wie Winde, von denen man nicht weiß, von wannen sie gekommen, noch wo aus sie gehen, im Sturm dahin. Sie geben daher vor, es sei des Himmels allumfassend Rund ihre Behausung, und seine Mitte, in der die Weltgegenden in einem Punkte sich berühren, und alle unruhige Bewegung sich in einer bewegenden Ruhe faßt, sei die rechte Mitte, der sie entgegenstreben. So halten sie sich in großer Erhabenheit, und bedünken sich, die unbewegten Beweger, weit über die Anderen hinaus, die wie Kreisel am liebsten auf der Seite schlafend liegen, wenn aber aus ihrer Trägheit aufgepeitscht, sich auf die Spitze ihrer Zehen stellen, aber dann nur in fortgesetztem Kreislauf durch stetes Aequilibrieren sich vor dem in der Runde herum immer drohenden Umfallen mühsam sichern. Solche Meinung haben sie von sich gefaßt; wir aber diesseits [wir Bürger] haben ihnen ihre Schwäche gar wohl abgesehen: indem wir sie französisch und halbspöttisch mit dem Namen Genies bezeichnet [haben], haben wir unsere ganze Meinung über die gesamte Gattung ausgesprochen; Sternschnuppen in der Höhe, Irrlichter unten im Grunde, windig in der Mitte, in ihrer Unanstelligkeit überall hinderlich und für ganz nichts [rein gar nichts] zu brauchen: das ist unseres Urteils kurzer Inbegriff.

Nun aber hat sich's gefügt, wie jeder weiß, der die Genealogie studiert, und sich um die Abkunft unserer erlauchten Geschlechter [der Wittelsbacher] kümmert, daß Goethe aus einer Mißheirat [gemeint ist: aus einem illegitimen Verhältnis], die einer von jenseits der Wasser [ein Adelige] mit einer solchen, die von diesseits stammte [mit einer Bürgerin],

eingegangen, abgestammt, so daß die beiden Häuser der Sonnen- und der Mondkinder [gemeint ist: der Adels- und der Bürgerkinder] sich in ihm [Wolfgang Goethe] beschlechtet fanden. Das ist in der starken Konfusion des achtzehnten Jahrhunderts so hingegangen; man machte sich aus dem Standesunterschied nicht viel, die Töchter der Erde waren schön, der Liebesdrang war groß, Damon blies damals die Flöte so rührend; kurz, der große Herr [nicht nur ein Adeliger ist mit „der große Herr“ gemeint, sondern Kaiser Carl VII.] vergaffte sich, wollte man, wollte man nicht, es kam ein junger Prinz [Johann Wolfgang Goethe] heraus. Die aber aus solcher Mischung hervorgegangen, sind ein starkes, haltbares und dauerhaftes Geschlecht, wie jene potentes a saeculo, viri famosi, und gleich ihnen zur Herrschaft in den Niederungen vorbestimmt. Denn erstlich sind sie nach dem oben herrschenden Hausrecht, wenn auch nicht erbfähig, doch mit reichlicher geistiger Appanage bedacht [worden] [war ein Elternteil bürgerlich, zählte das Kind zum Stand der Bürger], und werden überdem noch im Laufe des Jahres an günstigen Tagen mit gar kostbaren Gaben [kostbaren Silberpokalen? Z. B. von dem Fürstbischof von Köln, dem Bruder Kaiser Carls VII.?] besucht, so daß es ihnen von dieser Seite an nichts gebricht. Aber auch von Mutterhalb bleiben sie nicht unausgestattet; sie werden mit dem Feist der Erde eingesalbt, von Azat, Joppe, Gaza wird ihnen alles zugetragen, was sie bedürfen, um in der Landschaft zu bestehen und sich behaglich in ihr zu fühlen. So unten mit Ballast gut gestaut, oben günstigen Wind in den schwellenden Segeln, gleiten sie über die Oberfläche des Wassers leicht dahin, nicht allzutief einschneidend und sich dadurch den Lauf erschwerend, nicht allzuflach, und dadurch der Laune der tanzenden Wellen hingegeben. Von dem, was sonst die Menschen wohl drängt und irrt, lassen sie sich nicht sehr anfechten; was unbescheiden zudringlich heran will, wird behende abgewiesen; den Ansprüchen von oben herab wird mit denen von unten herauf begegnet und das Untere doch wieder mit dem Oberen beschwichtigt: so sind's Sonntagskinder, die zwar nicht Geister sehen, sonst aber alles Übrige gar scharf, und alles um sich her sich auf's Bequemste zu beschicken wissen.

II. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 79

Donnerstag, 2. April 1835

Goethe indessen, wie er zu seinen Jahren zu kommen angefangen, und darnach sich umgesehen, wo in's Künftige seines Bleibens sein sollte, hätte gern im Lande der Väter auf Lebenszeit sich angesiedelt, denn es gefiel ihm doch besser, die Dinge von oben herunter, als mit großer Beschwerde der Halsgelenke sie von unten herauf sich anzusehen; aber des Landes Natur wollte das nicht gestatten, und darum wehrten es auch die Gesetze [des Zweiklassensystems]. Denn das Land und die Luft mit übriger Zubehör da oben [bei den Adelligen] haben die Beschaffenheit, wie man von einer der Färöerinseln [Nordspitze Englands] in der Nordsee erzählt, daß, wenn etwa von Jahr zu Jahr ein Fremder, um die Auflagen [Steuern] einzusammeln,

ihren Boden betritt, alle Eingeborenen sogleich mit Schnupfen befallen werden; sie können's nicht leiden, wenn etwas von jenseits [ein Bürger] zu ihnen hinüberweht, und müssen's gleich wieder ausspeien, weil sich's nicht mit ihrem Naturell vertragen will. Die Sanitätsgesetze hatten deswegen Vorsorge getan; wollte er [Wolfgang Goethe] zum Indigenat [zum Adelsstand] gelangen, dann mußte er sich zuvor, wie dort der Königssohn von Sidon, sein mütterlich Teil im Feuer ausbrennen lassen. Das aber gefiel ihm schlecht, weil er sich, so wie er war, gar liebgewonnen und von den scharf leckenden Flammenzungen sich ungerne liebkosen ließ. Seine Spülmagen konnten ihm ganz und gar nichts helfen, denn sie hatten keinen Kurs [Wert] da drüben und waren auch keine Helden darnach, um ihm sein Väterliches zu erstreiten; seine Schwerdmagen wollten ihm ihrerseits nicht behilflich sein, weil sie die Strenge der Gesetze kannten, und mit der andernseitigen Sippschaft gar nichts gemein haben mochten; so mußte er sich zum Bleiben, wo er einmal war, entschließen. Zuvor jedoch ging er zum Orakel der unsterblichen Götter, derjenigen nämlich, die er vor den anderen verehrte, um sie zu befragen, welchen Ratschlusses sie denn über seine Zukunft eins geworden. Ihm wurde darauf erwidert: es sei ihm geordnet durch vorweltliche Fügung, daß er sich niederlasse am Ufer des Wassers, das Diesseits scheidet von Jenseits, und nun, ein tüchtiger Ferge, hinübertrage die Geister und ihr Ideengeräte vom Hochlande zur Niederung, wenn sie mildgesinnt unter den Dortigen segensbringend zu wandeln Rats geworden; dazu würden die Götter seine Schultern mit der nötigen Stärke ausrüsten und ihm den Stab zur Stütze anvertrauen. Er selber solle sich, einem Nazaräer gleich, vor allem der Enthaltbarkeit befleißigen, weder Wein trinken noch aus Met, nichts Unreines essen und durch keine Schere sein Haar berühren lassen. Nehme er dann mit Sorgfalt des ihm übertragenen Amtes wahr, dann werde eine von oben [eine Adelige, gemeint ist Maximiliane von La Roche, die Mutter Bettinas] einem von unten [einem Bürger, gemeint ist der Händler Brentano, der Vater Bettinas] ein Fräulein [Bettina Brentano] gebären, und das Kind werde, wenn die Zeiten sich erfüllt, am Ufer des Wassers [bei Goethe in Weimar] erscheinen und ihn anrufen, daß er es hinübertrage. Er solle dann der Bitte sich nicht versagen, noch auch ermüden unter der Last, die er sich aufgeladen; alles, was das Kind [Bettina] vornehme, dürfe ihn [Goethe] nicht betreten machen, er müsse vielmehr ringen mit ihm, wie der Dulder Odysseus mit dem Proteus im Meeresgrund, und habe er dann sich alle die Zeit zuvor gehalten nach der Götter Geheiß, dann werde er und sie desgleichen, und seien ihm sonst die Sterne günstig, dann werde er sie sich zur Braut [zur Geliebten] gewinnen. Die Gebrechen an ihm von Mutterhalb [Goethes Mutter war eine Bürgerin], an ihr von Vaterhalb [Bettinas Vater war ein Bürger] werden dann gegenseitig sich ausgleichen, es werde wieder ein ebenbürtiges Geschlecht erwachsen [Goethe und Bettina zeugten ein Kind], und dem zum Zeichen werde der Stab zum Baum aufgrünen, wenn aber nicht, dann werde die Ehre an ein anderes Geschlecht übergehen und der

Stecken werde dürre bleiben. Weiter befragt um Namen, Zeit und Ort, erwiderten die Götter: er möge das Kind sich Poesie nennen, sonst aber nicht neugierig forschen nach Dingen, die [im] voraus zu wissen durch die Verhängnisse ihm [Goethe] gewehrt seien, vielmehr sich zu halten suchen, wie ihm auferlegt worden, immer seines [Goethes] Ursprungs in Bescheidenheit eingedenk [uneheliche Abkunft]. Da die Stimmen nun gänzlich verstummt, mußte er ablassen, ein Weiteres von ihnen zu erfragen.

Obgleich der Götterspruch den Fragenden nicht ganz befriedigt hatte, ließ er sich doch von ihm bedeuten, und tat, wie ihm geheißen worden. Diesseits des Wassers, wo er sich eine bequeme Anlande ausgemittelt, erbaute er sich Haus und Gehöfte, siedelte dort sich heimisch an, und begann mit großem Eifer, seinem Amte sich zu widmen. Wollte einer der Geister von jenseits die diesseitigen selbst in eigener Person, oder auch nur mit seinen Geschenken besuchen, dann durfte er nur in die Hände klatschen; gleich, und wäre es Mitternacht gewesen, war der Eifrige zur Stelle, und schaffte auf seinen Schultern alles ihm Anvertraute ohne Gefahr hinüber. Es wurde der Einwohnerschaft rund umher dann wie im Schlafe zugetragen; sie bildete sich ein, sie habe alle die Herrlichkeiten nur geträumt, und dürfe daher, unbeschadet ihres guten Verstandes, an all den schönen Sachen sich ergötzen. Der Bote aber ermüdete nicht, denn bei jedem gegebenen Zeichen hoffte er, das ihm zum voraus angesagte Kind halte jetzt am Ufer, und harre seiner, daß er es hinübertrage. Aber bei aller Bemühung und Aufmerksamkeit hatte er anfangs unter seinen Landsleuten, sowohl bei denen, die sich zum Stamme der Philisthims rechnen, wie bei denen, die sich zu den Kaphtorem halten, gar wenig Beifall gefunden. Als das Wundertier [das Dichtergenie Goethe] unter ihnen zuerst erschienen, waren sie seiner Spur gleich nachgegangen, und hatten wohl Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein gerochen, aber dahinter war noch ein anderer [Ge-] Schmach verborgen, der sie [an-] widerte und ihnen überaus verdächtig schien. Sie hatten darum weiter nachgeforscht, und hatten bald seinen vielfältigen Verkehr mit den jenseitigen Gegenden bemerkt, und das hatte sie leicht auf den Gedanken gebracht, er sei ein Spion und Landesverräter. Weil es aber Friedenszeit war, konnte der Vermutung keine Folge gegeben werden, und sie hatten nun ihn für einen Seelenverkäufer zu halten angefangen, der die Ihrigen [zu] fremdem Dienst entführe. Da sie inzwischen bei öfterer Umzählung [Volkszählung], die sie abgehalten, nie ein teures Haupt vermißten, mußten sie auch von dieser Meinung lassen. Es blieb nichts anderes übrig, als für einen Schmuggler und Schwärzer ihn zu nehmen; zu oft hatten sie ihn bei nächtlicher Weile [des Nachts], dem Ansehen nach schwer beladen, bis zum Gürtel im Wasser herüberkommen sehen, ohne daß irgend etwas zu entdecken gewesen, was ihn so sehr belastet [haben könnte]. Eine Zeitlang meinten sie wohl, schwarze Pudel liefen neben ihm auf dem Grunde des Wassers her und [diese] trügen die verbotene Ware, er dann mache nur die Grimasse dazu;

weil aber nichts aus dem Haus geschafft wurde, blieben sie auch mit dieser Hypothese stecken, und beschlossen verdrießlich, lieber gar nicht mehr von ihm zu reden. Sie zogen darum einen Faden um seine Wohnung her, untersagten den Ihrigen, sich jenseits betreten zu lassen, und ignorierten ihn nun von ganzem Herzen, in ihrem ganzen Gemüte und aus allen ihren Kräften.

*III. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 80
Freitag, 3. April 1835*

*Sora - Sagt uns nun, Herr, was Ihr tun wollt.
Andrason - Tun, als ob das Orakel nichts gesagt hätte.
Goethe*

Er [Goethe] inzwischen hatte fortgefahren zu tun, was seines Amtes war. Den Kommenden und Gehenden hatte Poesia [Urania], die Dichtkunst, eine Seitenverwandte seines Vaters [eine Adelige], lieb gewonnen; er hatte sie einst unsichtbar herübergetragen, sie war in seinem Hause eingekehrt, hatte sich dort in gleicher Unsichtbarkeit wohnhaft gemacht, und die heimliche Liebe, die sie zu ihm getragen, war nicht ohne Segen und Frucht geblieben [gemeint ist: Goethes und Uranias Sohn Ludwig Tieck]. Er sah das und wußte das, hielt aber dadurch den Ausspruch der Götter nicht erfüllt, die ein Kind, mit Fleisch und Bein angetan, ihm der Abkunft nach verwandt, vorhergesagt, das immer nicht erscheinen wollte. Er wartete eine Zeit und eine andere Zeit, und wie fort und fort nichts kommen wollte, wurde er des Wartens immer mehr verdrießlich. Das Nazaräerleben [das Heiligenleben] wollte ihm [Goethe] gar nicht wohl bekommen; aus dem Met zwar machte er sich wenig, warum er aber des Weines sich entschlagen solle, stand nicht zu begreifen, und gegen die Enthaltbarkeit [sexuelle Enthaltbarkeit] empörte sich gar sein Mutterwitz. [Satirische Spitze gegen Elisabeth Textor, die Maitresse Kaiser Karls VII.] Er verlegte sich daher aufs Grübeln, und nachdem er erst herausgebracht, daß die Götter ihn wohl zum Besten gehabt, grübelte er weiter, wer unter den Unsterblichen allen ihm das [an-] getan, und so kam er mit seinem Verdachte zuletzt auf den Christengott, dem er früher schon gar nicht gewogen gewesen. Nun wurde ihm mit einem Male klar, was die Mystifikation bedeutete: keine Schere sollte sein Haupt berühren, bis die Tonsur es weggenommen; keine unreine Nahrung solle er zu sich nehmen, begreiflich nur Milchspeisen und Fastnachtskost; die gebotene Enthaltbarkeit und alles wurde nun hell und deutlich, auch daß die Zukunft [Ankunft] des Kindes am Nimmertage [St. Nimmerleinstage] erfolgen würde. Da erzürnte er sehr und beschloß, dem Betrüge einen Possen zu spielen und, weil über dem langen Warten die Haare ihm ergrauen wollten, unter seinen mütterlichen Verwandten [unter den Bürgern] sich eine Frau zu freien und mit ihr ein solides Leben zu führen. So ging er hinab nach Tamnatha und hielt dort um Frau Prosa

[gemeint ist: Christiane Vulpius] an, und führte sie, da sie ihm gewährt worden, mit großer Freude heim. Da aber gab's gewaltigen Streit unter den beiden Frauen. Frau Prosa [Christiane, von Bettina „dicke Blutwurst“ genannt] war gar hoffärtig und breit und vierschrötig; was ihr unter die Fäuste fiel, dem wurde gar übel mitgespielt. Frau Poesia [Bettina, die Schriftstellerin] ihrerseits aber war überaus fein und zart, und hätte immer den Kürzeren gezogen in jedem Streit; aber sie konnte sich unsichtbar machen [sie lebte später nur noch in ihrer Phantasie bei Goethe und verkehrte nur noch brieflich mit ihm] und war dann nirgendwo zu finden für die Grobe. Der Hausherr wollte seinerseits auch der neuen Buhlschaft [mit Bettina] wegen nicht lassen von der alten Liebe [zu Christiane]; so blieb die Philisterin wohnen im unteren Erdgeschoß und besorgte Küche und Keller; die Zarte aber wohnte oben [in Goethes Kopf] und nahm mit dem unsterblichen Teile vorlieb [siehe die >Sonetten< und >Pandora<]. Es wurde also eine Haushaltung wie bei dem Grafen Gleichen und [wie] in der >Stella< [Werk Goethes], und es ging nicht ab ohne vieles Gezänke der beiden Frauen; aber eine um die andere kam in die Wochen und beschenkte ihn mit Nachkommenschaft [Sepp Görres beschuldigt Goethe der Bigamie]. Und es zeigte sich, daß des Vaters Doppelnatur sich unter die beiden Linien der Descendenz verteilt[e]. Frau Poesia empfing und gebar ihm nämlich Gretchen und Clärchen und Mignon mit dem Harfner als Zwillinge, Iphigenia, Mariane, den Werther, Tasso, die Prinzessin, den Götz und andere viele. Aber neben der Rachel sah der Herr auch die triefäugige Lea an und machte sie sehr fruchtbar, und sie gebar ihm die Lotte mit dem Albert, den Weislingen, die natürliche Tochter, den Bürgergeneral, den Cagliostro, Stella, Ferdinand, die Therese, Aurelia, den Abbé, Jarno, Lothario und viele andere, deren Namen mir nicht mehr gegenwärtig sind. Und es hatte die besondere Bewandnis um die beiden Branchen, daß die der schönen Rachel in den Niederlanden alle miteinander nicht recht gedeihen wollten. Der Vater [Goethe] pflegte es daher dem großen Pädagogen Rousseau nachzutun, indem er wenige Tage nach ihrer Geburt sie unter den Mantel nahm und bei nächtlicher Weile sie in der Stille über das Wasser trug: diesseits ging dann die Rede aus, sie seien wegen großer Schwächlichkeit mit Tode abgegangen [August Klingemann, der natürliche Sohn Goethes und Charlotte von Steins, wurde in Wirklichkeit dem Ehepaar Klingemann in Braunschweig zur Adoption übergeben]. Söhne und Töchter der Lea aber gediehen auf's Allerbeste in der dicklich substanziellen Atmosphäre; sie bekamen Kinder und Kindeskinde und waren überall gern gesehen, wo sie sich niederließen. Nur die schöne Seele in dieser Linie war blutstürzig und mußte herübergebracht werden, um in der bessern Luft zu genesen, was jedoch nicht anschlagen wollte.

Nachdem der Nazaräer [Wolfgang Goethe] sich also sein Haus erbaut, wollte er sich auch sein Reich begründen, damit er etwas zu regieren habe. Er sah also umher und hielt bei allen Kreaturen hienieden Umfrage, ob sie ihm dienen wollten. Zuerst wendete er mit seiner Frage

sich an das Gestein, das aber erwiderte mürrisch: „wir sind zu verdrießlich, trüg und schwer beweglich und können darum mit Dienste dir nicht zu Willen sein; geh' aber zu dem Lichte, das ist quick und flink und eilig und deiner Natur näher zugewandt.“ Er ging also zum Lichte und fragte, ob es ihm in Liebe zugetan und in aller Treue ihm gewärtig zu sein sich entschließen könne. Das Licht im Vorübereilen rief ihm nach: es sei allzusehr pressiert, habe vor Eile nimmer Weile, sei überdem auch schon versagt [an Newton vergeben]; er solle sich aber an die Blumen wenden, dort habe es in den Farben Wohnung gemacht und stehe zu Befehl. Er wendete sich also zu den Blumen und wiederholte gar einschmeichelnd seine Frage. Die Blumen aber sagten „wir sehen dich wohl mit Augen und verstehen deine Winke, aber wir hören dich nicht, und auch du kannst dich nicht recht in unsere Rede finden; wir können dir daher nicht in rechter Treue dienstbar sein; geh' aber zu unsern Nachbarn in's Tierreich hin, die werden dir besser Red' und Antwort geben.“ Also richtete er sein Wort an das, was da kreucht und fleucht auf Erden, oder auch auf vier Füßen geht, und wie er wieder sein Fragezeichen vorgekehrt, da erwiderte der Intermaxillarknochen des Esels in ihrer aller Namen: „nimm mich und was sonst als Kinnbacken mit mir zusammenhängt und gehe mit mir unter die Philister und erobere dir dort ein Reich.“ Und er ließ sich die Rede nicht zweimal sagen, nahm den Knochen mit Zubehör, ging zu ihnen hinab und gab ihnen das bekannte Festrätsel auf: „Speise ging aus vom Fresser; und Süßigkeit kam vom Starken.“ Er [Goethe] selber war des Rätsels Lösung; aber die Männer von Ascalon wußten nichts von ihm, sie hatten überdem auch ihre Bibel rein vergessen. Da fuhr er unter sie und schlug ihrer tausend und sang dazu: „mit dem Kinnbacken des Esels, mit dem Intermaxillarknochen der jungen Eselin habe ich sie gezüchtigt und tausend der Ihrigen geschlagen.“ Die „Erhebung des Kinnbackens“ heißt fortan der Ort, und eine Quelle frischen Wassers bezeichnet die Stätte der Xenien Schlacht.

IV. Teil: >Morgenblatt<, Ausgabe Nr. 81
Sonnabend, 4. April 1835

Daß er [Wolfgang Goethe] so gar sehr grob gewesen, hatte nun die Aufmerksamkeit des Völkchens auf ihn hingelenkt; beide betrachteten sich gegenseitig: Völkchen, wie gefalle ich dir? Völkchen, wie gefällst du mir? Das Gefallen war gegenseitig nicht übergroß. Zwar war unverkennbar, seit er unter den Töchtern des Landes gefreit [Christiane Vulpius], hatte er sehr an Popularität in der flachen Landschaft zugenommen. Die Umwohner hatten den gesegneten Zuwachs seines Hauses gar wohl gewahrt; die Kränklichkeit der Rachelskinder [die Kinder der adeligen Frauen: Ludwig Tieck, Sohn der Henriette Alexandrine von Roussillon [Urania], und August Klingemann, Sohn der Charlotte von Stein] und ihr [angebliches] Verschwinden [die beiden Goethesöhne wurden bürgerlichen Ehepaaren „untergeschoben“] war ihnen gar nicht leid gewesen, dafür hatte sie das

Gedeihen der Leassöhne und -töchter hoch erfreut. Das große Schnepfenthal, das die Illuminaten des Lehrbriefes gegründet [Goethe war Mitglied des Illuminaten-Ordens, ja sogar ein „illuminatus dirigens“], hatten ihren vollkommenen Beifall, das Treiben der Kunstfreunde schien ihnen höchst ersprießlich, die aufgeblasenen Komödianten, die als Prediger ausgingen in alle Welt, erfreuten sich ihrer höchsten Gunst. Aber das alles wollte doch nicht ganz erklecken, um ihren heimlichen Verdacht völlig zu beschwichtigen. Er [Goethe] hatte sich öffentlich verlauten lassen, daß er den Tabak nicht leiden könne, und dabei war ihnen Lichtenbergs Ausspruch: daß nie ein Genie geraucht [habe], heiß auf die Seele gefallen [Spitze von Sepp Görres: weil Goethe ein erklärter Nichtraucher war, hielten ihn viele Gelehrte für ein Genie, dabei gab es damals wie heute millionen Nichtraucher]. Die Judenschaft hatte sich höchlich dadurch verletzt gefunden, daß er dem Tabak auch den Knoblauch beigefügt. Die Judenschaft war aber keineswegs zu vernachlässigen; denn sie galt damals viel auf den Ministerien und bei allen höhern Dicasterialen, der eingerissenen schlechten Finanzen wegen; auch hatte sie angefangen, in die Milch und Honig träufelnden Landschaften einzuwandern. Die Schwester des Knoblauchs, die Schalotte [Görres meinte damit höchstwahrscheinlich Charlotte von Stein], die bekanntlich von Ascalon im Philisterlande ihren Namen hergenommen, bildete den Leitton von den Knoblauchsfreunden zu den Tabaksfreunden, und beide verbündeten sich in gleicher Entrüstung. Aber der Zorn beider besänftigte sich durch den dritten Abscheu, den er kund gegeben, den vor dem Kreuze, dem fatalen Marterholze nämlich, denn Nacken und Knie waren ihm über dem vielen Tragen steif geworden, so daß Neigen und Bücken ihm beschwerlich fiel, und die Stellung des Titanen, der aufgeworfenen Hauptes den Blitz empfängt, ihn natürlicher bedünkte. Er [Goethe] hatte sich daher auf dem alten Götterolympus eingepfarrt, sich ein eigenes Naturevangelium [Illuminaten-Philosophie gleich antike stoische Natur-philosophie]²⁵⁷ zusammengedacht, einen Weltgeist als Vorstand über seine Entelechie und die der anderen gesetzt, und wenn er nun, seinen Idealen nachgehend, am Wege einem Kreuz begegnete, dann beugte [bog] er aus mit Scheu, und die Verdrießlichkeit hatte er sich denn einmal verlauten lassen. Es traf sich aber, daß auch gleichzeitig die in den Niederlanden unter sich in gleich erhabener Borniertheit eins geworden, das Christentum abzuschaffen. Der Geringste unter ihnen war sich bewußt, daß er zeugend gezeugt selbsteigener Sohn des einwohnenden Vaters sei; am Geiste war auch kein Mangel, also war alle andere Trinität überflüssig, und sie hatten dafür eine Art von Allah eingeführt, weil die Huries ihnen nicht übel gefielen, und die Schicksalstragödien sie ohnehin schon an den Fatalismus gewöhnt [hatten]. Als sie darum [daher] die Verwünschungen des Kreuzes vernahmen, waren sie recht im innersten Herzen erfreut; auch die Judenschaft war es eine gute Erquickung, als die Gänse so recht

²⁵⁷ Siehe L. Baus, >Die geheime Philosophie des verborgenen Oberen der Illuminaten: Adam Weishaupt<, III. erweiterte Auflage, Homburg 2021.

spöttisch zum verhaßten Zeichen aufgesehen; aller Harm und Kummer war nun vergessen, alle Schmerzen vom Kinnbacken her wurden verbissen, die verdächtigen Zeichen wurden gütig übersehen und die Herzen begannen dem fremden Manne sich zuzuneigen.²⁵⁸

Es war aber damals gerade kaiserlose Zeit im Lande. Die Einwohner hatten ihren Kaiser so knapp und schmal gehalten, daß der zuletzt unwirsch [ge-] worden und ihnen gesagt, sie möchten sich nach Gefallen einen anderen Kaiser suchen, er seinerseits habe nicht länger Lust, als ihr Schirmvogt und Mehrer ihnen vorzustehen. Sie hatten anfangs diese Sache sich sehr zu Herzen genommen, als aber bald ein anderer Liebhaber [Kaiser Napoleon] zu dem Amte sich gemeldet, war ihnen die Sorge wieder aus dem Sinn gekommen, und sie wurden mit aufrichtigem Enthusiasmus dem neuen Schirmherrn zugetan. Der war aber vom fröscheessenden Storchgeschlecht, und hauste und schnabulierte wie der Oger so unmenschlich unter seinen pflegebefohlenen Schützlingen, daß sie ganz bestürzt seiner bald müde wurden und sich nach einem andern Gebieter umtaten. Da fiel ihnen der Inhaber des Intermaxillarknochen [Goethe] in die Augen; er war ein gar stattlicher Mann, und wenn sie sich an seine Seite stellten, überragte er, gleich dem Sohne des Eis, der auch die Eselinnen des Vaters zu suchen gegangen und darüber eine Krone gefunden, alle Männer im Philisterlande und in Israel um eine volle Kopflänge. Für ihr Leben gern hätten sie zwar den schwarzen Pudel in seiner Nähe gesehen, und etwas von einem Pferdefuß wäre sehr nach ihrem Geschmack gewesen; denn der Brenz, zu dem sie jetzt in Frankreich sich das ausschließliche Patent erstanden, war damals in der Kontinental Sperre das beliebte Getränk; aber da er einmal damit nicht dienen konnte, redeten sie sich auch diese Grille wieder aus. Sie wußten schon, daß er kein Händelmacher sei, für die Thronfolge hatte er auch reichlich vorgesorgt, und so wurden sie denn endlich Rats, sich zum Ehrenkaiser ihn [Goethe] zu wählen. Sie bauten ihm also einen Thron, kleideten ihn in den Mantel, der gleich dem im Märchen der Eselshaut immer in der Farbe der Zeit schillerte, gossen das Ölkrüglein über seinem Haupte aus, und Crethi und Plethi kam, um ihm zu huldigen. Und der „König der Ehren“ saß auf seinem Stuhle, und wußte allerdings den Scepter wohl zu führen. Zwar schien er aus seinen neuen Untertanen sich nicht allzuviel zu machen, und diese wollten auch kein rechtes Herz zu ihm fassen; denn er war nicht leutselig, und sie meinten darum, er sei hochmütig und überhebe sich der neuen Würde. Zwar ließen sie sich nicht viel von ihm befehlen oder auch nur einreden, und verwiesen ihn gleich, wenn er dazu Miene machte, nach alter Gewohnheit auf die Wahlkapitulationen und die goldene Bulle. Mit Römermonaten und Kammerzielen wurde er auch keineswegs überlaufen; sie hatten, jeder zwischen seinen vier Pfählen, die Territorialhoheit sich angeeignet, sohin auch die Reichsabgaben sich

²⁵⁸ Goethe verachtete, ja er hasste das Christentum. Siehe dazu das satirische Werk >Nachtwachen von [des] Bonaventure, alias Goethe<, hrsg. von L. Baus, IX. erweiterte Auflage, Homburg 2016.

zugeteilt, und verspeisten sie nun auf Gelagen, die sie alljährlich ihm zu Ehren abgehalten. Sie umschlichen ihn und suchten ihm zum Zeitvertreib seine Schwächen abzusehen, und hatten sie einen Fund gemacht, dann [ver-] höhnten sie ihn und riefen: „Kahlkopf! Kahlkopf!“ Dann zürnte er wohl einmal auf und puffte mit der Kinnbacke unter sie, und sie wurden wieder ehrerbietig. Sah er dann wieder freundlich, dann kamen sie aufs Neue herzu und waren's nicht gewesen. Solcher Art war das Regiment, das sie mitsammen führten.

V. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 82

Montag, 6. April 1835

Nun höre man Wunder, was an einem schönen Nachmittage im Verlaufe desselben vorgefallen. Des Kaisers Majestät [der Kaiser der deutschen Dichter: Goethe] saßen unter der Krone auf ihrem Stuhle, um von den Regierungsgeschäften auszuruhen; und wie sie nun so halb müßig aus den Fenstern ihrer Residenz herausgesehen, da kam aus dem Urwalde eine gar wundersame Jungfrau [Bettina Brentano] herangeschritten. Eine Decke von Gefieder ausländischer Vögel, in allen Farben brennend, war um ihre Lenden hergeschlagen; ihr Haupt wurde von einer Krone, aus gleicher Farbenpracht gewirkt, umfangen, Karmoisinschlangen waren in die schwarzen Haarflechten eingeflochten; mit aller Frische der Jugendschöne und allem Reize der Unschuld und höherer Geistigkeit, aber sonst mit wenig anderem angetan, war sie nur, gleich den armen Seelen im Fegefeuer, in ihre Flammen eingehüllt. Sie nahte wie beflügelt der Burg, und wurde auf ihr Begehrt zum hohen Inhaber derselben eingeführt. Des Kaisers Hoheit [Goethe] waren gnädiger Laune an diesem Tage, was die Ehre des unverhofften Besuchs ihr [Bettina] verschafft, war die herablassende Anrede, mit der die Eintretende empfangen wurde; die aber stand, die Hände gegen ihn ausgestreckt, und wie die Sinne sie verlassen wollten, hatte er sie aufgefaßt und sie sich gegenüber auf den Sopha gesetzt. - „Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen Verlust vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie?“ war die beruhigende Anrede, mit der er die Schweigende aufzurichten sich bemühte. „Ich lese keine Zeitung“, ist die Erwiderung, „nichts interessiert mich hier, denn nur Sie [Wolfgang Goethe] allein, und da bin ich viel zu ungeduldig, um in der Zeitung zu blättern.“ - „Sie sind ein freundliches Kind.“ Lange Pause. Das Waldmädchen sieht sich geängstet, sie kann nicht so wohl erzogen auf weichen Pfüßen sitzen und ein geneigt Gehör erbitten, rasch springt sie daher auf, fällt dem Landesvater ohne Umstände um den Hals und entschlüft, ermüdet von der Aufregung und den Nachtwachen der Reise, an seiner Brust. Man denke sich die Verlegenheit: Sechzig Jahre waren am väterlichen Haupte vorübergegangen, aber sie hatten noch nicht Mittenwinter darauf zurückgelassen; die Etikette war zwar grob verletzt, sollte er aber den Hofmarschall dessen noch obendrein zum Zeugen machen? Der seltene Paradiesvogel hatte sich dem olympischen Zeus

[gemeint ist: Goethe] *vertraulich in die Arme gelegt; mochte der Adler noch so grimmig sehen [schauen], ablehnen ließ sich die Zudringlichkeit nicht; mit Unglimpf sie abzuweisen, wäre aber barbarisch gewesen. Also ließ der Göttervater sich das Abenteuer gefallen und trug huldvoll den fremden Vogel wenige Minuten, bis er erwachte, worauf er dann wieder zu Wald geflogen und weiter in die Welt auf und davon.*

Doch nein! Weit wohl, aber nicht allzuweit. Der Geist führt das wandernde Kind an der Hand einsame Straßen, setzt es wieder an Wassers Rand [gemeint ist: Weimar] und ruht da mit ihm aus; dann geleitet er es auf hohe Berge [gemeint ist: die Wartburg], und so allmählich in die Runde herum, bis wieder nahe zum alten Fleck. Durch der Mutter Herz führt der kürzeste Weg zum Sohn, dort zu den Füßen der Frau Rätin Goethe auf der Schawelle werden also die ersten Laute intoniert; an ihr wird das Maß genommen, viel Mutwille wird getrieben, kostbare Gefäße, die einmal in der kurfürstlich kölnischen Silberkammer gewesen, werden meisterlich beschrieben, von der Frau Rat aber klüglich in's himmlische Reich gewiesen; tragische Vorfälle der Zeit [gemeint ist: Elisabeth Textors uneheliche Schwangerschaft durch Kaiser Karl VII.] werden mit gleicher Meisterschaft besprochen und beschrieben, mitunter Landschaften mit nicht minder großer Kunst. Zwischendurch wird dann mit lustigem Humor einige Liebesnot geklagt und mit einigen kühlen Umschlägen mit Behilflichkeit temperiert. Da schreibt sie einmal: „liebe, liebe Tochter! Nenn' mich für alle Tage, für alle Zukunft mit dem einen Namen, der mein Glück umfaßt; mein Sohn sei Dein Freund, Dein Bruder, der Dich gewiß liebt u.s.w.“ Das wird Schlüssel nun und Creditiv: „nun wend' ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott, und kann ihm mit dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht beweisen, daß er mich durchdringt.“ Damit ist der Briefwechsel zwischen der Kazickentochter [Bettina Brentano] und dem Oberhaupt der Christenheit und dem Schirmvogt der Kirche [Goethe] eingeleitet [ironische Spitze von Sepp Görres auf Wolfgang Goethe, der zu A. W. Schlegel sagte, das Heidentum würde ihm zu fest in den Gliedern stecken. Auch gegen Charlotte von Stein äußerte sich Goethe, er sei ein dezidierter Nichtchrist]. Die Antwort ist, wie dann sie zur Verführerin gesprochen: „Solcher Früchte, reif und süß, würde man gern an jedem Tag genießen, den man zu den schönsten zu zählen berechtigt sein dürfte“; steiflich noch, wie man sieht, Rocaille - Umredung des noch kürzern, aber plebejischen: „schmeckt nach mehr!“ wird indessen gut aufgenommen; ein Spaß mit Gall und [Ludwig] Tieck zieht wie eine Maskerade quer hindurch; eine kleine, fünftägige Liebschaft macht Aufsehen, die überraschende Wendung mehrt die Vertraulichkeit; das Du findet sich von selbst hinzu; die Wege sind nun angeebnet, Steifleinen ist ausgezogen, und ein behagliches Gewand wird angelegt.

VI. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 83
Dienstag, 7. April 1835

*Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise!
Goethe*

Zwar kommen noch einigemal kleine Rückfälle; dann schreibt er durch die Hand seines Erzkanzlers [gemeint ist: Riemer] etwa: „Sie haben, liebe, kleine Freundin, die sehr grandiose Manier, uns Ihre Gaben recht in Masse zu spenden. - Sie sehen also, meine Beste - „, u.s.w. Eigenhändige Nachschrift will zwar die fremde Vorschrift entschuldigen, aber die Ahndung folgt auf dem Fuße: „Goethe, erlaub, daß ich so frei bin, Dir einen Verweis zu geben für diesen Brief; fasse alles kurz ab, was Du verlangst, und schreib's mit eigener Hand; ich weiß nicht, warum Du einen Sekretär [Riemer] anstellst, um das Überflüssige zu melden; ich kann's nicht vertragen, es beleidigt mich, macht mich krank. Im Anfang glaubte ich, der Brief sei gar nicht an mich; nun trage ich doch gern solch einen Brief auf dem Herzen, so lange bis der neue kommt - wie kann ich aber mit einer solchen fremden Sekretärshand verfahren? Nein, diesmal habe ich Dich in meinem Zorn verdammt, daß Du gleich mit dem Sekretär in die alte Schublade eingeklemmt wurdest, und der Mutter habe ich gar nicht gesagt, daß Du geschrieben hättest, ich hätte mich geschämt, wenn ich ihr diesen Perrückenstil hätte vortragen müssen. Adieu, schreibe mir das Einzige, was Du mir zu sagen hast, und nicht mehr.“ Es folgt eine schmollende Pause von sechs Wochen; dann ein Brief mit etwas Refraichissements, und auf ihn in der Erwiderung „Wenn Deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging und Du bleibst ohne Kunst und ohne feines Taktgefühl, so ganz wie Dich Gott geschaffen hat, in Deinem Herzen, ich würde mich nicht vor Dir fürchten, wie jetzt, wenn ein so kühler Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn getan habe.“ Darauf wird er wieder artig, kleine Recidive kehren wohl versuchsweise zurück, werden aber gleichfalls abgewiesen; so hat sie endlich aufgeräumt und es ist klares Wasser zwischen beiden.

Nun aber hebt sich ein wundersames Spiel. Goldbeschut, die Castagnetten zwischen den Fingern schüttelnd, beginnt sie den Zaubertanz, auf und nieder, von der Rechten zur Linken, dann wieder behende sich um ihn im Kreise drehend; überall, wo ihr Fuß hingetreten, bleiben die Lichtspuren von ihm zurück, und wie sie die hingleitend in strahlenden Lichtfäden ausgezogen und dort die gesponnenen in rechter Ordnung auseinanderlegt, dann querüberschießend mit andern Fäden sie durchwebt und die Maschen in künstlichen Knoten zusammenknüpft, hat sie in kürzester Frist mit leuchtendem Netze ihn umwoben, und er muß sich ihr gefangen geben. Um den Hochgeehrten hat sie dann einen Garten angepflanzt; was der Orient, was der Occident von Blumenschätzen

hervorgetrieben, es muß alles um den gefeierten Geliebten sich vereinigen; alle Blüten müssen ihm als ihre Sonne sich entgegenwenden, und wenn sie allnächtlich ihre Kelche mit Tau und Wohlgeruch erfüllt, sie am Morgen über sein Haupt ausgießen. Wo ihr Stab die Erde berührt, sind Springwasser aus ihr hervorgequollen; hoch und schlank wie Palmen steigen ihre Strahlen zur Höhe auf und entfalten gleich ihnen die Blätterschirme; künstlich hat sie die zu einem Laubdach über ihm verwoben, und wie die grünen Bäume in ihrem Farbenschmucke stehen, so erblühen die ihm in bunten Farbenbogen, die die Sonne in sie malt, und beregnen ihn mit ihren glühenden Tropfen, wie die andern mit ihren fallenden Blumenblättern. Weiße Hirsche, Rehe mit Goldgehörn hat sie im Garten losgelassen, bunte Vögel hat sie durch weiche Nester in die Zweige hineingelockt, schwirrende Kolibris müssen am Morgen jede schlafende Blume wecken, daß sie sich auftut und sich in ihre schönste Farbe kleidet. Ihre Geister hat sie ausgesendet, und die sind wie Bienenschwärme ausgeflogen und haben den Honig der ganzen Pflanzenwelt ihm zugetragen; zu den Füßen seines Sitzes haben sie einer nach dem andern ihre Beute ausgegossen, daß ein Quell der Süße und Lieblichkeit, von da ausgehend, durch den ganzen Garten sich ergießt, während der Weinstock, den sie ihm zur andern Seite hingepflanzt, aus überreifer Beere im sonnegegohrnen Weine fließt. Die Lüfte hat sie dann herbeibeschworen, die müssen die goldnen Fäden des Lichtnetzes, mit dem sie ihn umwoben, schwingend anregen, daß sie in Ton erklingen, und die Töne den Elfenreigen vor ihm tanzen, bis er sagt: es ist genug! Alle ihre Träume müssen durch die elfenbeinere Pforte zu ihm herüberschweben und Botschaft von der Herrin ihm zutragen; große Gesichte führt sie vor ihm herauf, nun vom mächtigen heimatlichen Strome, dessen reizende Landschaften, wie im Kristall gespiegelt, alle an ihm vorübergehen, nun wieder von der Isar und der Donau. Dann wendet sie ihr beschwörend Wort den Lebenden entgegen: keiner vermag dem Banne zu widerstreben; sie müssen alle miteinander auf ihren Ruf erscheinen, und wie sie leben und sind, sich seinem forschenden Blicke zeigen und seiner Frage Antwort geben. Darauf führt sie ihn im Geiste auf die hohe Tonne des Kofels, auf die Abhänge des Berges Ischel und in die Klüfte des Brenners, wo der Inn in Blut gerötet geht und die Flammen brennender Dörfer durch die Waldnacht leuchten; eine kriegerische Bellona, entfaltet sie vor ihm die Banner der Freiheit und Unabhängigkeit, und wie die Tyroler das Klagelied anstimmen: „der Kommandant der Heldenschar, auf hoher Alp gefangen gar, findet viele Tränen in unsern Herzen“, und wie der Gefangene den Tod gefunden, da senkt sie die Banner wieder auf sein Grab und spricht zürnend das große, hohe Wort, den Leidtragenden zugewendet: „Und der Kaiser, konnte der nicht sagen, gib mir meinen Tyrolerhelden, so geb ich dir meine Tochter? So hätte die Geschichte groß genannt, was jetzt sie klein nennen muß!“

VII. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 84

Mittwoch, 8. April 1835

Wie hat aber in diesem allem er [Wolfgang Goethe] gestanden? Wie hat der Dichter sich gehalten? Man muß zur Steuer der Wahrheit sagen, vollkommen nobel, würdig, mit Zartheit in der schönen Mitte festgehalten. Die Aufgabe war wohl darnach, einen, der minder war denn er, in nicht geringe Verlegenheit zu setzen. Auf der einen Seite der Reiz der Lockung und das grüne Leben, das ja der Dichter vor anderen zu vertreten berufen ist; auf der andern das Lächerliche, das mit gehobenem Finger und spöttischem Blick hinüberdrohte; dazwischen war der schmale Pfad durch keine Überlegung zu ermitteln, nur in sich gesicherter Instinkt konnte auf die rechte Straße führen. An gutem Instinkte aber hat es seinem Naturelle nie gefehlt, und wie er erst ihm sich anvertraut, konnte er in seinem Benehmen nicht irre gehen. Er hatte ihn gleich in's Edelschöne zurückgewiesen; ein Gebiet, in dem er immer vollkommen Bescheid gewußt, und in dem er daher sich schnell zurechtgefunden und die schickliche Haltung bald gewonnen [hatte]. Wie daher erst das Eis gebrochen war, mit dem er in alter Gewohnheit gegen Sturm und Überraschung sich gepanzert, floß er klar und hell und krystallen hin, und gab nun allen den Bildern, die sie in ihn hineingezaubert, in seinem Spiegel die rechte Fassung. In seinem tiefsten Grunde quoll verborgen ein Brunnen süßen, milden, lautern Öles auf; wollte die Oberfläche sich kraus ziehen und machten die Wellen Miene, sich hohl über ihr zu brechen, dann ging der Brunnen stärker über, die quellende Milde stieg in ihrer Leichtigkeit zur Höhe hinauf, breitete sich gemach aus über die wogende Flut, die steigenden Wellen ließen sich gesänftigt zurückdrängen in die Vertiefungen; die Fläche fand sich bald geebnet und der Spiegel wieder hergestellt. Gingen in ihr [in Bettina] die Geister höher und wollten die Ufer überbrausen, dann führte er mit flacher Hand die Wellenlinie an ihr hinunter, und unter dem kalmirenden Striche besänftigten sich die Wirrgewordenen; Ebenmaß kehrte in alle Lineamente zurück, und sie wurde wieder hellsehend wie zuvor. Wollte das allzusehr bewegte Herz die Mensur verlieren, dann hielt er einen Finger ihm entgegen; ein Funke schlug herüber und der Schlag war wieder geregelt, wie er sollte. Er sagt in seinen Briefen zwar wenig anderes als „affer“! und immer „affer“! aber er weiß es immer neu zu wenden, und indem er es mit vielfachen Beziehungen, bedeutungsvollen Winken und liebreichen Reden durchflieht, versteht er dem Bedürfnisse des Augenblicks jedesmal zu genügen, daß die Empfindung immer neuen Schwung erhält und die Flamme, in Sandelholz gezündet, wieder hell aufleuchtet, ohne je aufzulodern oder in Darbung auszugehen. So gewinnt unter seiner kunstreichen Hand, indem das ungestüm Vordrängende sich temperiert, jedes sein rechtes Maß; er selber aber fühlt wohltätig von der Wärme sich berührt und durch sie wieder zum Fluß gebracht, von innerer Herbigkeit und Spröde [Sprödigkeit] sich befreit. Dem allem zum Zeugnisse stehen die mancherlei Sonette da, die aus diesem Verhältnis aufgeblüht; was sie

[Bettina] in der Begeisterung in ihren Briefen hingegossen, das hat er [Goethe] in lindem Druck des Fingers mit geschmeidiger Form [in Sonetten] umschrieben, und so ist es zum tadellosen Gedicht geworden, das wie eine lebendige Blume im Dichtergarten blüht.

Aber wie denn nun? Ist das Kind, das er im Arm getragen, etwa das gewesen, das ihm zum Voraus verkündigt worden? Es will beinahe den Anschein gewinnen, als sei es so gewesen, läßt man sich von ihm in die Kinderjahre führen und hört man die Märchen, die es aus diesen Tagen zu erzählen weiß. Damals ist auch ein Spruch an's Kind [Bettina] gekommen, der den andern [Spruch] ergänzen sollte, und ein Rätsel war ihm [dem Kinde Bettina] aufgegeben, das das andere lösend, in ihm wieder Lösung zu finden gestellt gewesen. Als damals das Kind seine Naturmystik getrieben und den Löwenmäulchen die kleinen Rachen aufgesperrt, da haben sie den Spruch leise ihm zu geflüstert; im Thlaspi, dem Hirtentäschchen, war er, zierlich geschrieben, wohl aufbewahrt, die kleinen Vögel im Neste haben ihn [den Spruch] ihm zugezwitschert, und die Nachtigall hat ihn dem Horchenden geschlagen; dort wandelnd auf dem Turme, haben die Luftgeister ihn in Windeswehen eingezeichnet, und mit behendem Fuß hat die Nachtwandlerin ihn nachgeschrieben; die Salamander haben ihn mit Feuerzungen dort am Brunnen zugezischelt, und das Wasser hat ihn wie im Echo zurückgegeben, und selbst das Eis hat im Vorbeirauschen ihn eilig zugerufen, als sie dort in der Wanne sich im Main gewiegt. Alle diese Stimmen haben zum Orakelbaum sie [Bettine] hingewiesen, und ihnen folgend, hat sie in Zeiten schon seinen Wurzeln [Goethes Vorfahren] nachgegraben, um in ihnen sein Gewächs [Goethes Persönlichkeit] aus dem Grunde [von Grund auf] zu erkennen. Darum hat sie [Bettina] zu den Füßen der Mutter so manchen Tag gesessen, und ihr alles abgehört, was den Unbekannten [Wolfgang Goethe] ihr kenntlich zu machen dienen sollte. Und wie ganz anders lernt man aus dem, was sie uns über ihn aufbewahrt, seine innerste Natur erkennen, als in den Worten, in denen er selbst in >Dichtung und Wahrheit< sie ausgelegt! Da sind die Draperien alle zierlich in Falten gelegt, alles störende Licht ist durch künstliche Blendung abgehalten, das Bübchen muß malerische Haltung haben, und ein kleiner, leuchtender Punkt glimmt schon an der Stelle, die künftig der Stern bedeckt. Hier aber alles klare, frische Jugend, wie sie eben aus dem Steine quillt: kühl, vom Naturgeiste noch durchweht, und darum ohne alle Abgestandenheit erfrischend. Und wie geschickt hat die kluge Späherin die Springwurzel, deren sie sich dadurch bemeistert, zu handhaben verstanden, um diesen verschlossenen Charakter schnell aufzuschließen; wie hat sie ihn in allem Verkehr, den er mit ihr gepflogen, in diese Ursprünglichkeit zurückzusetzen gewußt, daß er sich gegeben, wie ihn Gott gemacht [als Adam] in all seiner Lieblichkeit, und nicht, wie er sich selbst künstlich zugestümpert. Diese Natürlichkeit ist der vornehmste Liebreiz in diesem Verhältnisse gewesen, wo er [Goethe], einem Adler gleich die Schwingen regend, wie Waldhorn-Tonwogen über Land und Leute [sich er-] gießt, sie

[Bettina] aber gleich der Nachtigall ihn mit ihren Schlägen umwirbelt, und die Töne nun in zierlich gewundenen Spiralen sich durcheinanderwinden, bis sie, immer steigend, oben in einem Hauch vergehen.

So weit paßte alles gut auf jene Voraussetzung [auf das Orakel]; aber Hauptumstände wollten sich in keiner Weise fügen. Die Götter pflegen die drei dramatischen Einheiten gar sehr zu respektieren, und was sie für einander bestimmt, wissen sie mit großer Geschicklichkeit in Zeit und Ort und Handlung zusammenzuführen. Hier aber war offenbar ein Verstoß geschehen: entweder hatte sich das Kind verspätet, oder die drängende Zeit hatte allzusehr geeilt, und als der Schnellwagen abgegangen, da waren die Generationen mit einander verwechselt worden; statt der Tochter war die Mutter eingestiegen und mithin vor der Zeit angelangt, und wie die Tochter nun am nächsten Posttag nachgeeilt, fand sich, daß sie zu spät gekommen [war]. Der Dichter seinerseits aber war dort zu spät, hier zu früh eingetroffen. Eine ganze Generation hatte sich also zwischen beide einzudrängen Zeit gefunden, und über diese Kluft mag nur der Teufel eine Brücke bauen. Darüber war auch der Dichter stutzig worden; oft hatte er sein Horoskop und ihr Horoskop vergleichend geprüft, immer auf's Neue die Ziffern durchgerechnet, ob etwa ein Verstoß sich entdecken lasse: alles hatte unnütz sich bewiesen, die Zahlen wollten nicht zusammentreffen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, hat er dem Kinde das [folgende] Rätsel aufgegeben:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen.
Doch keineswegs die Wesen deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.
Es tut gar wohl, an schön beschlossenen Tagen
Eins am andern kecklich zu verbrennen,
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.
Nun aber such' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:
Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfassen.

VIII. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 85
Donnerstag, 9. April 1835

Unwiderruflich dorrt die Blüte,
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüte,
Die tiefer als die Hölle sind.
Platen

Das Kind [Bettina] riet und riet wieder hin und her; waren's die beiden Naturen? Die beiden Frauen? Es war nicht auszuratet, bis später am Tage, als die Todesbotschaft [Tod von Bettinas und Goethes Kind] angelangt, wo es dann wieder zu spät gewesen. Das Nichtgelingen hatte den Dichter noch sorglicher denn zuvor gemacht. Wir wissen schon, mit der anbefohlenen Abstinenz war's nicht gelungen, über dem verdrießlichen Zuwarten [Warten] waren ihm Zeit und Weile lang geworden, und er hatte sich verplempert. Draußen galt bei ihm die Zweifelderwirtschaft, im Hause führten die zwei Frauen ein doppelt Regiment, die eine [Christiane Vulpius] über, die andere [Henriette Alexandrine von Roussillon, alias Urania] unter der Erde, und es ging, wie überall, wo's zweiherrisch ist, bunt genug schon durcheinander. Sollte er nun gar die Dritte [Bettina] einführen, welcher Gott und welcher Heros hätte dem Bequemen [Goethe] dann den Hausfrieden auch nur eine Stunde zu wahren vermocht? Also wurde der Herr bedenklich und immer bedenklicher; und steckte zuletzt auch das Kind [Bettine], das doch sonst eine gute Natur hatte, mit seiner Bedenklichkeit an.

Da kam ein Jüngling [Achim von Arnim, Bettinas späterer Ehemann] über die Berge dahergeschritten, blühend in schöner Jugendfülle, er auch wohlgetan und edel in der Seele, in Gestalt und Haltung frisch und wacker und fröhlich in all seinem Tun. Der geistigen Gaben viele waren auf sein Haupt gelegt; aus gutem Metall ergossen und erhauen war das Bild, und mit Anmut umflossen sein ganzes Wesen. Auch ihm war die Gabe des Gesanges [des Dichtens] in den Mund gegeben, und Scherze umblühten ihn, wohin er den Schritt gelenkt. Mochte er nun, einem Schwane gleich, mit schön gebogenem Halse langsam über den Wasserspiegel gleiten, von Gesangeswellen umspielt und eine leuchtende Furche hinter sich ziehend, oder auch wie der Delphin sich auf diesen Wogen wiegend schaukeln; mochte er als Edelfalke leuchtenden Auges durch die Lüfte schießen und der Beute seines Witzes harren; mochte er mit den Flammen der Begeisterung spielen und sich ergötzen, wie sie ihm gleich jungen Löwen die Hände mit den Feuerzungen leckten: überall war er gleich zierlich, anmutig und adelig, und dabei wie mild, so zuverlässig in fester Treue. Die Erscheinung ging nicht unbemerkt vorüber, auch das Kind [Bettina] begann im Horoskop zu ziffern und zu berechnen, und seltsam! Hier wollte alles zusammentreffen und ineinanderklingen, Morgenlicht und schlummererwachte Blume, Abendlicht und in Schlaftrunkenheit sich schließende [Blume?]. Was sich reimte, einte sich auch bald zusammen, so hatten, wie es scheint, die Götter es gemeint; Poesia [gemeint ist: Urania], die Ersterübergekommene, war für den älteren Dichter [Goethe] die Rechte, dem jüngeren [Achim von Arnim] gehörte die Zweitgekommene an, und jener [Goethe] mußte absteigen. Und darin vor allem hat er seine verständige Klugheit und das schöne Ebenmaß seiner Natur bewährt, daß er, als nun die Wahlverwandtschaften am Gesichtskreis aufgegangen, zur rechten Zeit

abgebrochen und nicht etwa den Silberfaden bis zu den Schlacken aufgesponnen. Im Himmel freit man nicht und läßt sich nicht freien; die Genialen könnten es eben also [ebenso] halten, tun sie aber gleich den andern Menschenkindern, dann müssen sie sich auch den Gesetzen fügen, in denen diese das im Durchschnitt Beste, Schicklichste, Mindestnachteilige ausgefunden und festgestellt.

So ist es um Ursprung und Grund dieses Buches [Bettinas Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde<] bestellt, dem, wie kaum zu zweifeln, eine sehr in Zwiespalt geteilte Aufnahme [zuteil] werden wird. Schwerlich wird es [Bettinas Buch] schimpflichem Loben, wie rohem Zertreten und schmutzigem Betasten entgegen; wer mit nackter Seele also [gemeint ist: derartig] heraustritt in die Welt, in einer in der Schlammgrube langsam dahin rinnenden Zeit, wie die gegenwärtige, muß sich gefaßt machen auf's Märtyrertum für die Indiskretion, die er begangen. Es [das Zeitvolk] wird die dieser Liebesmystik noch abgehende Mortifikation [Modifikation] nachträglich ergänzen, und so genommen, sich ertragen lassen. Aber gegen diese Mystik selbst, als Gattung betrachtet, werden auch die Ernstesten im Lande, obgleich Petrarca sie hoch zu Ehren gebracht, nicht geringes Bedenken zu Tage legen, weil sie zugleich zu tief und zu hoch sich stellend, kaum dem Vorwurfe der Unnatur sich entziehen mag. Zu tief wird ihr Standpunkt solcher Urteilsweise erscheinen müssen, weil sie, zwar in löblichem Streben überall auf die Einheit dringend, doch nicht bis zur rechten und innersten vorgedrungen, sondern auf halbem Wege umkehrend, blos mit einem Scheinbilde derselben sich begnügt. Und weil nun der Schein, so urteilt diese strengere Ansicht weiter, nimmer eintreten kann für das Wahre und Rechte, so müsse die Einbildungskraft aufgeboten werden, um das Fehlende zuzulegen, und die, in ihrer Willigkeit gar leicht erbeten, drängt und treibt und begeistert immer tiefer in die Illusion, daß der Staub der Erde über sie hinausgewirbelt, als das Unvergängliche begrüßt wird, und in falscher Strahlenbrechung das [der] flüchtige Meteor als Standstern des Himmels erscheint. Daraus müsse dann jener auf den Höhen opfernde Götzendienst sich entwickeln, der, indem er auf ein, wenn auch noch so reich begabtes Haupt, alle die Namen und Ehren lege, die nur von E i n e m mit Wahrheit ausgesagt werden können, an diesem Raub ausübe, sich selber aber mit einem geschnitzten Bilde in seinen besten Gefühlen täusche und hintergehe, und überdem auf der andern Seite ähnliche noch schlimmere Täuschung hervorrufe. Daran knüpfe sich dann auch mit beinahe unabwendbarer Notwendigkeit jene hohle, leere, dem Christentum durchaus feindliche Naturbegeisterung [Illuminaten - Philosophie gleich stoische Naturphilosophie], die, statt die Natur zum Spiegel der Religion zu machen und sie dadurch, von höherer Weihe berührt, über sich selber zu erheben, umgekehrt die Religion zum Spiegel der Natur degradiert, diese dadurch in heidnischer Weise vergöttert, jene aber profanisiert und materialisiert, und sich nun befugt hält, mit dem wegwerfenden Dünkel über die Entwürdigte hinauszufahren, wie wir davon die merkwürdigsten Proben uns haben gefallen

lassen müssen. Da tauchen dann Lehren auf, gleich zweideutiger Art, wie die Stimmung, aus der sie hervorgegangen, z. B.: „Die Philosophie ist Symbol der Leidenschaft zwischen Gott und dem Menschen, die Liebe aber ist Metamorphose der Gottheit: Gott ist Mensch geworden im Geliebten. Dieselbe Liebe ist aber auch Stimme des Gewissens, was ihr nicht zusagt, ist Sünde, die nur durch ein Abwenden aus der Umarmung der idealischen Liebe geboren wird. Sie ist aber auch der Genius in dir: liebst du, dann nimmt er sinnliche Gestalt an, du liebst ihn dann in dem Geliebten, wie du mit ihm bist, wenn du allein weilst in der Einsamkeit. Selbstbeherrschung ist daher, wenn deinem Genius die Macht über deinen Geist gegeben ist, die der Liebende dem Geliebten einräumt; denn das ist die rechte Selbstbeherrschung, die sich durch ihn beherrschen läßt. Sei darum mit deinem Genius, so bist du auf dem geraden Wege zum Himmel; denn nur was eine Kluft bildet zwischen dir und ihm, ist Sünde; nichts aber ist Sünde, was nicht mit ihm entzweit, weil er die göttliche Freiheit ist in uns, und so kann denn auch nur er die verletzte Unschuld wieder herstellen. Er ist das innere Auge, und wenn wir wissen, daß alle äußern Augen dies eine innere Auge sind, so tun wir alles ihm zu lieb; denn unser Trieb, schön zu handeln, ist der Trieb, diesem Auge wohlgefällig zu erscheinen.“

IX. Teil: >Morgenblatt<, Ausgabe Nr. 86
Freitag, 10. April 1835

Diese und ähnliche Lehren, wie sie das geistreiche Buch in Menge aufstellt, wenn in Beziehung auf die rechte Einheit und Mitte, die rechte Liebe und den wahren Genius genommen, unschuldig und wahr, werden jenem Ernste, wenn auf die falschen Reflexe zurückbezogen, notwendig, sehr verhänglich erscheinen müssen, und die Möglichkeit eines solchen zweifachen Bezugs ist eben durch die zweiherrische Stellung des ganzen Verhältnisses gegeben. Mit Lehren ähnlicher Art hat schon das alte klassische Griechenland einen Versuch in's Große hin gemacht; der Ausgang dieses Experimentes hätte für alle Zeit von Wiederholung desselben abschrecken sollen, wenn überhaupt die Erfahrung früherer Geschlechter den folgenden etwas gälte. Neben dieser Unbestimmtheit des Verhältnisses wird denn auch die Unsicherheit desselben jener ernstern Gesinnung ein großer Anstoß sein, und es möchte ihr verwegen erscheinen, am äußersten Rande menschlicher Beziehungen auf der schmalen, scharfen Kante, diesselts und jenseits welcher die nachtbedeckten Abgründe der menschlichen Natur in unabsehbare Tiefen niedergehen, den Tanz, den jene mohrischen [afrikanischen] Frauen vor Kaiser Friedrich dem Zweiten aufgeführt, zu tanzen, und Gott mit solcher Kühnheit zu versuchen.

In solcher und ähnlicher Weise möchten manche ernsthafte Stimmen sich über das Buch vernehmen lassen; ihr Urteil, wenn auch nicht poetisch, wird doch bei Gleichgestimmten vielfachen Eingang finden, und mir selbst würde es schlecht anstehen, wollte ich im Wesentlichen mich nicht zu ihm bekennen. Inzwischen über geschehene, ganz abgeschlossene Dinge zu

rechten, ist ein wenig fruchtendes Bemühen, und da das Abenteuer [Bettinas mit Goethe] ohne sichtlichen Nachteil abgelaufen [für Bettina ohne sichtlichen Nachteil für ihr späteres Leben ablief, was aber nicht besagt, dass es keine sichtlichen Folgen gehabt hätte, nämlich eine Schwangerschaft Bettinas], dürfen wir es schon von der heitern Seite fassen, und uns an der geistreichen Lebendigkeit erfreuen, mit der es bestanden worden. Es ist einmal nicht anders, wenn eine Zeit, nachdem sie lange auf getretenem Wege fortgewandert und fortgeholpert, und unter ihrem Gehen, Reiten und Fahren die Straße sich abgenutzt und zum Teil grundlos geworden, auf den Gedanken kommt, sie sei beschwätzt, angeführt und überlistet worden, als sie geglaubt, die gerade Linie sei der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten; dann kann ihr nicht gewehrt werden, wenn sie eine krumme [Wegstrecke] sucht, die näher zum Ziel führt. Da werden denn tausend Pfade rechts und links getreten, alle Sümpfe durchwatet, alle Klippen erstiegen und alle Steine beschritten; sie wird es sich aber zuletzt doch wohl gefallen lassen, nach großer Mühsal wieder in die alte Straße einzulenken, wie die Philologen getan, die, nachdem sie von Moskau bis Lissabon viele tausend Manuskripte des neuen Testaments verglichen, zuletzt gefunden, daß es beim alten Texte sein Bewenden habe. Es kommt also, die natürliche Befugnis einmal eingeräumt, auf die Gesinnung an und den Geist, indem die Reise in partibus infidelium unternommen worden, und diese müssen wir an dieser kühnen Landfahrerin in alle Weise rühmend anerkennen. Manche Konvenienzen sind in der Ausführung ihres [Bettinens] Buches verletzt, einige Persönlichkeiten ohne Not versehrt, aber keine höhere Schicklichkeit irgend [wo] angetastet. In einer Zeit, wo cynische [zynische] Frechheit die Literatur zum Blocksberge gemacht, und der Bock am hellen Tage auf offenem Markte hält, und die Säue, in der die subalternen Teufel hineingefahren, ihn grunzend und laut schreiend umtanzen, hat sie mit aller Sorglosigkeit, Kühnheit und Ungebundenheit auf's Sorgsamste jede gute Zucht zu bewahren gewußt, so daß die tanzenden Galane von ihrem eigenen Unrate hineinlegen müssen in ihr Buch, wollen sie ihm ein Lager sich bereiten. Nichts kriecht in ihm [im Buch] Staub fressend und im Schlamme sich mästend; alles strebt im Fluge nach oben, in vollen Atemzügen die Lüfte trinkend. Alles, was sonst im Naturtriebe der Tiefe zueilt, wird zur Höhe hinaufgewendet, und dabei zeigt sich doch keine Spur sentimentaler Abgestandenheit; Fleisch und Blut, so viel [als] nötig ist, aber beides in schöner Linie zurückgehalten, und darum alles frisch und rund, und sprühend und lebendig, in Mitte dieser Lebendigkeit eine Natur wirksam, die sich gibt, wie sie ist, weil sie nichts Arges zu verbergen und zu bemänteln hat; dabei Scherz und Ernst, Witz und Verstand, Scharfsinn und Einbildungskraft im anmutigsten Wechsel spielend, und überhaupt der Gaben so viele ausgelegt, daß es langer Zeit bedürfte, jeder ihr Recht zu tun und sie nach der Gebühr zu preisen. Als das Kind einst wasserschöpfend zum Brunnen gegangen, hat die Fee an seinem Rand gesessen, und da es gutmütig die Dürstende aus seinem Krug getränkt, hat sie ihm zum Dank

die Gabe verliehen, daß, wenn es den Mund öffne, eine Rose oder ein Edelstein niederfalle, und es hat von dieser Gabe hier sattsamen Gebrauch gemacht.

So weit wäre nun alles gut, die Pfade wären geebnet und die Wege bequem gerichtet; aber damit ist's noch keineswegs abgetan; denn es nahen bedenkliche Zeiten; die Jahre, von denen Bengel und so viele andere geredet, und die Sterne stellen sich, als wollten sie sich zu Unglück weissagenden spekten anschicken. Kaiserliche Majestät in Weimar [Wolfgang Goethe] sind nämlich, wie bekannt, seither verstorben; ihr Hofgesinde haben sie nun geschickt aufgeblasen, in Taffet gekleidet, eine Lorbeerkrone ihr auf's Haupt gesetzt, sie auf die Parade hingelegt, einen gläsernen Sarg über sie hergestürzt und bis zum Hündchen Pfuff hinunter haben nun allesamt zum Einschlafen sich angeschickt, um nach hundert Jahren wieder mit ihr [der Majestät Goethe] zu erwachen, gleich jenen, die mit Dornröschen eingenickt, um dann mit der wiedergekehrten von Ewigkeit zu Ewigkeit zu herrschen.

X. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 87
Sonnabend, 11. April 1835
(Beschluß)

Bis dahin ist wieder harte, furchtbare, kaiserlose Zeit hienieden, und es muß für die Bestellung eines Reichsvikariats Sorge getragen werden. Da sollte sich denn das Kind [Bettina], das unterdessen zu seinen Jahren gekommen, dabei, wie das Buch besagt, hinlängliche Geistesgaben besitzt, das Regiment gut zu handhaben versteht, überdem auch für zahlreiche, gute, legitime und tüchtige Nachkommenschaft Vorsehung getan, von selber den Wahlherren als Regentin des Zwischenreiches bieten. Sie scheint auch ihre Ansprüche zu kennen und hat Tutti Frutti [den Fürsten von Pückler?] zu ihrem Minister bestellt, um derselben wahrzunehmen, und der hat die Sache gründlich angefangen und ist in die andere Welt hinübergegangen, wo sie die Beine auf die Tische legen, und wird ihr von dort aus eine schöne Herde von Sonnenrindern zur Huldigung vortreiben. Aber wie's in unsern unruhigen Zeiten zu gehen pflegt, ruhiger Besitzstand scheint auch ihr nicht vergönnt, denn es hat sich ein Prätendent gefunden: die Generalstaaten haben den [Ludwig] Tieck genommen und ihn feierlich zum Statthalter ausgerufen, eine Maßregel, die die Diplomatie [Diplomatie] und den Staatsbewind in die höchste Beunruhigung versetzt²⁵⁹ und mancherlei Ausgleichungsentwürfe und Heiratsprojekte hervorgerufen [hat]. Aber eine dritte Partei wird, wie zu befürchten steht, alle diese Plane [Pläne] zu nichte machen, diejenige nämlich, die gar nichts mehr von einem Kaiser hören will, weil das Kaisertum, ein ganz modern christlicher Gedanke, mit dem Christentum obsolet geworden. Diese Partei, die keineswegs zu verachten ist, hat sich gesteppte Wämser angeschafft, um hieb- und schußfrei [hieb-

²⁵⁹ Die Tatsache, dass Ludwig Tieck den höchsten preußischen Orden für Kultur erhielt, versetzte viele Staatsmänner, Eingeweihte und Intellektuelle in höchste Beunruhigung.

und schußdicht?]) zu sein; sie trägt eiserne Schienen im Hute, um das darunter verborgene Talent zu schirmen, legt bei jeder schicklichen Gelegenheit den größten Mut an Tag, ist der Meinung, jeder aus ihrer Mitte sei schon ein ganzer und voller Kaiser; sie alle zusammen aber seien ein kaiserlich Volk, das sich selber guberniere und darum keines Extrakaisers bedürfe; und in allen diesen ihren Überzeugungen lassen sie sich alle insgesamt ganz und gar nichts einreden. Der literarischen Judenschaft hat diese Art Kaiserlichkeit gar wohl gefallen, sie hat sich daher unter das kaiserliche Volk einschreiben lassen und will nun nicht zurückbleiben unter den Opponenten. Von ihnen ist der Vorschlag ausgegangen, wenn es ja der alten Gewohnheit wegen eines Führers bedürfe, den Ahasverus [den ewigen Juden], aber, wie sich von selbst verstehe, mit konstitutionellen Hemmschuhen dafür zu bestellen; denn der schicke sich am besten für den beständigen Fortschritt und die ununterbrochene Bewegung, weil er das perpetuum mobile, ja die personifizierte Bewegung selber sei. Die Sache hat großen Beifall gefunden, man sinnt jetzt nur auf das Hemmwerk, und wie es an den Siebenmeilenstiefeln anzubringen [sei], um in der Retardation eine sedate, von jedem zu leistende Musterbewegung hervorzurufen und dann den Rennwagen loszulassen. Ich meinerseits glaube, es wird damit gelingen; weder [Ludwig] Tieck noch das Kind [Bettina], noch beide miteinander werden mit ihren Ansprüchen aufkommen [Erfolg haben], und wir werden den alten Schuster von Jerusalem zum kaiserlichen Vorreiter erhalten. Dann mag sich, was laufen kann, auf die Beine machen; es geht, ohne Rücksicht auf den Straßenzug, immer in gerader Linie; Rasttage werden nicht gestattet, die Marodeurs [die plündernden Nachzügler] aber im Wasser ersäuft [von Riemer oder Varnhagen von Ense?]. Da wird es nun freilich um das Monument bedenklich stehen, das hier Goethe von Kindeshand [von Bettina] erhalten soll. Zwar hat er's um sie, und sie um ihn gar wohl verdient, auch ist der Entwurf dazu vortrefflich; aber die Deutschen sind bekanntlich famose Monumentemacher; sie bilden sie am liebsten und wohlfeilsten aus Steinen, die sie auf den Verehrten werfen; wollten sie aber diesem wirklich etwas Liebes oder Süßes antun, dann wäre immer noch Jean Pauls alter Vorschlag mit den Lebkuchen zu beherzigen. Kommt es aber doch wirklich zu einem Denkmal Goethe's, dann muß vor allem seine Dogge, die immer vor ihm hersprang, ihm apportierte, was er verlangte, allen freundlich zwar, die ihm [Goethe] wohl wollten, die Übelwoller aber mit großem Eifer anbellte, eine Stelle [im Denkmal] finden, der Zelter [richtig: der Riemer ?] nämlich.

Geschrieben im Jänner [Januar] 1835.

[Zu Goethes 90stem Geburtstag!]²⁶⁰

²⁶⁰ Nach Überzeugung des Hrsg. war Goethe im Januar 1745 als der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. zur Welt gekommen. Im Jahr 1835 wäre er demnach 90 Jahre alt geworden.

Nach Goethes Tod 1833 bis 1853

Auch nach Goethes Tod erschienen noch einige Novellen von Ludwig Tieck. Widerlegt dies meine These, dass Goethe der Verfasser dieser Werke war? - Keineswegs! Goethe hatte die Novellen schneller diktiert als die Verleger bereit waren, sie drucken zu lassen. Ich erinnere wieder an die englische Schriftstellerin Barbara Cartland. Sie hatte ca. 700 Romane veröffentlicht und in ihrem Nachlass fanden sich noch weitere 160 unveröffentlichte Manuskripte, mit Sicherheit nicht ihre besten Werke.²⁶¹ Und so war es auch mit den sogenannten „Dresdener Novellen“, die Tieck unter seinem Namen noch lange nach Goethes Tod veröffentlichte.

1834 modellierte David d'Angers Tiecks Kopf in kolossalem Maßstabe. Die in Marmor ausgeführte Büste übersandte er ihm zwei Jahre später als Geschenk zu seinem Geburtstag. Tieck schenkte später, wohl bei seinem Umzug nach Berlin, die Büste der königlichen Bibliothek in Dresden.

Am 11. Februar 1837 starb Malchen Tieck an der Wassersucht.

Brief von Dorothea Tieck an den Verleger Reimer –

Dresden, den 16. November 1837²⁶²

...Uebrigens kann ich, was [die Novelle] >Cevennen< betrifft nichts thun, da Vater mit uns nie von seinen Geschäften oder seinen Arbeiten spricht. Mir thut er immer leid, aber allen, die mit ihm [geschäftlich] zu thun haben, nicht minder.

Die Novelle >Der Aufruhr in den Cevennen< wurde von Goethe nicht zu Ende gedichtet. Der Verleger Reimer fragte wohl bei der Tochter von Tieck an, wann er mit dem Schlussteil rechnen könne. Aber nach der Aussage von Dorothea sprach Ludwig Tieck nie über seine angeblichen schriftstellerischen Tätigkeiten innerhalb der Familie. Es war und blieb ein streng gehütetes Mysterium.

Am 21. Februar 1841 starb Ludwig Tiecks Tochter - und Enkelin Goethes - Dorothea, sie war unverheiratet geblieben.

Der preußische König, 1840 war Friedrich Wilhelm IV. an die Regierung gelangt, setzte nun alles daran, um die immer noch tickende innenpolitische Zeitbombe, Ludwig Tieck, nach Berlin zu bekommen und zu entschärfen. Die Einladung des Preußenkönigs, mit einer Pension verbunden, war ein ungeheurer Glücksfall für Ludwig Tieck, die er unmöglich ausschlagen konnte.

Rudolf Köpke berichtet: *„Im April 1842 erfolgte eine zweite Einladung zum Besuche in Sanssouci, welche einer förmlichen Berufung gleichkam. Ein bedeutendes Jahresgehalt [eine Pension] wurde verheißen*

²⁶¹ Quelle: >Das Glück des Schreibens< von Luise Berg-Ehlers, Berlin 2009, S. 131: *„Am Ende stehen ungefähr 700 veröffentlichte Romane [von Barbara Cartland] auf ihrer Buchliste, 160 unveröffentlichte werden in ihrem Nachlass gefunden.“*

²⁶² Quelle: Doris Reimer, >Passion und Kalkül – Der Verleger G. A. Reimer<, Berlin 1999.

[Tieck angeboten], und nur im Allgemeinen der Wunsch ausgesprochen, Tieck möge sich [ein wenig] des Theaters annehmen ... Schon früher hatte ihm der König den Roten Adlerorden dritter Klasse und den Titel eines Geheimen Hofrats verliehen. Um diese Zeit war der neue Orden für Verdienst in Wissenschaft und Kunst gestiftet worden, dessen geschlossene Mitgliederzahl nur die hervorragendsten Notabilitäten umfassen sollte. Am 31. Mai, dem [offiziellen] Geburtstage Tieck's, überreichte ihm der König persönlich in einer Versammlung im Neuen Palais die Decoration dieses Ordens. Ein Jahr früher hatte ihm Guizot das Kreuz der [französischen] Ehrenlegion übersandt.

Im September [1842] kehrte er zum letzten Male nach Dresden zurück, um Abschied zu nehmen und sein Hauswesen aufzulösen ... Auf der Reise [von Dresden nach Berlin] wurde er von einem Schlaganfall getroffen. Noch erreichte er Potsdam, aber sein Zustand schien lebensgefährlich. Die Sprache versagte ihm und die rechte Seite war gelähmt. Ein langwieriges Krankenlager folgte. Erst in den nächsten Monaten wurde er hergestellt, doch blieb eine Schwäche in der Hand zurück, die zu Zeiten das Schreiben erschwerte. Vor Ablauf des Jahres 1842 konnte er indeß die Winterwohnung in Berlin beziehen ...“

Ich vermute, dass der angebliche Schlaganfall in Wirklichkeit eine Angstpsychose gewesen sein könnte. Das schlechte Gewissen, die Angst zu versagen, die latente Angst vor der Aufdeckung seiner literarischen Scheinexistenz und des ganzen damit zusammenhängenden Literaturschwinds, verbunden mit dem halberzwungenen Umzug nach Berlin, könnte mit Leichtigkeit zu einer Angstpsychose geführt haben. Schon früher, so vermute ich stark, „rettete“ sich Ludwig Tieck in schwierigen Situationen gerne in eine simulierte Krankheit.

Ein Hohn- und Spottgelächter ohne Gleichen wäre in Deutschland, in Europa, ja in der ganzen Welt ausgebrochen, wenn bekannt geworden wäre, dass der mit dem höchsten preußischen Orden dekorierte „Scheinintellektuelle“ Ludwig Tieck seine besten literarischen Werke in Wahrheit von seinem Vater, Wolfgang Goethe, sozusagen geschenkt erhalten hatte. Die Verwicklung des preußischen Königshauses, von der Vermittlung des halbweisen Ludwig Tieck an Berliner Pflegeeltern bis zur Verleihung des höchsten Ordens für Verdienste in Wissenschaft und Kunst, den Ludwig Tieck offensichtlich zu Unrecht erhielt, wäre einem innenpolitischen Desaster gleichgekommen, das sogar eine Revolution in Deutschland ausgelöst haben könnte. Kein Wunder also, wenn für den vorherigen Preußenkönig, Wilhelm III., der Name Goethe gleichbedeutend war mit dem, was ein rotes Tuch für einen Stier ist. Houben spricht in seinem Buch >Der polizeiwidrige Goethe< sogar von einem regelrechten Goethe-Hass des Preußenkönigs.

Im Jahre 1847 starb die „langjährige Freundin seines Hauses“ (lt. Köpke), die Gräfin Alma Henriette von Finckenstein.

Am 18. März 1848 wurden unter Ludwig Tiecks Wohnungsfenstern in Berlin Barrikaden erbaut. Die Revolution von 1848 brach los. Kann eine „intellektuelle Scheinexistenz“ etwas, ja nur das Geringste, für Einigkeit und Recht und Freiheit des deutschen Volkes tun? Den Vorwurf, nichts getan zu haben für die Freiheit, den wir Goethe massiver denn je berechtigt sind zu machen, bei Ludwig Tieck müssen wir mitleidig verstummen.

Was Köpke über Tiecks grandiose Privat-Bibliothek mitteilt, ist wiederum mehr als merkwürdig (ab Seite 133 des 2. Teils):

„Schon in Dresden war er im Besitze einer Bibliothek, die mit Recht berühmt genannt werden konnte, und deren Umfang endlich auf 16.000 Bände stieg ... Im Jahre 1849 ward er ihrer plötzlich überdrüssig ... Ein namhafter Antiquar kaufte die Bibliothek und brachte sie zur Versteigerung ... Kaum war er die erste Bibliothek los geworden, so begann er eine zweite zu sammeln (ca. 4 Jahre vor seinem Tod, klingt sehr unglaubwürdig, Herr Köpke!), die in kurzer Zeit ebenfalls 11.000 Bände betrug ...“

Frage: was könnte da in Wirklichkeit geschehen sein? Ludwig Tieck war seine Bibliothek los geworden. Nun erhielt er, womöglich von der Zensurbehörde, die Nachlass-Bibliothek irgend eines deutschen Freigeistes, etwa die von A. W. Schlegel, der 1845 gestorben war. Was war Tiecks Aufgabe? Er mußte die Bücher aussortieren, wie bei Aschenputtel die „guten“ ins Körbchen, die „schlechten“ ins – Feuer.

Köpke berichtet in seiner Tieck-Biographie, daß es Tiecks „letzter literarischer Plan“ gewesen sei, „eine Auswahl seiner Briefe“ zu geben. Hierbei könnte der Plan gemeint sein, was Köpke allerdings nicht wußte, die Briefe seines Vaters Goethe, die Ludwig wie einen kleinen Schatz aufbewahrte, als angebliche Briefe des früh verstorbenen Jugendfreundes Wackenroder auszugeben. Dies ist eine literarische Fälschung Tiecks, für die wir ihm unseren allerherzlichsten Dank aussprechen können. Im übrigen, an dieser Stelle sei es gesagt, dürfen wir über den Goethesohn nicht nur „eher mild als streng“ urteilen, sondern wir dürfen ihn wohl gar nicht ver-urteilen. Schließlich zählt er zu den Opfern des größten Literaturbetrugs in Deutschland, ja möglicherweise sogar in der ganzen Welt. Ich bin geneigt zu glauben, dass ihm diese literarischen Schwindeleien menschlich gesehen mehr Schaden als Nutzen brachten, aber darüber kann man gegenteiliger Meinung sein. Andererseits gab es für einen Syphilitiker und Präparalytiker keine andere Möglichkeit des Gelderwerbs. Ludwig Tieck hat sich, im wahrsten Sinne des Wortes, durchs Leben durchgemogelt.

Was die Briefschaften Ludwig Tiecks betrifft, so verweise ich auf den Artikel von Richard Littlejohns in >Aurora – Jahrbuch der Eichendorff-Gesellschaft<, Nr. 47 von 1987, Seite 159 bis 175, mit Titel >Die Briefsammlung Ludwig Tiecks – Zur Entstehung eines literaturgeschichtlichen Problems<. Das „literaturgeschichtliche Problem“ bestand einzig und allein darin, alles zu vernichten, was den literarischen Fälschungen Ludwig Tiecks und Rudolf Köpkes hätte widersprechen

können und verdeutlicht, wie besorgt beide waren, den nachfolgenden Literaturforschern keine schriftlichen Beweise zu hinterlassen.

Einen sehr charakteristischen und lebenswahren Satz fand ich in einem Brief Ludwig Tiecks an die Dresdner Freundin Ida von Lüttichau vom 3. Februar 1853:

„Ich [Ludwig Tieck] erscheine den allermeisten Menschen als ein froher und selbst glücklicher Mann, und meine wahre Trostlosigkeit besteht darin, daß ich mich keinem Menschen recht offenherzig habe entdecken können ...“

Ich glaube, das ist das Schicksal von allen Betrügern, die ihren Mitmenschen etwas vorgaukeln, was sie in Wahrheit gar nicht sind: Sein ganzes langes Leben lang spielte Ludwig Tieck seinen Mitmenschen die Tragikomödie vor, dass er ein Schriftsteller sei. In Wahrheit war er nur der Herausgeber von schöngeistigen Werken verstorbener Schriftsteller, einschließlich seines leiblichen Vaters Johann Wolfgang von Goethe, dessen zweit- und drittklassige Werke noch dazu unter dem Namen Ludwig Tiecks veröffentlicht wurden.

Am 28. April 1853 starb Ludwig Tieck. Am 25. April traf seine Pflөгetochter²⁶³ aus Schlesien ein, obwohl er schon seit Januar kränkelte. Kein Beweis von Herzlichkeit, aber sie war ja nicht blutsverwandt mit ihm.²⁶⁴ Merkwürdig ist, daß Köpke uns den Namen der inzwischen verheirateten Pflөгetochter nicht nennt. Sie heiratete ihren Cousin Gustav Alberti und lebte mit ihm in Waldenburg in Schlesien. Man wollte den späteren privaten Tieckforschern die Arbeit möglichst mühsam machen. Seinen achtzigsten Geburtstag hatte Ludwig Tieck noch erlebt und - im engsten Kreise von Eingeweihten oder ganz alleine - noch ein bisschen feiern können, denn er war im März 1773 geboren und nicht im Mai.

Theodor Felix von Bernhardt, der Sohn Sophie Tiecks und A. W. Schlegels, schrieb in seinen Memoiren unter der Überschrift >Ludwig Tiecks Tod< (Seite 165):

„Da benachrichtigte [Diener] Johann [Ludwig Tiecks Stieftochter] Agnes [verheiratete Alberti] durch telegraphische Depesche; mir schrieb er nicht, weil er ganz den Kopf verloren hatte. – Als Agnes [in Berlin] ankam, war es dem Onkel [Ludwig Tieck] gar nicht recht: „Du bist viel zu früh gekommen!“ zu seinem Geburtstag nämlich, zu dem sie immer nach Berlin kam. Später fand er sich in ihre Anwesenheit und war liebevoll; hat aber kein Verlangen nach mir [Theodor von Bernhardt] ausgesprochen; er glaubte sein Ende keineswegs nahe. Seine letzten Worte waren zu Agnes: „Schlaf wohl; laß Dir etwas Angenehmes träumen!“ Bald darauf war er besinnungslos, gegen Morgen verschied er. – Seine Bibliothek hat er noch bei seinem Leben an den Grafen York verkauft für 6.000 Thaler.

Agnes kommt nach Hause, erzählt von des [Stief-] Vaters letzten Stunden und gibt mir die Briefe meiner Mutter [Sophie Tieck, verh. von

²⁶³ Agnes Tieck, verh. Alberti. Sie lebte in Waldenburg/Schlesien.

²⁶⁴ Ihr wirklicher Vater war Wilhelm von Burgsdorff.

Knorring] an ihn [Ludwig Tieck] und Friedr[ich] Tieck mit anderen Papieren zurück. Sie hat des [Stief-] Vaters Papiere durchgesehen und meint, es sei besser über manche Verhältnisse nicht aufgeklärt zu werden – eine Bemerkung, die mir sehr auffällt.“

Vier Jahre nach dem Tod Ludwig Tiecks, im Jahr 1857, wurde die Geisteskrankheit des Preußenkönigs Friedrich Wilhelms IV. so offensichtlich, dass ihm die Regentschaft entzogen werden musste. Im Jahr 1861 starb er in geistiger Umnachtung. Die Ursache seiner Paralyse, die bis in die heutige Zeit von konservativen Historikern abgestritten wird, lag höchstwahrscheinlich in einer Neuro-Lues, also dem Endstadium der Syphilis.²⁶⁵

Die sogenannten „Romantiker“ - A. Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel, Clemens Brentano, Bettina Brentano, Achim von Arnim, Novalis, Ernst Fouqué, Schleiermacher, Ludwig Tieck und andere - waren eine Clique von Syphilitikern und Präparalytikern, die im religiösen Wahn-Sinn versuchten, das Rad der Geschichte in Deutschland zurück zu drehen und nicht nur die Deutschen, sondern die gesamte Menschheit zurück ins Mittelalter zu führen. Damit sind sie, Dank aufgeklärter Geister, wie Kant, Goethe, Schiller, Lessing und vieler anderer, glücklicherweise gescheitert. Aber das Virus der Syphilis wie auch das der schwachsinnigen religiösen Frömmerei und Duckmäuserie glimmt weiterhin unter der Menschheit. Die neueren politischen Entwicklungen in der Welt lassen nichts Gutes erahnen.

²⁶⁵ Siehe dazu die Geschichtswerke von Heinrich von Treitschke und Ricarda Huch.

Ludwig Tieck im Urteil der Literaturkritik

Garlieb Merkel

Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte
der schönen Literatur in Teutschland
II. Band - Zweiter Brief - Berlin 1800

Romantische Dichtungen von Ludwig Tieck

Maggots half form'd in rhyme exactly meet,
And learn to crape upon poetic feet.
Pope

Es dünkte Sie gestern so drollig, meine Freundin, daß Ihr kleiner Eduard in den Schuhen des Großvaters herumschwankte: heute sollen Sie dasselbe Schauspiel, sollen Sie Herrn Tieck Shakespear nachahmen sehen. Ich zweifle indeß, daß Ihnen dieses sehr spaßhaft scheinen wird. Was Eduard im Scherze that, meint Herr Tieck ernstlich; und einen bejammernswürdigern Anblick giebt es nicht als die Mittelmäßigkeit, die sich foltert und verrenkt, um Größe zu scheinen, - ein Zwerg, der an einem Riesen aufhüpft und durch jeden Sprung nur einen kläglichen Fall gewinnt. Folgte ich nur meinem Mitleiden, so würde ich seiner gar nicht erwähnen: aber Hr. Tieck ist patentsmäßiger Humorist der Schlegelschen Clique²⁶⁶; sie hat ihn versichert, er sey ein außerordentlicher Kopf; sie [die Schlegelsche Clique] hat ihn [Ludwig Tieck] verleitet, die ersten Männer der Nation mit schalen Späßen anzufallen, und er thut es mit so ausgelassener Keckheit, daß er wirklich manchen Schwächlingen, die alles, was Charakter zu haben scheint, anstaunen und keinen gebildeten Geschmack besitzen, imponirt. Er mag also die saubere Galerie eröffnen, die ich Ihnen nach und nach aufstellen werde, und zwar mit seinem Trauerspiel >Leben und Tod der heiligen Genoveva<. Die Clique versichert, es sey eins der ersten Meisterstücke, die der menschliche Geist hervorgebracht habe; nur höhere Naturen seien fähig und würdig, es zu verstehen und zu genießen usw. Wir wollen unser Lachen über diese Marktschreierei unterdrücken und ernsthaft

²⁶⁶ Diese Feststellung und Charakterisierung Ludwig Tiecks durch Garlieb Merkel stimmt mit der Realität vollkommen überein. August Wilhelm Schlegel ist zu dieser Zeit der Liebhaber der Sophie Tieck, verheiratete Bernhardi, die ein Kind von ihm hatte. Er ist inzwischen durch die Geliebte über die wahren Familienverhältnisse Goethes zu Ludwig Tieck vollkommen aufgeklärt. Goethe und Schlegel haben sich gegenseitig in der Hand. Goethe weiß von A. W. Schlegels unehelichem Kind Felix Bernhardi und Schlegel weiß, dass Ludwig Tieck der uneheliche Sohn Goethes ist. Ich bin überzeugt, Ludwig Tieck wurde deswegen von den Schlegels so sehr gelobt, um dadurch Goethe zu schmeicheln. Durch Goethes Lob und Protektion erhofften sie sich wiederum literarischen Erfolg und Ruhm. Danach sieht alles aus.

prüfen. Scheint es Ihnen, daß ich mich hier und da zu unsanft ausdrücke, so erinnern Sie sich nur; von wem ich spreche: von einem Menschen, der es mühsam darauf anlegt, sich, wie manche Insekten, wenigstens durch Stechen bemerkbar zu machen, und dem kein Name zu ehrwürdig ist.

Wahrscheinlich wird er selbst nichts dawider haben; daß ich ihm die Ehre erweise, bei seinem Machwerke Rückblicke auf Shakespear zu tun - versteht sich, sans comparaison! Er prunkt mit seinem tiefen Studium des unsterblichen Dichters, und seine Genossen verkündigen es laut. Wirklich ist auch seine Manier eine so vollendete Travestirung der Shakespearischen, daß wir es uns nicht versagen müssen, jeden Gegenstand erst in der Natur des Genies zu sehen, ehe wir untersuchen, wozu ihn der Hohlspiegel der Armseligkeit verzerrte. Also zur Sache.

Shakespear, meine Freundin, machte es zu seinem Hauptzwecke, große Charaktere und Leidenschaften zu entwickeln. Mochte er nun seinen Gegenstand aus der Geschichte, mochte er ihn aus irgend einer romantischen Sage oder Erzählung entlehnen: immer war er ihm, wie sich ein großer Kunstrichter ausdrückt, nur ein Skelett, das er mit Muskeln, Nerven und Adern umkleidete, dem er kraftvolles Leben einhauchte. Er erzählte nicht nur, wie die Leidenschaft von einer Stufe zur anderen gestiegen sey: er motivirte jeden Schritt, den sie thut, so sorgfältig und genau, er legte jede Bewegung, die im Innern des Leidenschaftlichen vorgeht, mit so hinreißender Wahrheit vor Augen. - Wie die Meisterstücke der alten griechischen Bildhauer nicht nur dem Künstler durch ihre Schönheit, sondern auch dem Anatomen durch ihre treue Darstellung der Muskeln usw. Belehrung geben, so entzückt Shakespear nicht nur den Dichter, sondern auch den Philosophen, der den Menschen studiert: denn jeder Haupt-Charakter, den er aufstellt, ist nicht bloß Gemälde dieses oder jenes Individuums; es ist die Personifikation einer Leidenschaft; es ist eine Darstellung der allgemeinen Menschennatur. Bei diesem hohen Zwecke konnte er nicht auf die ängstlichen Vorschriften Rücksicht nehmen, die der älteren dramatischen Kunst so heilig und unverbrüchlich waren. Die Einheiten des Orts, der Zeit, der Handlung verschwanden vor seinen Augen: die Einheit des Charakters trat an ihre Stelle und ersetzte sie alle. Der Kunstrichter staunt zu ihm empor, wagt nicht zu tadeln und modelt schweigend seine alten Regeln um: denn an die Stelle der kleinlichen Wahrscheinlichkeit, die sie bewirken sollten, setzte Shakespear hohe, strahlende Wahrheit.

Wie nun sein Nacheiferer, Herr Tieck? Über die Regeln setzte auch er sich freilich hinweg; aber das ist auch die ganze Aehnlichkeit mit Shakespeare, die er erreichen konnte. Welche Leidenschaft er malte? Welchen Charakter er durchführte? Sie brauchen nur den Stoff zu betrachten, den er wählte, um sogleich zu wissen, woran Sie in dieser Rücksicht sind. Seine Heldin ist eine fade Heilige, seine Geschichte eine abgeschmackte Legende, zu deren lächerlichen Abentheuerlichkeiten er noch so viele hinzusetzt, als er schwachen Geistes vermag. Sehen Sie nur,

[des] Wunders halber, seine Fabel an, und Sie werden sogleich überzeugt werden, daß er sich nicht einmal zu bestimmen verstand, was er eigentlich schildern wollte, - wenn es nicht etwa die Art war, wie man eine Heilige wird.

Siegfried, Graf von Trier, zieht in den Krieg. Der Ritter, dem er die Sorge für seine Gemahlin auftrug, verliebt sich in sie. Da er sie nicht zu seinem Willen bringen kann, so beschuldigt er sie des Ehebruchs und wirft sie in einen Kerker; wo sie die äußerste Noth leidet, und mit einem Sohne niederkömmt. Auf Befehl ihres betrogenen Gatten soll sie hingerichtet werden; aber die Mörder, die sie dazu in den Wald schleppen, haben Mitleid mit ihr und lassen sie leben. Sie bringt sieben Jahre in der Wüste zu. Eine Hirschkuh säugt ihren Sohn groß. Der Tod erscheint, um sie zu tödten; zwei Engel verbieten es ihm. Endlich erfährt Siegfried durch einen Brief, den Genoveva zurückließ, durch ein Gespenst und durch eine Hexe, die er verbrennen läßt, die Unschuld seiner Gemahlin. Auf einer Jagd verfolgt er die wunderbare Hirschkuh. Sie flieht in Genovevas Hö[h]le. Diese wird entdeckt und wieder mit ihrem Gemahl verbunden, der Betrieger aber hingerichtet. Nach einer neuen Reihe von Jahren stirbt sie als Heilige, und ihre treue Hirschkuh verscheidet auf ihrem Grabe. Siegfried und sein Sohn gehn ins Kloster, und der heilige Bonifatius erscheint, uns in einem Sonette zu melden, von nun an bete man: Ora pro nobis Sancta Genoveva. - Und nun, meine Freundin, bestimmen Sie, - Herr Tieck hat, wie Sie sehen, die Großmuth gehabt, es dem Leser zu überlassen, -, welches der durchgeführte Charakter seyn soll: der tolle, unnatürliche Golo, der überflüssig wird, sobald er den Knoten geschürzt hat, Genoveva, die immer nur leidet, was man mit ihr machen will, der völlig unbedeutende Siegfried oder - die Hirschkuh. Ich stimme für die letzte. - Ohne Zweifel werden übrigens Herrn. Tiecks Verkündiger in diesem Gemisch von albernem Märchen, das sich mit einer Platttheit endigt, poetische Kühnheit entdecken: aber Kühnheit ohne Zweck ist Wahnsinn, und ist ihr Zweck nicht edel und groß, so ist sie Unverschämtheit. -

Sie sind neugierig, wie der Verfasser es anfangs, jenen lächerlichen Stoff wenigstens in einen dramatischen Plan zu bringen; welches Interesse er anzuknüpfen suche, welche Situationen er wähle. - Was Plan, was Interesse und Wahl! Er dialogisiert das Märchen vom Anfang bis zum Ende und nebenher alles, was ihm einfällt. Sie wissen, Racine sagte einst: Mein Stück ist fertig; ich habe nur noch die Verse zu machen. Herr Tieck macht nichts als die Knittelreime, und sein Stück ist doch fertig. Ja die Fabel schien ihm noch nicht undramatisch genug: er verwirrt sie noch mehr.

Um den Charakter seines Helden vorspringender zu machen und seine Geschichte ganz auszumalen, läßt Shakespeare uns auch die Gegner desselben in ihren Verhältnissen sehn und beginnt gewöhnlich sein dichterisches Gewebe auf allen Punkten zugleich: daß er es aber nur darum tue, ein vollständiges Ganze zu geben, übersah Herr Tieck; und, was meinen Sie, in welchen Schülerstreich er darüber verfällt? Er faltet zwei

Handlungen ineinander, die gar nichts mit einander gemein, haben. Bloß weil Siegfried ein fränkischer Vasall ist, versetzt er uns immer nach ein paar Szenen aus Genovevens Schloß, in Karl Martells oder Abderrhomans Lager. Wir müssen eine Schlacht, den Tod des letztern, die Belagerung Avignons ansehen; wir müssen eine vier Seiten lange Weissagung hören, die Karls Sohne das Szepter verspricht. – „Aber, was hat das mit Genoveven zu tun?“ In der Welt nichts: doch desto mehr mit dem Verfasser. Jedes wahre Genie weiß aus einer kurzen Fabel sehr viel zu machen; aber die dürftigen Köpfe können nicht Abentheuer genug bekommen, um etwas zustande zu bringen.

*Shakespear ist nicht karg mit spielenden Personen, und jede, bis auf die kleinste Nebengestalt herab, hat ihr bestimmtes Gepräge. Das hat Herr Tieck sich gemerkt. Er läßt eine Heerschar auftreten, und jede Person eilt, uns zu sagen, was sie sey. Doch - nichts ist leichter, als die Menschen wie die Schachsteine zu markieren. Bei Shakespear lebt alles, ist in reger Thätigkeit, bildet sich fort, - und das war natürlich über Hern. Tiecks Vermögen. Haben seine Personen uns gesagt: „ich bin das!“ und sie kommen nach einer Reihe von Jahren wieder, so wissen sie nichts zu sagen als: „ich bin es noch!“
Erinnern Sie sich der Figuren, die Ihr Eduard ausschneidet? Die eine stemmt die Arme in die Seiten und ist eine Dame; der anderen hangen sie herab: sie ist eine Magd. Gerade so zeichnet Hr. Tieck seine Neben-Charaktere. Die Bösen fluchen, die Guten beten, und sie bleiben unverändert, wie Eduards Schnitzbildchen heute gerade das sind, wozu er sie gestern schnitt.*

Aber die Hauptpersonen? O, das ist ein anders! die leben, die geberden sich - wie Rasende; die verwandeln sich unaufhörlich, ohne daß man sieht, warum. Ritter Golo z. B. kündigt sich als einen edlen, großmüthigen Jüngling an, voll Treue und Rechtlichkeit. Ein einfältiges Lied, das ihm ein Schäfer singt, rührt ihn so sehr, daß plötzlich seine geheime Neigung für Genoveven wüthende Leidenschaft wird. Er ist zu furchtsam, sich zu entdecken. Seine Amme spricht ihm Muth ein, und er thut es sogleich mit dem wildesten Ungestüm. Er begegnet Genoveven im Garten und umarmt sie. Sie windet sich los, obgleich mit vielen Zeichen, daß sie seine Leidenschaft erwiedre: und - er beschließt, sie zu Grunde zu richten. Er überfällt sie, da sie sich von einem alten Knechte Legenden vorlesen läßt, beschuldigt sie des Ehebruchs und wirft sie in den Kerker. Hier besucht er sie und macht ihr eine herzbrechende Schilderung seiner Liebe. Sie ermahnt ihn zur Buße: - plötzlich sieht er nur ein Gerippe in ihr und in ihren Augen den Tod glänzen, und läuft wütend fort: - aber seine Tollheit hindert ihn nicht; einen Diener mit kalter, besonnener Schurkerei zu unterrichten, wie dieser Genovevas Schuld ihrem Gemahle glaublich berichten solle. Ich glaube, das reicht hin, Ihnen zu zeigen, wie der berufene Shakespearsche Studios [Ludwig Tieck] seinen Meister zu erreichen, wie er die Leidenschaften zu schildern und ihre Schritte zu motiviren weiß. Aehnliche Ungereimtheiten finden Sie in Genovevens Charakter, und in jedem, dessen Rolle nur lang genug ist, um einen Bruch zu erlauben. Selbst

der Tod ist nicht konsequent. Er kündigt Genoveven an, sie müsse sterben. „So nimm mich fort!“ ruft sie; und der Leser athmet hoffnungsvoll auf. Aber das Gerippe schwatzt, bis zwei Engel es verjagen. Das muß man gestehen: Herrn Tieck's Einfälle sind neu. Den Tod als Schwätzer auftreten zu lassen, - das hat vor ihm noch niemand gewagt.

„Aber der Ausdruck der Leidenschaften, der bei Shakespear immer lautes Aufschreien der Natur ist?“ - Den, meine Freundin, spricht ihm niemand nach, und ich brauchte Ihnen gar nicht einmal zu sagen, daß ein Tieck hier nur etwas Erbärmliches leisten würde. Indeß, zur Probe!

Zulma, eine Mohrin, ist - die hundertmal abgenutzte Dichtung - ihrem Geliebten verkleidet in den Krieg gefolgt. Sie sieht sein Heer fliehen und bricht voll Verzweiflung aus:

*O Quaal, o Schmerz,
O Alla, höre,
Hör, wie ich beschwöre,
Oh, brichst du Herz?*

*Laß Blitze zücken,
Wirf Donner von oben,
Wir wollen dich loben,
Nur laß es uns glücken!*

Die Verheißung vorzüglich, wir wollen dich, loben!, ist sehr naiv; aber es kommt noch besser. Abderrhoman, schwer verwundet, wird aufgefordert, sich zu ergeben. Stolz und Wuth wallen in seinem Herzen auf, und er ruft:

*Nie sollst du so den Muselmann erblicken!
Eh soll ich ja im eigenen Blut ersticken.*

Golo beschreibt seiner Amme die Sehnsucht, die ihn peinigt:

*Nur einmal ihren Busen an den Mund,
So bin ich wohl auf Lebenszeit gesund.
Nur einmal soll ihr Herz an meinem schlagen,
Dann mag das Glück mir alles doch versagen;
Daß ich sie einmal recht von Herzen küsse,
Daß sie es nur, wie ich sie liebe, wisse etc.*

Ist es nicht allerliebste anzusehen, wie echt natürlich immer eine Zeile die andere, gleich einem lahmen Beine, an einem „So“ oder „Dann“ nachschleppt? - Doch als Golo Genoveven allein spricht, wird er feuriger. Er redet sie an:

*Sey gütig, böser, holder, liebster Satan!
Du Gottheit mir, gebenedeite Jungfrau,
Nein, Hölle mir, etc.*

Ich hoffe, das genügt Ihnen, und gehe weiter. - Shakespear, wie Sie wissen, schreibt die erhabenen Szenen in Jamben: - hier glaubte Herr Tieck ihn übertreffen zu können, und wirklich überbietet er ihn - und allen Menschenverstand. Sein Dialog ist bald Prose, bald gereimte, bald reimlose Jamben, bald Triolet, Ottave Rime, bald sogar Sonett. Land! Meine

Freundin, Land! Weiter läßt sich der Unsinn nicht treiben; und, Gott sey Dank, daß wir seine Gränze sehen! Gewissen Leuten scheint zwar jede Regel der Vernunft nur dazu gemacht, daß sie etwas zu überspringen haben, und wenn sie nicht zu einem Extrem gehen, glauben sie gar nichts zu thun; - aber Herrn Tieck darin zu übertreffen: - ich biete jedem Trotz, es zu können.

Bis jetzt haben wir gesehen, was aus Hern. Tieck wird, wenn er den Shakespear spielen will: jetzt sollten wir ihn in seiner eignen Natur kennen lernen. Nur ein halbes Dutzend Scenen brauchte ich Ihnen zu skizziren, um Ihnen einen Anschmack von seiner Manier zu geben, um Ihnen zu zeigen, wie er uns jeden geringfügigen Umstand in einer eigenen wasserreichen Szene zuschwemmt: - so beginnt das Stück mit einem Prologe von vier Seiten, aus dem wir gar nichts lernen, als was hernach gleich wieder gesagt wird; - wie er sich unaufhörlich wiederholt: - so setzt ihn z. B. die wunderbare Entdeckung, daß Martell oder Marteau Hammer heißt, in so großes Erstaunen, daß er es fünfmal nacheinander verkündet; - wie er sich bemüht, seine Personen reden zu lassen, wie Hans Sachs es Adam und Eva sprechen: - denn weil Shakespeares Sprache jetzt veraltet ist, hält er sehr unbefangen auch das Altfränkische für eine Vollkommenheit; wie er endlich seinen lahmen Dialog mit Versen zu heben sucht, die aus Schmolken's Gesangbuche entlehnt zu seyn scheinen, usw. - Aber, aufrichtig, meine Freundin! Wir sahen eine Gestalt; wir untersuchten, ob sie der Mann sey, den sie vorstellen sollte; wir fanden, daß sie überhaupt nichts als eine - Vogelscheuche war: sollten wir jetzt noch unsre Zeit damit verderben, zu untersuchen, aus welcherlei Lappen sie zusammengeflickt wurde? Das wollen wir Herrn Tieck's Gönnern überlassen. Diese Menschen, die immer eine Theorie in der Tasche haben, um das Puschwerk eines der Ihrigen für vortrefflich zu erklären, werden ohne Zweifel der Genoveva diesen Liebesdienst erweisen oder haben es wohl gar schon irgendwo gethan. Mögen sie sie doch göttlich nennen: - denn bei ihnen ist alles göttlich, sogar die Grobheit, sogar sie selber! - mögen sie demonstrieren! Wenn wir Herrn Tieck unbesehen zugestanden haben, daß manche einzelne Zeile Bürgers alte Bemerkung bestätige:

*„Selbst Stax hat manchen guten Schauer;
Wär' Esels-Trab auch nur von Dauer!“*

so können wir gewiß seyn, daß wir ihm alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, die er fordern kann.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

[Ab Seite 222:]

Nachschrift

*>Das Ungeheuer und der verzauberte Wald<
ein musikalisches Märchen von Ludwig Tieck*

*Silence, ye Wolves! While Ralph to cynthia howls,
And makes Night hideous – Answer him, ye Owls. Pope*

*Ihr Wölfe, still! Stax will zum Monde heulen,
Die Nacht verscheußlichen – Antwortet ihm, ihr Eulen!*

Pope

Endlich scheint Herr Tieck sein eigentliches Fach gefunden zu haben, in welchem er, ohne an Sinn und Regel gebunden zu seyn, seine Talente entwickeln kann. Schickaneder mag nach gerade wohl alt und seine Abgeschmacktheit stumpf werden: Herr Tieck wird ihn, ich getraue mir es zu behaupten, völlig ersetzen. Sein >Ungeheuer< (ein sehr passender Titel, der Herrn T[ieck]'s Selbstkritik Ehre macht!) steht selbst den neuen Arkadiern weder an Zwecklosigkeit, noch an Fadaisen oder Spektakel nach, ja, er hat sogar manches, was seinem großen Vorgänger fehlt, z. B. Propheten, die in Felsen sitzen, und das Abc absingen. Da er noch sehr jung scheint, und, laut der Vorrede, nach einer eigenen Theorie arbeitet, so läßt sich viel von ihm erwarten: nur wird er keine Anstrengung scheuen müssen. Seitdem eine gewisse Schule [die romantische ist gemeint] ihren Mund so weit aufgethan hat, wird das Fach des „reinen Unsinns“ so emsig und glücklich bearbeitet, daß er, trotz seinen Talenten dafür, Mühe haben wird, sich auszuzeichnen. Muth und Ausdauer gehören in reichem Maße dazu.

Der Inhalt des Stücks? Ein Fiebertraum! Die Verse? Hier und dort eine Sammlung von ziemlich singbaren Tönen. Uebrigens ist zu wünschen, daß Herr T[ieck] seinen künftigen Produkten dieser Art keine so naive Vorrede beifügen möge, als dieses Ungeheuer hat. Wozu war es nöthig, daß er uns seine Vorliebe für „phantastische Kinder der Albernheit“ erst erklärte? Das Publikum kennt schon, wenigstens durch die Sage, diesen edlen Hang [ironische Spitze] an ihm aus seinen früheren Werken. Die Citation seiner >Phantasieen über die Kunst< wird schwerlich ein Exemplar mehr von denselben abgehen machen, und der Gedanke: Die Kinder der Laune und der Albernheit seyen das eigenthümliche Territorium der Musik, so wie das, was er von einem reinen Könige und allgemeinen Ministern sagt, gehört eigentlich in das Stück selbst, und zwar in den Mund des Hanswurst desselben. Von einer Vorrede erwartet man zwar in der Regel lange Weile, aber doch ein vernünftiges Wort.

Ernst Scherzlieb

Dresden wie es ist²⁶⁷

Zwickau 1830

[Ab Seite 58]

Als Friedrich am folgenden Morgen erschien, sprach er: „Wir thun heute ab, was uns an Kunstsammlungen in unsrer Hauptstadt [Dresden noch zu sehen übrig ist. Dann aber erlaubt mir, meiner Leidenschaft nachzugehen, d. h. Euch und mich selbst einem zwecklosen Spaziergang zu überlassen ...

... Ich bin Euch die Erläuterung dieses Ausdrucks [des Namens „Tie[c]kianer“] schuldig, und Ihr sollt sie hören. Wer läugnet, daß der Heros, der an der Spitze dieser Schule steht, einer der ersten Geister unsrer Literatur sey, daß er ein schöpferischer Dichter im vollen Sinne des Worts, ein mächtiger Critiker, der erste Dialektiker Deutschlands, ein gewaltiger Stylist und ein Mann von viel umfassender Gelehrsamkeit sey? Niemand! Nur eins fehlt ihm: praktischer Sinn, Mäßigung und Freiheit; Freiheit aus den Schlingen seiner eignen Urtheile, oder Unbefangenheit, wenn Ihr wollt. Umgeben von einem dichten Kreis huldigender Geister, von Frauen und Unmündigen, auf deren leichtgewonnenen Beifall er ein allzugroßes Gewicht legt, abgesondert von dem Verkehr von Gleich und Gleich, ist er dahin gekommen, sein Urtheil für inappellabel, und seinen unbedeutendsten Ausspruch für eine mathematische Thesis zu halten. Persönlich begegnet ihm kein Widerspruch mehr, und da er es nun auch über sich gewonnen hat, kein geschriebenes Urtheil über sich und seine Werke mehr zu lesen, so hat er sich selbst der Fähigkeit beraubt, jemals auf seine Urtheile zurückzukommen. Er spricht von einer allen Menschenstimmen unerreichbaren Höhe herab, und bestärkt sich so in den befangenen und einseitigen Aussprüchen, die ihm so zahlreiche Gegner erweckt haben. Sein ganzes Leben ist nun eine einseitige Kriegführung geworden, bei der er selbst der gefährlichsten Streiche seiner Gegner gar nicht gewahr wird. Bei dieser eignen Unfreiheit ist es merkwürdig, daß seine erste Fo[r]derung an jedes Erzeugniß der Kunst „Freiheit“ ist. Er ist sogar so weit gegangen, diese Fo[r]derung mit dem Ausdruck: Ironie zu bezeichnen und von dem Künstler eine völlige Absonderung von seinem Stoff zu fo[r]dern. Jede Begeisterung gilt ihm für Schwäche, der Künstler soll über seinem Stoff schweben, ihn völlig und nach allen Richtungen hin beherrschen. Dies ist der Grundgedanke seines kritischen Systems, und in dieser allgemeinen Bezeichnung ein richtiger. Allein durch die ungemessene Ausdehnung, die er und seine Jünger gegeben haben, ist er zu einem unheilbringenden und tödtenden geworden. Kann die Negation alles Lebens Leben bringen? Vermag die Ausschließung aller Verbindung zwischen dem Dichter und seinem Stoff mehr als Todtgebohrnes hervorzurufen? Die Wärme, die

²⁶⁷ Fußn. Hrsg.: Der Autor des Buches, Ernst Scherzlieb, hat noch einen Fremdenführer mit Namen Friedrich, der ihm die Merkwürdigkeiten Dresdens erzählt.

Begeisterung schafft und belebt, die Kälte kann höchstens krystallartige Formen hervorbringen. Und so zeigen denn auch alle Hervorbringungen dieser Kunstschule wesentlich etwas Gemachtes und Beabsichtigtes, ein Streben und Hinarbeiten, das der Kunst an sich - fremd seyn soll. Denkt z. B., um nur eines zu erwähnen, an Platens Schauspiele und die andern Arbeiten dieses Dichters, den der Merkur neulich recht gut einen umgekehrten Dramatiker nannte, weil er erst seine Worte, und hinterdrein seine Personen und Situationen schafft, die in jedem dramatischen Entwurf doch voranstehen sollte: Wie kalt, bezweckt, leblos, unfrei erscheint hier alles! Wie todt in der Sache, und nur lebendig in der Form. Und doch verachtet eben diese Schule wieder die Form. Was bleibt ihr nun? die Reflexion, könntet Ihr sagen! Allein ist Reflexion - Poesie? -

So viel gegen den herrschenden Grundsatz in der ironischen Kunstschule. In seiner Detailanwendung hat dieser Grundsatz seinen Schöpfer [Ludwig Tieck] zu den eigensinnigsten Foderungen hingeleitet. Seht nun, wohin er; verstrickt von seinem eignen Räsonnement, im Drama endlich gediehen ist! Niemand bleibt ihm übrig, als sein – Shakespeare: denn nicht allein Schiller und die Deutschen, Racine und die Franzosen, die Italiener, auch die Spanier müssen daran [glauben]. Wohin führt solch' ein Eigensinn? das Charakteristische ist ja nicht allein das Schöne - das Schöne hat mehr als eine Form, und alle Farben des Regenbogens sind schön. - |

Eben diese ausschließliche Bewunderung Shakespeares hat denn auch andrer Seits wieder zu den sonderbarsten Mißgriffen verführt.

Es scheint in der That, der Mensch dürfe seinen Blick nicht allzuausschließend auf einen Gegenstand seiner Studien oder seiner Bewunderung hinwenden, wenn er nicht erblinden will. Die größten Geister haben dies erfahren, und unsres Dichters [Tiecks] Ansichten von Shakespeare bestätigen diese Erfahrung. Es ist gewiß, kein Mensch kennt diesen großen Dichter besser wie er, und doch ist sein Blick wieder zu Zeiten so befangen und irre, daß er das Nächstliegende übersieht, und den Wald vor den Bäumen nicht mehr erkennt. erinnert Euch nur des Streits über Lady Machbeth und den Monolog des Hamlet, oder die wunderliche Charakteristik der Personen dieses Drama's! Wer kann hier einstimmen? Alle Welt hat abfällig geurtheilt und doch beharrt unser Held bei seiner Ansicht. Seine Strenge gegen neuere Dramatiker ist nicht zu entschuldigen. Statt zu leiten und aufzumuntern, schreckt er durch die Fo[r]derung übernatürlicher Vollkommenheit, der er selbst nicht gewachsen ist. - In der philosophischen Novelle haben seine letzten Arbeiten ihn als den großen Meister bewährt, für den ich ihn immer hielt. Hier allein hat er sich herabgelassen, seine Lehren auch mit einem Vorbilde zu begleiten, und Niemand wird seinen Beruf, über den historischen Roman zu urtheilen, seit den Cevennen mehr bestreiten, wie es beim Drama, Tragödie oder Lustspiel, von allen Seiten geschieht. Eben diese Strenge gegen Andre, oft selbst nicht frei von Eigensinn, hat gemacht, daß unser Heros [Tieck]

beinahe sein ganzes Leben hindurch einsam und abgesondert dagestanden hat, denn selbst sein jugendliches Verhältniß mit Schlegel, Novalis und einigen Andern, hatte nichts von Freundschaft in sich. Er hat es stets vorgezogen, sich mit Bewunderern und Nachbetern, als mit Freunden und Warnern zu umgeben. Die Frauen kamen dazu.²⁶⁸ Wie konnte bei diesen Lebensverhältnissen eine innige Ueberzeugung von seiner Unfehlbarkeit lange ausbleiben, die wiederum jener un[an]gemessenen Strenge zum Stützpunkt diente. - Was eben dieser Mann als geistiger Regent unsrer Schaubühne gewirkt hat, ist ein Gegenstand fast allgemeinen Tadels geworden. Auch hier hat rasche Eingenommenheit, Eigenwille und Widerspruchsgeist die seltsamsten Fehlgriffe hervorgebracht. Es ist ihm fast zum Gesetz geworden, dem Geschmack des Publikums entgegen, Personen und Stücke zu protegiren, und einer chimärischen Vollkommenheit nachzustreben, die Niemand für eine solche erkennt. Unter vielen Anekdoten, die hievon erzählt werden, nur eine. Ein junger unbekannter Schauspieler, Mitglied einer wandernden Truppe, aus T., erscheint mit einem Zeugniß unsers Dichters [Ludwig Tieck], in dem ihm das Prädikat eines außerordentlichen Talents beigelegt, und er für einen jungen Mimer des ersten Ranges erklärt wird. Auf den Grund dieses Zeugnisses wird er angestellt. Man sieht - man staunt - man weiß nicht, was man sagen soll. Eckige Haltung, rohe, unbeholfne Bewegungen, falsche Deklamation, unrichtige Sprache und kein Gedanke so vorgetragen, wie er soll! Die Urtheilfähigen, das Publikum, der Chef des Theaters - glauben zu träumen. Man sieht noch einmal. Dieselbe Einstimmigkeit Aller über die völlige Unbrauchbarkeit des Subjekts. Der junge, getäuschte Mensch wird Knall und Fall entlassen. Doch nicht genug. Er eilt mit seinem Attest nach Augsburg - er ist willkommen - er tritt auf - und erweckt dasselbe Urtheil über ihn, wie in Dresden. Was soll man nun noch von unsres Dichters Kenntniß des Theaters, von seinem Urtheil über die mimische Kunst halten? Das Publikum schüttelt den Kopf, der Chef wendet sich ab - ich weiß es nicht! Vielleicht hatte ein einziges wohlgesprochenes Wort des jungen Mannes ihm diesen einflußreichen Beschützer gewonnen, dessen Urtheil überaus rasch ist, und dem nichts so schwer fällt, als ruhige, vorurtheilsfreie Prüfung.

Diese Vorfälle wiederholen sich im kleineren Maaßstabe gar häufig. Fast nie sieht das Publikum eine bedeutende Rolle in den Händen, die ihm dafür die geeignetsten scheinen. Die Schauspieler selbst, durch beständigen Tadel oder durch partheiliches Lob geirrt in ihren Bemühungen, verlieren den Muth, theilen sich in Partheien, und zerreißen oft absichtlich und aus Feindschaft den Effekt einer sonst löblichen Darstellung. Das Publikum, um seinem Genuß betrogen, wendet sich von der Bühne ab, wird gleichgültig gegen eine Anstalt, die seinem Geschmack stets eigensinnig

²⁶⁸ Fußn. Hrsg.: Dass Tieck mit zwei Frauen unter einem Dach wohnte, scheint in Dresden doch einigen Stoff zu Klatsch und Tratsch gegeben zu haben. Jedoch der Adel war immun gegen diesen und jeden anderen Skandal.

widerspricht, und die Bühne versinkt in Nichtigkeit. Es ist dahin bei uns gekommen, daß man fast nur noch Vaudevilles, Possen und kleine Opern bei vollem Hause giebt, Darstellungen, bei denen der Einfluß unsres großen Dichters nicht bemerklich wird.

Doch genug hievon. Ihr werdet alles dies noch näher kennen lernen, wenn ich Euch mit unserm Theater selbst bekannt machen werde, oder wenn Ihr den Kreis betreten haben werdet, der jenen gefeierten Mann umgiebt. Hier herrscht er durch die Ueberlegenheit seines Geistes, wie ein Sultan über Sklaven, laut bewundert oder durch stille Verzückung gepriesen,- die jeder seiner Vorlesungen auf dem Fuße folgt. Doch über diese Vorlesungen muß ich Euch gleich hier meine Meinung bekennen. Von allen Vorlesungen dramatischer Werke, die ich gehört habe, und ihre Anzahl ist groß, hat mir keiner die feingezogenen Grenzen zwischen dem Vorleser und dem Akteur so scharf zu beobachten geschienen, und mit einem Wort, keiner hat meinen Forderungen mehr entsprochen, meine Seele mehr und würdiger bewegt, als - Schall in Breslau. Ein jedesmal zupassender Ton des Vortrags, Abwechslung und Charakterisirung ohne Carrikatur, feine Schonung des Rhythmus, innige Verknüpfung und Consequenz, Maaß und Schicklichkeit - alles war hier zu finden, von welcher Gattung auch das vorzulesende Stück war. Bei unserm Dichter [Ludwig Tieck] muß man zuvörderst unterscheiden, ob das Vorzulesende eine Tragödie, und von wem sie sey, oder ein Drama, oder ein Lustspiel und von wem. Sein Ruf als Vorleser ist ungeheuer; ich meines Theils kann in die beinahe allgemeine Bewunderung nur unter Beschränkungen einstimmen. Shakespeare's Tragödien und Comödien wären fast vollkommen zu nennen, wenn der Vorleser sich mehr mäßigte, und die Grenzen, wo der Vorleser endet und der Darsteller anfängt, noch etwas sorgfältiger vermiede. Seine klangreiche, beugungsvolle Stimme verleitet ihn zu grellen Abstufungen, die mich nicht selten verletzen; er begeht den Fehler, die Personen nicht zu nennen, und ist deshalb genöthigt, durch die schärfsten Contraste die Charaktere auseinander zu halten, und dennoch entsteht Verwirrung. Mit diesen Einschränkungen leistet er jedoch in Shakespearischen Stücken, was ein Einzelner leisten kann, und im >Sommernachtstraum< namentlich überragt er selbst mein Vorbild, Schall. Alte deutsche Dramen und Lustspiele befriedigen mich minder [weniger]. Hier tritt die Uebertreibung greller hervor, das Ohr wird durch die starken Contraste beleidigt, und jene Aktion mit der Stimme, die nur dem Schauspieler angehört, und welche der Vorleser nicht zu seinen Mitteln rechnen darf, verkümmert mir den Genuß an diesen Sachen. Doch ganz zurückschreckend ist für mich seine Weise, deutsche classische Tragödien vorzutragen. Ich habe einmal einer solchen Vorlesung der >Iphigenia< beigewohnt, und ich rechne diese Stunden zu den martervollsten meines Lebens. Es wird mir schwer, Euch eine Vorstellung von der Seelenqual zu geben, die ich dabei bestand, oder überhaupt die Mißgriffe anzudeuten, die der Vorleser sich hierbei zu Schulden kommen ließ. Alles darin war, meiner Empfindung nach, falsch,

schielend und irrig; und kein Vers klang mir, wie er sollte. Zuerst Iphigenia selbst! die ernste, hochtragische Gestalt weinte, gebehrte sich, ja sie heulte, wie man es kaum einer Louise Miller erlauben würde. Thoas war ein finsterer Tyrann, wie Dionys[ios] von Syrakus. Der schöne Vers ward zerhackt, daß auch nicht ein Atom davon übrig blieb; jedes Wort, besonders betont, zerriß den Gedanken, und die begeistertsten Reden wurden durch Stockn, Einhalten der Stimme, falsche Betonung und falsche Pausen unterbrochen, und um ihre Wirkung betrogen, und das Ganze endlich kam so matt, effektlos und wunderlich heraus, daß ich mich in der That besinnen mußte, was ich eigentlich hörte, und wie alles dies nur möglich war. Mein Erstaunen hatte keine Grenzen; allein dies hinderte die Gesellschaft nicht, nach geendeter Vorlesung mit lauten oder leisen Glückwünschen den erschöpften Vorleser [Ludwig Tieck] zu umdrängen, ein Wirrwarr, der mir denn glücklich verstattete, mich unbemerkt hinweg zu stehlen.

Doch Ihr werdet dies Alles ja selbst sehen und erfahren; denn unsres Dichters gemeinnütziger Sinn erlaubt gern Jedem, der dies Bedürfniß fühlt, sich an diesen Vorlesungen zu erbauen. Thee und Kuchen wird ihm nebenher gratis ertheilt, und so könnt Ihr wohl denken, daß es diesen Leistungen nicht leicht an Bewunderern fehlt. Den Schauspielern und Schauspielerinnen werden sie überdies als die bestmögliche Bildungsschule empfohlen, für die fremden Besucher sind sie eine erwünschte Gelegenheit, den vielgenannten Dichter, den sonst keine Gesellschaft zu den Ihrigen zählt, nahe, lange und in seiner Häuslichkeit zu sehen, und rechnet Ihr nun die Frauen hinzu, die diese Vorlesungen wirklich unvergleichlich finden, so werdet Ihr einsehen, daß es hier nicht an Besuchern fehlen kann. In der That versammelt sich hier auch die ausgewählteste und anziehendste Gesellschaft, die man unter uns finden kann [ironisch gemeint]; Gelehrte, Künstler, Männer von Namen in jeder Art, Staatsmänner, Reisende, Einheimische und Fremde, von denen man nichts verlangt, als daß sie nicht reden und nicht senfzen. Die Abende indeß, welche keiner Vorlesung gewidmet sind, erscheinen mir in der That reich an Genuß. Hier zeigt sich die helle Einsicht, der scharfe Blick, die poetische Auffassung, und die vielumfassende Wissenschaft unsres Dichters im schönsten Lichte. Besonders höre ich ihn gern vom Wesen der alten Tragödie, von Musik, Malerei und Gartenkunst sprechen; Gegenstände, welche den scharfen und gereizten Ton seiner Unterhaltung mildern, und zu keiner Bitterkeit des Urtheils Anlaß liefern. Ueber solche Dinge ist sein Gespräch hinreißend, belebt, gedankenvoll, sinnreich und immer in der Form schön.

Betrachtet Ihr nun aber das ganze kritische und poetische Leben dieses ausgezeichneten Mannes [Ludwig Tieck], ihr Freunde, so muß es Euch ziemlich unerfreulich und beunruhigend erscheinen. Dieser lebenslange Kampf für eine Chimäre [eine Einbildung] gefochten, der den Kämpfer endlich von der Welt isolirt hat, und der jetzt ohne sichtbares Resultat zu Ende zu gehen droht, dieses unablässige Wirken ohne Wirkung, dieses Streben, das kein Dank krönt und belohnt, hat etwas unsäglich

Trostloses in sich. War die Bühne [das Theater] es werth, dies ganze reiche Leben aufzuzehren? Oder war nicht mehr Wirkung zu hoffen, durch die Aufstellung einiger Musterwerke, durch die Auffo[r]derung zu praktischer Nachahmung, als durch dies beständige Hin- und Widerstreiten über die Theorie der Bühnenkunst, welche man an zu hohe Foderungen knüpfte, und durch dies ewige Zurückweisen auf das Alte und Vergangene und nicht wieder zu Erschaffende, gepaart mit schlimmer Gleichgültigkeit gegen das Vorhandene und Gegenwärtige? Mögt Ihr selbst Euch diese Fragen und Zweifel beantworten; mir aber scheint klar als Resultat aus diesem Leben hervorzugehen, daß man in den menschlichen Einrichtungen zu Viel verlangt, Alles einzubüßen Gefahr läuft: und Nichts erhält. Alle Kunst scheint übrigens in der That eine dreifache Lebensperiode durchlaufen zu müssen, und es erscheint fast als ein eitles und thörichtes Bemühen sie in dieser vorbestimmten Entwicklung aufhalten zu wollen. Zuerst lebt sie in einem dunklen Naturgefühl; hier entwickelt sie sich fast unbewußt aus rohen Anfängen zu reineren Formen. Es ist die Zeit der Dädalus, der Ossian, der Cimabue. Dann folgt die Periode der Phantasie; ihr eigentliches Gebiet, das Zeitalter naiver und unerstrebtter Schönheit, die Epoche der Giotto, der Homer, der Dante, die endlich auf dem Punkte des Uebergangs in die Reflexion ihre höchste Vollendung erreicht, in Rafaels, Shakespeares und Praxiteles, Nun tritt sie in die Periode des Verstandes ein, der reinen Reflexion, des Bewußtseins. Dies ist das Zeitalter der Racine, der Caracci, der Cervantes. Sie bleibt schön und schöpferisch, so lange sie die Phantasie noch nicht verachtet, und so lange sie die Kritik noch als eine Geburts-Helferin, nicht aber als die Erzeugerin des Schönen ansieht und würdigt. Allein bald gelangt diese zur Alleinherrschaft, und nun hat die Kunst ihren Kreislauf geschlossen. Sie bringt nichts mehr hervor; verloren im Prüfen, Betrachten und Negiren, der Begeisterung entäußert, ist ihre schaffende Kraft erstorben. Dies ist die Periode der Mengs, der Pope, der Alfieri, der Tie[c]k endlich [schließlich], einer Schule, die in den ungeheuren Irrthum verfallen ist, als könne durch die Negation [durch die Verneinung] etwas [Neues] geschaffen werden, und als sey die bloße Erkenntniß des Irrigen und Verfehlten hinreichend zur Hervorbringung des Schönen in Form oder Gedanken. Auch diese Periode [der Literatur] überlebt sich und geht endlich in eine zweite, künstliche Kindheit zurück, die der zweiten Epoche ähnlich zu werden strebt, ohne sie je zu erreichen. ...

[Weiter ab Seite 222:]

... Wir kehrten noch zeitig genug nach der Stadt zurück, um einen jener genußreichen Abendzirkel im Hause des Dichters [Ludwig Tieck] zu besuchen, den seine Schüler [Schauspielschüler] vorzugsweise mit diesem Nahmen bezeichnen. Zwei Zimmer hatten sich mit seinen Verehrern gefüllt; die Damen, welche seine Doppel-Familie [mit Ex-Ehefrau Malchen und Seelenfreundin Alma] bilden, empfingen uns mit zuvorkommender Güte. Eine der Töchter des Hauses [Dorothea] gilt für eine Denkerin, für einen kritischen Geist von Rang; hier erschien sie mit ihrer lebenswürdigen

Schwester nur für die Bewirthung der Gäste beschäftigt. Ein Aristarch in Weißenfels hat sie [Dorothea Tieck] hart angegriffen und ihr, wie Friedrich versicherte, mit Unrecht²⁶⁹, die Feder ihres Vaters in die Hand gegeben. - Der Dichter selbst war leidend; aber die Gewalt seines Geistes blickte aus gedrücktem Auge. Er bezwang den Körper und las mit unnachahmlichem Reiz sein eignes >Rothkäppchen<. Der köstliche Humor [ironisch gemeint], in dem das Werk erfunden ist, fand seine Erläuterung in der köstlichen Weise des Vortrags.

„Für dergleichen Vorträge“, sagte Friedrich, „ist unser Dichter unbestritten meisterhaft. Niemand thut es ihm im Außdruck komischer Wichtigkeit und dünkelfhafter Albernheit [satirische Spitze] gleich, und wie er die Rolle des „Wolfs“ liest, ist völlig unvergleichlich. Er macht darin eine Ausnahme, daß er seine eignen Arbeiten am trefflichsten vorträgt. Nächst diesen, Göthische Idylle[n], wie die „Fischer,“ „Jery und Bätely“ dann Shakespeare's Lustspiele. Wie die übrigen Leistungen folgen, und wo die Grenzen seiner Kunst liegen, wißt Ihr.“

Wir sahen einen Kreis von bedeutenden Nahmen vor uns; den eifrigsten Verehrer, vielleicht den einzigen Freund des Dichters [Ludwig Tieck], der von Berlin herbeigeeilt, jede seiner Musestunden in diesem Verein zu verleben, eine liebliche Tochter unsres größten Tragöden; Dichter, Schauspieler, Kritiker und Componisten von Ruf, Fremde und Einheimische, alle angezogen von dem Reiz einer Unterhaltung, deren gewöhnliche Schärfe körperliches Leid für diesen Abend gemildert hatte.

„Wäre dies der beständige Ton unsres Dichters [Ludwig Tieck]“, sagte Friedrich, „kein andres Gespräch wäre dem seinigen zu vergleichen. Doch die Bitterkeit der Täuschung und die reizbare Stimmung, welche ungerechte Anfeindung immer mehr oder weniger zurückläßt, fließt nur zu oft in seine [Tiecks] Rede über und reißt ihn über gewisse Grenzen hin, welche er später wohl selbst [ein-]gehalten zu haben, wünschen mag. Das Loos des Menschen!“ setzte Friedrich hinzu, und wir verließen spät am Abend diesen glänzenden und genußreichen Kreis [ironisch gemeint]. ...

²⁶⁹ Der sogenannte „Aristarchos“ von Weißenfels behauptete demnach, dass einige Schriften, die den Namen von Ludwig Tieck tragen, in Wahrheit von Dorothea Tieck geschrieben sind.

Janus [Pseudonym]

Charaktergemälde von Dresden,
grau in grau,
für Alle, welche die Elbresidenz bewohnen oder
kennen zu lernen wünschen

Pöbneck, Verlag von Ernst Vogler [Glover] 1833

[Seite 150:]

Die von einem ehrenwerthen, literarisch aber beinahe gänzlich unbekanntem Manne, Herrn C. C. Krautling, in angeblicher Verbindung mit Fr. Kind herausgegebene, und von dem Buchhändler Wagner in Dresden verlegte >Morgenzeitung< starb schon in ihrer Kindheit [kurz nach Erscheinen] und erscheint seit mehreren Jahren nicht mehr. Dem Verleger war hierbei keine Schuld beizumessen, da er nicht nur äußerlich das Blatt würdig ausstattete, sondern auch beispiellos hohe Honorare zahlte, um gefeierte Mitarbeiter, oder besser, gefeierte Namen [wie Ludwig Tieck] zu gewinnen. Der Herausgeber schien zu wenig mit den wesentlichsten Lebenselementen einer Zeitschrift bekannt, als daß er der seinigen Würze und Interesse zu verleihen verstanden hätte. Selbst die guten Aufsätze präsentirten sich zu wenig, und dabei war die Grenze zwischen dem schöngeistigen und dem strengwissenschaftlichen Princip nicht deutlich genug bezeichnet, so daß man unmittelbar neben einer modern-romantischen Erzählung altrömische Briefe in deutscher Uebersetzung las. Das von Tieck beigegebene dramaturgische Blatt war ein, aus Mangel passender Manuscripte, aus allen Winkeln zusammengekehrtes, plan- und farbloses Flickwerk und auch das angehängte Ebert'sche Literaturblatt hielt sich - seine belletristische Bestimmung verleugnend - zu ernst und pedantisch und zu wenig pikant und dem Geschmacke der Zeit entprechend.

Sechs und zwanzigstes Capitel

Kurze Charakteristik der einzelnen Schriftsteller Dresdens

Ich komme nun auf unsere Schriftsteller selbst zu sprechen und habe, um zu keinem Verstoße gegen die Etiquette Veranlassung zu geben, die Namen in der Ordnung, wie das Alphabet sie gibt, aufgeführt. ... Ich wagte nicht, den angenommenen Dichternamen [das Pseudonym] auch die bürgerlichen Namen dieser Herren beizufügen, da muthmaßlich Keiner derselben sich ohne Absicht literarisch umgetauft hat, und ich durch Nennung des wahren Namens voreilig und der Discretion entgegen zu handeln fürchtete. ...

[Seite 167:]

Tieck (Ludwig), ein gefeierter Name, von seinen Feinden eben so arg maltrairt, wie auf andere Weise von seinen Vergötterern [den Romantikern], die ihn mit aller Gewalt zum Titanen ausdehnen wollten und

sich, wie ihm, dabei die Glieder verrenkten. Ueber Tieck's Dichterwerth kann weiter [als die obige Beurteilung] kein Zweifel ausgesprochen werden, und seine Vorzüge sind von dieser Seite her so allgemein anerkannt, daß ich, bei der Kürze des Raums, den ich mir gönnen darf, nicht erst in die Nothwendigkeit komme, über diesen Punkt einen Beweis zu führen. Dagegen hat ihm, als Kritiker, von jeher sein zwar oft liebenswürdiger, aber hartnäckiger Eigensinn zu sehr im Wege gestanden, als daß er, trotz seines außerordentlichen Geistes, auch in diesem Felde hätte Befriedigendes leisten können. Namentlich hat seine zwar gut maskirte und umschriebene, gleichwohl aber höchst merckliche Bitterkeit gegen Schiller – welche ihn sichtlich mehr aus Eigenwillen, als aus Ueberzeugung, verleitet, denselben so wenig als möglich aufkommen zu lassen - seinem eignen kritischen Credit einen gefährlichen Hieb beigebracht, welchem seine kritischen Phantasmagorien [Trugbilder] über Shakespeare nicht eben als Heilpflaster dienen konnte. Ueber den eigentlichen Grund seiner Galle gegen Schiller sind viele Vermuthungen aufgestellt worden, die aber - weil sie den Gegenstand in der Sache, nicht aber in der Person suchten - immer ihr Ziel verfehlten. Ich aber glaube den Grund dazu errathen zu haben, und möchte eine Wette eingehen, daß - wenn Tieck einmal auf's Gewissen befragt würde oder besser, sich selbst einmal auf's Gewissen befragen wollte - er laut oder heimlich mir meine Meinung zugeben müßte: Tieck hat aus dem Grunde einen geheimen Widerwillen gegen den großen Schiller, weil der große Schiller im Reiche der Dichterunsterblichkeit just den Platz eingenommen, den Herr Tieck im Gedanken sich ausersehen hatte. Wie ärgerlich nun freilich auch unserm Tieck ein solches Prävenire Schillers seyn mußte, so ist es doch recht Schade, daß er mit seiner kritischen Baumscheere an dem Lorbeer des großen Todten doch nur Raupen für sich selbst einfängt, und daß der so reichbegabte Tieck sich zu einer literarischen Gräbermade herabwürdigte, als er mit oft schaalere Begeiferung - man denke nur an seine wirklich sehr salzlosen Mittheilungen in den weiland dramaturgischen Blättern der eingegangenen Dresdner >Morgenzeitung< - sich zu der Leiche des Unsterblichen hinabwühlte. Der todte Schiller hat, durch Tieck's eigne Schuld, Letztern [Tieck selber] noch weit mehr verdunkelt, als es die geistige Ueberlegenheit des Lebenden [Schiller] konnte; ja man darf behaupten, daß Schillers Schatten gespenstisch Tieck's Ruhm vernichtete, als Letzterer sich absichtlich an dem großen Deutschen verging. Und hatte Tieck denn wirklich Ursache, Schiller's größern Ruhm übel zu nehmen, durfte er sich ihm geistig ebenbürtig und sonach seine Ansprüche an die Unsterblichkeit denen Schiller's gleichachten? Nein - bei Gott, auch nicht im entferntesten! denn fragen wir uns in allem Ernste, hat, bei all' seinen seltenen Fähigkeiten Tieck wirklich einen wesentlich wohlthätigen Einfluß auf die deutsche Literatur geübt, hat er eine neue günstigere Epoche begründen helfen, hat er ein neues, oder auch nur ein schon vorhandenes Feld mit geradezu entschiedenem oder entscheidendem Glücke angebaut, hat er den

Geschmack verjüngen oder läutern helfen? Beim Lichte besehen, kann keine dieser Fragen bejahend erledigt werden. Als lyrischer Dichter ist er von Vielen erreicht, von Vielen übertroffen und Niemand wird aus einem großen Theile seiner Gedichte ein bisweilen gedankenloses Wort und Reimgeklingel, eine träumerische Spielerei ohne Sinn und Bedeutung²⁷⁰ wegleugnen können. Als Novellendichter hat es schon Heinrich v. Kleist, als Humorist nicht allein Jean Paul [Richter], sondern selbst Börne ihm zuvorgethan, als dramatischer Dichter konnte er es nie zu einem darstellbaren Ganzen bringen, und steht insofern, wie auch in anderer Hinsicht, weit hinter dem herrlichen Lessing zurück, der, die Wahrheit seiner Schönheitslehren durch selbsterschaffene practische Beispiele besiegelte. Als Kritiker war er, wie er dies an Schiller und Shakespeare, von der allerverdächtigsten Kehrseite gezeigt hat, eben so sehr zu absichtlichen Vorurtheilen, wie zu rücksichtsloser, unenergischer Vergötterung und Liebedienerei geneigt. Tieck's Leben liegt also ohne irgend eine Gesamtwirkung vor uns, und verhält sich zu Schiller's unsterblichem Wirken, wie die Dramen Shakespeare's zu denen des zwar genialen, aber poetisch unächtigen Grabbe. Tieck ist ein schöner, liebenswürdiger Geist, aber bei alle dem ist er doch nur eine großartige Halbheit, die ihre Gegenwart mit einigem Glanze erfüllt, in der Perspective der Zeiten aber unendlich einschwinden, ja endlich mehr und mehr der Gewöhnlichkeit wieder zusinken wird. - Seine Schriften sind theils bei Arnold in Dresden, bei Hilscher ebendasselbst, in Breslau bei Marx und bei Brockhaus in Leipzig, unter vielen Titeln [manche Werke erhielten neue Titel], erschienen.

...

[Ab Seite 188:]

Als Dramaturg – ich weiß nicht so recht, welcher practische Begriff in diesem Worte liegt²⁷¹ – ist Herr Hofrath Tieck angestellt, der hier [am

²⁷⁰ Fußnote im Original: *Als einen flüchtigen Beleg für diese, manchen Enthusiasten wahrscheinlich gotteslästerlich klingende Behauptung, erlaube ich mir den Schlußvers aus Tieck's >Lied an die Einsamkeit< hier anzuführen, welcher also lautet:*

*„Wenn dann die Seele hat den Fels empfunden,
Drückt (!) sie durch alle Sinnen, wie sie zürne.
Im Herzen werden Schmerzen dann entbunden,
Die Augen saugen Fluthen aus der Stirne (sic!),
Und in den Thränen bluten alle Wunden.
Voll Mitleid neigen nieder die Gestirne,
Im ew'gen Schmerz verstummet das Verheerende,
Es löscht der Strom das Feuer, das verzehrende,
Belebt die Ewigkeit sich, die verklärende.“*

Ein antiromantischer Freund [ein Gegner der Romantiker] fragte mich, ob in diesem Tieck'schen Verse das Reimgeklapper den Schwulst, oder dieser den Unsinn überwiege, oder ob alle drei in gleichem Maße vorhanden? Die Frage ist schwer zu beantworten; ich aber möchte an Tieck noch die Frage richten: Ob Schiller die Unsterblichkeitsbeamten mit solchen Unthieren von Gedichten bestochen habe?

²⁷¹ Fußnote Hrsg.: Ludwig Tiecks Anstellung am Hoftheater in Dresden ist von seinen „Vergötterern“ wiederum stark, ja grandios überbewertet worden. Der Berufsbenennung „Dramaturg“ wie auch der Titel „Hofrath“ waren nur Schall und Rauch.

Hoftheater] gewissermaßen den Schauspieler. Magister repräsentirt, d. h. mit jungen Schauspielern die Anfangsgründe [die Grundbegriffe] der dramatischen Kunst [der Schauspielerei] durchgeht und sie, wo möglich in kurzer Zeit, zu Meistern und Halbgöttern [ironisch gemeint] erzieht. Außer diesen Privatverdiensten um unsere Bühne, scheint derselbe [Tieck] sich nicht viel um dieselbe zu kümmern, und bei der genial-eigenthümlichen, aber unpractischen Ansicht dieses ausgezeichneten Mannes [wiederum ironisch gemeint] dürfte derselbe [Tieck] eben dadurch am meisten für unsere Bühne thun, je weniger er für dieselbe thut. Seitdem sich das Publikum nicht seine liebenswürdige „Dame Kobold“ von Tieck aufdringen lassen wollte und ihn das unglückliche Frauenzimmer, die sich zwischen Thür und Angel befand, vom Platze weg auspochte, scheint er sich mit seinen Vergötterungsdiplomen mehr in sich selbst zurückgezogen zu haben, ein Verfahren, womit er gegen sich, wie gegen das Publicum, ohnstreitig am dankbarsten ist. Eine zweckmäßige, obschon nie öffentliche Opposition fand Tieck in dem als Theatersecretair, früher auch als Regisseur der italienischen Oper angestellten Herrn Hofrath Winkler, welcher Ersteren an practischer Kenntniß der Bühne, des Publicums, wie auch des Zeitgeschmacks – der an einem öffentlichen Institute ohnmöglich einer blos classischen Methode untergeordnet werden darf – bei weitem übersieht. Ohne eine solche Gegenwirkung möchte Tieck, dessen unpractische, rein ideale Begriffe, durch den Credit seines mit Recht ausgezeichneten Namens unterstützt, besonders nach obenhin eine falsche Competenz erlangen (weil man den Dramaturgen immer mit dem Poeten verwechselte) das, dieserhalb ihm aufsässige Publikum nur noch mehr durch seinem individuellen Geschmacke sanctionirte ästhetische Genüsse tyrannisirt und dem Institute, wie dies ohnedem schon der Fall gewesen [war], bedeutend geschadet haben. ...

Heinrich Heine

Die romantische Schule ²⁷²

Erstdruck 1834 - 1835

1. Buch

Ab S. 154

... Freylich, auch Goethe besang einige große Emanzipationsgeschichten, aber er besang sie als Artist. Da er nemlich den christlichen Enthusiasmus, der ihm fatal war, verdrießlich ablehnte, und den philosophischen Enthusiasmus unserer Zeit nicht begriff, oder nicht begreifen wollte, weil er dadurch aus seiner Gemüthsruhe herausgerissen zu werden fürchtete, so behandelte er den Enthusiasmus überhaupt ganz historisch, als etwas Gegebenes, als einen Stoff der behandelt werden soll,

²⁷²Auszug aus: >Heinrich Heine – Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke<, Band 8/1, hrsg. von Manfred Windfuhr, Hamburg 1979.

der Geist wurde Materie unter seinen Händen und er gab ihm die schöne gefällige Form. So wurde er der größte Künstler in unserer Literatur; und alles was er schrieb wurde ein abgerundetes Kunstwerk.

Das Beyspiel des Meisters leitete die Jünger, und in Deutschland entstand dadurch jene literarische Periode, die ich einst als „die Kunstperiode“ bezeichnet und wobey ich den nachtheiligen Einfluß auf die politische Entwicklung des deutschen Volkes nachgewiesen habe. Keineswegs jedoch läugnete ich bey dieser Gelegenheit den selbstständigen Werth der goetheschen Meisterwerke. Sie zieren unser theures Vaterland, wie schöne Statuen einen Garten zieren, aber es sind Statuen. Man kann sich darin verlieben, aber sie sind unfruchtbar: die goetheschen Dichtungen bringen nicht die That hervor, wie die Schillerschen. Die That ist das Kind des Wortes, und die goetheschen schönen Worte sind kinderlos. Das ist der Fluch alles dessen, was bloß durch die Kunst entstanden ist. Die Statue, die der Pygmalion verfertigt, war ein schönes Weib, sogar der Meister verliebte sich darin, sie wurde lebendig unter seinen Küssen, aber so viel wir wissen hat sie nie Kinder bekommen. Ich glaube Herr Charles Nodier hat mahl in solcher Beziehung etwas Aehnliches gesagt, und das kam mir gestern in den Sinn, als ich, die unteren Säle des Louvre durchwandernd, die alten Götterstatuen betrachtete. Da standen sie, mit den stummen weißen Augen, in dem marmornen Lächeln eine geheime Melancholie, eine trübe Erinnerung vielleicht an Egypten, das Todtenland, dem sie entsprossen, oder leidende Sehnsucht nach dem Leben, woraus sie jetzt durch andere Gottheiten fortgedrängt sind, oder auch Schmerz über ihre todte Unsterblichkeit: - sie schienen des Wortes zu harren, das sie wieder dem Leben zurückgäbe, das sie aus ihrer kalten, starren Regungslosigkeit erlöse. Sonderbar! diese Antiquen mahnten mich an die goetheschen Dichtungen, die eben so vollendet, eben so herrlich, eben so ruhig sind, und ebenfalls mit Wehmuth zu fühlen scheinen, daß ihre Starrheit und Kälte sie von unserem jetzigen bewegt warmen Leben abscheidet, daß sie nicht mit uns leiden und jauchzen können, daß sie keine Menschen sind, sondern unglückliche Mischlinge von Gottheit und Stein.

Diese wenigen Andeutungen erklären nun den Groll der verschiedenen Partheyen, die in Deutschland gegen Goethe laut geworden. Die Orthodoxen [die Konservativen] waren ungehalten gegen den großen Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutschland nennt; sie fürchteten seinen [aufklärerischen] Einfluß auf das Volk, dem er durch lächelnde Dichtungen, ja, durch die unscheinbarsten Liederchen, seine [materialistische] Weltansicht einflößte; sie sahen in ihm den gefährlichsten Feind des Kreuzes, das ihm, wie er sagte, so fatal war wie Wanzen, Knoblauch und Tabak; nemlich so ungefähr lautet die Xenie, die Goethe auszusprechen wagte, mitten in Deutschland, im Lande wo jenes Ungeziefer, der Knoblauch, der Tabak und das Kreuz, in heiliger Allianz, überall herrschend sind. Just dieses war es jedoch keineswegs was uns, den

Männern der [demokratischen] Bewegung [und der Aufklärung], an Goethe mißfiel.

Wie schon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit seines Wortes, das Kunstwesen, das durch ihn in Deutschland verbreitet wurde, das einen quietisirenden Einfluß auf die deutsche Jugend ausübte, das einer politischen Regenerazion [einer Demokratisierung] unseres Vaterlandes entgegenwirkte. Der indifferente Pantheist [Goethe] wurde daher von den entgegengesetztesten Seiten [von den Progressiven und den Konservativen] angegriffen; um französisch zu sprechen, die äußerste Rechte und die äußerste Linke verbanden sich gegen ihn; und während der schwarze Pfaffe mit dem Kruzifixe gegen ihn losschlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wüthende Sanskülotte mit der Pique [Stichwaffe]. Herr Wolfgang Menzel, der den Kampf gegen Goethe mit einem Aufwand von Esprit geführt hat, der eines besseren Zweckes werth war, zeigte in seiner Polemik nicht so einseitig den spiritualistischen Christen oder den unzufriedenen Patrioten: er basirte vielmehr einen Theil seiner Angriffe auf die letzten Aussprüche Friedrich Schlegels, der nach seinem Fall, aus der Tiefe seines katholischen Doms, sein Wehe über Goethe ausgerufen, über den Goethe, „dessen Poesie keinen Mittelpunkt habe“.

Herr Menzel ging noch weiter und zeigte, daß Goethe kein Genie sey, sondern nur ein Talent, er rühmte Schiller als Gegensatz u. s. w. Das geschah einige Zeit vor der Juliusrevolution, Herr Menzel war damals der größte Verehrer des Mittelalters, sowohl in Hinsicht der Kunstwerke als der Institutionen desselben, er schmähte mit unaufhörlichem Ingrimm den Johann Heinrich Voß, pries mit unerhörter Begeisterung den Herrn Joseph Görres: sein Haß gegen Goethe war daher ächt und er schrieb gegen ihn aus [reaktionärer] Ueberzeugung, also nicht, wie viele meinten, um sich dadurch bekannt zu machen. Obgleich ich selber damals ein Gegner Goethes war, so war ich doch unzufrieden über die Herbheit womit Herr Menzel ihn kritisirte, und ich beklagte diesen Mangel an Pietät. Ich bemerkte: Goethe sey doch immer der König unserer Literatur; wenn man an einen solchen das kritische Messer lege, müsse man es nie an der gebührenden Courtoisie [Ritterlichkeit] fehlen lassen, gleich dem Scharfrichter, welcher Carl I. zu köpfen hatte, und, ehe er sein Amt verrichtete, vor dem Könige niederkniete und seine allerhöchste Verzeihung erbat.

Unter die Gegner Goethes gehörte auch der famose Hofrath Müllner und sein einzig treu gebliebener Freund, der Herr Professor Schütz, Sohn des alten Schütz. Noch einige andere, die minder famose Namen führten, z. B. ein Herr Spaun, der lange Zeit, wegen politischer Vergehen, im Zuchthause gesessen hat, gehörten zu den öffentlichen Gegnern Goethes. Unter uns gesagt, es war eine sehr gemischte Gesellschaft. Was vorgebracht wurde habe ich hinlänglich angedeutet; schwerer ist es das besondere Motiv zu errathen, das jeden Einzelnen bewogen haben mag seine antigoethianischen Ueberzeugungen öffentlich auszusprechen. Nur von

einer Person kenne ich dieses Motiv ganz genau, und da ich dieses selber bin, so will ich jetzt ehrlich gestehen: es war der Neid. Zu meinem Lobe muß ich jedoch nochmals erwähnen, daß ich in Goethe nie den Dichter angegriffen, sondern nur den Menschen. Ich habe nie seine Werke getadelt. Ich habe nie Mängel darin sehen können, wie jene Kritiker, die mit ihren feingeschliffenen Augengläsern, auch die Flecken im Monde bemerkt haben; - die scharfsichtigen Leute! was sie für Flecken ansehen, das sind blühende Wälder, silberne Ströme, erhabene Berge, lachende Thäler.

Nichts ist thörigter als die Gringschätzung Goethes zu Gunsten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte, und den man von jeher pries um Goethe herabzusetzen. Oder wußte man wirklich nicht, daß jene hochgerühmten hochidealischen Gestalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgestellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene sündhaften, kleinweltlichen, befleckten Wesen, die uns Goethe in seinen Werken erblicken läßt? Wissen sie denn nicht, daß mittelmäßige Maler meistens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pinseln, daß aber schon ein großer Meister dazu gehört, um etwa einen spanischen Betteljungen, der sich laust, einen niederländischen Bauern, welcher kotzt, oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häßliche alte Weiber, wie wir sie auf kleinen holländischen Kabinettbildchen sehen, lebenswahr und technisch vollendet zu malen? Das Große und Furchtbare läßt sich in der Kunst weit leichter darstellen als das Kleine und Putzige. Die egyptischen Zauberer haben dem Moses viele Kunststücke nachmachen können, z. B. die Schlangen, das Blut, sogar die Frösche; aber, als er scheinbar weit leichtere Zauberdinge, nemlich Ungeziefer, hervorbrachte, da gestanden sie ihre Ohnmacht, und sie konnten das kleine Ungeziefer nicht nachmachen, und sie sagten: da ist der Finger Gottes. Scheltet immerhin über die Gemeinheiten im Faust, über die Scenen auf dem Brocken, im Auerbachskeller, scheltet auf die Liederlichkeiten im Meister - das könnt Ihr dennoch alles nicht nachmachen; da ist der Finger Goethes! Aber Ihr wollt das auch nicht nachmachen, und ich höre wie Ihr mit Abscheu behauptet: wir sind keine Hexenmeister, wir sind gute Christen. Daß Ihr keine Hexenmeister seyd, das weiß ich. ...

Zweites Buch

... Fr[iedrich] Schlegel starb im Sommer 1829, wie man sagte, in Folge einer gastronomischen Unmäßigkeit. Er wurde 56 Jahr alt. Sein Tod veranlaßte einen der widerwärtigsten literarischen Scandale. Seine Freunde (die Pfaffenparthey, deren Hauptquartier in München) waren ungehalten über die inoffiziöse Weise, womit die liberale Presse diesen Todesfall besprochen; sie verlästerten und schimpften und schmähten daher die deutschen Liberalen. Jedoch von keinem derselben konnten sie sagen: „daß er das Weib seines Gastfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Allmosen des beleidigten Gatten gelebt habe“.

Ich muß jetzt, weil man es doch verlangt, von dem älteren Bruder, Herrn A. W. Schlegel, sprechen. Wollte ich in Deutschland noch von ihm reden, so würde man mich dort mit Verwundrung ansehen.

Wer spricht jetzt noch in Paris von der Giraffe [A. W. Schlegel]?

Herr A. W. Schlegel ist geboren zu Hannover den 5ten September 1767. Ich weiß das nicht von ihm selber. Ich war nie so ungalant ihn über sein Alter zu befragen. Jenes Datum fand ich, wenn ich nicht irre, in Schindels Lexikon der deutschen Schriftstellerinnen. Herr A. W. Schlegel ist daher jetzt 67 Jahr alt. Herr Alexander v. Humboldt und andere Naturforscher behaupten er sey älter. Auch Champollion war so dieser Meinung. Wenn ich von seinen literarischen Verdiensten reden soll, so muß ich ihn wieder zunächst als Uebersetzer rühmen. Hier hat er unbestreitbar das Außerordentliche geleistet. Namentlich seine Uebertragung des Shakespear in die deutsche Sprache ist meisterhaft, unübertreffbar. Vielleicht mit Ausnahme des Herren Gries und des Herren Grafen Platen, ist Herr A. W. Schlegel überhaupt der größte Metriker Deutschlands. In allen übrigen Thätigkeiten gebührt ihm nur der zweyte, wo nicht gar der dritte Rang. In der ästhetischen Critik fehlt ihm, wie ich schon gesagt, der Boden einer Philosophie, und weit überragen ihn andere Zeitgenossen, namentlich Solger. Im Studium des Altdeutschen steht thurmhoch über ihn erhabenen Herr Jakob Grimm, der uns, durch seine deutsche Grammatik, von jener Oberflächlichkeit befreyte, womit man, nach dem Beyspiel der Schlegel, die altdeutschen Sprachdenkmale erklärt hatte. Herr Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutschen weit bringen, wenn er nicht ins Sanskrit hinübergesprungen wäre. Aber das Altdeutsche war außer Mode gekommen und mit dem Sanskrit konnte man frisches Aufsehen erregen. Auch hier blieb er gewissermaßen Dilettant; die Iniziative seiner Gedanken gehört noch seinem Bruder Friedrich, und das Wissenschaftliche, das Reelle, in seinen sanskritischen Leistungen gehört, wie jeder weiß, dem Herren Lassen, seinem gelehrten Collaborator.

Herr Franz Bopp zu Berlin ist in Deutschland der eigentliche Sanskritgelehrte, er ist der Erste in seinem Fache. In der Geschichtskunde hat sich Herr Schlegel einmal an dem Ruhme Niebuhrs, den er angriff, festkrämpfen wollen; aber vergleicht man ihn mit diesem großen Forscher, oder vergleicht man ihn mit einem Johannes v. Müller, einem Heeren, einem Schlosser und ähnlichen Historikern, so muß man über ihn die Achsel zucken. Wie weit hat er es aber als Dichter gebracht? Dies ist schwer zu bestimmen.

Der Violinspieler Salomon, welcher dem König von England, Georg III., Unterricht gab, sagte einst zu seinem erhabenen Schüler: „die Violinspieler werden eingetheilt in drey Classen; zur ersten Classe gehören die, welche gar nicht spielen können, zur zweyten Classe gehören die, welche sehr schlecht spielen, und zur dritten Classe gehören endlich die, welche gut spielen; Ew. Majestät hat sich schon bis zur zweyten Classe emporgeschwungen“.

Gehört nun Herr A. W. Schlegel zur ersten Classe oder zur zweyten Classe? Die Einen sagen, er sey gar kein Dichter; die Anderen sagen, er sey ein sehr schlechter Dichter. So viel weiß ich, er ist kein Paganini.

Seine Berühmtheit erlangte Herr A. W. Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte Keckheit womit er die vorhandenen literarischen Autoritäten angriff. Er riß die Lorbeerkränze von den alten Perucken und erregte bey dieser Gelegenheit viel Puderstaub. Sein Ruhm ist eine natürliche [uneheliche] Tochter des Scandals.

Wie ich schon mehrmals erwähnt, die Critik, womit Herr Schlegel die vorhandenen Autoritäten angriff, beruhte durchaus auf keiner Philosophie. Nachdem wir von jenem Erstaunen, worinn jede Vermessenheit uns versetzt, zurückgekommen, erkennen wir ganz und gar die innere Leerheit der sogenannten Schlegelschen Critik. Z. B. wenn er den Dichter Bürger herabsetzen will, so vergleicht er dessen Balladen mit den altenglischen Balladen, die Percy gesammelt; und er zeigt, wie diese viel einfacher, naiver, alterthümlicher und folglich poetischer gedichtet seyen. Hinlänglich begriffen hat Herr Schlegel den Geist der Vergangenheit, besonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher diesen Geist auch in den Kunstdenkmälern der Vergangenheit nachzuweisen, und ihre Schönheiten aus diesem Gesichtspunkt zu demonstriren. Aber alles was Gegenwart ist, begreift er nicht; höchstens erlauscht er nur etwas von der Physiognomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und das sind gewöhnlich die minder schönen Züge; indem er nicht den Geist begreift, der sie belebt, so sieht er in unserm ganzen modernen Leben nur eine prosaische Fratze. Ueberhaupt, nur ein großer Dichter vermag die Poesie seiner eignen Zeit zu erkennen; die Poesie einer Vergangenheit offenbart sich uns weit leichter, und ihre Erkenntniß ist leichter mitzutheilen. Daher gelang es Herrn Schlegel beym großen Haufen die Dichtungen, worinn die Vergangenheit eingesargt liegt, auf Kosten der Dichtungen, worinn unsere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreisen. Aber der Tod ist nicht poetischer als das Leben. Die altenglischen Gedichte, die Percy gesammelt, geben den Geist ihrer Zeit, und Bürgers Gedichte geben den Geist der unsrigen. Diesen Geist begriff Herr Schlegel nicht; sonst würde er in dem Ungestüm, womit dieser Geist zuweilen aus den Bürgerschen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrey eines ungebildeten Magisters gehört haben, sondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Aristokratie von hannövrischen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieses war nemlich die Lage des Verfassers der >Leonore<, und die Lage so mancher anderen genialen Menschen, die als arme Dozenten in Göttingen darbtten, verkümmerten und in Elend starben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beschützte, renovirte, baronisirte, bebänderte Ritter August Wilhelm von Schlegel jene Verse begreifen, worinn Bürger laut ausruft: daß ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettle, sich lieber aus der Welt heraus hungern solle!

Der Name „Bürger“ ist im Deutschen gleichbedeutend mit dem Worte citoyen.

Was den Ruhm des Herren Schlegel noch gesteigert, war das Aufsehen, welches er später hier in Frankreich erregte, als er auch die literarischen Autoritäten der Franzosen angriff. Wir sahen mit stolzer Freude, wie unser kampflustiger Landsmann den Franzosen zeigte, daß ihre ganze klassische Literatur nichts werth sey, daß Molière ein Possenreißer und kein Dichter sey, daß Racine ebenfalls nichts taue, daß man uns Deutschen hingegen als die Könige des Parnassus betrachten müsse. Sein Refrain war immer, daß die Franzosen das prosaischste Volk der Welt seyen und daß es in Frankreich gar keine Poesie gäbe. Dieses sagte der Mann zu einer Zeit, als vor seinen Augen noch so mancher Chorführer der Convention, der großen Titanentragedie, leibhaftig umherwandelte; zu einer Zeit als Napoleon jeden Tag ein gutes Epos improvisirte, als Paris wimmelte von Helden, Königen und Göttern. ... Herr Schlegel hat jedoch von dem allem nichts gesehen; wenn er hier war, sah er sich selber beständig im Spiegel, und da ist es wohl erklärlich, daß er in Frankreich gar keine Poesie sah.

Aber Herr Schlegel, wie ich schon oben gesagt, vermochte immer nur die Poesie der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu begreifen. Alles was modernes Leben ist, mußte ihm prosaisch erscheinen, und unzugänglich blieb ihm die Poesie Frankreichs, des Mutterbodens der modernen Gesellschaft. Racine mußte gleich der Erste seyn, den er nicht begreifen konnte. Denn dieser große Dichter steht schon als Herold der modernen Zeit neben dem großen Könige, mit welchem die moderne Zeit beginnt. Racine war der erste moderne Dichter, wie Ludwig XIV. der erste moderne König war. In Corneille athmet noch das Mittelalter. In ihm und in der Fronde röchelt noch das alte Ritterthum. Man nennt ihn auch deßhalb manchmal romantisch. In Racine ist aber die Denkweise des Mittelalters ganz erloschen; in ihm erwachen lauter neue Gefühle; er ist das Organ einer neuen Gesellschaft; in seiner Brust dufteten die ersten Veilchen unseres modernen Lebens; ja wir könnten sogar schon die Lorbeeren darinn knospen sehen, die erst später, in der jüngsten Zeit, so gewaltig emporgeschossen. Wer weiß, wie viel Thaten aus Racines zärtlichen Versen erblüht sind! Die französischen Helden, die bey den Pyramiden, bey Marengo, bey Austerlitz, bey Moskau und bey Waterloo begraben liegen, sie hatten alle einst Racines Verse gehört, und ihr Kaiser hatte sie gehört aus dem Munde Talmas. Wer weiß wie viel Zentner Ruhm von der Vendomesäule eigentlich dem Racine gebührt. Ob Euripides ein größerer Dichter ist als Racine, das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß letzterer eine lebendige Quelle von Liebe und Ehrgefühl war, und mit seinem Tranke ein ganzes Volk berauscht und entzückt und begeistert hat. Was verlangt ihr mehr von einem Dichter? Wir sind alle Menschen, wir steigen ins Grab und lassen zurück unser Wort, und wenn dieses seine Mission erfüllt hat, dann kehrt es zurück

in die Brust Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimath aller Harmonie.

Hätte sich nun Herr Schlegel darauf beschränkt, zu behaupten, daß die Mission des Racinischen Wortes vollendet sey, und daß die fortgerückte Zeit ganz anderer Dichter bedürfe: so hätten seine Angriffe einigen Grund. Aber grundlos waren sie, wenn er Racines Schwäche durch eine Vergleichung mit älteren Dichtern erweisen wollte. Nicht bloß ahnte er nichts von der unendlichen Anmuth, dem süßen Scherz, dem tiefen Reitz, welcher darinn lag, daß Racine seine neuen französischen Helden mit antiken Gewändern kostümirte, und zu dem Interesse einer modernen Leidenschaft noch das Interessante einer geistreichen Maskerade mischte: Herr Schlegel war sogar tölpelhaft genug, jene Vermummung für baare Münze zu nehmen, die Griechen von Versailles nach den Griechen von Athen zu beurtheilen, und die Phädra des Racine mit der Phädra des Euripides zu vergleichen! Diese Manier, die Gegenwart mit dem Maaßstabe der Vergangenheit zu messen, war bey Herren Schlegel so eingewurzelt, daß er immer mit dem Lorbeerzweig eines älteren Dichters den Rücken der jüngeren Dichter zu geißeln pflegte, und daß er, um wieder den Euripides selber herabzusetzen, nichts besseres wußte, als daß er ihn mit dem älteren Sophokles, oder gar mit dem Aeschylus, verglich.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier entwickeln wie Herr Schlegel gegen den Euripides, den er in jener Manier herabzuwürdigen gesucht, eben so, wie einst Aristophanes, das größte Unrecht verübt.²⁷³ Letzterer, der [konservative] Aristophanes, befand sich, in dieser Hinsicht, auf einem Standpunkte, welcher mit dem Standpunkte der [reaktionären] romantischen Schule die größte Aehnlichkeit darbietet; seiner Polemik liegen ähnliche Gefühle und Tendenzen zum Grunde, und wenn man Herrn Tieck einen romantischen Aristophanes nannte, so könnte man mit Fug den Parodisten des Euripides und des Sokrates [Aristophanes] einen klassischen Tieck nennen. Wie Herr Tieck und die Schlegel, trotz der eignen Ungläubigkeit, dennoch den Untergang des Katholizismus bedauerten; wie sie diesen Glauben bey der Menge zu restauriren wünschten; wie sie in dieser Absicht die protestantischen Razionalisten, die Aufklärer, die ächten noch mehr als die falschen, mit Spott und Verlästerung befehdeten; wie sie gegen Männer, die im Leben und in der Literatur, eine ehrsame Bürgerlichkeit beförderten, die grimmigste Abneigung hegten; wie sie diese Bürgerlichkeit als philisterhafte Kleinmisere persiflirten, und dagegen beständig das große Heldenleben des feudalistischen Mittelalters gerühmt und gefeyert: so hat auch Aristophanes, welcher selber die Götter verspöttelte, dennoch die Philosophen gehaßt, die dem ganzen Olymp den Untergang bereiteten; er [Aristophanes] haßte den razionalistischen Sokrates, welcher eine bessere Moral predigte; er haßte die Dichter, die gleichsam schon ein modernes Leben aussprachen, welches sich von der frühern griechischen Götter-, Helden- und Königsperiode eben so unterschied, wie unsere jetzige Zeit von

²⁷³Siehe zu diesem Thema L. Baus, >Der Herakliteer Euripides<, Homburg 2024.

den mittelalterlichen Feudalzeiten; er [Aristophanes und/oder Schlegel] haßte den Euripides, welcher nicht mehr wie Aeschylus und Sophokles von dem griechischen Mittelalter trunken war, sondern sich schon der bürgerlichen Tragödie näherte. Ich zweifle, ob sich Herr Schlegel der wahren Beweggründe bewußt war, warum er den Euripides so sehr herabsetzte, in Vergleichung mit Aeschylus und Sophokles: ich glaube ein unbewußtes Gefühl leitete ihn, in dem alten Tragiker [Euripides] roch er das modern demokratische und protestantische Element, welches schon dem ritterschaftlichen und olympisch katholischen Aristophanes so sehr verhaßt war.

Vielleicht aber erzeige ich Herren A. W. Schlegel eine unverdiente Ehre, indem ich ihm bestimmte Sympathien und Antipathien beymesse. Es ist möglich, daß er gar keine hatte. Er war in seiner Jugend ein Hellenist und wurde erst später ein Romantiker. Er wurde Chorfürer der neuen Schule, diese wurde nach ihm und seinem Bruder benamset [benannt], und er selber war vielleicht derjenige, dem es mit der Schlegelschen Schule am wenigsten Ernst war. Er unterstützte sie mit seinen Talenten, er studierte sich in sie hinein, er freute sich damit so lang es gut gieng, und als es mit der Schule ein schlechtes Ende nahm, hat er sich wieder in ein neues Fach hineinstudiert.

Obgleich nun die Schule zu Grunde ging, so haben doch die Anstrengungen des Herren Schlegel gute Früchte [ironisch gemeint] getragen für unsere Literatur. Namentlich hatte er gezeigt, wie man wissenschaftliche Gegenstände in eleganter Sprache behandeln kann. Früherhin wagten wenige deutsche Gelehrte ein wissenschaftliches Buch in einem klaren und anziehenden Style zu schreiben. Man schrieb ein verworrenes, trockenes Deutsch, welches nach Talglichtern und Tabak roch. Herr Schlegel gehörte zu den wenigen Deutschen die keinen Tabak rauchen, eine Tugend, welche er der Gesellschaft der Frau v. Stael verdankte. Ueberhaupt verdankt er jener Dame die äußere Politur, welche er in Deutschland mit so vielem Vortheil geltend machen konnte. In dieser Hinsicht war der Tod der vortrefflichen Frau v. Stael ein großer Verlust für diesen deutschen Gelehrten, der in ihrem Salon so viele Gelegenheit fand; die neuesten Moden kennen zu lernen, und, als ihr Begleiter in allen Hauptstädten Europas, die schöne Welt sehen und sich die schönsten Weltsitten aneignen konnte. Solche bildende Verhältnisse waren ihm so sehr zum heiteren Lebensbedürfniß geworden, daß er, nach dem Tode seiner edlen Beschützerinn, nicht abgeneigt war, der berühmten [Opernsängerin Angelica] Catalani seine Begleitung auf ihren Reisen anzubieten.

Wie gesagt, die Beförderung der Eleganz ist ein Hauptverdienst des Herren Schlegel, und durch ihn kam auch in das Leben der deutschen Dichter mehr Civilisazion. Schon Goethe hatte das einflußreichste Beyspiel gegeben, wie man ein deutscher Dichter seyn kann, und dennoch den äußerlichen Anstand zu bewahren vermag. In früheren Zeiten verachteten die deutschen Dichter alle conventionellen Formen, und der Name

„deutscher Dichter“ oder gar der Name „poetisches Genie“ erlangte die unerfreulichste Bedeutung. Ein deutscher Dichter war ehemals ein Mensch, der einen abgeschabten, zerrissenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitgedichte für einen Thaler das Stück verfertigte, statt der guten Gesellschaft, die ihn abwies, desto bessere Getränke genoß, auch wohl des Abends betrunken in der Gosse lag, zärtlich geküßt von Lunas [des Mondes] gefühlvollen Stralen. Wenn sie alt geworden, pflegten diese Menschen noch tiefer in ihr Elend zu versinken, und es war freylich ein Elend ohne Sorge, oder dessen einzige Sorge darinn besteht: wo man den meisten Schnaps für das wenigste Geld haben kann?

So hatte auch ich mir einen deutschen Dichter vorgestellt. Wie angenehm verwundert war ich daher Anno 1819, als ich, ein ganz junger Mensch, die Universität Bonn besuchte, und dort die Ehre hatte den Herrn Dichter A. W. Schlegel, das poetische Genie, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Es war, mit Ausnahme des Napoleon, der erste große Mann den ich damals gesehen, und ich werde nie diesen erhabenen Anblick vergessen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor seinem Catheder stand und ihn sprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauchrock, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handschuhe. Herr A. W. Schlegel trug aber Glaceehandschuhe, und war noch ganz nach der neuesten pariser Mode gekleidet; er war noch ganz parfümirt von guter Gesellschaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz selbst, und wenn er vom Großkanzler von England sprach, setzte er hinzu „mein Freund“, und neben ihm stand sein Bedienter, in der freyherrlichst Schlegelschen Hauslivree, und putzte die Wachlichter, die auf silbernen Armleuchtern brannten und nebst einem Glase Zuckerwasser vor dem Wundermanne auf dem Katheder standen. Livreebedienter! Wachlichter! silberne Armleuchter! mein Freund der Großkanzler von England! Glaceehandschuh! Zuckerwasser! welche unerhörte Dinge im Collegium eines deutschen Professors! Dieser Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich besonders, und ich machte auf Herren Schlegel damals drey Oden, wovon jede anfang mit den Worten: O du, der du, u. s. w. Aber nur in der Poesie hätte ich es gewagt einen so vornehmen Mann zu dutzen. Sein Außeres gab ihm wirklich eine gewisse Vornehmheit. Auf seinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige silberne Härchen, und sein Leib war so dünn, so abgezehrt, so durchsichtig, daß er ganz Geist zu seyn schien, daß er fast aussah wie ein Sinnbild des Spiritualismus.

Trotz dem hatte er damals geheurathet, und er, der Chef der Romantiker, heurathete die Tochter des Kirchenrath Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutschen Razionalisten. Es war eine symbolische Ehe, die Romantik vermählte sich gleichsam mit dem Razionalismus; sie blieb aber ohne Früchte. Im Gegentheile, die Trennung zwischen der Romantik und dem Razionalismus wurde dadurch noch größer, und schon gleich am anderen Morgen nach der Hochzeitnacht lief der Razionalismus [die Ehefrau

Schlegels] wieder nach Hause, und wollte nichts mehr mit der Romantik zu schaffen haben. Denn der Razionalismus, wie er denn immer vernünftig ist, wollte nicht bloß symbolisch vermählt seyn, und sobald er die hölzerne Nichtigkeit der romantischen Kunst erkannt, lief er davon. Ich weiß, ich rede hier dunkel und will mich daher so klar als möglich ausdrücken:

Typhon, der böse Typhon, haßte den Osiris, (welcher, wie Ihr wißt, ein egyptischer Gott ist) und als er ihn in seine Gewalt bekam, riß er ihn in Stücken. Isis, die arme Isis, die Gattinn des Osiris, suchte diese Stücke mühsam zusammen, flickte sie an einander und es gelang ihr den zerrissenen Gatten wieder ganz herzustellen; ganz? ach nein, es fehlte ein Hauptstück, welches die arme Göttinn nicht wieder finden konnte, arme Isis! Sie mußte sich daher begnügen mit einer Ergänzung von Holz, aber Holz ist nur Holz, arme Isis! Hierdurch entstand nun in Egypten ein scandaleuser Mythos und in Heidelberg ein mystischer Scandal.

Herren A. W. Schlegel verlor man seitdem ganz außer Augen. Er war verschollen. Mißmuth über solches Vergessenwerden trieb ihn endlich, nach langjähriger Abwesenheit, wieder einmal nach Berlin, der ehemaligen Hauptstadt seines literärischen Glanzes, und er hielt dort wieder einige Vorlesungen über Aesthetik. Aber er hatte unterdessen nichts neues gelernt und er sprach jetzt zu einem Publikum, welches von Hegel eine Philosophie der Kunst, eine Wissenschaft der Aesthetik, erhalten hatte. Man spottete und zuckte die Achsel. Es ging ihm wie einer alten Comödiantinn, die nach zwanzigjähriger Abwesenheit den Schauplatz ihres ehemaligen Succes [Erfolges] wieder betritt, und nicht begreift, warum die Leute lachen statt zu applaudiren. Der Mann hatte sich entsetzlich verändert und er ergötzte Berlin vier Wochen lang durch die Etalage [Schaufenster] seiner Lächerlichkeiten. Er war ein alter eitler Geck geworden, der sich überall zum Narren halten ließ. Man erzählt darüber die unglaublichsten Dinge.

Hier in Paris hatte ich die Betrübniß, Herren A. W. Schlegel persönlich wieder zu sehen. Wahrlich, von dieser Veränderung hatte ich doch keine Vorstellung, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeigte. Es war vor einem Jahre, kurz nach meiner Ankunft in der Hauptstadt. Ich ging eben das Haus zu sehen, worin Molière gewohnt hat; denn ich ehre große Dichter, und suche überall, mit religiöser Andacht, die Spuren ihres irdischen Wandels. Das ist ein Kultus. Auf meinem Wege, unfern von jenem geheiligten Hause, erblickte ich ein Wesen, in dessen verwebten Zügen sich eine Aehnlichkeit mit dem ehemaligen A. W. Schlegel kund gab. Ich glaubte seinen Geist zu sehen. Aber es war nur sein Leib. Der Geist ist todt und der Leib spukt noch auf der Erde, und er ist unterdessen ziemlich fett geworden; an den dünnen spirirualistischen Beinen hatte sich wieder Fleisch angesetzt; es war sogar ein Bauch zu sehen, und oben drüber hingen eine Menge Ordensbänder. Das sonst so feine greise Köpfchen trug eine goldgelbe Perücke. Er war gekleidet nach der neusten Mode jenes Jahrs, in welchem Frau v. Stael gestorben. Dabey lächelte er so veraltet süß wie eine bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Mund hat, und bewegte sich so

jugendlich wie ein kokettes Kind. Es war wirklich eine sonderbare Verjüngung mit ihm vorgegangen; er hatte gleichsam eine spaßhafte zweite Auflage seiner Jugend erlebt; er schien ganz wieder in die Blüthe gekommen zu seyn, und die Röthe seiner Wangen habe ich sogar in Verdacht, daß sie keine Schminke war, sondern eine gesunde Ironie der Natur.

Mir war in diesem Augenblick als sähe ich den seeligen Molière am Fenster stehen und als lächelte er zu mir herab, hindeutend auf jene melancholisch heitere Erscheinung. Alle Lächerlichkeit derselben ward mir auf einmal so ganz einleuchtend; ich begriff die ganze Tiefe und Fülle des Spaßes, der darin enthalten war; ich begriff ganz den Lustspielcharakter jener fabelhaft ridikülen Personage, die leider keinen großen Comiker gefunden hat, um sie gehörig für die Bühne zu benutzen. Molière allein wäre der Mann gewesen, der eine solche Figur für das Theater Francais bearbeiten konnte, er allein hatte das dazu nöthige Talent; - und das ahnte Herr A. W. Schlegel schon frühzeitig, und er haßte den Molière aus demselben Grunde weißhalb Napoleon den Tacitus gehaßt hat. Wie Napoleon Bonaparte, der französische Cäsar, wohl fühlte, daß ihn der republikanische Geschichtsschreiber ebenfalls nicht mit Rosenfarben geschildert hätte: so hatte auch Herr A. W. Schlegel, der deutsche Osiris, längst geahnt, daß er dem Molière, dem großen Comiker, wenn dieser jetzt lebte, nimmermehr entgangen wäre. Und Napoleon sagte von Tacitus, er sey der Verlämder des Tiberius, und Herr August Wilhelm Schlegel sagte von Molière, daß er gar kein Dichter, sondern nur ein Possenreißer gewesen sey.

Herr A. W. Schlegel verließ bald darauf Paris, nachdem er vorher von S. Majestät Ludwig Philipp I., König der Franzosen, mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirt worden. Der Moniteur hat bis jetzt noch gezögert diese Begebenheit gehörig zu berichten; aber Thalia, die Muse der Comödie, hat sie hastig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.

II.

Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigsten Schriftsteller der romantischen Schule. Für diese kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phoebus Apollo [alias des weimarischen Olympiers Goethe], und wie sein ewig jugendlicher Vater führte er nicht bloß die Leyer, sondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyrischer Lust und kritischer Grausamkeit, wie der delphische Gott. Hatte er, gleich diesem, irgend einen literarischen Marsyas erbärmlichst geschunden, dann griff er, mit den blutigen Fingern, wieder lustig in die goldenen Saiten seiner Leyer und sang ein freudiges Minnelied.

Die poetische Polemik, die Herr Tieck, in dramatischer Form, gegen die Gegner der Schule führte, gehört zu den außerordentlichsten

Erscheinungen unserer Literatur. Es sind satyrische Dramen, die man gewöhnlich mit den Lustspielen des Aristophanes vergleicht. Aber sie unterscheiden sich von diesen fast eben so wie eine sophokleische Tragödie sich von einer shakespearschen unterscheidet. Hatte nemlich die antike Comödie ganz den einheitlichen Zuschnitt, den strengen Gang und die zierlichst ausgebildete metrische Sprache der antiken Tragödie, als deren Parodie sie gelten konnte: so sind die dramatischen Satyren des Herren Tieck ganz so abentheurlich zugeschnitten, ganz so englisch unregelmäßig und so metrisch willkürlich wie die Tragödien des Shakespear. War diese Form eine neue Erfindung des Herren Tieck? Nein, sie existirte bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italienisch versteht kann sich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieckschen Dramen verschaffen, wenn er sich in den buntscheckig bizarren, venezianisch phantastischen Märchen-Comödien des Gozzi noch etwas deutschen Mondschein hineinträumt. Sogar die meisten seiner Masken hat Herr Tieck diesem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach seinem Beyspiel haben viele deutsche Dichter sich ebenfalls dieser Form bemächtigt, und wir erhielten Lustspiele, deren komische Wirkung nicht durch einen launigen Charakter oder durch eine spaßhafte Intrigue herbeygeführt wird, sondern die uns gleich unmittelbar in eine komische Welt versetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menschen sprechen und handeln, und wo Zufall und Willkühr an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten ist. Dieses finden wir auch bey Aristophanes. Nur daß letzterer diese Form gewählt, um uns seine tiefsinnigsten Weltanschauungen zu offenbaren, wie z. B. in den Vögeln, wo das wahnwitzigste Treiben der Menschen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichsten Schlösser zu bauen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebillete Siegesfreude, in den possirlichsten Fratzen dargestellt ist. Darum eben ist Aristophanes so groß, weil seine Weltansicht so groß war, weil sie größer, ja tragischer war als die der Tragiker selbst, weil seine Comödien wirklich „scherzende Tragödien“ waren: denn z. B. Paisteteros wird nicht am Ende des Stückes, wie etwa ein moderner Dichter thun würde, in seiner lächerlichen Nichtigkeit dargestellt, sondern vielmehr er gewinnt die Basilea, die schöne wundermächtige Basilea, er steigt mit dieser himmlischen Gemahlinn empor in seine Luftstadt, die Götter sind gezwungen, sich seinem Willen zu fügen, die Narrheit [alias der tieckische „Humor“] feyert ihre Vermählung mit der Macht [der preußischen Aristokratie], und das Stück schließt mit jubelnden Hymenäen. Giebt es für einen vernünftigen Menschen etwas grauenhaft Tragischeres als dieser Narrensieg und Narrentriumph! So hoch aber verstiegen sich nicht unsere deutschen Aristophanesse [der Romangtiker]; sie enthielten sich jeder höheren Weltanschauung; über die zwey wichtigsten Verhältnisse des Menschen, das politische und das religiöse, schwiegen sie mit großer Bescheidenheit; nur das Thema, das Aristophanes in den >Fröschen< besprochen, wagten sie zu behandeln: zum Hauptgegenstand ihrer dramatischen Satyre wählten sie das Theater selbst, und sie satyrisirten, mit

mehr oder minderer Laune, die Mängel unserer Bühne [Satire auf Tiecks „Theaterkritiken“].

(Aber man muß auch den politisch unfreyen Zustand Deutschlands berücksichtigen. Unsere Witzlinge [die Romantiker] müssen sich, in Betreff wirklicher [realer] Fürsten, aller Anzüglichkeiten enthalten, und für diese Beschränkung wollen sie daher an den Theaterkönigen und Kulissenprinzen sich entschädigen. Wir [Deutschen], die wir fast gar keine raisonnirende politische Journale besaßen, waren immer desto gesegneter mit einer Unzahl ästhetischer Blätter, die nichts als müßige Märchen und Theaterkritiken enthielten: so daß, wer unsere Blätter sah, beinahe glauben mußte, das ganze deutsche Volk bestände aus lauter schwatzenden Ammen und Theaterrezensenten [wie Ludwig Tieck]. Aber man hätte uns doch Unrecht gethan. Wie wenig solches klägliche Geschreibsel uns genügte, zeigte sich nach der Juliusrevolution, als es den Anschein gewann, daß ein freyes Wort auch in unserem theuren Vaterland gesprochen werden dürfte. Es entstanden plötzlich Blätter, welche das gute oder schlechte Spiel der wirklichen Könige rezensirten, und mancher derselben, der seine Rolle vergessen, wurde in der eigenen Hauptstadt ausgepiffen. Unsere literarischen Scheherezaden, welche das Publikum, den plumpen Sultan, mit ihren kleinen Novellen einzuschläfern pflegten, mußten jetzt verstummen, und die Comödianten sahen mit Verwunderung, wie leer das Parterre war, wenn sie noch so göttlich spielten, und wie sogar der Sperrersitz des furchtbaren Stadtkritikers sehr oft unbesetzt blieb. Früherhin hatten sich die guten Bretterhelden immer beklagt, daß nur sie und wieder sie zum öffentlichen Gegenstand der Besprechung dienen müßten, und daß sogar ihre häuslichen Tugenden in den Zeitungen enthüllt würden. Wie erschrakten sie, als es den Anschein gewann, daß am Ende gar nicht mehr von ihnen die Rede seyn möchte!

In der That, wenn in Deutschland die Revolution ausbrach, so hatte es ein Ende mit Theater und Theaterkritik, und die erschreckten Novellendichter, Comödianten und Theaterrezensenten füchteten mit Recht: „daß die Kunst zu Grunde ginge“. Aber das Entsetzliche ist von unserem Vaterlande, durch die Weisheit und Kraft des frankfurter Bundestages, glücklich abgewendet worden; es wird hoffentlich keine Revolution in Deutschland ausbrechen, vor der Guillotine und allen Schrecknissen der Pressfreyheit sind wir bewahrt, sogar die Deputirtenkammern, deren Concurrenz den früher concessionirten Theatern so viel geschadet, werden abgeschafft, und die Kunst ist gerettet. Für die Kunst wird jetzt in Deutschland alles Mögliche gethan, namentlich in Preußen. Die Museen stralen in sinnreicher Farbenlust, die Orchester rauschen, die Tänzerinnen springen ihre süßesten Entrechats, mit tausend und eine Novelle wird das Publikum ergötzt, und es blüht wieder die Theaterkritik.

Justin erzählt in seinen Geschichten: Als Cyrus die Revolte der Lydier gestillt [unterdrückt] hatte, wußte er den störrigen, freyheitsüchtigen Geist derselben nur dadurch zu bezähmen, daß er ihnen befahl, schöne Künste

und sonstige lustige Dinge zu treiben. Von lydischen Emeuten [Aufrührern, Aufständischen] war seitdem nicht mehr die Rede, desto berühmter aber wurden lydische Restaurateure, Kuppler und Artisten.)

Wir haben jetzt Ruhe in Deutschland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptsache; und, da Herr Tieck in diesen beiden Leistungen excellirt [ironisch gemeint], so wird ihm von allen Freunden der Kunst, die gebührende Bewunderung gezollt. Er ist, in der That, der beste Novellist [wiederum ironisch gemeint] in Deutschland. Jedoch alle seine erzählenden Erzeugnisse sind weder von derselben Gattung, noch von demselben Werthe. Wie bey den Malern, kann man auch bey Herrn Tieck mehrere Manieren unterscheiden. Seine erste Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule. Er schrieb damals nur auf Antrieb und Bestellung eines Buchhändlers, welcher eben kein anderer war als der seelige Nicolai selbst, der eigensinnigste Champion der Aufklärung und Humanität, der große Feind des Aberglaubens, des Mystizismus und der Romantik. Nicolai war ein schlechter Schriftsteller, eine prosaische Perrücke, und er hat sich mit seiner Jesuitenriecherey oft sehr lächerlich gemacht. Aber wir Spätergeborenen, wir müssen doch eingestehn, daß der alte Nicolai ein grundehrlicher Mann war, der es redlich mit dem deutschen Volke meinte, und der aus Liebe für die heilige Sache der Wahrheit sogar das schlimmste Martyr[er]thum, das Lächerlichwerden, nicht scheute. Wie man mir zu Berlin erzählt, lebte Herr Tieck früherhin in dem Hause dieses Mannes, er wohnte eine Etage höher als Nicolai, und die neue Zeit trampelte schon über dem Kopfe der alten Zeit.

Die Werke, die Herr Tieck in seiner ersten Manier schrieb, meistens Erzählungen und große lange Romane, worunter >William Lovell< der beste, sind sehr unbedeutend, ja sogar ohne Poesie. Es ist als ob diese poetisch reiche Natur in der Jugend geitzig gewesen sey und alle ihre geistigen Reichthümer für eine spätere Zeit aufbewahrt habe. Oder kannte Herr Tieck selber nicht die Reichthümer seiner eigenen Brust und die Schlegel mußten diese erst mit der Wünschelrute entdecken? So wie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erschlossen sich alle Schätze seiner Phantasie, seines Gemüthes und seines Witzes.

Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarsten Perlen, und vor allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelstein, wovon die romantischen Poeten damals so viel gesagt und gesungen. Diese reiche Brust war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literarischen Feldzüge die Kriegskosten schöpften. Herr Tieck mußte für die Schule die schon erwähnten satyrischen Lustspiele schreiben und zugleich nach den neuen ästhetischen Rezepten eine Menge Poesien jeder Gattung verfertigen. Das ist nun die zweite Manier des Herren Ludwig Tieck. Seine empfehlenswerthesten dramatischen Produkte in dieser Manier sind der >Kaiser Octavian<, >die heilige Genovefa< und der >Fortunat<, drey Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet sind. Diese alten Sagen, die das deutsche Volk noch immer bewahrt, hat hier der

Dichter in neuen kostbaren Gewanden gekleidet. Aber, ehrlich gestanden, ich liebe sie mehr in der alten naiven treuherzigen Form. So schön auch die Tiecksche Genovefa ist, so habe ich doch weit lieber das alte, zu Köln am Rhein sehr schlecht gedruckte Volksbuch mit seinen schlechten Holzschnitten, worauf aber gar rührend zu schauen ist, wie die arme nackte Pfalzgräfinn nur ihre langen Haare zur keuschen Bedeckung hat und ihren kleinen Schmerzenreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirschkuh saugen läßt.

Weit kostbarer noch als jene Dramen sind die Novellen, die Herr Tieck in seiner zweiten Manier geschrieben. Auch diese sind meistens den alten Volkssagen nachgebildet. Die vorzüglichsten sind >der blonde Eckbert< und >der Runenberg<. In diesen Dichtungen herrscht eine geheimnißvolle Innigkeit, ein sonderbares Einverständnis mit der Natur, besonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leser fühlt sich da wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdischen Quellen melodisch rauschen; er glaubt manchmal, im Geflüster der Bäume, seinen eignen Namen zu vernehmen; die breitblättrigen Schlingpflanzen umstricken manchmal beängstigend seinen Fuß; wildfremde Wunderblumen schauen ihn an mit ihren bunten sehnsüchtigen Augen; unsichtbare Lippen küssen seine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldne Glocken, wachsen klingend empor am Fuße der Bäume; große, schweigende Vögel wiegen sich auf den Zweigen und nicken herab mit ihren klugen, langen Schnäbeln; alles athmet, alles lauscht, alles ist schauernd erwartungsvoll: - da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein schönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Und dieses schöne Fräulein ist so schön, so blond, so veilchenäugig, so lächelnd und zugleich so ernsthaft, so wahr und zugleich so ironisch, so keusch und zugleich so schmachtend, wie die Phantasie unseres vortrefflichen Ludwig Tieck. Ja, seine Phantasie ist ein holdseliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem seltenen Einhorn, das sich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt.

Eine merkwürdige Veränderung begiebt sich aber jetzt mit Herren Tieck, und diese bekundet sich in seiner dritten Manier [den sog. Dresdener Novellen]. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geschwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weise, wie man sie von ihm am wenigsten erwartet hätte. Der ehemalige Enthusiast, welcher einst, aus schwärmerischen Eifer, sich in den Schooß der katholischen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Protestantismus so gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudalistisches Mittelalter athmete, welcher die Kunst nur in der naiven Herzenergießung liebte: dieser trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerey, als Darsteller des modernsten Bürgerlebens, als Künstler, der in der Kunst das klarste Selbstbewußtseyn verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So sehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen, wovon auch einige in Frankreich

bekannt geworden. Das Studium Goethes ist darin sichtbar, so wie überhaupt Herr Tieck in seiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethes erscheint. Dieselbe artistische Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der schlegelschen Schule nicht gelungen den Goethe zu sich heranzuziehen, so sahen wir jetzt, wie diese Schule, repräsentirt von Herren Ludwig Tieck, zu Goethe überging. Dieses mahnt an eine mahometanische Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge gesagt: Berg komm zu mir. Aber der Berg kam nicht. Und siehe! das größere Wunder geschah, der Prophet ging zu dem Berge.

Herr Tieck ist geboren zu Berlin, den 31sten May 1773. Seit einer Reihe Jahren hat er sich zu Dresden niedergelassen, wo er sich meistens mit dem Theater beschäftigte, und er, welcher in seinen früheren Schriften die Hofrätthe als Typus der Lächerlichkeit beständig persifflirt hatte, er selber wurde jetzt königlich sächsischer Hofrath. Der liebe Gott ist doch immer noch ein größerer Ironiker als Herr Tieck.

Es ist jetzt ein sonderbares Mißverhältniß eingetreten zwischen dem Verstande und der Phantasie dieses Schriftstellers. Jener, der Tiecksche Verstand, ist ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitsystem huldigt und nichts von Schwärmerey wissen will; jene aber, die Tiecksche Phantasie, ist noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Diese beiden führen eine kuriose Ehe, und es ist manchmal betrübsam zu schauen, wie das arme hochadlige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in seiner Wirthschaft, oder gar in seinem Käseladen behülflich seyn soll. Manchmal aber, des Nachts, wenn der Herr Gemahl, mit seiner baumwollnen Mütze über dem Kopfe, ruhig schnarcht, erhebt die edle Dame sich von dem eheligen Zwangslager, und besteigt ihr weißes Roß, und jagt wieder lustig, wie sonst, im romantischen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Tiecksche Verstand, in seinen jüngsten Novellen, noch grämlicher geworden, und daß zugleich seine Phantasie von ihrer romantischen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten, sogar mit gähnendem Behagen, im Ehebett liegen bleibt und sich dem dürren Gemahle fast liebevoll anschließt.

Herr Tieck ist jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Gestalten schaffen und aus seinem Herzen dringen Worte, die unsere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Wesen, etwas Unbestimmtes, Unsicheres, eine gewisse Schwächlichkeit, ist nicht bloß jetzt, sondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieser Mangel an entschlossener Kraft giebt sich nur allzu sehr kund in allem was er that und schrieb. Wenigstens in allem was er schrieb offenbart sich keine Selbstständigkeit. Seine erste Manier zeigt ihn als gar nichts; seine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel; seine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethes. Seine Theaterkritiken, die er unter dem Titel

„dramaturgische Blätter“ gesammelt, sind noch das Originalste was er geliefert hat. Aber es sind Theaterkritiken.

Um den Hamlet ganz als Schwächling zu schildern, läßt Shakespear ihn auch, im Gespräche mit den Comödianten, als einen guten Theaterkritiker erscheinen.

Mit den ernstesten Disciplinen hatte sich Herr Tieck nie sonderlich befaßt. Er studirte moderne Sprachen und die älteren Urkunden unserer vaterländischen Poesie. Den klassischen Studien soll er immer fremde geblieben seyn, als ein ächter Romantiker. Nie beschäftigte er sich mit Philosophie; diese scheint ihm sogar widerwärtig gewesen zu seyn. Auf den Feldern der Wissenschaft brach Herr Tieck nur Blumen und dünne Jerten [Gerten], um mit ersteren die Nasen seiner Freunde und mit letzteren die Rücken seiner Gegner zu regaliren. Mit dem gelehrten Feldbau hat er sich nie abgegeben. Seine Schriften sind Blumensträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren.

Außer Goethe ist es Cervantes, welchen Herr Tieck am meisten nachgeahmt. Die humoristische Ironie, ich könnte auch sagen den ironischen Humor dieser beiden modernen Dichter, verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herren Tiecks dritter Manier. Ironie und Humor sind da so verschmolzen, daß sie ein und dasselbe zu seyn scheinen. Von dieser humoristischen Ironie ist viel bey uns die Rede, die goethesche Kunstschule preist sie als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters, und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur. (Aber sie ist nur ein Zeichen unserer politischen Unfreyheit, und wie Cervantes, zur Zeit der Inquisition, zu einer humoristischen Ironie seine Zuflucht nehmen mußte, um seine Gedanken anzudeuten, ohne den Familiaren des heiligen Offiz eine faßbare Blöße zu geben: so pflegte auch Goethe im Tone einer humoristischen Ironie dasjenige zu sagen, was er, der Staatsminister und Höfling, nicht unumwunden auszusprechen wagte. Goethe hat nie die Wahrheit verschwiegen, sondern, wo er sie nicht nackt zeigen durfte, hat er sie in Humor und Ironie gekleidet. Die Schriftsteller, die unter Censur und Geisteszwang aller Art schmachten, und doch nimmermehr ihre Herzensmeinung verläugnen können, sind ganz besonders auf die ironische und humoristische Form angewiesen. Es ist der einzige Ausweg welcher der Ehrlichkeit noch übrig geblieben, und in der humoristisch ironischen Verstellung offenbart sich diese Ehrlichkeit noch am rührendsten. Dieses mahnt mich wieder an den wunderlichen Prinzen von Dännmark. Hamlet ist die ehrlichste Haut von der Welt. Seine Verstellung dient nur um die Dehors zu ersetzen; er ist wunderlich, weil Wunderlichkeit die Hofetiquette doch immer minder verletzt als eine dreinschlagende offene Erklärung. In allen seinen humoristisch ironischen Späßen läßt er immer absichtlich durchschauen, daß er sich nur verstellt; in allem was er thut und sagt ist seine wirkliche Meinung ganz sichtbar, für jeden der sich auf Sehen versteht, und gar für den König, dem er die Wahrheit zwar nicht offen sagen kann, (denn dazu ist er zu schwach.) dem er sie aber keineswegs verbergen

will. Hamlet ist durch und durch ehrlich; nur der ehrlichste Mensch konnte sagen „wir sind alle Betrüger“ und indem er sich wahnsinnig stellt, will er uns ebenfalls nicht täuschen, und er ist sich innerlich bewußt, daß er wirklich wahnsinnig ist.)

Ich habe nachträglich noch zwey Arbeiten des Herren Tieck zu rühmen [wiederum ironisch gemeint], wodurch er sich ganz besonders den Dank des deutschen Publikums erworben. Das sind seine Uebersetzung einer Reihe englischer Dramen aus der vorshakespearschen Zeit und seine Uebersetzung des Don Quixote.²⁷⁴ Letztere ist ihm ganz besonders gelungen, keiner hat die närrische Grandezza des ingeniosen Hidalgo von La Mancha so gut begriffen und so treu wiedergegeben, wie unser vortrefflicher Tieck.

Spaßhaft genug ist es, daß grade die romantische Schule uns die beste Uebersetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichsten durchgehechelt wird. Denn diese Schule war ja von demselben Wahnsinn befangen, der auch den edlen Mancharier zu allen seinen Narrheiten begeisterte; auch sie wollte das mittelalterliche Ritterthurn wieder restauriren; auch sie [die Romantik] wollte eine abgestorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen. Oder hat Miguel de Cervantes Savedra in seinem närrischen Heldengedichte auch andere Ritter persiffliren wollen, nemlich alle Menschen, die für irgend eine Idee kämpfen und leiden? Hat er wirklich in seinem langen dünnen Ritter die ideale Begeisterung überhaupt und in dessen dicken Schildknappen den realen Verstand parodiren wollen? Immerhin, letzterer spielt jedenfalls die lächerlichere Figur; denn der reale Verstand, mit allen seinen hergebrachten gemeinnützigen Sprüchworten, muß dennoch, auf seinem ruhigen Esel, hinter der Begeisterung einher trittiren; trotz seiner besseren Einsicht muß er und sein Esel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter so oft zustößt: ja, die ideale [theistische] Begeisterung ist von so gewaltig hinreißender Art, daß der reale Verstand, mitsammt seinen Eseln, ihr immer unwillkürlich nachfolgen muß.

Oder hat der tiefsinnige Spanier noch tiefer die menschliche Natur verhöhnen wollen? Hat er vielleicht in der Gestalt des Don Quixote unseren Geist, und in der Gestalt des Sancho Pansa unseren Leib allegorisirt, und das ganze Gedicht wäre alsdann nichts anders als ein großes Mysterium, wo die Frage über den Geist und die Materie in ihrer gräßlichsten Wahrheit diskutirt wird? So viel sehe ich in dem Buche, daß der arme materielle Sancho für die spirituellen Don Quixoterien sehr viel leiden muß, daß er für die nobelsten Absichten seines Herren sehr oft die ignobelsten Prügel empfängt, und daß er immer verständiger ist, als sein hochtrabender Herr; denn er weiß, daß Prügel sehr schlecht, die Würstchen einer Olla-Potrída aber sehr gut schmecken. Wirklich, der Leib scheint oft mehr Einsicht zu haben als der Geist, und der Mensch denkt oft viel richtiger mit Rücken und Magen als mit dem Kopf.

²⁷⁴Fußn. Hrsg.: Die Übersetzungen hat in Wahrheit Tiecks Tochter Dorothea angefertigt.

III.

Unter den Verrücktheiten der romantischen Schule in Deutschland verdient das unaufhörliche Rühmen und Preisen des Jakob Böhme eine besondere Erwähnung. Dieser Name war gleichsam das Schiboleth dieser Leute. Wenn sie den Namen Jakob Böhme aussprachen, dann schnitten sie ihre tiefstinnigsten Gesichter. War das Ernst oder Spaß?

Jener Jakob Böhme war ein Schuster, der anno 1575 zu Görlitz, in der Oberlausitz, das Licht der Welt erblickt und eine Menge theosophischer Schriften hinterlassen hat. Diese sind in deutscher Sprache geschrieben und waren daher unseren Romantikern um so zugänglicher. Ob jener sonderbare Schuster ein so ausgezeichnete Philosoph gewesen ist, wie viele deutsche Mystiker behaupten, darüber kann ich nicht allzu genau urtheilen, da ich ihn gar nicht gelesen; ich bin aber überzeugt, daß er keine so gute Stiefel gemacht hat wie Herr Sakoski. Die Schuster spielen überhaupt eine Rolle in unserer Literatur, und Hans Sachs, ein Schuster, welcher im Jahre 1454 zu Nürnberg geboren ist und dort sein Leben verbracht, ward von der romantischen Schule als einer unserer besten Dichter gepriesen. Ich habe ihn gelesen, und ich muß gestehen, daß ich zweifle, ob Herr Sakoski jemals so gute Verse gemacht hat, wie unser alter vortrefflicher Hans Sachs.

Des Herren Schellings Einfluß auf die romantische Schule habe ich bereits angedeutet. Da ich ihn später besonders besprechen werde, kann ich mir hier seine ausführliche Beurtheilung ersparen. Jedenfalls verdient dieser Mann unsere größte Aufmerksamkeit. Denn in früherer Zeit ist durch ihn in der deutschen Geisterwelt eine große Revolution entstanden, und in späterer Zeit hat er sich so verändert, daß die Unerfahrenen in die größten Irrthümer gerathen, wenn sie den früheren Schelling mit dem jetzigen verwechseln möchten. Der frühere Schelling war ein kühner Protestant, der gegen den Fichteschen Idealismus protestirte. Dieser Idealismus war ein sonderbares System, das besonders einem Franzosen befremdlich seyn muß. Denn während in Frankreich eine Philosophie aufkam, die den Geist gleichsam verkörperte, die den Geist nur als eine Modifikation der Materie anerkannte, kurz, während hier [in Frankreich] der Materialismus herrschend geworden, erhob sich in Deutschland eine Philosophie, die, ganz im Gegentheil, nur den [Heiligen] Geist als etwas Wirkliches annahm, die alle Materie nur für eine Modifikation des [Heiligen] Geistes erklärte, die sogar die Existenz der Materie läugnete.

Es schien fast, der [Heilige] Geist [der Theismus] habe jenseits des Rheins [in Deutschland] Rache gesucht für die Beleidigung die ihm diesseits [in Frankreich] des Rheines widerfahren. Als man den [Heiligen] Geist hier in Frankreich läugnete, da emigrierte er gleichsam nach Deutschland und läugnete dort die Materie. Fichte könnte man in dieser Beziehung als den Herzog von Braunschweig des Spiritualismus betrachten, und seine idealistische [theistische] Philosophie wäre nichts anders als ein Manifest gegen den französischen Materialismus. Aber diese Philosophie, die wirklich die höchste Spitze des Spiritualismus bildet, konnte sich eben so

wenig erhalten wie der krasse Materialismus der Franzosen, und Herr Schelling war der Mann, welcher mit der Lehre auftrat: daß die Materie, oder, wie er es nannte, die Natur, nicht bloß in unserem Geiste, sondern auch in der Wirklichkeit existire, daß unsere Anschauung von den Dingen identisch sey mit den Dingen selbst. Dieses ist nun die Schellingsche Identitätslehre, oder, wie man sie auch nennt, die Naturphilosophie.

Solches geschah zu Anfang des Jahrhunderts. Herr Schelling war damals ein großer Mann. Unterdessen aber erschien Hegel auf dem philosophischen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten fast nichts schrieb, wurde verdunkelt, ja, er gerieth in Vergessenheit, und behielt nur noch eine literärhistorische Bedeutung. Die Hegelsche Philosophie ward die herrschende, Hegel ward Souverain im Reiche der Geister, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatisirter Philosoph, wandelte trübselig umher unter den anderen mediatisirten Herren zu München. Da sah ich ihn einst und hätte schier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick.

Und was er sprach war noch das Allerjämmerlichste, es war ein neidisches Schmähren auf Hegel, der ihn süplantirt [umstürzt]. Wie ein Schuster über einen anderen Schuster spricht, den er beschuldigt, er habe sein Leder gestohlen und Stiefel daraus gemacht: so hörte ich Herren Schelling, als ich ihn zufällig mahl sah, über Hegel sprechen, über Hegel, welcher ihm „seine Ideen genommen“ und „meine Ideen sind es, die er genommen“ und wieder „meine Ideen“ war der beständige Refrain des armen Mannes. Wahrlich, sprach der Schuster Jakob Böhme einst wie ein Philosoph, so spricht der Philosoph Schelling jetzt wie ein Schuster. ...

Heinrich Laube

Moderne Charakteristiken

Zweiter Band

Mannheim 1835

Ludwig Tieck

Es ist ein gewöhnlicher Vorwurf, der vielen unsrer kritischen Schriftsteller gemacht wird, daß sie die Erscheinungen der Geschichte in Personen und Begebenheiten nur nach ihrem Parteiinteresse beurtheilten. Ich bin nicht der Meinung, daß dies so durchweg verwerflich sey, denn eine würdige Partei der Geschichte kann die Hauptmomente aller Kritik in sich fassen, ich bin sogar fest überzeugt, daß dies Manöver oft nothwendig seyn mag zum schnellen Siege; aber ich erkläre, daß ich dieser Art von Wirksamkeit nicht angehöre. Und zwar namentlich darum nicht angehöre, weil ich wol Indivi duen, aber keine der jetzigen Parteien auf dem hohen Standpunkte erachte, welcher zu solchem ausschließlichen Verfahren

berechtigten könnte. Daneben finde ich übrigens diesen letzteren Zustand ganz in der Ordnung, denn eine Partei schließt ein früher festgestelltes Dogma in sich und muß in Kurzem zurückbleiben hinter ihren fortspekulirenden Individuen.

Man möge also auch diesen Artikel über einen unsrer bedeutendsten lebenden Dichter nicht durch das bloße Parteiinteresse hervorgerufen glauben. Es wird Fanatismus, von den Dichtern eines Landes zu verlangen, daß sie alle Jahre einmal eine Kokarde aufstecken sollen. Die Saamenkörner großer Schriftsteller sind oft farblos, oft selbst für die welche sie streuen, weil das Genie mehr vermag als es weiß, und erst die späten Früchte prangen in glänzender Farbe. In diesen Farben ruht ja eben das Geheimniß der Weltregierung, der weiße Kern bringt rothe Frucht und der rothe weiße. Ist es uns doch nicht viel anders mit Goethe ergangen, dem wir immer mehr und mehr vaterländische Vorwürfe abbitten werden.

Aber es hieße zur Winterszeit den Sonnenstrahl aus dem Zimmer scheuchen, wenn wir nicht von dem Vortheile unsrer jetzigen literarischen Atmosphäre Gebrauch machen wollten, für welchen wir im Eifer so viele Fehler begehn, von dem Vortheile, alle literarischen Erscheinungen in ihrem Verhältnisse zur Volksbildung und Volksentwicklung zu beurtheilen.

Die Poeten erfinden die Welt, welche Gott geschaffen. Die Poesie schafft Religion, Sitte, Gesetz, Gesellschaft; Brahma, Moses, Christus, Muhamed sind auch Poeten gewesen, wenn auch nebenbei jedes Volk von dem seinigen sagt, er sey der einzige und rechte.

Die Poeten sind also wichtigere Leute, als die Juristen glauben.

Welchen Einfluß auf sein Volk hat Ludwig Tieck gesucht, welchen hat er gefunden?

Er hat sich von Haus aus mit seinem William Lovell als einen Künstler angekündigt, der Glaube und Schönheit und Form sucht. Er hat den Prinz Zerbino und Aehnliches geschaffen, um in feiner Ironie anzudeuten, daß Alles nicht recht wäre, wie es sein sollte, er hat die Genofeva geschrieben, als das religiöse Element Mode ward. Man erzählt, daß er sie dem Goethe vorgelesen, und daß Goethe gesagt habe, nur der Anfang und das Ende hätten ihn interessirt. Deshalb sind Einige der Meinung, Goethe sey drüber eingeschlafen, Andre, er habe sehr aufmerksam zugehört. Es muß hierbei auch bemerkt werden, daß Tieck sehr gut vorliest und Goethe nicht gern vorlesen hörte.

Kürzer: er [Ludwig Tieck] arbeitete lange Zeit für das Haus Schlegel et Comp., für die Firma der christlichen Romantik und wurde in Rom katholisch.

Die Romantik, dieser schöne künstliche Automat, verlor sein Interesse an der hellen, modernen Sonne, die Zeit ward vernünftig, besonnen und ein wenig trivial, Tieck sprach nirgends von seinem Katholizismus, besuchte weder eine protestantische, noch eine katholische Kirche und fing an künstliche Novellen zu schreiben, wo ein Thema durchraisonirt und durchgelebt ward, irgend ein Interesse, der Pietismus oder die Malerei oder

die Verrücktheit oder so etwas den Mittel- und Endpunkt abgab. Zwischen all diesen Aeußerungen seiner Thätigkeit ging sein Studium ausländischer Literaturen, die meist großen Einfluß auf seine Schriften hatten, das Studium des Cervantes, Calderon, Boccaccio, Schakespeare. Es thut ihm heute noch sehr leid, daß wir Kulissen, Verwandlungen, und sonstigen Theaterapparat besitzen, er möchte viel lieber Alles von einer Leinwand abspielen sehn, weil es zur Zeit der Königin Elisabeth in England so Mode gewesen ist.

Diese Skizze nun soll ihm nicht etwa den Vorwurf machen, daß er katholisch oder protestantisch, oder keins von beiden sey - solche Thorheit und Unbilligkeit ist fern von mir - sie soll ihm auch nicht vorwerfen, daß er von da oder dort die Ironie sich geholt, daß er Romantiker oder so etwas gewesen sey, daß er bald hierhin, bald dorthin gehört habe, daß er niemals konsequent gewesen sey, daß er eine fünfzigjährige Julia lieber hört als eine sechzehnjährige. Wer wird die Freiheit der Liebhaberei beschränken, namentlich einem Poeten, wer wird im Entwicklungsgange eines Menschen starre Konsequenz fordern, welche meist die inhumanen Fanatiker und Philister gebiert.

Aber sie soll der Wegweiser sein, uns zu zeigen, wie Ludwig Tieck sein ganzes Leben hindurch getändelt habe, wie das Meiste seines poetischen Glaubens gemachter Flitter, ja, wie sogar das Herz seiner Poesie eine Lüge sey. Seine Dichtungen sind nicht aus seiner Seele gewachsen, ja er hat nie gewußt, was er wollte, und nie gewollt, was er wußte. Sein großes Talent hat ihn auf die poetischen Arbeiten hingewiesen, er hat eben poetisirt, weil ihm das leicht und bequem war, nicht weil ihn der Geist getrieben hätte, unwiderstehlich getrieben hätte, wie's dem höheren Poeten geschieht.

Er ist der größte Gelegenheitsdichter unsrer Literatur, mehr oder minder wurden die Sachen alle bei ihm bestellt, oder richtiger: er ist der talentvollste Komödiant unsrer Literatur, er spielt alle Rollen, er weint ein Wenig, und lacht recht laut, er ist heftig, er ist sanft, er schwärmt, er spottet, was man will - aber dafür hab' ich ihm in meinem Leben nichts geglaubt, ich habe immer das doppelte Gesicht erblickt, und in unsrer Literaturgeschichte ist mir lange nichts so auffallend gewesen, als von Tieck's überwältigendem Humor reden zu hören. Man erzähle mir von der schönen, künstlerischen Konstruktion dieses oder jenes Buchs von Ludwig Tieck, so werd' ich das in der Ordnung finden, denn Ludwig Tieck ist ein überaus feiner, geistreicher, künstlerischer Schriftsteller, er ist ein ausgezeichneter Kopf, und mit dem Kopfe kann man die herrlichsten Dinge machen, man kann sogar Herzen schildern. Aber zum Humor bedarf's des eignen, ächt bewegten Herzens, er ist das Lachen des Herzens, und in den feinen Nüancen dieses Lachens erkennt man den Menschen. Und wahrlich, das ist kein liebes, herzliches Lachen eines trefflichen Gesellschafter's, der vortrefflich lachen gelernt hat, und manchmal, wie die humoristische Partie in der „Ahnenprobe“, ist es gar ein unheimlich Grinsen.

Und warum ist so viel von Tieck's Humor gesprochen worden, warum hat man namentlich daraus so viel Wesen gemacht? Weil sehr wenige von unsern bessern Lesern, die wieder über Bücher sprechen, Humor haben, weil die Bildung uns so angekünstelt und unnatürlich beigebracht wird, daß wir die Quellen zur baaren Natur verlieren. Und dies plötzliche Bewußtseyn und Nebeneinanderstellen des Natürlichen und Künstlichen ist ein Hauptaktus des Humors.

Da wurde nun Alles, was wie höherer Spaß aussah, lebhaft willkommen geheißen, denn man hatte uns gesagt, daß eben der Spaß unsrer Literatur fehle, und nun kam jenes unnatürliche Lachen auf, bei dem die Straßenjungen zu einander sagen: kitzle mich - ach, es wird mir unbehaglich, wenn ich an diese Zustände denke. Ich erinnere mich nur, daß ich einmal bei der „verkehrten Welt“ über den geknebelten Mann gelacht habe, sonst hat es das durchweg Gemachte der Tieck'schen Schriften niemals in mir aufkommen lassen, trotzdem daß ich es jeden Augenblick suchte und immer dazu bereit war. Ich halte es für ein außerordentliches Verdienst eines Mannes um seine Nation, ein treffliches Gelächter zu erregen, denn es ist eine ganze und eine ganz neue Schöpfung - das Leben ist ernst für die Mehrzahl.

Als geistreicher Mann wußte er aber das immer sogleich zu bedecken mit irgend einem gescheidten Worte, und da die meisten Menschen nach Symptomen schließen, so hielten sie alsbald das Vorhergehende auch für gescheidt, und der Herr Regierungs-rath sagte zur Frau Regierungs-räthin: O, Siegelinde, wie ist das komisch - warum lachst du denn nicht - „ich lache ja,“ erwidert Siegelinde, „ich hab's auch schon früher gelesen.“ -

Es ist so, als wenn man jetzt noch über den Arlequin der italienischen Pantomime lachen soll.

Und an welche Klasse von Lesern mußte man sich immer mit Tieck'schen Sachen wenden? Nur an die, welche durch allerlei Leseübung vorbereitet war, an die Professionsleser, er hat nie etwas geschaffen, was unsre Nation interessirt hätte, wurzelt nirgends in der Nation, und das geht Jedem so, dem es nicht Ernst ist, der nur spielt mit den Dingen. Es geht dem Dichter mit seinem Volke wie dem Liebhaber mit den Mädchen: wenn diese sehen, daß er nichts Ernstliches wollen kann, daß er keiner tiefen ausschließlichen Neigung fähig ist, dann wird er höchstens ihr Gesellschafter, aber ihre Liebe gewinnt er nimmer.

Solch ein Gesellschafter Deutschlands ist denn auch Tieck geworden, und wenn man jetzt gefragt wird, Welch eine Stelle ihm anzuweisen sey in unsrer Gesellschaft, so geräth man in Verlegenheit. Er hat sich immer nur mit todten Dingen beschäftigt, zum Liederdichter und zu dem, was man so gewöhnlich Dichter nennt, hat er kein Talent, es dreht sich in seinen Versen Alles um die „Waldeinsamkeit“, und sie machen viel zu viel Gerede von dieser schönen, stillen Sache. Unser Volk weiß nichts von seinen Interessen. Die Romantik hat er bekanntlich nicht erfunden - nun, das soll ihm nicht zum Tadel angerechnet werden, man kann Deutschlands größter Mann sein,

und kein Altdeutsch verstehn - aber er hat sie verdorben, er hat uns eigentlich durch seinen geistreichen Indifferentismus um das Interesse für unsere Vorfahren gebracht, er hat auch, wie mit Allem, mit unsern schönsten Sagen getändelt, den Spott hinein getragen, ihre Unschuld zerstört: das reine Gegenstück Uhlands.

Und so ist unser Zustand: es fehlt uns von jeher an einem kernigen Mittelpunkte unsres Volkswesens, in welchem sich unsre zahlreichen Kräfte vereinigen könnten, und deßhalb bleiben wir immer dieselben reichen Bettler Europas, die einander selbst die Lumpen vom Körper reißen. Da erfand man uns die Romantik - vielleicht war sie ein Anfang, uns innerlich historisch zu entwickeln, und herabgehend bis zu uns mit der Zeit einmal einen ganzen Deutschen zu Stande zu bringen. Aber da bemächtigten sich ihrer die Narren, die Betrüder und die Müßiggänger - die poetische Geschichte eines Volks ist das hauptsächlichste religiöse Element eines Volks. Es heißt eines Volkes Seele tödten, wenn man dies verletzt - und Ludwig Tieck hat mit seiner Tändelei das Ehrwürdige jener alten Stoffe aufgelöst.

Kurz: er ist der Repräsentant all jener Leute, welche in geschäftiger Spielerei das Leben verbringen, die nie bei den Thaten der Geschichte zugegen sind, der Kaffeehauspolitiker, welche hinterdrein das große Maul führen, der Komödianten unsrer Literatur.

Sogar sein Stil geht dahin: in kleinen Gedanken zierlich einherhüpfend ist auch dieser gerühmte Stil eine Sprache für die Augen, ein hübsches Bildchen, was man einmal mit Vergnügen ansieht - durch die Augen wirkt man zunächst auf den Verstand, durch das Ohr gehen die kürzesten Wege in die Seele eines Menschen, eines Volks. Es ist in Tieck's Stile nichts von jenem Hineinfallen in das Herz, was den Völkern die Lebensworte giebt, nichts von jenem markigen Laute, dem kein Ohr entrinnen kann - man liest ganze Seiten von Tieck, tänzelt mit den Augen darüber hin, und am Ende weiß man nichts von den kleinen niedlichen Dingen.

Und wozu nun all diese Vorwürfe? darf man denn nicht das Leben auf alle Weise anfassen, darf man denn nicht auch damit spielen, wie es Einem eben gefällt, wenn dies noch obenein mit dem feinsten Geiste geschieht? Müssen denn alle geistigen Thätigkeiten unter einen einzigen immer stark nach bloßer Ethik schmeckenden Grundsatz gedrängt werden? Beschränkt nicht eine solche Kritik alle individuelle Freiheit?

Wahrlich, ich halte es selbst für einen Frevel, die Individuen unsrer Geschichte also zu behandeln, ich glaube man hält die mannigfache Entwicklung der Welt auf, wann man ein Gewisses von Allen verlangt; es muß Alles gestattet seyn, auch das Tändeln und Spielen und zwecklose Dahlen [?]. Wäre Tieck dabei ein unbefangener Mann, wie manche unsrer lebenswürdigen Poeten, nimmer würde ich seinem reichen Talente mit solch rauher Hand zu nahe treten.

Aber er tritt dreist und übermüthig in die Bestrebungen aller neueren Literatur herein, und geberdet sich wie ein zürnender Priester er, der nie etwas heiliges aufgefunden, der das Wenige, was wir noch besaßen, zerstört, der nicht ein einziges großes Interesse für uns gewonnen, der die Lüge in unsrer Poesie propagandirt hat, er maaßt sich einen vornehmen Ton gegen die moderne Schriftstellerei an, und dadurch fordert er heraus, ihm hinzuzeichnen, welch zweifelhafte, kümmerliche Stellung er in unsrer Nationalliteratur einnimmt.

Wir wissen es sehr wohl, daß wir den Mittelpunkt einer neuen Kunst noch nicht überall gefunden haben, aber wir sind ehrlich, und gestehen es, und suchen redlich, studiren Goethe und die Welt, und fragen nun ihn, Herrn Ludwig Tieck, was er uns hinterläßt zu Hilfe und Anleitung was?

Ein Paar feine, ja schöne Novellen über einzelne Interessen des Lebens. Berechtigt das zu solchem Gebaren?

Und wegen all der matten Winkelschreiber unsrer jetzigen Tage mußte einmal Rechnung gelegt werden über Ludwig Tieck. Dies Volk des „Bitte, Bitte“ und des ewig polizeigemäßen Herzens, was nicht auf eignen Füßen stehen kann, dieser Fluch unsrer dreisten Mittelmäßigkeit, die sich immer irgendwo anklammern muß, ist auf dem besten Wege, eine Koraxerei mit Ludwig Tieck anzustimmen, wie sie's mit Goethe machten, den sie uns auf Jahre in widerwärtigem Dampf verhüllten. Wenn die Wasser stille stehn, da kommen die Frösche und Unken. Und es war doch noch ein größer Wesen bei einem so festwurzelnden Manne wie Goethe, als hier, wo aller Mittelpunkt solcher Verehrung, wo der Charakter fehlt.

Es ist einmal unser Loos, daß wir kein Maaß finden für unsre Schriftsteller, die ökonomischen Verhältnisse lassen sie hungern; wenn sie in der Blüthe stehn, kümmert man sich nicht um sie; wenn sie abgeblüht sind, übertreibt man die Pietät - wir laboriren an unrichtigen Verhältnissen in Bezug auf Personenwerth. Das bringt denn auch den ewigen Krieg in unsre Literatur, in keinem Lande befehlen sich die Schriftsteller so als in dem unseren - die Römer hetzten die Löwen aufeinander, und wenn sie sich getödtet hatten, zogen sie ihnen die Felle ab und nützten sie. Dieser unser literarischer Zustand hängt genau mit unsern äußern Zuständen zusammen, und man müßte zu viel darüber sagen, wenn man Etwas sagen wollte.

Die ächten Professoren und die ächten Leute von Stande [die Adeligen] haben die Schriftsteller noch immer nicht anerkannt, ein ächter Professor und ein Grand Seigneur sehen noch heute vornehm auf Goethe herab; und das weiß auch die Menge noch, und Ludwig Tieck ist derjenige, welcher diesen Glauben konserviren helfen wird, auch wenn er es natürlich nicht will. Er hat niemals einen Mann, einen Charakter gezeigt, er hat für Alles geschrieben. - Viele erzählen, er habe auch, von einer Dame aufgefordert, ein charmantes Büchlein zur Vertheidigung der Leibeigenschaft angefertigt. Das mag nun wahr, oder nicht wahr seyn, es bezeichnet die Stellung, welche sein innerstes Wesen in unsrer Tagsgeschichte einnimmt.

Ludwig Tieck kann nie zu einer Hauptfigur unsrer Literaturgeschichte gemacht werden; er hat nichts mit unsrer Nation zu schaffen. Er muß als reiches, ausgezeichnetes Talent seine Würdigung erhalten; ja man darf nicht einmal seinem kritischen Talente einen großen Einfluß gestatten, weil es kaum ein kleines aesthetisches Gewissen, aber keinen Sinn für breitere Entwicklung, für allgemeinere Interessen haben würde.

So muß heutiges Tags Ludwig Tieck angesehen werden: als ein geistreicher Privatmann in unsrer Literatur, der an der Regierung keinen Theil haben kann wegen Mangel an Grundsätzen und nationaler Würde.

Es hat mir oft geschienen, als ob Goethe Aehnliches nur verschwiegen hätte: wo er Tieck erwähnt, da geschieht es ohne Interesse, kühl und um es doch gethan zu haben.

„Der Tod des Dichters“ ist Tieck's letzte Novelle, und gewiß eine seiner besten. Sie füllt den Novellenkranz der alljährlich bei Reimer erscheint, und Camoens, der portugiesische Dichter, ist der Held derselben. Sie ist fein und geschickt komponirt und enthält einen vortrefflichen Schluß. Und doch ist auch in dieser Novelle der ganze Tieck wiederum abgedruckt: nicht die Thaten des Camoens, nicht sein bewegtes Leben in Indien, nicht dieses ganze fabelhafte Treiben der Portugiesen, nicht dieses reiche epische Element rollt er ab, nein, dies wird als zu tummultuarisch bei Seite gelegt und in einem trüben Winkel, wo es dem Camoens erbärmlich geht, erwähnt er die Erzählung nebenbei. Der ganze, althistorische Camoens wird zu einer kleinen, interessanten Novellenfigur zusammengedruckt, die an einer alten Liebschaft krankt. Wie wenig aber dieses Zusammendrucken nöthig ist, möge man aus Walter Scott's besten Sachen ansehen. Außerdem findet sich, wie oft bei Tieck, ein altkluges, junges Mädchen, das die vernünftigsten Dinge spricht, und man begegnet in der Mitte der Novellen jenen langen Tieck'schen Strecken, wo die kleinen Worte, kleinen Gedanken und kleine Dinge dem Leser durch Augen und Finger fallen. Das sind jene Stellen, wo das Talent einmal nachläßt und das matte, charakterlose Wesen des Schreibenden gähnend heraustritt, jenes Wesen, was eigentlich nichts will. -

Mögen die Leser nur auch das Wesen dieses Aufsatzes erkennen. Er weist nur allen tiefern Einfluß Tieck's auf unsre Literatur entschieden zurück, er spricht ihm die dazu nöthige Würde völlig ab, aber er tritt dem nicht in den Weg, sich an seinen geistreichen Kompositionen zu erfreuen, und diesen Eindruck dem Dichter als großes Verdienst anzurechnen. Man soll nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, es aber auch nicht im alten abgestandenen Bade verschleckter Zeiten liegen lassen. -

Bis daher ward der Aufsatz im Frühsommer des Jahres 1834 geschrieben; man sieht ihm das Gereizte an, obwohl er [der Verfasser H. Laube] es mit guten Gründen zu rechtfertigen sucht; die Befürchtungen, welche ihn hervorgerufen, die Befürchtungen, Tieck werde sich mit abschmeckenden Worten über moderne Schriftstellerei aufthun, und mit gichtkranker, alternder Hand in den Kampf mischen, erfüllten sich wenige

Monde nach Abfassung des Aufsahes, der zufällig damals nicht gedruckt ward. Tieck gab in der Urania die Geschichte von der Fee Gloriana heraus, worin er die neue Romantik eine „roh Mantscherei“ nannte und erklärte, außer Camoens und einigen andern habe die Fee der Poesie nur ihn geküßt. Es war außerdem viel von Zubereitung der Butter die Rede, Heine spielt, wenn ich mich recht erinnere, als Kobold eine sehr garstige Rolle, und kurz: es war ein unreifer und des Tieck'schen Talentes auch in der Form unwürdiger Angriff, wie ich ihn längst bei seiner wachsenden Zuversichtlichkeit vorausgesehen hatte.

Ueberwältigende Kraft, auch wenn sie unsre Freunde trifft, imponirt; und ich gestehe, daß ich einen starken spannenden Eindruck erwartete, als ich an die Lektüre dieser mir bereits als polemisch angekündigten Novelle ging; es geschah zudem in der sterilsten Umgebung, die ich je erfahren, und welche Muße in Ueberfluß für Lesen und Denken darbot. Aber ich habe meinen Literatureifer stacheln müssen, um das Buch zu Ende zu bringen. Wahrlich, aus einem Kampfe, bei dem man einschläft, wird nicht viel ersprießen. Und wenn selbst das nicht wäre, was wird und soll ein Feldherr bewirken, der nur chimärische, vorgefaßte Ideen von dem Terrain hat? Einiger Unfläthereien französischer Romantiker, einige Ungezogenheiten Heine's, das ist Alles, was Tieck zu wissen scheint, um es der neuen Schule vorzuwerfen. Gott sey Dank, wir sind klarer über unsre Fehler, aber auch klarer über unsern Ursprung, welchen Tieck nimmer erkannt hat, weil er nimmer ein Herz dafür besaß. Denn es handelt sich hier nicht um ein künstliches Interesse, was man lernen kann, sondern um ein ursprüngliches, und Tieck hat erst in seinen letz[t]en Jahren ein solches geltend gemacht, als es bereits zu bloßen Gelüsten des Alters ausgeartet war, früher ist er immer der Commis dieser oder jener Schule gewesen, und seine Sachen waren bestellte Waare. Tieck ein Feldherr! Da hat man erzählt, ein alter Diplomat, ich glaube, Gentz, der anerkannt ein äußerst gebildeter Mann voll Geschmack und Schönheitssinn war, Gentz habe die Heineschen Reisebilder und Lieder kurz vor seinem Tode in die Hände bekommen, und sey höchlichst entzückt über Poesie und Witz derselben gewesen. Das wurmt den Hofrath Tieck über die Maaßen, er nennt Gentz „die blasirte Blasirtheit,“ und macht Heine zu einem garstigen Kobolde. Drängt sich nicht der Gedanke auf, es sey hier nichts als Neid im Spiele - pfui, Welch' ein garstiger Gedanke zwischen Dichtern, als ob sich Sterne einander ihren Glanz, Nachtigallen ihre Stimme mißgönnen wollten, - sollte Ludwig Tieck so wenig Kritik besitzen, nur in Heine's Liedern die Poesie zu erkennen Aug in Auge? Nimmermehr! Und wenn nicht anders, so fände er sie heraus mit seinem überaus feinen Verstande, denn er hat ihm Fühlhörner von allerlei Art angesetzt, und selbst einzelne Herzensfähigkeiten an ihm ausgebildet. Nein, es ist seine alte Lüge, welche auch hierin zum Vorschein kommt, diese künstliche Lüge seiner ganzen Schriftstellerkarrière. Die weiblichen Umgebungen des Herrn Hofrath [Ludwig Tieck] haben längst die deutsche Literatur wie eine Familienangelegenheit betrachtet, sie ärgerten sich eine

Zeitlang, einer Seitenlinie beigeordnet zu sein, welche gar keine Aussicht auf's Majorat hatte; aber das Glück war günstig, die Hauptlinie starb aus, sogar der große Stammhalter Wolfgang²⁷⁵ legte sich in die Gruft, nun sollten die Ansprüche geltend gemacht werden. Da, abscheulich, zeigt sich's, daß ein vergessener, verarmter Zweig aus der großen Linie zu Kräften gekommen ist und auf dem Erbschaftsboden erscheint, er verlangt kein Majorat, aber er heischt Boden und Erbe. Das darf nicht gelitten werden, heißt es, sollen wir so lange gewartet und uns nichts erwartet haben? Auf, Ludewig, erkläre, diese Prätendenten seien nicht ehrlich geboren, seien Gnomen. -

Pfui über uns alle, daß wir uns zu solchen Insinuationen und Repliken verleiten lassen; aber wie gerüstet soll man aufstehn gegen einen Kampf mit Kochlöffeln?

Vielleicht ist's das Beste, diese unglückliche Kriegsidee Tiecks zu ignoriren; er wird sie selbst fallen lassen, wenn er auch niemals erfährt, daß sie ein erfolgloser Streich in's Wasser gewesen ist, denn sie hat wirklich nicht mal Aufsehn gemacht, und die besten Freunde mochten einsehn, daß auf solche Weise kein Heil zu finden sey. Nun werden zwar die Damen am Altmarkte in Dresden viel erzählen von den Todten und Vewundeten, vom Viktoriaschießen und vom Ausrufen des neuen, einigen Imperators, aber Tieck hat einen leichten Sinn und wird's vergessen, wir werden ihm sein eminentes Talent [ironisch-satirisch gemeint?] nicht antasten, nachdem wir jeden civischen oder moralischen Einfluß von seiner Seite abgewiesen haben für die Literatur, so weit sie Manifestation nationaler Entwicklung ist, wir werden ein wenig Breite seinem Alter anrechnen, und nur gelegentlich bedauern, daß er seine eigenthümliche Position in unsrer Schriftwelt verfehlt hat, durch seine Unwahrheit verfehlt hat.

Er ist ein feiner, geschmackreicher Geist, welcher Laune und Schärfe genug besitzt, um solcherweise ausgerüstet uns ein höchst ersprißlicher Prosaiker zu werden; aber das war ihm zu wenig, er fabricirte in München z. B. Gedichte unter den quälendsten Gichtschmerzen, und setzte sein Entzücken über die Waldesstille in Wort und Reime, während ihm die Lippen bebten vor Weh, und so machte er die Lüge durch alle Stadien durch, redete sich und Andern Enthusiasmus ein für die Transsubstantiation²⁷⁶, und für die unbefleckte Empfängniß und für einen obskuren Maler, während ihm jeder Enthusiasmus unnatürlich war und ist. Er war von jeher ein Beobachter erster Art, ein Stilist erster [im Sinne von: ungewöhnlicher] Art, und das hat er verkannt.

²⁷⁵Fußn. Hrsg.: Der große Stammhalter Goethe? Deutete Heinrich Laube damit an, dass Ludwig Tieck von Goethe „abstammt“?

²⁷⁶ Fußn. Hrsg.: „Wesensverwandlung“, in der kath. Theologie Bezeichnung für die Gegenwart Jesu in den verwandelten Substanzen von Brot und Wein.

Gustav Schlesier

Ludwig Tieck und das deutsche Theater ²⁷⁷

„Es gibt Zeitalter, welche erfinden müssen. Je länger sie sich dagegen stemmen, desto länger halten sie sich selbst auf, desto mehr Unglück verhängen sie über die Geschlechter, grenzenloses Unglück über die Einzelnen, welche dies erkennen, und doch für sich allein die Macht nicht in Händen haben, diese Wirren zu ordnen. Es gibt Zeitalter, welche erfinden müssen und sich sträuben dagegen, als wollten sie sich lebendig einbalsamiren, als glaubten sie leben zu können, den Tod des Beharrens in den Augenwinkeln. Das Erfinden ist Alles, es ist Kraft und Tat, Einsicht und Wille in Einem, Erfinden ist das Wachwerden des Geistes in der schlaffen, schläfrigen Natur. Natur war Alles und Natur wird Alles, wo nicht der Geist erweckende, kräftigende Funken einbläst.

O! über die Menschen! Ihr wähnet, wenn man von Erfindungen spräche, so wolle man zerstören; ihr glaubt, es sey recht eigentlich darauf abgesehen, euch aus den Angeln des Glückes zu heben, welches euch eure Genügsamkeit, eure Einbildung, eure Dummheit oder eure Schlechtigkeit vorspiegelt. Wenn ihr herzlosen, eitlen Thoren der Welt wenigstens freien Lauf ließet und, statt an der Befähigung des Geistes zu erfinden, nur an eurer eignen Unfähigkeit verzweifeltet! Erfinden ist nicht Zerstören, denn es ist kein Schaffen. Mit Recht und Fug zu zerstören vermag nur Gott, und ihm allein ist die Macht zu schaffen. Denn was er uns zugewiesen hat, das ist jenes Ergänzen und Fortbewegen erschaffener Dinge, das ist das Wachrufen der unserem Vermögen preisgegebenen Natur durch unseres Geistes Kraft und Einsicht. Jene armen Teufel aber, welche mit Titanenkraft coquettiren, eine neue Welt erschaffen möchten, und zuletzt selbst die Blumen zertreten, durch deren Wohlduft die geduldige Natur noch die Seelenleiden dieser Unrettbaren beschwichtigt, diese Könige ohne Land, diese blinden Bettler, sie mögen nun mit Blut ihren Weg bezeichnen oder nicht, werden von den nächsten Schritten der Geschichte erdrückt; die um ihr Leben mehr als um Alles andere besorgten Philister bringen das Ganze wie eine heilsame Naturkraft in die alte, liebe, hergebrachte Ordnung. Diese Zerstörer sind nicht furchtbar, sie sind gemeinhin selbst nur die Mittel, welcher sich eine ihnen unbekannte Macht, die Geschichte und die Menschheit bedienen, um durch so gewaltige Fingerzeige alte, eingewachsene Vorurtheile aus dem guten Fleische zu treiben. Solche Zerstörer sind nicht furchtbar, wohl aber jene Aberwitzigen, welche nicht die Dinge selbst, sondern den Fortschritt zerstören. Ich will sie näher bezeichnen, denn sie verdienen es. Es gibt eine Unzahl Menschen, welche inmitten zahlloser Verkehrtheiten in einer grenzenlosen Zufriedenheit leben. Fragt sie nur und sie lachen euch aus, sie schelten euch, denn sie leben wie die Fische im Wasser. Man wäre nicht klug, wenn man nicht mitlachte, man sieht ja dergleichen in tausend

²⁷⁷ Quelle: >Allgemeinen Theater-Revue<, Hrsg. August Lewald, 1835.

Schattirungen, überall, auf der Eschenheimer Straße, auf der Judengasse. Ihnen ist eigentlich Alles recht, oder egal, wie sie sagen. Sie tun auch gar nichts, sie hemmen auch nicht wahrhaft, es sind treffliche Leute, die sich zuletzt Alles gefallen lassen, sie merken ja nicht einmal, daß ihre Zahl täglich kleiner wird, es gibt ihrer zu Viele. Ich versichere euch, der Geist und die Weltgeschichte haben diese Macht und Unmacht zu bekämpfen, doch zu fürchten wahrlich nicht. Wo sind denn aber nun in dieser Welt die Leute, so man fürchten kann? Das sind nicht dumme, nicht kluge Leute, das sind gescheidte Menschen, geistreiche, kurz Personen, welche einige Sprachen verstehen, mehrere Wissenschaften und viele Künste. Ich muß mich noch näher erklären, es sind Personen, denen nichts fehlt, aber Alles.

Unsere letzten gebildeten Jahrhunderte und vorzugsweise die jüngsten Zeiten sind reich an Talenten gewesen, welche sich viel Wissen und Einsicht errungen, welche mit seinen Gedanken, ja selbst mit zartem Gemüthe gesegnet waren. Die schönsten Perlen holten sie mit Leichtigkeit aus ihrer Brust empor; man meinte oft, sie tauchten ihren Geist in fremde Geister, so unerwartet reiche Schätze legten sie zur Schau. Doch betrachtet man diese Summen von Dichtung und Weisheit näher, so meint man, es finde sich kein rechter Zusammenhang zwischen diesen Geisteswürfen und dem übrigen uns bekannten Weltwesen; man fühlt sich kalt, obschon der Mann die süße Sprache der Engel spräche, man sieht zwar einen Geist sich die Welt zurecht legen und zwischen Thaten und Werke hindurch spricht der Unwille über diese Welt, wie sie ist; dennoch fruchten alle diese Worte der Trostlosigkeit und der Verachtung gar wenig, und aus den armseligen Resultaten eines langen Lebens hält man sich für berechtigt zu schließen, es müsse dieser Geist in einem unrichtigen Verhältnisse zur Welt gestanden haben.

Je mehr Talente einem Geiste [wie Ludwig Tieck] zugetheilt worden, desto mehr trägt er die Schuld seiner mangelhaften und verfehlten Einsicht. Ich sage Schuld in dem Sinne, soweit ein Mensch überhaupt sich schuldig machen kann. Wegen dieser falschen Einsicht, die er errungen, wird er zurechnungsfähiger, als wegen gar keiner Einsicht. Denn nur seiner Schwäche, seiner Unredlichkeit verschloß die Welt ihre Geheimnisse. Also aus Unredlichkeit verfehlt der Mensch seine Bestimmung, aus Unredlichkeit entspringt seine Bornirtheit, aus Unredlichkeit setzt ein begabter Geist Gift an die Erscheinungen, denen er nahe kömmt, aus Unredlichkeit zwingt er die Geschichte, die jene bösen Stoffe erst aus der Welt heraus arbeiten muß, zum Retardiren. Nur Geister bewegen die Welt, nur Geister halten sie auf, nur Geister erfinden und erhalten die Vorurtheile. Denn die Menge lebt nur nach bequemlichen Beispielen.

Und glaubt nicht, daß ich zu den Menschen gehöre, die jedwede Schwäche, jeden Fehltritt mit dem Namen der Sünde taufen. Es kann auch hier der Ort nicht seyn, die Welt zu belehren, daß jedes totale Mißverständniß dessen, was die Welt bewegt, in der Hand eines Mannes, dem sein Talent Kraft, Einsicht, Rührigkeit und Wirksamkeit leiht und

gestattet, von der Unredlichkeit dieses Geistes selbst erzeugt werde. Denn von Anbeginn ist jedem Genius die Richtung nach Erkenntniß dessen eingeprägt, was da ist, was dem Menschen in der Wirklichkeit zu überwinden vorliegt. **Freilich läßt sich der Sinn, der sich von der Wahrheit gewendet, auch mit dem Namen Krankheit belegen, doch was wir im geistigen Leben krank nennen, ist immerhin nur aus Unredlichkeit und Lügengeist entstanden. So wenig wir dem physisch Leidenden seine Ausschweifungen vorwerfen, eben so wenig entziehen wir dem verbildeten Geiste, dem es Mühen und Ringen in Fülle kosten wird, aus den Wirren der Lüge und der Gewohnheit sich in Einklang mit den Geistern des Lichtes zu setzen, die schonende, oft gerechte und begütigende Bezeichnung der Krankheit. Sie sind einmal vom Irrsinn übermannt worden, ihr Geist wird doch einmal zurechtgerückt werden. Vor allen Dingen hat die Menschheit es mit den Irrthümern, Mißverständnissen, Unwahrheiten selbst zu thun. Diese muß sie erdrücken; den Geistern, die sie gelehrt oder bekräftigt haben, muß der Prozeß gemacht werden, denen gar, welche mit verschleierte Sinnen in ein ganz erkünsteltes Verhältniß zur Wirklichkeit und Wahrheit getreten, die mit ihren besten Gaben die Welt, wie sie ist, immer mehr zurück als vorwärts rückten, die gleichsam einer retrograden Tendenz verfallen sind, kann trotz allem Anerkennungswerthen, das sie geleistet, nur ein Krieg auf Leben und Tod erklärt werden.**

Leider leben in unserer Zeit so viele²⁷⁸, denen die Bildungsstoffe, die sie vorfinden, die Wahrheit, die Dichtung, das gemeine Leben, die Vorurtheile, die flotte Lüge, der Geist und die Narrheit, kurz der unselige Mischmasch, wie nur in einer Hexenküche ein ähnlicher bereitet wird, ihre natürlichen, mehr oder minder wahrheitssüchtigen Anlagen verkümmern. Wo sind die Geister, die unablässig ringen? Wo sind sie, die mit unverwüsthlicher Redlichkeit ein kristallhelles Auge nach innen und außen jagen? Wen umgibt nicht der Wust von Gemeinheit? Geht nur die Geschichte der letzten 40 Jahre durch, gerade diese! Wie viele hochbegabte, ursprünglich reine Seelen durch ihres Herzens Schlechtigkeit sich haben übertölpeln lassen! Wie haben sie die drei höchsten Faktoren des Lebens, die Religion, den Staat und die Kunst darnieder gehalten und zerrieben, und warum dies bei unläugbarer Geisteskraft und Begabung? Es klagt sie jeder frische Sinn an, daß sie nicht in der Menschheit lebten, daß sie kein unschuldiges, wahrhaftes, ausdehnbares Gemüth hatten, daß sie, in Träumereien versunken, mit ihren kranken Sinnen nicht in der wirklichen Welt wurzelten, daß sie die Welt nur als ein Spielzeug für ihre angeborenen Kräfte, für ihre Herrschsucht und ihre Kunstbedürfnisse betrachteten. Und doch können wir kein strenges Gericht halten über Lebende und Tote! **Wissen wir doch nicht, oder wollen wir doch nicht wissen, ob ein unredlicher Sinn oder ein Wahnsinn diese Augen so starr gemacht;²⁷⁹ sind wir doch selbst wandelbare Menschen, die wir lügen, sobald wir das**

²⁷⁸ Fußnote Hrsg.: Gemeint sind die sog. „Romantiker“.

²⁷⁹ Fußnote Hrsg.: Die Pupillen eines Syphilitikers werden starr.

Schwert der Gerechtigkeit nur einen Moment über das Maß hinaus schwingen, sind wir doch, bis auf wenig Auserwählte, Alle dem Nachtgeiste verfallen, welchem wir nur mühsam mit dem geretteten Stammgute helleren Blickes und redlichen Wahrheitssinnes das wüste Feld abstreiten. Wahrlich! ich will nicht predigen, ich mag so wenig den Christen wie den Menschen, nur der Zorn macht mich so emphatisch, daß es aussieht wie ein gesprochenes lebendiges Wort. Ich habe noch nicht genug moderne Novellen gelesen, ich unironischer²⁸⁰ Mensch!

Die krankhaften Eigenschaften dieser perplexen Menschengemüter [der Romantiker], in welche den vorhandenen Herrlichkeiten der natürlichen Welt um eitler Phantasie- und Denkgebilde willen kein Eingang gestattet wird, erreichen ihren Kulminationspunkt in einem schreckenerregenden Abscheu vor jeder Art von Erfindung, vor jeder Ergänzung und Fortbewegung wirklicher Zustände. Was sie selbst erfinden, gehört so ziemlich in das Bereich des Wunderbaren, Märchenhaften, Nächtlichen. Aber nicht genug, daß sie selbst nichts erfinden, nichts, das mit dem Weltwesen in natürlichem Verband stünde, nichts, das die Welt erfassen und in sie eingreifen könnte; also nicht genug, daß sie außerhalb der bewegten Welt stehen, verwenden sie ein ganzes Leben, Begabung, öffentliche Macht oder öffentliches Vertrauen auf Verbreitung ihrer welt- und lebenabgewendeten Ansichten, Lehren, Productionen, Schöpfungen, Einrichtungen und sonstigen Grimassen; sie zürnen jedem lebendigen, reelleren Geiste, sie verachten die Welt, sie ärgern sich, daß sie heute geboren sind, daß sie nie die heutige Welt bezwingen werden, sie stiften Gemeinden, Cliques. Die Wahrheit aber ist, daß sie in keiner Zeit wahrhaft zu leben und die Welt zu verarbeiten wüßten, und daß, wenn es ihnen jemals glückte, in der Welt nachhaltig zu wirken, auf leidliche Art ihr Naturell zu entfalten und sich behaglich zu fühlen, sie dies gewiß nicht ihrer Natur selbst, sondern der Zeit, der Menschheit verdanken würden; einer Zeit, welche sich selbst und die Kleinen trüge, und welche nicht Ansprüche machte, von jeder Kraft in der Welt gehoben zu werden. Doch ist's auch heute so schlimm nicht, die Zeit trägt euch Alle, ihr bekommt Würden und Titel [von der reaktionären Aristokratie], ihr dürft recht bequem eure Tage genießen, ihr dürft euch heiser reden. Dennoch spielt euch die Welt auch einen Schabernack, ihr mögt noch so verachtende oder verzweifelte, vornehme oder weinerliche Mienen machen, ihr werdet früher oder später wie hohle Nüsse bei Seite geworfen. Sollte man aber trotz dem eure Verfehltheit weniger abject [abscheulich] behandeln, so verdankt ihr diese Anerkennung eurer geisterfüllten Thaten und Werke jenen feineren Geistern, die euch und euren Namen den gierigen, einseitig rührenden, ängstlich interessirten Händen der rohen Menge entreißen. Sie wissen, daß auch ihr an dem Webstuhle der Zeit gesponnen, und verfehlt oder nicht manchen Faden erhalten habt, den

²⁸⁰ Fußnote Hrsg.: Die Wirrheit in Tiecks Gedanken und Werken wurde zu seiner Entschuldigung und Verteidigung als angebliche Ironie interpretiert.

eine wirre Zeit zu ihrem eignen Nachtheile völlig hätte fallen lassen; sie wissen, daß auch in euch der Geist einer regen und gebildeten Zeit gesprochen habe; sie würdigen eure Thaten, eure Schriften, sie erkennen euch selbst Gesinnung und Kunstwerth zu, sie erklären ihre gegenwärtigen Zustände, ihre Schwächen aus eurer Vergangenheit, sie rufen die Welt auf, sich zu erbauen, wo wirklich Glück und ein originelles Naturell, der unverwüstliche Menschengestalt, aus euch gesprochen. Doch auch dann gleicht dies Lob dem Felle eines befleckten Thieres. Was sind all eure Lorberer gegen die hellen Augen der großen Weltgeister; was seyd ihr gegen einen Luther oder Fichte, gegen einen Lessing oder Göthe, gegen den großen Friedrich oder nur gegen Hardenberg!

Die Nebelköpfe [wie die Romantiker] erfinden nichts, sie verderben die vorhandenen Schätze durch verkehrte Werthschätzung, sie widerstreben der gesunden Einsicht Anderer; sie geben der Welt viel Schönes, und doch in dem Schönsten, in dem Tüchtigsten lauert das Gift ihrer weltverkehrenden Gesinnung. Ich bitte festzuhalten, daß ich nicht von den Dummen, nicht von Bösen spreche, mit Beiden wird die Welt viel leichter fertig, sie kümmern uns wenig. Nur den Geist sollt ihr fürchten! Sehet da einen Mann, dem eine glückliche Sternenstunde tausend Talente in die Wiege legte, er bildete sie aus und begriff damit doch die Welt nicht, die ihn umgibt. Kümmern wir uns nicht, welche Amme ihn verdorben, ob er als Kind viel im Mondlichte geschlafen, ob er viel Romane gelesen und Gespenstergeschichten, ob er seine Seelenkräfte in nervenschwächende, unnatürliche Spannungen brachte, ob er von Jugend auf gegen sich und gegen Andere aufrichtig war oder nicht. Wie sich auch solche Krankheit ansetzen mochte, ein sittlicher Mensch, ein redlicher, energischer, wahrhaftig strebender Geist kommt immer wieder zu einem Selbstbewußtseyn, verliert das Heft der Wahrheit nie rettungslos aus seinen Händen, wenn nicht durch Angewöhnung und Flauheit ein vorurtheilvolles Häutchen nach dem anderen sich über das verfinsterte, dumpfe Auge legt und die lebensaugenden Daseynsnerven abstumpfen und der Mensch den Augapfel nach innen richtet, um zu seiner Lust aus der inneren Welt sich ein Luftgebäude aufzurichten. Da tritt die aufgefundenene Weisheit, das Wissen, die hergebrachte, überlieferte An- und Einsicht als weltverknüpfendes Band in die gemachte, künstliche Weltanschauung, und gibt diesem Conglomerat von halbem Traum und halbem Leben den Anschein des Wirklichen. Aus Dichtungen einmal blühender Zeiten wird der Gedanke eines glänzenden, reellen Weltzustandes wie im Raube erlangt, und hat man einen Blick in die Philosophie gethan, so schließt sich wohl die Möglichkeit auf, alle weltlichen Erscheinungen in geheimnißvoller Urverkettung himmlischer und irdischer Dinge zu schauen. Kann man es noch ein Wunder nennen, wenn der Geist, der den Blick nicht auf das wahrhafte Leben richtet, auch nichts erfinden, nichts ergänzen kann, weil er im Grunde kein Bedürfniß, kein Problem, keine Tendenz, keine Sehnsucht wirklich kennt? Ein solcher Geist phantasirt nur, und kommt dann eine innerlichst aufgeregte Zeit mit ihren Geburtsschmerzen bittend

und um Hülfe rufend, da weiß er ihr bald weise Lehren zu geben; er weist sie an eine veraltete oder verkünstelte Religionsansicht, an verbrauchte, poetisirende, unmögliche Gedanken eines Staates, einer Gesellschaft, einer Kunst. Solch ein Geist [wie Ludwig Tieck] haßt alle Erfindungen, er haßt vor Allem die materiellen Erfindungen, doch haßt er auch nicht weniger die wissenschaftliche Tiefe des objectiven gottmenschlichen Gedankens. So sich an Aufgefundenes lehrend und Nichts sehend, Nichts findend, muß er Wahrheit und Vorurtheile, Tiefsinniges, anscheinend Welterfassendes neben trivialer, hergebrachter Münze, Lichtblicke neben grenzenlosem Irrthum, wo er hingreife, verbreiten. Seine ganze Weltansicht ist gleich einer bunten Knabenkleidung zusammengezettelt; aus lauter unwahren, kaleidescopischen Idealen wurde das stolze, hochmüthige Wissen dieser lügnerischen Weltweisheit zusammengebaut. Daß ich es wiederhole, er [Ludwig Tieck] haßt alle Erfindung, weil er, ohne Weltblick, nichts zu erfinden vermag.

Freilich wird in bewegter Zeit der träumerische, unpraktische Charakter sich erdrückt und gepeinigt fühlen von der Realität, von der Wirklichkeit, von der Bürgerlichkeit der Dinge um ihn. Das macht seinen Sinn nicht irr. Immer hochmüthiger erhebt man sich über das Leben, und beginnt man erst an der Möglichkeit zu zweifeln, seinen Wahngedanken dem Zeitalter überliefern zu können, da greift man zu jedem Mittel der Verzweiflung; man mißbraucht die öffentliche Gewalt, man nutzt das öffentliche Vertrauen bis auf die letzte Summe ab, und befindet man sich in unschuldigerer Thätigkeit, so verwendet man alle Gaben des Genius und der Musen, um das Unwahre mit unwiderstehlichen Lockungen gefällig zu machen, man appellirt an die trivialsten Vorurtheile, man legt sich auf die Künste der Ueberredung. Die Schönheit des Klanges, der Rede, alle Grazien des Geistes, die der Himmel in einem Menschen vereinigen kann, müssen als Träger des Wichtigsten ihre verführerische Macht offenbaren, denn es handelt sich wieder um reizbare, talentvolle, schwankende Köpfe, die Besseren für eine verlorene Sache zu gewinnen.

Nun stellt das Schicksal solche Geister in so fürchterlich aufgeregte und sich verwandelnde Zeiten, wie wir sie jetzt leben. Kein Geist findet Befriedigung in dem, was ist, und hofft man auch keine totale Weltverbesserung, so hofft man doch Ausgleichung, Anregung, Trost und Ergänzung von innen und außen. Alles blickt andächtig auf die Thaten und Worte der großen Geister des Jahrhunderts, jedes äußerliche Talent wird als ein Engel in der Noth betrachtet. Hitzige, blutige Aeüßerungen eines wirren Parteikampfes fliegen herüber, hinüber, und noch lange ist die Wahrheit, welche gesucht wird, nicht lebendig und siegreich genug verkündet worden. Edle Geister ringen lebenslang unablässig nach klarer Einsicht in das Weltgetriebe und in die Weltbedürfnisse, kaum daß ein großer Mann dem Wirrwarr und der Einseitigkeit nicht seinen Tribut gebracht hätte. Wenn aber endlich viele Tüchtige den Eliasmantel der Erhebung um die heutige Menschheit werfen wollen, wenn das Leben schon zu sprossen und zu

keimen anfängt, da hängen sich plötzlich jene verderbenbringenden Idealisten [Theisten] an die Bewegung der Zeit, sie zupfen an dem Mantel, sie vergöttern die Vorurtheile, sie tragen die alte, abgegriffene Münze wieder in die Gesellschaft, sie schmeicheln den bequemen Philister-Ansichten, sie rümpfen die Nase über jede bessere Erkenntniß, über jeden hingebenden, rührigen Versuch, sie schreien über Untergang der Welt, über den Untergang der guten alten Zeit, über eine neue Sündfluth, in welcher Religion, Staat, Gesellschaft, Sitte und Geist weggeschwemmt zu werden bedroht sey von einem gottlosen, bürgerlich-materiellen Treiben. Gefällt ihnen schon das heutige, wirkliche Leben keineswegs, obwohl sie es nicht kennen, ist dieses für sie nicht vollkommen chimärisch gesichert und romantest genug, kurz, ist es auch schon zu bürgerlich, so rufen sie doch nur so lange in eine verschwundene Idealwelt zurück, bis die Gewitterwolken der Gegenwart, das donnernde Wort unserer besten Stimmen sie wenigstens zwingt, in dem Schutze der heutigen Bürgerwelt ein Asyl zu suchen. Zupft nur an dem Mantel der Zeit, ihr haltet sie doch nicht auf! Doch ermattet dieser Lügengeist den Weltlauf mehr, als aller Philistersinn, als alles Nichtwissen, der Wirrwarr steigert sich, die Vorurtheile stützen sich auf glaubwürdige Auctoritäten, die falsche Münze bleibt im Course, und wenn ein Volk, ein Zeitalter schmachlich erliegen sollte unter der Last eines gefolterten, krankhaften Daseyns, so geschäh es vor Allem mit Hülfe jener gebildeten Rabulisten [Kleingeister], jener Heillosen und Unglücklichen, damit die Wahrheit beglaubigt werde, die schon lange aus Götterlippen geflossen ist: „Bei allen Nationen, welche untergingen, war gewiß eine solche leere [wertlose] Münze für irgend ein großes Lebenselement im Gange.“

Promethens hat uns nur das Feuer aus dem ewigen Himmel entwendet? Mehr als ein Halbgott dürfte uns der Geist werden, der uns des Geistes Feuer, das Feuer dieser Zeit, aus dem christlichen Himmel raubte. Die Weisheit weilt schon lange ungetrübt und in Mischungen, vollendet oder anfänglich unter uns Bürgern des neunzehnten Jahrhunderts, aber vergebens. Nur ein großer, religiöser, bürgerlicher Gesetzgeber kann die Sonne seyn, an der die Hoffnungen einer Nebelwelt, einer Kunstwelt zusammensinken, der Felsen, an dem die Vorurtheile zerschellen, das Princip, das Lebenselement, das tausend heilsame Speculationen und Erfindungen in ein Ganzes zusammenschlingt. Bis dahin laßt uns männlich ringen! laßt uns ihm vorbereiten durch Anhäufung aller Art schöpferischer Elemente, durch penetrantere Einsicht, durch Erfindungen, durch geistig-poetisches Wort, laßt uns die Erscheinung zernagen, den Geist frei machen von jeder Furcht, damit er der Täuschung ins Auge sehe, laßt uns die Welt erforschen und den Gedanken weltergreifend bis in unerreichte Fernen verfolgen, laßt und das ganze Material der Wahrheit aufschichten, bis die Flamme göttergleich über die civilisirte Erde schlage und uns leuchtend erwärme. Bis dahin laßt uns endlich einen unerbittlichen und dennoch gerechten, milden Krieg führen gegen lebensohnmächtige,

gespenstersehende Geisteswelt [der Romantiker], gegen die Häuptlinge des Vorurtheils, die den Kopf und die Werke erfüllen mit zeitlosen, retrograden [rückwärts führenden] Tendenzen, gegen die Geister, die da lügen, die Erfindung verläugnen und der Welt eine unmögliche Gestalt aufdrängen möchten. Sie muß zu Schanden werden diese unselige Abwendung von der bedürftigen Welt, und sie wird es zum Triumphe der Wahrheit.

Es ist dies eine harte Arbeit, die auf unseren Zeiten liegt. Der Strom des Lebens läßt sich nicht aufhalten, unaufhörlich geht das Schaffen, das Thun, jede natürliche Thätigkeit fort, auch das Neue wird wie eine nothwendige, gewöhnliche Kraftäußerung aufgenommen, das Alte wie das Verlebte immer wieder geboren, man organisirt, man improvisirt, man dichtet, man speculirt und erfindet. Man hat schon Vieles, man sucht noch weit Mehr. Welch mühselige Arbeit für Geschlechter! Welch schlüpfrige Bahn! Das ist aber lange nicht genug. Bei dieser inhaltsschweren Unsicherheit müssen wir noch eine selbstgenügsame Miene annehmen, müssen uns auf die Richterstühle setzen und über Meinungen und Tendenzen Gericht halten, bei welcher Gelegenheit wir uns oft recht lächerlich ausnehmen mögen. Es soll nicht gesagt seyn, das wir auf keinem Boden ständen. Nein! die Haltbarkeit, die Felsenfestigkeit unserer geistigen Errungenschaft, der Reichthum der Strahlen, die ein Licht auf die zitternde, feinere Wahrheit werfen, die Unerschöpflichkeit der Anlässe, der ewige Wachsthum frischen Materiales, an welches wir die zauderische Hoffnung neuer Kunst- und Lebensgestaltungen knüpfen, die Lust, mit welcher wir selbst Hand daran legen, siehe dagegen auch die Quellen, denen der Drang unlebendige, unreelle, unklare Thaten und Werke, Meinungen und Absichten einen unversöhnlichen Widerpart zu halten entströmt. Uebermüthig und im Bewußtseyn rechtschaffener That zerreibt der denkende Geist, der eiserne Geist die schön geschliffene Welt von Phantomen an den scharfen Zinken frischer, energischer Welteinsicht. Wozu noch die zärtliche Scheu, wozu noch Nachgiebigkeit, wenn das Unglück die Seele eines Menschenalters foltert, und es eben jene geistreichen Sünder [die Romantiker] sind, welche neue Ketten schmieden?

Und diese Ketten schmiedete man in unbewußtem Wahnsinne, man schmiedete sie in allen Bereichen menschlicher Thätigkeit, in allen Richtungen des geistigen und leiblichen Daseyns, man stempelte Aufgefundenes, man sträubte sich gegen Erfindungen und Ergänzungen, man schrie wie ein Kind, das gebadet werden soll. Und welchen Händen, welchen Gesinnungen arbeitet man in die Hand! Wo sich reelle, unreine Interessen beeinträchtigt fühlten in diesem Weltprocesse, da erhob sich der feurigste Kampf, da waren nothgedrungen die Uebelköpfe am rührigsten. Denn wie es immer geschieht, sind die Menschen, denen der Ernst des Lebens abgeht, dann am erregbarsten für dieses Leben, voller Ernst für diese Interessen, wann es am gefährlichsten ist, wo es sich um ihre Verurtheilung handelt. Sie scheinen zornentbrannt und sind im Grunde ohne heiliges Mitgefühl. Da dieser Geist der Unklarheit und gegenstandloser

Einsicht überall hin seine Werke trägt und überall lebendig, so kann auch der Widerspruch überall hin gerichtet werden. Ob Herkules den Stall des Augias reinigte oder ein Ungeheuer erlegte, er nützte der Reinigung und der Civilisation. Ein und derselbe Geist der Unwahrheit hat die gesammte menschliche Einsicht gefälscht, es ist gleich, an welcher Stelle wir der wirklichen Welt ihr Recht widerfahren lassen, es drängt Alles zur Wahrheit hin. Ja, wo die Lüge am verborgensten ihre Orgien gefeiert, wo am lockendsten der Geist in die Schlupfwinkel der Vorurtheile, der retrograden Bewegung gezogen wurde, da muß man im Namen der Wahrheit den gerechten Weg am schleunigsten vindiciren. Ich will an anderen Orten die verführerischsten Pas der Lüge nachzeichnen, hier darf ich aufgreifen, was mir und meinen Anstrengungen zunächst im Wege liegt.

Es gehört noch in die Kinderjahre einer aufgeregten Epoche, aus Unwillen gegen mißgestaltete Formen der Dinge, die ganze Summe der Ueberlieferung, den ganzen realen Gehalt wegzustreichen, und den Bau der Welt täglich neu zu beginnen. Man tritt in männlichere Jahre, man datirt die Geschichte nicht stündlich von Anno 1, man hält sich nicht bloß an Leben schaffende Ideen, man tritt immer inniger an die wirkliche Welt hinan, man abstrahirt nicht mehr von Einzelnen, man combinirt die unzähligen Details, die Bedürfnisse und die Wirklichkeit. Denn dem Irrthum, der sich geltend machen konnte, wohnte stets eine Bedeutung bei, man muß aus dem Unwahren die Wahrheit heraussuchen, und es ist unbestreitbar, daß jeder Wahn zu seinem Zeitalter gehörte, daß er nach wunderbarer Weisheit die Erhaltung und Fortbildung einer Existenz verursachte, daß er die Dinge, welche sind, verkettet. Nun aber die Unwahrheit fällt, muß ihr das Recht, auf das sie sich stützte, das sie ausübte und die Folge, der Vortheil, der Bestand, den sie, trotz aller Verkehrtheit, errungen, nicht mit in den Tod gegeben werden. Hütet euch, Lebendes zu begraben! Straft die Mutter, aber laßt sie im Frieden ein Kind gebären, das zur übrigen Welt gehört. Ueberhaupt wird sich wohl allgemach das vermeintlich geniale Geschrei abnützen, welches sich der Welt gegenüber erhebt, als existire überhaupt noch nichts, an das sich unser Wirken und Sinnen, unser Deuten und Erfinden anlehnen könnte! Dieses Etwas war zu jeder Zeit vorhanden, und wir sollten nach den Mühen langer Jahrhunderte, nach den Thaten und Einsichten größerer Art, als wir sie jetzt erzeugen und besitzen, gefördert von einer solchen Fülle von Schätzen, wir sollten keine Wirklichkeit vor uns haben, auf die wir fortbauen könnten, sollen nicht den gehaltvollsten Ansprüchen, die das Errungene zu machen berechtigt ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen? Auch wo wir am ärmsten sind, haben Geister gearbeitet. Laßt uns sammeln, was sie hinterließen, es darf nichts brach liegen, es gibt nichts Neues, das nicht mit dem Vorhandenen einen Bezug, einen Eristenzverband hätte; nichtsdestoweniger soll der Geist erfinden!

Da ich in der vorangehenden ernsten Entwicklung Wahrheiten besprochen habe, an denen Himmel und Erde hängt, so will ich sogleich, um nicht in den Wind zu reden, ihre Verbindung, ihre Verknüpfung mit

Gegenständen aufzeigen, an denen wenigstens die heutige gute Gesellschaft und ihre gewohntesten Gedanken hängen. Da ich mich eben etwas erhitzt habe, will ich mich abkühlen. Ich spreche von dem deutschen Theater, und daß der Aufsatz nicht ganz in Sand versiege, von einer der wichtigsten Erscheinungen in der neueren Theater-Geschichte, von Ludwig Tieck. Der Anlauf, den ich eben genommen habe, gibt vielleicht der Ueberzeugung Gewicht und Eingang, daß man diesen Gegenstand, das deutsche Theater nämlich, von einem tieferen und höheren Standpunkte aus auffassen könne, als es gewöhnlich geschieht und geschehen muß, obwohl ich unter Mehreren nicht der Erste, nicht der Einzige gewesen bin, der sich die Mühe genommen hat, solchergestalt zu betrachten. Auch will ich ehrlich bekennen, daß ich es mit diesem Vorspiele aus der deutschen Theatergeschichte eigentlich auf Vorbereitung und Vorarbeit gewisser nüchternen Phantasmagorieen [Trugbilder] abgesehen habe, in denen ich das deutsche Theater sogleich, den Dichter Tieck aber nicht alsobald verlassen werde. Gelingt es mir indessen, zur Auffassung der Theaterwelt einen nutzbaren Beitrag geliefert, ein ernstes Wort zur Anregung gesprochen zu haben, so würde mir dies nicht wenig schmeicheln.

Wiewohl ich es den Betrachtungen denkender Köpfe überlasse, wie viel oder wie wenig aus den einleitenden Aperçüs sie auf den herangezogenen Namen Ludwig Tiecks zu beziehen geneigt sind, und obschon ich mir vorbehalte eine nähere Erklärung darüber für diejenigen abzugeben, die an unserer Geistesgeschichte, an unserer Literaturentwicklung, an laufenden und auf den Wogen der Gegenwart fortgetragenen Zuständen, wie an dem Einflusse des berühmten Dichters selbst lebhaften Anteil nehmen, so räume ich doch sogleich ein, daß in der versuchten Darlegung eines Grundübels des modernen Geistes vorläufig wenigstens die Anklage gegen eine spezielle Wirksamkeit Ludwig Tiecks mit inbegriffen und bevorzugt sey, ich meine seine Thätigkeit für das deutsche Theater. Unbekümmert um die unzähligen Cliquengeister, die mich für die Zerstörung ihrer Abgöttereien gnädigst verfolgen werden, um die kleinen und großen Seelen ferner, die sich in ihren speziellsten Liebhabereien offen oder verhüllt verletzt oder begriffen glauben werden, unbekümmert um das unredliche Geschmeis, das mir wie jedem Widerspruche dies oder das andichten und unterlegen wird, habe ich nur eine Rücksicht vor Augen, nämlich die, dem Manne, von dem ich spreche, nicht bloß schuldige Gerechtigkeit, sondern auch Pietät, und eine gewisse partiische und versöhnende Liebe angedeihen zu lassen. Des Dichters mannichfaltige Verdienste, die hier nicht ausgesprochen werden, sein Antheil an einer Bewegung des Geistes, die mit und gegen den Willen ihrer Begründer eine große, noch lange nicht abgeschlossene, welthistorische Epoche unseres Nationallebens erzeugen half [gemeint ist die Romantik], die ungemaine Humanität, die graziöse Feinheit, die seltensten Befähigungen, durch welche seine Persönlichkeit unter Mitlebenden, Befreundeten oder Lernbegierigen bildend und unvergleichlich wirkte, endlich die

Bedeutsamkeit seiner Schwächen selbst, durch welche jede sonnenartige, coryphäische Größe über die ganze Verfehltheit ihrer Anstrengungen hinausragt und geschichtlich fortlebt – Alles dies muß bei einem gereizten und erzürnten Volke für unsern Dichter jene Pietät, jenes resignirende Verzeihen, jene Liebe des Stolzes und der Gerechtigkeit erzeugen, und sie wird es bei dem deutschen Volke. Mir jedoch steht das Bild dieses Mannes noch unendlich näher. Indem ich dies fern von ihm [Ludwig Tieck] schreibe, steigt das heimliche Tableau seiner Studierstube vor meinen Blicken auf. An den Wänden drängen sich die Werke seiner Freunde, die Schlegel, die Novalis, die Raumer, die Solger, die Schelling, all' diese Traum- und Luftgeister heben sich wie in persönlicher Nähe aus den Repositorien empor, schreckend und furchterregend gleich dem Geiste Hamlets scheint der Dichter der Lucinde und Vergötterer des strengen Dante [Friedrich Schlegel] den Freund [Ludwig Tieck], der noch immer von Gaukelbildern umgeben ist, aus seinen Jugendträumen aufzurufen; man atmet Geisterluft, man sieht rings Ruinen - die Gardinen der Fenster sind immer zugezogen, wie aus Nebeldampfe emporgestiegen, sitzt darinnen die Sibylle, der etwas zusammengesunkene Tieck, mit äußerlicher Ruhe, die beiden Arme auf die Polster des Lehnstuhles legend, neben sich den >Erwin<, nicht den Straßburger, sondern den Solgerschen, das Auge noch immer so groß und starr und nach innen gescheucht, das Haar noch so dunkelkastanienbraun wie zu Burgsdorffs Zeiten, das Antlitz so sirenenhaft lockend, so bitter und so süß zugleich, wie der Gedanke an eine früh verlorene Liebe oder Unschuld; so sitzt er, ein Minnesänger, der seine Jugend nie vergißt, in schmucker Samtrobe, es fehlt nur der weiße Kragen zum Jüngling; so sitzt er, der greise Dichter, ein reiches, wunderbarlich verwickeltes Leben am Herzen tragend und gleich der Cassandra in Virgils Versen die vernichtendsten und tragischsten Aussprüche, die härtesten Anklagen in zierlichen Formen, in graziöser Satzfügung aussprechend. Und wenn er aufsteht, um den scheidenden Gast zu entlassen, da ist's, als nähme sein ganzer Körper die Gestalt eines Mannes an, der um Mitleid für seine kranke Seele bittet, er wirft einen resignirenden Blick, einen Liebesblick auf den Mann, den er nicht begleiten kann. Und wer könnte so hart sein, ihm dann nicht mehr als Mitleid zu schenken? Ihr Alle, die ihr schonungslos lästert, habt nie diese tausend Grazien um das lächelnde Kinn geschaut; geht, geht und begegnet zur Strafe täglich den tausend Lumpengesichtern, die euch in den Weg laufen. Um keinen persönlichen Gewinn möchte ich den Verlust dieser holden Züge einsetzen. Mehr jedoch als alle diese Eindrücke beschwichtigt mich der Gedanke an meine Vaterstadt [Dresden], die neben reicher Natur- und Kunstbegabung in Ludwig Tieck, dem Dichter, dem Geiste, auch einen Geistesschatz sich zu eigen gemacht, der die Blicke der Welt auf sie richtet, der ihr Stolz seyn soll und der für die berüchtigte Dicht- und Geistmisere, die ihr anklebt, beinahe die einzige hinreichende Vergütung ist. Diese pauvreté, diese Verlumptheit in und

außer meiner Vaterstadt wird lüsterne Augen machen, wenn dem Ruhme, dem Einflusse des großen Sängers und Dichters der neuen Bretagne der geringste Abbruch geschehen soll. Für euch ist dies geschrieben, und wenn die Zeit streng und ernst auftritt, dann werdet ihr von ihm wie von uns nur immer gründlicher verachtet werden! Daran geschieht euch Recht.

Ludwig Tieck hat durch seine wichtige Stellung zum deutschen Theater den Fortschritt und die Zukunft desselben mehr aufgehalten und zurückgeschoben, als gefördert. ...

*Wer aber den Gedanken und die Wahrheit an sich zum lebendigen Stoffe seines Wirkens gesucht, der werfe sich auf Seiten einer belebenden Literatur und Kunst, und trete vor allem jener Tätigkeit [von Ludwig Tieck] mit unermüdetem Widerstreben entgegen, die als Ursache und höchste, widerhaltigste Spitze dieser Verkehrtheit zu betrachten ist, die von der Schwäche der Zeit afficiert, von formeller Weisheit durchdrungen, in bestimmten Formen das Wesen sieht, immer vom Technischen, Formellen, sogenannten Künstlerischen und Aesthetischen ausgeht und bei ihm stehen bleibt, und sich denkend und dichtend den Gehalt wie von der Gottheit im Traume schenken läßt, und kein Auge, kein Herz hat, keine Hingebung an das Leben und das, was in der Brust aller Lebendigen regbar ist. Jeder solchen Thätigkeit tretet entgegen, denn sie ist ein Theil allgemeiner, hemmender Schwachheit. Ich versuche dazu einen Beitrag zu liefern, indem ich hier denjenigen als die Spitze und das Musterbild dieser Schwäche bezeichne, der durch poetische, practische und kritisch-raisonnierende Wirksamkeit diesem Unwesen den meisten Vorschub geleistet und alles Nebulismus, alles Formenwahnsinns Repräsentant genannt werden kann, wofür ich unter den Deutschen **Ludwig Tieck** ansehe, und deshalb, weil unter den Deutschen, für den verführerischsten, schadhaftesten Theil der europäischen Literatur halte. Man glaube nicht, daß, weil die lebendige Wirklichkeit in schwankender Bildung begriffen, man sich fest anlehnen müsse an einmal erprobte Formen und Weisen, und daß man damit die Kunst sichern werde. Im Gegentheil, sie sinkt nur desto mehr. Wenn ihr aber den Geist des Wirklichen ergreift und nur dichterisches Talent habt, so wird euch die Form zufallen, ohne daß ihr ängstlich darnach zu trachten braucht. Damit ist nicht der formlosen Libertinage und jeder Unkenntniß der schönen Formen früherer, anderer Künste und Künstler das Wort geredet. Von ihnen ist noch Vieles zu lernen, wenn auch nicht eben das Wesentliche. Solche Kenntniß, solche Kunsteinsicht wird zu jeder Zeit die letzte Reife und Vollendung geben. Dies ist aber nicht der Aberglaube an die Formen, und was sich die Leute einmal in den Kopf gesetzt haben. Wie verlassen unser jetziges Theater von Poesie und frischem Interesse sey, das fühlt beinahe Jedermann, aber Wenige wußten, daß und warum Tieck derjenige war, welcher die deutsche Theaterpoesie und das deutsche Theater überhaupt von der Erfindung und vom Fortschritte ableitete [wegführte], daß Tieck es gewesen, der uns [ins Mittelalter]*

zurückgebracht. Ich behaupte nun, Tiecks Einfluß hat dieses Theater so unendlich mehr retardirt als gefördert, und somit unsre Bildung und den allgemeinen Fortschritt; er hat der Lüge und dem Unwesentlichen das Wort geredet, und dem alten Unwesen der Deutschen, die Form, das Ueberlieferte für die Sache selbst zu nehmen, über jedes Maß gehuldigt. Tieck hat vorzugsweise unser Theater an den Rand des Grabes geführt, jenes Theater, das nach Verbindung mit den übrigen Geistesregungen, mit den Reibungen des innersten Lebens der Mitwelt seufzte, jenes Theater, das neue Gaben, neue wahrhafte, anregende Schätze und Material bedurfte, um nicht der Lüge, der Afterkunst, den Manieren und der Gemeinheit zu erliegen, oder neben einer lebendigeren, nicht so durch schwankende Zeitalter gefährdeten, ich möchte sagen, geistig nicht gleicherweise gegliederten, abhängigen, theilhaften und concreten Kunst, der Oper nämlich, dem musicalischen Schauspiele, in den Schatten gestellt und am Ende verdunkelt und aufgelöst zu werden. ...

Jetzt wende ich mich zu den unglücklichen Principien, von denen Ludwig Tieck bei seiner Mitwirkung am deutschen Theaterwesen geleitet wurde. Das Naturell dieses Dichters, seine Bildungsart, sein Mangel an geistiger Rührigkeit, dazu die alten Uebel der Modernen und besonders des deutschen Volkes, sich von der Wirklichkeit abzuwenden und die Form für die Sache zu nehmen, die Entwicklung unserer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts, darin liegen alle Ursachen, warum Tieck und die gebildeten und verbildeten Geister sich in einer, leider nur zu ästhetischen Welt- und Kunstansicht begegneten und gefangen hielten. Ja alle jene Unbill, die man an anderen Genien verübt hat, um neben ihrer unerträglichen, wahrhaft welterfassenden, aber nicht verstandenen Größe gewisse Eigenheiten und Schwächen abzulehnen, als hänge mit ihnen all unsere Unreife und Verfehltheit zusammen, alle diese Unbill wird durch die gewecktere Zeit, ohne die Mitwirkung eines erhitzten Geistes, wenn auf irgend einen einzelnen Mann unserer Literatur, dann gewiß auf den Dichter Tieck zurückfallen. Seinen Einfluß wird man bis auf unwesentliche, verarbeitete Resultate unwiederbringlich abhalten. Denn es ist diesem Manne das größte Mißgeschick wiederfahren, dem ein begabter Geist in wirren Zeiten erliegen kann, nämlich dieses, durchaus zu verkennen, was Noth thut, durchaus nicht Acht zu haben auf das, was vorhanden ist. Es wird sich ein andermal die Gelegenheit finden, gründlich auf diese Anklage gegen Tieck, den Geist und den Dichter, einzugehen. Um bei dem Gegenstande zu bleiben, der hier verhandelt wird, bei dem deutschen Schauspiel und Theater, so muß sich aus der Erkenntniß dessen, was uns hier mangelt und was uns allein fördern und uns dieses bedeutsame Institut wahrhaft lebendig und wirksam erhalten kann, und wiederum aus dem Gegensatze dessen, was Tieck dem deutschen Theater gelehrt, gepredigt und an die Hand gegeben hat, am besten die Stellung und das schillernde Verdienst ergeben, welches Tiecks Wirksamkeit für das deutsche Theater einnimmt.

*Ludwig Tieck hat die Erfindung im Reiche der dramatischen Dichtkunst nicht nur durch nichts begünstigt oder hervorgerufen, sondern er hat derselben sogar durch eine falsche Auffassung aller Kunst wie durch Festhalten einer Anzahl Kunstvorurtheile, und durch eine ganz irrthümliche Hinweisung der Dichter und Schauspieler auf ganz Unwesentliches und Unwahres, den Weg und die Entwicklung unseres Theaters gesperrt. Das deutsche Theater war eigentlich Tiecks Steckenpferd, und nichtdestoweniger hat er es zerbrochen. Er hat daran herumgespielt und zuletzt übergibt er es der nächsten Generation trauriger, verwaarloster als er es übernommen. Im Anfange seiner Theaterlaufbahn²⁸¹ machte er mit Glück das Phantastische gegen die hausbackene Auffassungsweise deutscher Moralisten und Prosaiker geltend. Bis zu Schillers Tod war sein Einfluß ohne Bedeutung, doch bildete sich durch sein und seiner Freunde Wirken sehr bald jene poetische Poesie, die Anfangs zum Spott aller Zeitgenossen diente, dennoch binnen kurzer Zeit durch affektirtes Interesse an Religion, Staat, Bürgerthum und moderner Kunst sich fast unausrottbar in alle Ansichten und Verhältnisse der Dinge eingewurzelt hat. Um alles Uebrige fallen zu lassen, drückte Tieck das deutsche Theater, das immer verwaister ward, immer enger an sich, es war als würde es dadurch inficirt, und es mochte sein Genius lobend oder verwerfend über das Ganze blicken, nirgends war Fortschritt, sondern lediglich Rückschritt zu erkennen. Tieck sprach über alle Künste in seinen Novellen, Tieck übernahm endlich die Leitung einer speziellen Kunstanstalt, Tieck gab außer fortwährender Lehren und Anordnungen seine „dramaturgischen Blätter“ heraus. Und einige sancülotte und wilde Parteistimmen abgerechnet, galt er damals als Vertreter aller besseren Einsicht in Deutschland. Wunderlich genug war jedoch mit jenem Buche - einem der Lichtpunkte der sogenannten Restaurationsjahre - der große Bruch erklärt, der sich seit Schillers Tode, seit Goethes Schweigen und Rücktritte immer schreckhafter herausgestellt hatte. In dieser Lage ist es nun bis heute geblieben, bei jedem Worte, das über das Theater gesprochen wird, tritt **Ludwig Tieck** in Erinnerung. Man hat ihn gelesen, auswendig gelernt, abgeschrieben und die Dinge sahen täglich armseliger aus. Auch ist Niemand ernstlich gegen Tieck aufgetreten, Niemand hat die Vorurtheile verrathen, von denen sein schön geschriebenes und reich mit Wissen und Geschichte durchspicktes Buch wimmelt. Nur allmählig hat eine erregtere Jugend, der Geist, welcher Organe sucht, größere Regsamkeit im Anlande, und die Anregung von Seiten der europäischen Oper zu neuer Thätigkeit aufgefordert, man hat entschieden verzweifelt oder herausgefordert, so daß es nun an der Zeit war, den Häuptling [Tieck] selbst, der das Ganze aufhielt, mit all seinen Vorurtheilen aus dem Felde zu schlagen, eine universale Untersuchung anzuregen.*

²⁸¹ Fußnote Hrsg.: Gustav Schlesier hat die sogenannte „Theaterlaufbahn“ Ludwig Tiecks stark überbewertet. Siehe mein Kommentar am Ende des Artikels.

Wo findet sich in Tiecks gesamtem dramaturgischem Wirken eine Zeile, welche an die Köpfe der Zeit anpochte und eine gesunde Erfindung gezeitigt hätte? Man zeige mir sie, man nenne mir das Stück, das das deutsche Theater aus seinen Umgebungen empfangen. Schon Heinrich von Kleist gehörte nicht wirklich zu den Romantikern, sie haben denselben nur in ihre Reihen gezogen, als er gestorben war; sie haben sich mit ihm bereichert und seine Werke herausgegeben. Allein Kleist stand mit seinem Genius weit über diesem Kreise, und wenn er mit ihnen verglichen werden kann, so wäre dies wegen der Stellung, die er auch außerhalb der wirklichen Welt genommen, und welche Göthe eine unversöhnliche Härte nannte. Doch wo hätten es die Tieckischen Geister nur bis zur Kleistischen Härte gebracht? Die Zeit war aber sehr steril für dramatische Poesie, und wir haben nicht nöthig, Vorwürfe gegen Tieck auszusprechen, daß überhaupt nichts Tüchtiges hervortrat. Das ist's auch nicht, was sein Wirken verdammt, wohl aber jener Umstand, daß durch Tiecks Lehren und Ansichten, durch die ganze Kunstbetrachtung Dichter und Schauspieler, vorzüglich jedoch jene irregeführt und um eine glückliche Entwicklung ihres Talenten betrogen, daß sie verführt und nicht erregt [angeregt] wurden.

*Von einer Erfindung in dem Sinne, wie ich sie der modernen Kunst überhaupt und insbesondere der deutschen dramatischen Dichtkunst vindicirt habe, war und konnte bei Tiecks Betrachtungsweise keine Rede seyn. Man dachte ja immer und ewig nur an Wiederholung des Vorhandenen, schon Dagewesenen, es galt ja immer nur dem Alten. Tieck nämlich ging bei seiner Kunstansicht von gewissen, bestehenden Kunstnormen, Darstellungsformen aus, der Gehalt, der Geist, das Weltergreifende, wurde nur nebenbei beachtet, ja es wurde in allen seinen Leistungen weder ein neuer Gehalt gegeben, noch in seiner Kunstwissenschaft irgend welcher und bestimmter gefordert und was man so Inhalt nannte, das war nur ein Weltconglomerat, aus poetischen Werken gezogen, dem freilich kein Neues, Lebendiges zu entnehmen war, oder es war eine willkürliche, ganz äußerliche Auffassung der wirklichen und bürgerlichen Welt, die man gar nicht erfaßte, mit der man keinen Verband hatte und die man in ihren schwächsten, aber doch oft regsameren Aeüßerungen verspottete. **Die Romantiker, insonderheit Tieck und sein späterer Novellenanhang, stehen, trotz aller feinen Bildung, trotz aller Genialität, die ihre Werke durchblitzt, trotz aller formellen Glätte und Vielseitigkeit völlig außerhalb der wirklichen Welt, für welche sie weder Auge, noch Herz, noch Verständnis besitzen. Sie sind die eigentlichen Nullifizierer alles Gehaltes in unserer Dichtkunst. ...***

Kommentar: Gustav Schlesier hat die Tätigkeit Ludwig Tiecks am Dresdener Hoftheater stark überbewertet. Tieck war kein Dramaturg, sondern nur ein Gehilfe und Untergebener des Intendanten von Lüttichau. Heinrich Bischoff schrieb in seinem Buch >Ludwig Tieck als Dramaturg<,

Brüssel 1897, Seite 120: „Bekanntlich war Tieck vom Jahre 1820 an am Dresdener Theater thätig. I[m] J[ahr] 1825 [erst ca. fünf Jahre später] wurde er mit dem Antreten des Kammerherrn A. von Lüttichau, auf dessen Fürsprache amtlich [mit einem Gehalt] als Dramaturg angestellt. Er verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Scheiden aus Dresden i. J. 1842. Eifrigen Anteil am Theater nahm er doch nur bis etwa 1830; von da an erlahmte seine Thätigkeit unter dem vielfachen Widerstand der ihm von allen Seiten bereitet wurde. Es ist schwer ein genaueres, objectiveres Urtheil über Tiecks Anteil an der Leitung des Dresdener Theaters zu fällen. Seine Stellung war eine unbestimmte. Nach der amtlichen Anweisung sollte er „Beratung und Aushilfe bei den literarischen Geschäften der königlichen Generaldirektion“ leisten, und sich mit der „Ausbildung der jüngeren und ungeübten Schauspieler“ beschäftigen. Es geht hieraus hervor, dass er nur eine beratende Stimme hatte. Alle Verantwortung und die letzte Entscheidung standen dem General-Intendanten zu, einem Hofbeamten, dem Interesse und Verständnis für die Kunst abging. Tieck war kein wirklicher Dramaturg, sondern nur ein dramatischer Ratgeber. Die königliche Genehmigung seiner Anstellung bemerkt ausdrücklich, dass ihm [Tieck] niemand unmittelbar untergeordnet sein sollte.“

Theodor Mundt

Tieck in Dresden und die literarischen und sittlichen Zustände in Deutschland ²⁸²

Man kann auf dem Altmarkt in Dresden lächeln und lächeln und immer wieder lächeln über die Zeit, und doch - in Deutschland selbst der Belächelnswertheste sein! Unsere Zeit sehnt sich aus ihren Wirren nach dem Herzen eines großen Mannes, an dessen Brust sie sich mit ihren Hoffnungen und Verzweiflungen werfen könnte, und der sie mit der behütenden Liebe eines Gottes, mit der tapfern Stärke des Helden, und der auskunftgebenden Klarheit eines Weisen umarmte! Aber sie sehnt sich nicht nach dem guten, deutschen, zweideutig lächelnden Aristophanes²⁸³ der Elbe [gemeint ist: Ludwig Tieck], der, in seiner ästhetisch-egoistischen Sonderung von der Nation, die naßkalte Wolke an sein ironisches Herz schließt, statt ihre Gottheit zu umfassen. Sie [die deutsche Nation] ekelt sich vor der wollüstigen Lyrik seiner Mondnächte, vor den geheim- und krankhaft prickelnden Sinnen- und Katertrieben seiner Märchen, vor den handgreifenden Bade- und Schaukelszenen seiner Sternbalds-Wanderungen, und sie möchte zu Stein werden vor Schmerz und Scham, wie eine kindlose Niobe, wenn sie sieht, daß ein solcher Mann jetzt als Moralprediger vor sie hintritt und ihr und einer edeln, ringenden Richtung der heutigen

²⁸² Quelle: >Literarischer Zodiacus<, zweiter Jahrgang, Heft Nr. 1 vom 1. Januar 1836.

²⁸³ Fußn. Hrsg.: Wir erinnern uns, Heinrich Heine nannte Tieck ebenfalls einen zweiten Aristophanes.

Menschheit den Text liest über unsittliche, ungesetzliche und antisociale Verirrungen! Dies thut Ludwig Tieck in seinen letzten Novellen, in welche Form er seinen alten aristophanischen Kitzel jetzt auslaufen läßt; ernsthafter, bitterer und verworrener, als in jener früheren Periode. Denn damals, in den polemischen Märchendramen, scheint die höchste Bosheit der Ironie oft noch harmlos, wenn er z. B. der redseligen Kritik Böttigers den Mund zuknebeln läßt, wofür, in großartiger und liebevoller Ignorierung, der alte Böttiger ihm noch bis zu seinem Tode regelmäßig die Sonntagsvisite machte! Das haben wir nun davon, daß wir die erste rosenrothe Liebe unserer Jugend an die romantische Schule hingegeben hatten, daß wir unsere Mannheit in die Elfenträume des >Phantasmus< einwiegten, unsere Religion mit dem ohnmachterregenden Räucherwerk der >Genoveva< parfümirten, unsere Philosophie mit den vornehm-ästhetischen Novellen-Raisonnements verwässerten! Die verzauberten Prinzen der romantischen Schule sind jetzt in ihrem Greisenalter Pedanten geworden, während die neue Generation Deutschlands herangewachsen und den großen Gedanken, die immer getrennten literarischen und nationalen Interessen in ihrer Brust zu einer Einheit zu arbeiten, zu ihrem Symbol gemacht hat. Wie die exaltirten Demagogen vom Jahre 1819 heut als umgestülpte Conservativmänner dastehen, so sieht man die ebenfalls altdeutsche romantische Opposition vom Jahre 1799 und 1800 in diesem Augenblick in Dresden die höhere Kopfsteuer eines Hofraths bezahlen [gemeint ist: Ludwig Tieck], und in Bonn auf der Kulenkampe den Orden selbst an den Schlafrock geheftet tragen [gemeint ist: August Wilhelm Schlegel]. Aber die invalide Exromantik, welche an der Ecke des Altmarkts lächelt und immer lächelt, hält noch zuguterletzt Gardinenpredigten gegen die sittliche Verderbtheit der neuesten Zeit, weiß und empfindet nichts von solchen Offenbarungen des socialen deutschen Lebens, wie Rahel, Bettine und Charlotte, und schreibt eine Novelle, betitelt >Eigensinn und Laune<, worin, um uns nicht ganz der alten Sympathieen der Tieck'schen Muse zu entwöhnen, ein - Bordell die Hauptrolle spielt!

Inmitten mancher schmutziger Konflikte und widrigen Auswürfe unserer Tage muß man doch auftreten, und mit hochemporgehobener Hand und festem Auge an die allgemeine Sittlichkeit dieser Zeit appelliren. Dem Genius der Zeitgeschichte kommt es freilich nicht darauf an, was diese oder jene Buhlerin, die zur Betschwester geworden, und nachher eine Professur erlangt hat, sich von der Sittlichkeit für einen Kanon macht, und was sie im Katechismus und Confirmanden-Unterricht, in den Kirchen und Gesellschaftszimmern, und in den tugendhaften Himmelbetten eurer Ehen, nach zusammengezimmerten Regeln beobachtet wissen will. Das moralische Bewußtsein eines Volkes muß der geordnete Ausdruck seiner ganzen Geistesbildung, überhaupt der Ausdruck seiner historischen Bewegungen und Eigenthümlichkeiten sein, und wenn ich mein Sittlichkeitsgefühl in die Tiefe meines heutigen geschichtlichen Bewußtseins untertauche, so finde und behaupte ich, daß keine Zeit von so großen und ächten Tendenzen nach

einem schöneren, sittlichen Leben bestimmt war! Die Schlafkammer-Abstractionen der Moral weiten ihre Engbrüstigkeit zu höheren Anschauungen der menschlichen Verhältnisse aus, und das Geschlecht kann sich das Bedürfnis nicht mehr wehren, seine Sittlichkeit mit der Humanität, Freiheit und Schönheit in ein Lebensgesetz zu verschmelzen. Ich will der Zeit einen Beweis aus ihrer innersten und geheimsten Herzstelle zuführen, wobei die Reinheit und Kostbarkeit des Gegenstandes mich gegen die Befangenen vor beliebten Moralverdächtigungen schützen soll! Ich rede von den Frauen, den Engeln und den Richtern aller wahren Sittlichkeit, und von der Anerkennung ihrer höhern geistigen Natur, die unsere Zeit und gerade die neueste Generation unseres Volkes mit eigenthümlicher Liebe ihnen zollt. Die unsittliche Stellung, welche die Frauen in den Gesellschaftsverhältnissen einnahmen und [noch] einnehmen, so lange sie nur als Mittel und mechanische Vorrichtungen für die häusliche Existenz und die fleischliche Gleichgewichtserhaltung angesehen werden, ist in keiner Zeit so lebhaft empfunden und verneint worden, als in einem Augenblick, da die menschliche Sittengeschichte durch der Frauen geistige Freisprechung ihr Blütenalter anstrebt. Die meisten Menschen, die vor der Welt den Ruf ehrenfester Tugend haben, leben mit ihren Weibern in einer unsittlichen Ehe. Geht jenem großen Gelehrten, der die Jugend für Moral bildet und alle Grundsätze der Ethik in ein unangreifbares System gepackt hat, geht ihm nach in sein Familienzimmer, an seinen Mittagstisch, in seinen vertrauten Stunden! Ihr trefft bei ihm ein armes, verkümmertes, scheues Weib, verzagte Resignation in den holden Augen, erloschene Rosen auf den Wangen, die sich kaum noch getraut, menschliche Rechte für sich geltend zu machen. Ihr trefft bei ihr selbst auf die ihr aufgedrungene, unsittliche Ueberzeugung, daß sie mit ihrer Ehe ihre eigenste Individualität unter einen außergesetzlichen Zustand gestellt, wo sie für sich selbst nichts mehr bedeute, und an dieser Ueberzeugung läßt sie sich schon in ihrem schönsten, drei und zwanzigsten Jahr langsam verwelken, in dieser Ueberzeugung schweigt und schweigt sie, den wortführenden Mann und die Fremden bei Tische bedienend. Und wenn Du ihr vor Rührung die beringte Hand küssest, wirft sie erschrockene Blicke zurück auf den, dem sie ein Besitzthum, eine um bestimmte Rechte erworbene Sache, eine Schlafrocks- und Pantoffel-Angelegenheit, nach Abspannung von Büchern und Geschäften, geworden; der ihr eigenes inneres Leben ignorirt und dadurch verachtet und vernichtet, und der, nachdem er ihr während der ehelichen Pflichtliebkosungen seinen starkriechenden Tabak in die Augen geblasen, sie Abends mit in seine Kammer nimmt, wo, ohne den Genius der Liebe und Andacht, der Liebe heiligstes Werk zur thierischen Funktion wird! Man will sich nicht gestehen, daß solches Eheleben, welches sich so in tausendfältigen Formen unter uns variirt, ein unsittlicher Wandel sey, da man auf der andern Seite anerkannt unter Legitimation der Moral steht, und Gott weiß, welche belobungswerthe Verdienste sich um die Ethik selbst erworben [zu haben glaubt]. Seltsam ist, daß ich gerade von heftigen und

wichtigthuenden Wortrednern der Moralität unter uns es weiß, wie sie ihre Frauen im Hause nicht anders als Mägde und Unberechtigte halten. Kann es aber ein Redlichdenkender bestreiten, daß die meisten unserer Ehen unsittlicher Art sind, indem die Frauen darin nicht als geistige Selbständigkeiten, sondern nur als Mittel gewußt werden; denn nur die Anerkennung der geistigen und innern Bedeutung eines Wesens macht es sittlich und läßt ihm sittliche Freiheit zu! Ich sage, unsere Zeit hat diese geheimen Unterhöhlungen der Gesellschaftsbande empfunden, und eine neue Generation, die den Adel ihrer ethischen Gesinnungen an der Hochschätzung der Weiblichkeit bethätigt, die ihr Herz an edle und hohe Gestalten gehangen, arbeitet keiner andern Veränderung als der wahren Versittlichung der Zustände entgegen. Die Welt lebt heut in unsittlichen Verpflichtungen gegen unhaltbare Angewohnheiten, aber nur mit der Moral derjenigen steht es schlecht, welche ihre egoistischen Angewohnheiten und Familientraditionen für moralisch halten. Die höhere Moral geht über ihre Gegenwart hinaus, und ist eine stufenweise Annäherung an das Ideal der Menschheit.

Die heutige Schriftstellergeneration Deutschlands hat bei weitem sittlichere Tendenzen, als die romantische Schule, deren moralische Verreckung jetzt eben Ludwig Tieck repräsentirt. Bettinens Liebe, Charlottens Tod und Rahels dunkle Weissagungen sind durch unsere Brust gefahren, und haben unserm Bewußtsein über das innere Leben einer solchen Zeit die schmerzlichste, zartsinnigste und gedankengewaltigste Grundlage gegeben. Nun sehe man aber hin, was die Frauen für eine Bedeutung gehabt haben bei einem Dichter, wie Tieck, dem in seinen Weiblichkeitsdarstellungen nach dem Leben nur Freudenmädchen gelungen sind, und der in seinen Dichtungen fast nie vermocht hat, ein edles, sittliches, geistig schönes Frauenbild klar und plastisch hinzustellen! Nicht einmal künstlerische Durchschmelzung des Fleisches, wie bei Heinse, sondern die allergemeinste, materiellste Anschauung des Weibes ist bei Tieck vorherrschend. In den meisten seiner Romane führt er uns Bordellbekanntschaften vor, und selbst im Dichterleben steckt unversehens einmal seine Muse den verwandelten Schweinskopf zu solchen Circen empor, die er mit schöner, glänzender, koketter Beweglichkeit zu schildern versteht, während er größtenteils die anständigen und edeln Frauen seiner Dichtung entweder, wie in den Novellen, nur flüchtig und mit Unbehagen skizzirt, oder, wie früher im >Octavianus< und der >Genoveva<, in dreidoppelte Schleier der gestaltlosen Mystik hüllt. Von ächter Weiblichkeit hat nur selten einmal die Ahnung sein Gemüth durchblitzt, und wenn ich an den Lebensbildern der romantischen Schule noch einmal vorbeiwandele, so finde ich hinter den üppigen Blütenhecken buhlerischer Stanzen und Kanzonen auch die echte Liebe, nach der ich mich sehne, nirgend, sondern ein geistreich verschmitztes, lauerndes, halb in tiefsinniger Lust, halb in Ironisirung seiner eigenen Lust gemaltes Gesicht [Ludwig Tiecks Gesicht], mit unheimlichen Zuckungen um den Mund, sieht mich an, zu meinem Ekel.

Warum will dies Gesicht jetzt auf seine alten Tage noch sich als Tugendspiegel vor diese Zeit hinstellen, und, im letzten Glanz moralisierender Strafnovellen sich zeigend, doch noch mit legitimen Resultaten eines blasirten Lebens sich schminken? Die romantische Schule sollte stille sein von solchen Dingen, damit man nicht nachforsche in den Archiven ihrer Jugendsünden, und alte, geheimnisvoll redende Pergamentblätter aus der Periode ihrer mondbeglänzten Zaubernächte ans Tageslicht ziehe! Was soll die Scham der deutschen Frauenwelt dazu sagen, daß sich August Wilhelm Schlegel von einem Kritiker öffentlich seiner Impotenz, diesen von ihm mühsam erworbenen Talisman der Tugend, vorwerfen lassen mußte? Es ist keine angenehme Pflicht, die geheime Geschichte der Romantik zu schreiben, und wir bitten, unserem wohlunterrichteten Gedächtniß aus dem Wege zu gehen! Aber um die Tugend zu lernen, die ich in den Armen meiner Geliebten nicht gelernt hätte, dazu mag ich bei den romantischen Dichtern überhaupt nicht in die Lehre gehen! Wenn Einer [gemeint ist: Ludwig Tieck] mit seiner leiblichen Schwester [Sophie Tieck] in unzüchtigen Flammen gestanden, wenn Einer nach Übereinkommen seine eigene Frau seinen Freunden preisgab, und dafür die Eheweiber seiner Freunde in Recompense nahm, so wäre das kein Mann und kein Weiser dazu, um meine gesunde Jugend und die hoffnungsreiche Richtung dieser Zeit mit Moralbeispiel zu fördern! Wozu aber unbedachterweise solche moralische Strafnovellen schreiben, deren Text nur einzelne, bedeutungslose Carikaturen der Zeit wirklich treffen kann, deren Anwendung aber leider auf das Haupt des Tugendpredigers zurückfallen muß! Und bedenkt denn Ludwig Tieck nicht, daß manche Unsittlichkeit der heutigen Welt, der er mit Recht zürnend und züchtigend gegenübertritt, gerade durch die Lectüre seiner frühern Schriften unter uns gekommen sein könnte, denn wie viele deutsche Jünglinge, die jetzt aus der Art unserer Väter geschlagen, mögen sich nicht zuerst an seinem >William Lovell< die Phantasie verdorben und schmutzig gemacht haben! Wie kommt jetzt Saul unter die Propheten? Wohlan, ihr großen und legitimirten Männer Deutschlands, gebt, wie es jetzt Mode wird, der Welt und der Nation glorreiche Tugendbeispiele, wir verlangen und bangen herzlich danach, denn uns thun feste Haltepunkte in unseren Wirren Noth! Aber was wollt ihr, während die gutwillige Welt vor eurem Beichtstuhl kniet, mit unserem widerspänstigen Gedächtniß anfangen? Haben wir doch zu euren Füßen gesessen und euch belauscht, denn wir waren fleißig und eifrig auch in der Erforschung des deutschen Privatlebens! Gut möchte es sein, dem Publikum manche verheimlichte Zustände dieses unsres Privatlebens vor Augen zu rücken, damit es sehe, wie die jetzt so beliebt werdende, öffentliche Koketterie mit der Moral in manchen ihrer Hauptrepräsentanten auf einem morschen, faulen und sittlich unwürdigen Hintergrund ruhe! Aber meistens stemmen sich dawider Mitleid und Pietät gegen die Laren, und nur in einigen Fällen gestattet es die erlaubte Nothwehr, daß man, um seine eigene stillgehaltene moralische Würde der feindseligen Scheinheiligkeit

gegenüber abzuzeichnen, mit jenen Ueberlieferungen sich siegreich wappne!

Und nun naht euch wieder, himmlische Gestalten, die ich fast vergessen hätte, aus der Novelle >Eigensinn und Laune<! Tieck schildert eine Emmeline auf fortschreitenden psychologischen Stufen, in denen sich manche alte meisterhafte Anklänge von ihm verrathen. Aber des Dichters Gesinnung, welche dabei den schreienden roten Faden macht, ist eine Perfidie gegen die Menschheit. Man höre und denke folgende Verhältnisse: Dies Mädchen, eine naturkräftige Schönheit, voll Anlagen zur höchsten weiblichen Bildung, wird von dem bestimmtesten Widerwillen gegen die Ehe erfüllt. Die catilinarische Rede, welche sie zu Anfang der Novelle gegen alle ehelichen Anmuthungen hält, ist der Ausdruck eines natürlichen, scharfsehenden und aufrichtigen Gemüths, das vor der Hypercivilisation und Unnatur der meisten Gesellschaftsverhältnisse zusammenschaudert. Dies ist so begreiflich motivirt, daß man überrascht wird, wenn die gleich einem Iltis herbeischleichende Ironie Tiecks daran nur ein Beispiel statuiren will zur Verhöhnung aller socialen Fragen der Zeit. Gehen wir aber mit Emmelinen auf die Reise, und horchen auf die ersten Herzschräge ihrer Liebe, die ein frisches Naturkind ihr erweckt! Ein junger, in der That lebenswürdig geschilderter Kutscher, der gar keine angebildete Cultur besitzt, regt in der Schweiz und in der träumerischen Stille des Waldes, durch den er ihr Wagenlenker ist, das erste Gefallen des geistreichen Mädchens an einem Manne auf. Offen und natürlich, wie sie ist, erklärt sie sogleich ihre Gefühle, und setzt ihrem erstaunten, aber nachgiebigen Vater auseinander, wie, nachdem sie jene civilisirt verbildeten Jünglinge in der Stadt immer als [moralische] Krüppel habe verachten müssen, ihr jetzt endlich die Bedeutung des Mannes und der Ehe das Herz getroffen habe. Die ironische Erfindung verknötet sich nun folgendermaßen. Jener Bauerbursche wird in einer kleinen Stadt zurückgelassen, und ihm Lehrer aller Art beigegeben, die seine Ausbildung bewirken sollen. Welch ein Faux-Pas der Ironie! Es ist unwahrscheinlich, daß Emmeline, die ihr Naturkind so, wie es war, besitzen wollte, seiner künstlichen Cultivirung vor der Ehe nachverlangen konnte, und wenn dies des öffentlichen Anstandes wegen zu einer Heirath geschehen mußte, so ging wieder der ganze Sinn derselben verloren. Aber Tieck, in dessen traumhafter Gestaltenwelt sich die Personen bekanntlich auf Einmal wie wahnsinnig gebärden, brauchte ironische Pottasche, um diese grüne Novellenseife, womit er die Zeit reinigen und weißwaschen will, garzukochen. So kommt der Verlobungsabend heran, wo der mit seinem Bildungscursus fertig gewordene Martin Sendling von der Braut und seiner versammelten Gesellschaft erwartet wird. Er hat in kurzer Zeit viele Talente entwickelt, erscheint ganz verwandelt, und ist, mit einem Wort, aus einem Naturmenschen ein gebildeter Mann geworden. Emmeline stößt ihn entsetzt von sich, sobald sie seiner in dieser Metamorphose ansichtig wird, und da er ihrem Ideal nicht mehr entspricht, sondern wie die Uebrigen geworden ist, muß er sie fliehen. Der arme Bursche, der nun für

Alles verdorben, geht mit seinem ihm so schlechtbekommenen Stückchen Bildung in die weite Welt, Emmeline aber begiebt sich nach Paris mit ihrem Vater. Wie viel vortreffliche Elemente sind nicht in dieser Emmeline, welche gesunde Oppositionskraft des ächten Weibes, welche tragische Zerfallenheit mit einer überlebten gesellschaftlichen Cultur! Aber dies alles, wie es aus den Schmerzen der Zeit richtig genug herausgesehen und herausgegriffen ist, spießt sich Tieck nur so zum hämischen Spaß auf die Schreibfeder, und macht ein Persiflirstück skandalösen Humors aus dem, was die Aufgabe eines Dante wäre. Die ganze Emmeline ist ihm nur eine Bußgestalt seiner ironischen und polemischen Absichten, und so läßt er sie, mit bizarrer Verläugnung aller humanen und poetischen Gerechtigkeit, allmählig in lauter abscheuliche Verhältnisse zerfaulen, um an ihr zu rächen die Heiligkeit und die Legitimität der Ehe! Hear, hear, ein Tieck hilft in seinen alten, schwachen Tagen der Heiligkeit der Ehe wieder auf! Nebenbei ertheilt er der Humanität die Stäupe. Ist es Beichte, ist es Buße, ist es letzte Oelung, Ludwig Tieck? Man höre weiter!

Emmeline, die arme, an Allem irrgewordene Emmeline, muß in Paris der niedrigsten Verführung zur Beute werden, und erlebt, auf eine empörende Weise, die ersten Mutterfreuden durch den allerverächtlichsten Menschen, der ihr selbst ein Gräuelpiece ist. Diese pariser Scenen haben einen so stinkenden moralischen Atem, daß sie nur Tieck selbst in den folgenden Ereignissen zu überbieten vermochte. Emmelinens Ehre wird jedoch vor der Welt durch einen ihrer älteren Liebhaber, einen edelmüthigen Pedanten, gerettet, der sie heirathete und wieder zurück nach Deutschland führt. Hier lebt sie in der Einsamkeit auf dem Schlosse ihres Mannes, ein todttes hoffnungsloses Scheinbild ihrer selbst, als ein französischer Offizier, der gastlich bei ihnen aufgenommen wird, ihr von neuem Anforderungen an das Leben erregt. Sie gesteht ihm liebend, er sey der erste wahre Mann, der ihr vorgekommen, und Beide fliehen miteinander. In einer Waldschenke erkennen sie sich an einem ihrem Geliebten entgegenspringenden Hund, namens Muntsche, dieser lächerlich fabelhaften Machination, die in der Novelle unaufhörlich spukt, ohne daß man begriffe, was sich der Verfasser eigentlich bei diesem witzelnden Hundefatalismus seiner Dichtung gedacht. Dergleichen gehört aber zu den krankhaften Gelüsten der Tieck'schen Novellistik, die sich überall bei ihm zeigen, sowie es auch eine oft wiederkehrende Grille seiner Erfindungen ist, daß zwei ehemalige Liebende sich plötzlich nach langer Zeit in einer völlig unkenntlich gewordenen und verblichenen Gestalt wiederfinden müssen. So erblicken sich jetzt Emmeline und - Martin Sendling einander gegenüber, und mit diesem Moment des bizarren Wiedersehens hört Glück und Frieden ihres Verhältnisses auf. Sie kehren sich feindlich den Rücken. Jetzt aber tritt die große culturgeschichtliche Wendung der ganzen Novelle ein. Mit dem neuen Abschnitt der Ereignisse, welcher nun beginnt, führt uns Tieck geradewegs in ein - Bordell, das seine Ironie fortan zum Schauplatz der neuesten zeitgeschichtlichen Tendenzen macht. Ich erinnere mich nicht, in einer

andern deutschen Dichtung jemals so unverhohlen auf solchem Grund und Boden gestanden zu haben. Freundin, verhülle Dein Antlitz, während ich unverzagt einem so erfahrenen und erprobten Führer, wie Ludwig Tieck, in ein solches Haus folgen will! Seine Helden und Heldinnen bis in ein [Huren]-Haus zu bringen, gehört ebenfalls zu den krankhaften Gelüsten der Tieck'schen Muse, und nirgends ist das Straßenleben der Venus Vulgivaga und Cloacina mit einer glänzenden Erfahrung im Unsittlichen geschildert, als im >William Lovell<, der in seiner metaphysischen Verzweiflung alle seine ehemaligen Geliebten zuletzt als triefäugige [mit Syphilis verseuchte] Priesterinnen in irgend einem Gassenwinkel wiederfindet. Vor dreizehn Jahren, als ich den >Lovell< zum ersten Mal las, empörte sich meine noch nicht mannbare Natur vor dieser prickelnden Romantik des Lasters, und jetzt steht dieselbe Muse, mit denselben Szenen, als moralische Vettel vor mir, welche, wie jene babylonische, Gewalt und Zeter schreit, welche die Sittlichkeit der Zeit verbessern will, und die heutige deutsche Jugend mit einer Anklage belastet, die in einem schlechten Hause bei Madame Blanchard zu Protokoll genommen wird. Diese schreckliche Witwe Blanchard ist kein Dortchen Lakenreißer, deren naive, unschuldige Gemeinheit ich bei dem naturstarken Shakespeare noch liebenswerth finden könnte. Mutter Blanchard ist eine ironisirte Mutter, ach! es ist die arme, unglückliche, in die socialen Wirren unserer Zeit verstrickte - Emmeline! Wenn ein Gott solche Verhältnisse in der Wirklichkeit geschehen ließe, so müßte man an ihm verzweifeln! - was soll man aber mit einem großen Dichter anfangen? Dieser Dichter wollte jedoch zeigen, daß solche st. simonistische Tendenzen, wie sie der Gesinnung Emmelinens sich bemächtigt hatten, zu keinem andern Ziel hinführen, als zum - Bordell! Guter Gott! welche Tendenzen hatten denn Tieck dahin geführt? Waren es die Stenzen seiner südlich romantischen Periode, war es die Phantastik der Formen, war es die psychologische Menschenkenntniß, die er in solchen abgelegenen Hainen des Akademos bereichern wollte? Es ist für mein Gefühl verletzend, daß ich [Theodor Mundt] vom Schicksal dazu auserlesen bin, diesen jetzt moralisch ausgetrockneten Sümpfen noch einmal auf den unreinen Grund zu gehen, aber ich hoffe, daß das Opfer, welches ich dadurch zur [eventuell] möglichen Benachteiligung und Mißverstehung meiner Person vor den Augen des Publikums bringe, allgemeineren Nutzen tragen wird! Denn wie soll sich eine neue Generation vor jenen Stolzen und Grausamen retten, welche die frühere Unsittlichkeit ihres Wandels jetzt in die steife Glanzleinwand der Moralität verhüllen, und auf dem stampfenden Roß einer den Geist knechtenden Ethik sich wiegend, die sittlichsten Bewegungen, welche die fortschreitende allgemeine Moralität der Geschichte unternimmt, bei den Behörden und in der bürgerlichen Gesellschaft als Bordelltendenzen zu verdächtigen streben!

Die jüngern deutschen Schriftsteller, welche als Unternehmer und Gründer des >Literarischen Zodiacus< auf diesen Blättern sich zusammenfinden, erscheinen hier, von den ausgezeichnetsten und

gewichtigsten Männern Deutschlands als ihren mitwirkenden Freunden umgeben, zu literarischen und socialen Bestrebungen, die keine moralische Verdächtigung erreichen noch erschüttern wird! Aber wir empfinden im gemeinsamen Kummer das drohende Mißtrauen, welches heut die Gesellschaftsverhältnisse verpestet, und deshalb wollte ich an einem so allgemein bekannten und durch Talent und Ruhm hervorragenden Manne, wie Ludwig Tieck, Proben einer gerechten Polemik liefern, die offene Erklärungen über den allgemeinen Moralitätszustand unserer Zeit veranlassen soll! Wir haben diese nicht zu scheuen nöthig, sondern wir rufen vielmehr die Speculation heraus, die wahren Anforderungen einer menscheitsbeglückenden Ethik zu prüfen und den unruhigen Geburtswehen der Geschichte beizuspringen! Mit absichtlichen und geheimen Parteibestrebungen, die man jetzt überall argwöhnt, haben wir nichts zu thun, da wir in unsern Verhältnissen keinen Spielraum, in unserer Nation kein Publikum, und in unsern Ideen, die auf eine reine geschichtliche und spontane Entwicklung der Zeit gerichtet sind, keinen Willen dazu vorfinden. Die fabrizirte Kategorie des sogenannten „jungen Deutschlands“ war uns von jeher fremd, und es ließ sich voraussehen, daß eine derartige selbstgemachte Benennung, die eine nur kritisch hervorgerufene Kluft zwischen allen nationellen Sympathien gründet, früher oder später zum literarischen Ekelnamen werden würde! Die beiden Schriftsteller, welche das sogenannte „junge Deutschland“ repräsentirt hatten, Wienbarg und Gutzkow, sind in unsern letzten Stücken in ihren Talenten und Gesinnungen theils anerkannt, theils bestritten worden, und obwohl sie in ihren bisherigen Schriften und Kritiken meistens feindselig und vernichtend auch gegen uns sich ausgelassen [haben], so darf man uns doch nicht zumuten, daß wir Bannstrahlen gegen ihren bürgerlichen Charakter schleudern sollten. Ich glaube zwar nicht, daß sich unsere historische Wendungen an solche Individualitäten, wie die genannten Schriftsteller sind, fixiren werden, und finde deshalb alle befürchteten herrschsüchtigen Anordnungen und Occupationen des Literaturgebietes von dieser Seite unnütz und wirkungslos, aber ich denke, daß so bedeutende Talente, wie man ihnen zugestehen muß, zu schönen Gestaltungen kommen, sobald sie die falschen Präntensionen an das Allgemeine und den absichtlichen Trotz gegen Gottheit und Schicksal fahren lassen. Wollte Tieck in der Figur des Wilhelm Eichler, welche in den letzten Abschnitten seiner Novelle auftritt, die Tendenzbilder Gutzkow's und Wienbarg's ironisiren? Dieser Eichler ist ein täglicher Gast der Witwe Blanchard, und spricht, inmitten der saubern Freuden dieses Hauses, von den modernen Interessen der Bewegung, von der jungen Zeit u. dgl. Endlich schließt die Scene, bei Gelegenheit eines öffentlichen Auflaufes, welcher die jungen Parteimänner vor jenem fatalen Hause versammelt, mit einer revolutionären Stürmung dieses Bordells, durch welche bittere Wendung seines unflätigen Stoffes Tieck zeigen will, daß es die Umwälzungstendenzen unserer Zeit nicht weiter bringen, als höchstens bis zur Zerstörung eines gemeinen Hauses! Wem, auf irgend einer Seite des

Lebens und der Ansicht, kann wohl mit dieser Ironie gedient sein, die so schmutziger Farben bedarf, um sich wirksam anzustreichen? Wer das Bestehende vertritt, und wer es verändern möchte, beiden hat Tieck durch diese unzüchtige Demonstration ein Gefühl des Ekels erregt. Wir aber glauben an dem Beispiele Tieck's bewiesen zu haben, wie leicht solche Insinuationen auf das Haupt ihres Urhebers selbst zurückfallen können! Diese Polemik ist aber um so unredlicher, da sie ihren Gegenstand nur nach dem Hörensagen erfaßt, denn Tieck ist bekanntlich schon seit vielen Jahren zu vornehm, selbst etwas zu lesen, und kennt die neuere deutsche Literatur nur aus den Anzeigen in den Blättern für literarische Unterhaltung, welche ihm die Brockhaus'sche Buchhandlung gratis zuschickt, und aus dem Gespräch mit diesem oder jenem besuchenden Fremden. So wirft denn nun seine erbitterte Subjectivität die ganze heutige deutsche Jugend in Bausch und Bogen durcheinander, ohne sich die Gewissenlosigkeit kränken zu lassen, wie verschiedenartige Individualitäten und wie edle Bestrebungen er dabei vermengt und verdächtigt!

Obwohl die Schriftsteller des >Literarischen Zodiacus< die gemachten Kategorieen eines sogenannten „jungen Deutschlands“ von sich ablehnen, und hiermit öffentlich desavouiren, so werden sie sich doch ihren übrigen mitstrebenden Literaturgenossen, deren ethische und religiöse Bewegungen sie bis jetzt nicht getheilt haben, niemals wider Gerechtigkeit entziehen, noch weniger zwischen sie und die Nation treten. Der Einzelkritik und der individuellen Bethätigung auf unsern Blättern soll es vielmehr überlassen bleiben, selbst bei den widerstrebenden Elementen die gemeinsamen Grundfäden in den innern Bewegungen des heutigen Deutschlands hervorschimmern und anschaulich zu machen, und durch Wegräumung wie durch Befestigung ein neues versöhnendes Band unter den Gemüthern knüpfen zu helfen. Wir werden, den Fortschritt unserer Zustände im Herzen tragend, durch die Literatur auf das sociale Leben zurückzuwirken suchen, aber die eigenthümliche Nuance, die wir im Kampf der Meinungen behaupten, durch Trotzen auf effectvolle Negationen durch jugendliches Kokettiren mit einer halsbrechenden Abstraction, uns zu verzerren hüten. Das religiöse Bewußtsein Deutschlands ist in diesem Augenblick erschüttert und zermalmt, das politische Leben wieder für eine ganze Generation rettungslos verloren gegangen, und die unterhöhlten Gesellschaftszustände haben schwierige und verwundende Auseinandersetzungen zwischen einer wahren, vernünftigen, ächt menschlichen Ethik und den abergläubischen Traditionen und individuellen Niederträchtigkeiten der Menschen nöthig gemacht. Es kommt darauf an, in einer solchen Menschheitsepoche, wo uns Gott verlassen zu haben scheint, durch doppeltes Aufbieten der menschlichen Productionskraft für Wiederherstellung vernünftiger Zustände, zu beweisen, daß ein Gott ist! Der Fonds der Menschheit ist keineswegs abgeschwächt, sondern sie war zu keiner Zeit so stark, um die Umarmung des Gottes in seiner wahren, unverhüllten Gestalt zu leiden und zu genießen. Das heißt: sie war zu keiner

Zeit so reif für vernünftige und humane Zustände! Beweisen wir ihm dies durch die Höhe unserer Speculation, durch die Schönheit unserer Kunstschöpfungen, durch das, was wir im Privatleben thun und eifrig ausstreuen, und durch das, was wir in der Oeffentlichkeit verfechten!

Th[eodor] Mundt

Kommentar: Bereits im Jahre zuvor, 1835, hatte sich Dr. Theodor Mundt sehr kritisch und halb spöttisch über Bettina Brentanos Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< im >Literarischen Zodiacus< geäußert. Siehe hierzu mein Buch >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<. Im Oktober 1835 ging ihm ein Brief Menzels zu, der ihn aufforderte, gegen Gutzkow und Wienburg zu schreiben. Mundt gesteht, daß er Menzel höflich aber altklug geantwortet habe. Menzel deutete ihm in einem Gegenschreiben an, dass er, Mundt, bereits in wenigen Wochen seinen Entschluss bereuen würde. Dr. Theodor Mundt traf es trotzdem wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel, als er erfuhr, dass er mit Ludwig Wienburg, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Heinrich Heine, Ludwig Börne und noch anderen „revolutionären“ Schriftstellern in einen Topf geworfen wurde. Zweifellos weil er zu viel Richtiges und Wahres über Wolfgang Goethe, Bettina Brentano, verh. von Arnim, und Ludwig Tieck wusste, blieb der preußischen Administration kein anderes Mittel übrig, als Mundt durch brutales Zensurverbot zum Schweigen zu bringen. Diese Überreaktion der preußischen Zensurbehörde ist ein Zeichen ihrer Nervosität und Angst. Offensichtlich bekamen es einige „Skandalwächter“ und wohl auch der „Wächter der Goetheschen Klassizität“, Varnhagen von Ense, mit der Angst zu tun. Gleichzeitig verlor Dr. Mundt seine Anstellung als Dozent an der Universität Berlin. Ludwig Tieck, die intellektuelle Scheinexistenz, wurde aus Staatsraison, aus Angst vor einem riesigen Gesellschafts- und Literaturskandal, geschützt, und Dr. Theodor Mundt, ein hervorragender Germanist und exzellenter Literat, zu einem - Märtyrer gemacht. Die Verleihung des höchsten Ordens für Wissenschaft und Kultur an Ludwig Tieck durch die preußische Regierung war eine Demonstration, dass an dem Dichter Ludwig Tieck und an dem Mythos >König der Romantik< nicht öffentlich gezweifelt werden durfte.

Den obigen Artikel verwendete Dr. Theodor Mundt auch in seinem Buch >Charaktere und Situationen<, Wismar und Leipzig 1837, allerdings sind die kritischen Äußerungen über Ludwig Tieck fast gänzlich gestrichen. Auch der Vorwurf, dass Ludwig Tieck mit seiner „*leiblichen Schwester in unzüchtigen Flammen*“ gestanden habe, fehlt. Dr. Mundt war es gewiss wie Schuppen von den Augen gefallen.

Dr. Theodor Mundt schrieb über Varnhagen von Ense, seine Lebensaufgabe wäre, „Wächter der Goethe’schen Classicität“ zu sein.

Frage: Wozu braucht ein verstorbener Dichter einen Wächter? Varnhagen von Ense war, wie Alexander von Humboldt, von dem preußischen Königshaus als „Skandalwächter“ beauftragt.

August Ruge und Theodor Echtermeyer

Der Protestantismus und die Romantik Zur Verständigung über die Zeit und ihre Gegensätze Ein Manifest ²⁸⁴

[Ab Ausgabe Nr. 308, vom 25. Dezember 1839:]

... *Mußten wir schon aus der unlebendigen, schalen Form seiner [A. W. Schlegels] Vorlesungen entnehmen, daß ihm das Reich der fixen Idee nie Herzenssache und lebendige Ueberzeugung geworden sey, so werden wir darin nur noch bestärkt durch diese Broschüre, welche ein der früheren Doctrin ganz entgegengesetztes Glaubensbekenntniß aufstellt, ohne jedoch von dem Princip des genialen Ich abzufallen, welches eben darin besteht, daß es dem Subject nie um den Inhalt, eine objective Wahrheit, sondern nur um sich und seinen Selbstgenuß zu thun ist. Dem genialen Ich leistet jeder Inhalt, wie dem Schneider jede Mode, denselben Dienst, nämlich den, sich als den überraschenden, wunderbaren Künstler zu zeigen; und so wäre denn das ganze Geschäft der Propaganda nichts als der reinste Dilettantismus gewesen, August Wilhelm Schlegel aber in der Eitelkeit der Romantiker immer noch vorzugsweise das eitle Subject, welches mit fremden Federn, die ihm schief zu Gesichte stehen, eine Weile sich aufputzt und gezwungen brüstet, dann aber den ganzen Putz unbekümmert von sich wirft und dagegen der Reformation und der Wahrheit das Wort redet, ohne gleichwohl sich selbst von der Willkür des Genialisirens zum Gesetz der Philosophie bekehrt zu haben, weswegen denn das letzte Bekenntniß eben so unwahr ist, als das erste. ...*

2. Tieck's Lyrik

Bei alledem bringt auch er es zu keiner wahren Lyrik. Es ist kein Schwung, keine Empfindung, gar keine Macht und Erfüllung in seinen sogenannten Gedichten. Wir werden also weiter auf Tieck getrieben, um die Lyrik bei dem zu suchen. Einzelnes von ihm ist gesangmäßig und populär geworden, z. E. „Treulieb ist nimmer weit“ und „Dicht von Felsen eingeschlossen, wo die stillen Bächlein gehen, wo die dunklen Weiden sprossen, wünscht' ich einst mein Grab zu sehen.“ Freilich ist damit noch nicht gesagt, daß diese Lyrik nun einen wirklichen Fond und Werth habe; im Gegentheil: „Treulieb?“ ist ein so abstractes Wesen, daß man eigentlich

²⁸⁴ Mehrteiliger Artikel erschienen ab dem 17. Dezember 1839 (Ausgabe Nr. 301) in >Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst<, Redaktoren: A[ugust] Ruge und Th[eodor] Echtermeyer, Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

gar nicht klug aus seinem Thun und Treiben, noch weniger seines Herzens Sinn und Empfindung wird, vielmehr ganz in der Luft schweben bleibt, ganz allgemein zwischen Kummer und Trost, wie sie Gott geschaffen hat, jedes in seiner Art, denn der Dichter verräth nichts weiter als:

*Treulieb' ist nimmer weit,
Nach Kummer und nach Leid
Kehret wieder Lieb' und Freud': (wie allgemein!)
Dann kehrt der holde Gruß,
Händedrücken,
Zärtlich Blicken,
Liebeskuß.
Treulieb' ist nimmer weit!
Ihr Gang durch Einsamkeit (wie so?)
Ist Dir, nur Dir geweiht.
Bald kommt der Morgen schön,
Ihn begrüßet,
Wie er küsset,
Freudenthrän'.*

Gleichwohl ist Stimmung drin, wenn auch noch so dumpf, und die Musik hebt dergleichen Texte, sie ist selbst das Unbestimmte, nur die allgemeine Stimmung.

An dem curiosen Wunsche des Betrübten, sein eigenes Grab sehen zu wollen, offenbar bloß um des Reimes willen, wäre nicht minder zu zweifeln, doch hat auch hier der Erfolg die Stimmung anerkannt. Diese, das wirklich poetische Interesse, hat denn auch Tieck in der That vor den Schlegel's und den übrigen Altromantikern voraus. Aber seine Lyrik ist gänzlich formlos, ohne alles Gefühl für Rhythmus, Wohllaut der Sprache und Musik des Verses, abgesehen davon, daß der ewig wiederkehrende Naturinhalt des Frühlings, der Waldeinsamkeit, des Windesrauschens und Wasserfließens, so wie der rohen Natur des Geistes, der Phantasie in Spuck- und Reckenunsinn nach alter Melodei ein unmittelbarer, unwirksamer Inhalt bleibt. Wer kennt Tieck's drei Bände Gedichte, herausgekommen bei Hilscher in Dresden, 1821-1823? - Merkwürdig sind sie aber immer zur Charakteristik der romantischen Lyrik. Zunächst also die U-Romanze von dem alten Wulfen, den der Teufel holt:

*O mein Sohn , wie gräßlich heulend (?)
Klagt herauf vom Moor die Unke!
Hörst du wohl die Raben krächzen ?
Die Gespenster in dem Sturme? -*

*Vater, laß die Sorge fahren,
Denn die Wolken ziehn hinunter;
Bald wird sie der Mond bezwingen,
Der zu scheinen schon begannnte.*

*Ach , du Crucifixe gütig,
Laß vom Schatten dich verdunkeln!
O Maria-Bild sey gnädig,
Bleib' in Finsterniß verschlungen!*

*Laßt ihn los, den alten Sünder,
Fahren laßt den alten Wulfen!*

Und so weiter in dem Uhuwesen mit „Münze gulden“, „großen Kluften“, „rucke Drucke“, „thuen Zunften“, „lugen“, „bedunken“, „erschlug“, „anhube“, „mit tiefen Brunsten“ und vielen Unken, die heulen und wunken zu dem „Requien des todten Wulfen“, den „der dunkle Satan mit vielen Wunden“ erschlug. – In einer solchen Romanze ist doch noch Glauben, Christenthum und Unmittelbarkeit, eine recht schauerliche Medicin gegen die Aufklärung, die er ihr, wie einem kranken Pferde mit Gewalt durch die Nüstern gießt, während die Schlegel nur in Abstracto receptirten. Darauf besingt er den Frühling viele Mal und alle vier Elemente: Wasser, Erde, Feuer und Luft, läßt den grünen Wald blühen, grünen, rauschen und den Dichter singen:

*Willst du dich zur Reis' bequemen,
Mußt Gesundheit mit dir nehmen.*

Und gleich daneben:

*Ueber Reisen kein Vergnügen,
Wenn Gesundheit mit uns geht:
Hinter uns die Städte liegen
Berg und Waldung vor uns steht.*

So gelangt er zum Kern der Romantik, nämlich zur Phantasie, S. 65, Th. 1, der alte Phantasmus [alias Tieck] sitzt festgebunden in der Ecke, dagegen:

*„Der Mensch handelt, denkt, die Pflicht
Wird indeß stets von ihm gethan.
Fällt in die Augen das Abendroth hinein,
Stehn Schlummer und Schlaf aus ihren Winkeln auf.
Vernunft muß ruhn und wird zu Bett gebracht.
Schlummer singt ihr ein Wiegenlied.
Wo ist meine Vernunft geblieben? sagt der Mensch,
Geh' Erinnerung und such' sie auf.
Erinnerung geht und trifft sie schlafend.
„Nun werden sie gewiß dem Alten die Hände frei machen“,
Denkt der Mensch.“*

Das geschieht wirklich und nun geht die Poesie des losgelassenen Phantasmus los:

*„Unten gehn Fontainen im Garten spazieren,
Engel hängen in den Wolken,
Abendröthe und Mondschein gehn durcheinander -
Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,*

Reibt sich die Augen, gähnt und dehnt sich:

Wo ist mein lieber Mensch?“

Der muß nun wieder an seine Geschäfte und der alte Phantasmus [alias Tieck] wird wieder festgebunden. Er klagt :

„Schlaf ist weg und keiner steht mir bei.“

Und diese Poesie wirft unsern Freund Kotzebue so weit weg und ist so ausbündig genial? - Gewiß, denn die ganze Geschichte ist Ironie, wenn auch in dem Sinne, daß diese Lyrik sich selbst vernichtet, und nichts übrig läßt, als die Lehre, daß die kindische Märchen- und Spielwelt der willkürlich träumenden Phantasie das Reich der Poesie, die Tagesvernunft mit ihren bewußten Zwecken aber die Prosa sey. Wir kennen das.

Von dieser Wendung gegen die Aufklärung der Vernunft und den Nutzen zu Gunsten des kindischen Phantasmus [alias Tieck] trennen wir uns, nehmen Abschied von der Phantasie der Romantik und treten in ihr gelobtes Land hinein, auf den festen Boden Italiens. Tieck hat diese Gedichte des dritten Theils krank niedergeschrieben. Krankheit hat ihn verhindert, sie zu überarbeiten. „Die Freunde“, sagt die Vorrede, erhalten also diese Lieder, oder kleine Begebenheiten, ganz so, wie ich sie damals in ungleicher Laune aufschrieb, und vielleicht ist der Ausdruck des Moments frischer und lebhafter, als es bei mehr Fleiß die Ausbildung [Verbesserung] des Verses, oder der hinzugefügte Reim und die geordnete Strophe zugelassen hätte.“ Tieck läßt uns hiermit tief in seine lyrische Werkstatt schauen, er giebt uns wirkliche lyrische Unmittelbarkeiten, und wir erfahren, wie sie bei ihm aussehen. Den Anfang macht „das Sehnen nach der Kunstheimath“, dann erblickt er, als sich plötzlich der Weg [nach] rechts wendet, den hohen Petrusdom, und wie einen Pilger ergreift ihn „die Größe dieses Momentes“. Er quartiert sich neben der „spanischen Treppe“ ein und:

„So wie die Gläubigen fromm

Dort am Lateran

Auf heiliger Staffel knien,

So nun seit Wochen

Wandl' ich, wenn die heiße Mittagssonne

Brennend niederscheint,

Die edlen Stufen auf und ab.“

Das bekömm't ihm gut, und zuletzt:

„- sieht auch schon trägern Auges

Der weniger Staunende (Italiener)

Mein Treppenbad ruhiger an.“

Bei Gelegenheit dieses Exercitiums in der Kunstheimath, die seine Verse nicht gerade zu animiren scheint, erfährt er, daß unsere Edelleute [die Werke von] Kotzebue und Lafontaine in schweren Kisten über die Alpen mit sich führen und erzählt:

„Jüngst fragte mich einer

Neugierig forschend,

Ob ich vielleicht ganz unbedingt

*(Was ihm unbillig [ungerecht] schien)
Göthe's Fragment vom Faust
Der Dichtung Schink's
Den Vorzug gäbe.
Er schüttelte ungläubig
Das denkende Haupt,
Als ich ihm betheuert,
Daß mir die zweite [Dichtung] unbekannt,
Und ich auch ohne Trieb mich fühle,
Sie zu genießen.“*

*Zum Glück dauert diese italienische Kunstübung nicht gar zu lange;
er reist wieder nach Hause:*

*„ - weit hinter uns liegt Rom,
Auch mein Freund ist ernst,
Der mit mir nach Deutschland kehrt,
Der mit allen Lebenskräften
Sich in alte und neue Kunst gesenkt,
Der edle Rumohr ²⁸⁵,
Deß Freundschaft ich in mancher kranken Stunde
Trost und Erheit' rung danke.“*

*Hochgeehrter Herr Hofrath [Tieck]!
Dieser unmittelbaren Lyrik,
Das verzeihn Sie gütigst, weiß ich,
Mit dem besten Willen,
Sowohl in alter als in neuer Poesie
Nichts zur Seite zu stellen,
Als etwa diesen
Schwachen Versuch einer freien Nachbildung.*

[Satire auf Ludwig Tiecks Gedichte.]

Aus einer Lyrik, die unmittelbar nicht besser ist, würde aller Reim und Rhythmus nichts Anderes, als wieder dieselbe Prosa gestalten; Tieck mußte doch wissen, daß solche Dinge weder selbst „Lieder“ noch der Inhalt von Liedern sein können. Wollen wir indeß billig [gerecht] sein, so umnebelt ihn die stinkende Herrlichkeit der spanischen Treppe und der ganze süße romantische Duft dieses verfaulten Italiens mit seinen Knierutschern, seinen Götzendienern, seinen Quersack-Ueberbleibseln aus der frommen Unmittelbarkeit und aus der Poesie des römischen Augurnglaubens, - diese Kunstheimath, die wahrlich zugleich Naturheimath im schlimmsten Sinne ist, die umnebelt ihm alle Sinne so sehr, daß er auch die miserabelste Notiz von ihrer Herrlichkeit für Poesie hält. Italien ist ein schönes, heiteres Land, und das Volk von der Natur mit Liebenswürdigkeit und Genie gesegnet; aber der Fluch geistiger [religiöser] Knechtschaft und politischer

²⁸⁵ Ludwig Tieck reiste auf Kosten Rumohrs nach Rom und wieder nach Deutschland zurück.

Verkommenheit gönnt weder dem Lande die reine Luft der Cultur, noch dem Volke eine mehr als untergeordnete Bewegung in Wissenschaft und Kunst; es ist selbst die Ruine von sich, und nichts in der Welt kann abenteuerlicher sein, als die romantische Berausung in dem Moder dieses ruinirten Geistes. „Gewesen, ist Roms Wahlspruch“, sagt A. W. Schlegel, und damit nennt er ganz richtig den Punkt des elegischen Interesses an diesen verwitterten Existenzen.

Wie Italien die Kunstheimath ist, wo die Kunst im Freien fortkommt und von selbst wächst auf der spanischen Treppe und in den Colonaden Sanct Peters, so gab es auch eine Zeit des unmittelbaren Theaters, das ist das alte Brettergerüst zu Shakspeare's Zeit und deshalb läßt Tieck die „Wehklage Thalia's in Deutschland“ so endigen:

*Glanz von Lichtern
Aus Coulissen,
Bengals [Bengalisches] Feuer,
Bunte Wände
Ohne Ende,
Die so theuer,
Ach! und gar Costum [Costüm]
Deutscher Bühnen Ruhm
Macht mich völlig dumm.*

Damals „in den kindlichen Zeiten“ hat man sich alles Ueberflüssige hinzugedacht und nur auf die Poesie sein Augenmerk gerichtet, meint Tieck, deshalb ist auch die Vorlesung eines Dramas, die von vornherein auf alle Aeüßerlichkeit und Wirklichkeit der Darstellung Verzicht leistet, ein größerer Genuß, als die Aufführung. Thalia's Wehklage formirt diese Lehre. Die Unmittelbarkeit des rohen, wilden Reckenthumes stellen die zwei Romanzen von „Inny Siegfried“ dar mit reflectirt altdeutscher Terminologie, als z. B. „mit Freude er das sach“, „er nahm die Essens-Speise“ u. f. w. Der Inhalt solcher Romanzen sind die rohe Sagen- und Märchenwelt, die in ihrer wilden Willkür für heilige, unantastbare Poesie gehalten und möglichst getreu wiedergegeben wird. In ihr zieht das Dunkle, das Nächtige, das gespenstische Mondscheinwesen an; heraus aus dem Tageslicht der Aufklärung in diese poetische Unmittelbarkeit sehnt sich Tieck zurück und ruft ein Mal über das andere aus:

*Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wunderbare Märchenwelt
Steig' auf in der alten Pracht!*

Je mehr ihm diese Doctrin zu Herzen geht, desto mehr Zug hat der Vers, obgleich er, rationalistisch genug, einer Definition ähnlicher sieht, als einem lyrischen Stoßseufzer; denn es wird mit der mondbeglänzten Zaubernacht nur gelehrt, was die wunderbare Märchenwelt der Tagesvernunft einer Alles deutlich sehen wollenden Aufklärung gegenüber sey und bedeute: die Rückkehr zu der alten Pracht des gefangenen,

gläubigen, unmittelbaren, für Wunder empfänglichen, kindlichen Sinnes ist die uns bekannte Wendung der romantischen Sehnsucht.

Das Wunderbare und Unbegreifliche der Poesie schwimmt in Unbestimmtheit, die nichts weiter auszudrücken vermag, als im Allgemeinen die Stimmung, wie dies die Musik thut, welche darum die wahre Unmittelbarkeit der Lyrik ist. Tieck feiert nun aber umgekehrt die Musik mit großer Resignation als eine höhere Lyrik.

Die Flöte spricht:

*Unser Geist ist himmelblau, (!)
Führt dich in die blaue Ferne,
Zarte Klänge locken dich
Im Gemisch von andern Tönen
Lieblich sprechen wir hinein,
Wenn die andern munter singen,
Deuten blaue Berge, Wolken,
Lieben Himmel sanftlich an,
Wie der letzte leise Grund
Hinter grünen frischen Bäumen.*

Das Verschwommene, Fernblaue, Nebulöse, die bloße Stimmung, in die nun alle Herrlichkeit des poetischen Lebens gesetzt wird, tritt der Dichter alsdann ausdrücklich an die Töne der Musik ab, in der von allen Romantikern, von Tieck selbst und auch von einigen Epigonen noch glossirten berühmten Strophe:

*Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.*

Wovon die nicht glossirte Fortsetzung noch deutlicher so heißt:

*Drum ist ewig uns zugegen
Wenn Musik in Klängen spricht,
Ihr die Sprache nicht gebricht,
Holde Lieb' auf allen Wegen,
Liebe kann sich nicht bewegen
Leihet sie den Athem nicht.*

Die Liebe ist der Romantik das Unsägliche, das Tiefanonyme, das in der Unmittelbarkeit der Stimmung durch Worte nicht erreicht wird. Gedanken und Worte bedeuten ihr hier die bestimmte und bewußte Tageswelt, die Prosa; Töne dagegen die unsägliche unbestimmte Mondnacht der Poesie, die den Sinn gefangen hält und den Phantasmus losläßt. Streitet nun die Nachricht aus dem Reich der Liebe, daß sie nur in Tönen, nur musicirend denken soll, mit der holden Geschwätzigkeit aller wirklichen Liebespaare, die sich gemeiniglich so unsäglich viel zu sagen haben, daß sie nimmer fertig werden: so ist es gewiß die überwirkliche, die märchenweltliche Liebe, die in Tönen denkt; und es wäre nicht ungeschickt für die mystisch-romantische Liebe, also für die unbestimmte, nebulöse süße

Selbst-Empfindung, die eigentlich nur ihre eigne innere Herrlichkeit und Bewegung, nicht den Geliebten, zum Gegenstande hat, nur zu tönen. So braucht sie nur egoistisch in sich hineinzusummen, wie der Maikäfer; an dem Tönen hat sie allerdings die unbestimmte, undeutliche vieldeutige, nur empfundene, nichts sagende und also auch nichts profanirende Bewegung; ihre Innerlichkeit, die sie selbst nicht fassen kann und mag, wird im Musikalischen nicht deutlicher, und doch ausgedrückt, doch herausgetönt; und in der That, das ist das Mystische und die Romantik der Musik, daß, so lange sie nicht ausdrücklich Wort und Handlung begleitet, die Gedanken ihr allerdings zu ferne stehn, um sie zum bestimmten Stichhalten zu bringen. Die Musik wirft alle Energie in die Stimmung, diese regt sie an; den dunklen, romantischen Gemüthsgrund, die Gährung als solche, in den verschiedensten Abstufungen und Richtungen vom Zerfließen in Schwermuth bis zur Zusammennahme der Seele ins tapferste Selbst- und Siegsgefühl, das weiß sie auszudrücken. Es ist nun allerdings ein Verdienst, im Poetischen auf das Musikalische, auf die Stimmung und den Ton zu halten, und es gehört zur Poesie ein eigner Sinn für diesen unsagbaren Duft; aber dieser Ton- und diese Färbung befriedigen sogleich die Liebe zum Beispiel nicht. Man würde ein paar Liebende nicht ärger ennuyiren können, als wenn man sie auf die Ausdrucksform der Nachtigall reducirte und ihnen Gedanken und Wort so fern rückte, als Tieck es fingirt. Und wenn die süße Liebe vielmehr in Küssen u. s. w. denkt, so hat diese holde Praxis all ihren Werth nur in den vorausgegangenen und in den sie begleitenden Gedanken, die das Bewußtsein des gegenseitigen Besitzes und seines Werthes sind, und weit tiefer und weit näher in die Seele gehn, als alle Töne der besten Musik und der innerlichsten Stimmung vermöchten, wenn die Stimmung nicht eben wieder ein Product dieser Gedanken wäre. Aber nicht zu läugnen ist die Thatsache, daß Tieck mit jenem vielgepriesenen Verse wirklich ein Getöne von seltner Leere und Gedankenferne ausgeführt hat. Neben der unwahren dunklen Ueberschätzung der Tongedanken, ist es die Geschmacklosigkeit der „fern stehenden“ Gedanken, eine Tieck'sche Liebhaberei, bei ihm steht und geht Alles, die Gesundheit, der Mondschein, die Liebe u.s.w. Aber auch abgesehn davon, daß die beiden ersten Zeilen ohne Leben, Wahrheit und Anschauung sind, dreht sich der weitere Verlauf: „nur in Tönen mag sie gern, Alles, was sie will, verschönen“, nur auf den Anfang zurück und macht ihn womöglich noch confuser, als er schon war. Wenn sie das gerne möchte, was gar nicht wahr ist, so würde sie es nicht können, und wenn sie es auch könnte, so würde sie es nicht mögen, so würde sie eines Theils nicht auf alles Mögliche verfallen, denn es ist etwas sehr Bestimmtes, was sie interessirt, andern Theils würden ihre Gedanken denn doch viel reeller sein, als das bloße Verschönen ist, sie denkt auf unsterbliche Kinder, wie Diotima sagt, und diese sind ihrer würdige Gedanken. Das Getöne und Geklinge, welches nicht einmal musikalisch ist (Tieck hat nur Sehnsucht nach dem Lyrischen, keine lyrische und musikalische Macht), erreicht den Inhalt nicht. Darin aber ist dieser Vers

das romantische Manifest, daß es ihm entschieden auf die willkürlichste Mystik, auf die eingebildete Unsäglichkeit und Tiefe, aus ein Musiciren, welches Mystificiren ist, ankommt, denn es soll zwar das Unaussprechliche herausgetönt und angeklungen werden, aber es soll nach wie vor verborgen und unverrathen, ungesagt und unsagbar bleiben: „denn Gedanken stehn zu fern“. Sie sind allerdings der wesentliche Mangel der Romantiker. Dies ist es, was schon Hegel in der Recension des Solger-Tieck'schen Briefwechsels, namentlich in Bezug auf Kleist, so treffend heraushob: „das absichtliche Streben, über das Gegebene und Wirkliche hinwegzugehen, und die eigentliche Handlung in eine fremde, geistige und wunderbare Welt zu versetzen, kurz ein gewisser Hang zu einem willkürlichen Mysticismus“. Die Romantik leidet „an der unglücklichen Unfähigkeit, in Natur und Wahrheit das Hauptinteresse zu legen, und an dem Triebe, es in Verzerrungen zu suchen. Der willkürliche Mysticismus verdrängt die Wahrheit des menschlichen Gemüths durch die Wunder des Gemüths, durch die Märchen eines höher sein sollenden inneren Geisteslebens“. Dieses höher oder tiefer sein sollende Geistesleben wird nun zu dem eigentlich Poetischen gemacht. Tieck setzt daher in dem Briefwechsel mit Solger die Größe Shakspeare's und überhaupt die Poesie in den Mysticismus, findet Schelling's und Fichte's Philosophie nicht tief genug und zeigt sich von Jacob Böhm[e] dagegen ganz gefangen und begeistert, „der sich“, sagt er (Briefw. S. 535), aller meiner Lebenskräfte so bemächtigt hatte, daß ich nur von hier aus das Christenthum verstehn wollte, das lebendigste Wort im Abbild der ringenden und sich verklärenden Naturkräfte, und nun wurde mir alle alte und neuere Philosophie nur historische Erscheinung“ (das Umgekehrte, bemerkt Hegel hiezu, geschieht der philosophischen Erkenntniß, als welcher der Mysticismus und dessen Gestaltungen zu historischen Erscheinungen werden); „von meinem Wunderlande aus las ich Fichte und Schelling, und fand sie leicht, nicht tief genug, und gleichsam nur als Silhouetten und Scheiben aus jener unendlichen Kugel voll Wunder“. Hiezu bemerkt die Recension [von Hegel]: „leicht, weil es dem mystischen Bedürfniß nur um den allgemeinen Sinn, die abstracte Idee, nicht um das Denken als solches zu thun war; - nicht tief genug, weil in der Form und Entwicklung des Gedankens der Schein der Tiefe dem des Gedankens Unkundigen verschwindet, denn tief pflegt man einen Gehalt nur im Zustande seiner Concentration, und oft, wie er bei J. Böhme am meisten vorkommt, einer phantastischen Verwirrung und Härte zu finden, das Tiefe aber in seiner Entfaltung zu verkennen.“

Tieck hat eine Periode gehabt, wo er in seinem „Wunderlande“ selbst ganz verzaubert und selbst ganz in die Form- und Gestaltlosigkeit des mystischen Selbstverlustes aufgelöst war, und gerade damals meinte er die Speculation und das innere Leben gefunden zu haben, und „da ich dafür hielt“, sagt er (Briefw. 539), daß es sich mit weltlichen Beschäftigungen nicht vertrüge, so gab es viele Stunden, in denen ich mich nach der Abgeschiedenheit eines Klosters wünschte, um ganz meinem Böhme und

Tauler und den Wundern meines Gemüthes²⁸⁶ zu leben“, in welchem Wunderzustande [im präparalytischen Wahn] ihm denn nun auch „die Lust an Poesie, an Bildern, als etwas Verwerfliches, Verfehltes erschien“.

3. Tieck's Märchen und Komödien

So wenig Tieck die Unmöglichkeit der romantischen Lyrik möglich gemacht, eben so wenig hat er weiter, als er aus der Gefangenschaft in Jacob Böhm und dieser mystischen Selbsthemmung sein Productionsvermögen wiedergewann, als Dichter der Romaniik mit der dramatisirten Märchenwelt die Nation zu gewinnen vermocht; und er würde selbst längst eben so vergessen und vorübergegangen sein, als sein >Octavio< und seine >Genoveva<, wenn er nicht diese Region verlassen, den Märchenballast des „Phantasia“ weggeworfen, und in den Novellen die feine Dialektik der Bildung und ihrer verschiedenen, namentlich künstlerischen Pointen für sich allein zur Darstellung zu bringen gesucht hätte. Die Tieck'schen Novellen sind so aus dem Phantasia entstanden, daß die unterredenden Personen die bleiernen Beispiele zu den romantischen Schrullen fahren lassen und dafür mehr ihre eigne Geschichte ins Interesse ziehn, zwar nach wie vor disputiren und ihre genialen Pointen und Tendenzen [ironisch gemeint] anbringen, aber doch wirklich auf eine Espèce [eine Art] von Geschichte ausgehn. Tieck's Märchenphantasia hat sich schnell ausgelebt, die feine Reflexionspoesie der Novellistik ist die Rettung von einer Abstraction²⁸⁷ in die andere, und diese Schnelllebigkeit, so wie diese Rettung in den Verstand das gemeinsame Loos der Romantiker, seien sie nun Poeten, Theologen oder was sonst. Wir werden darauf zurückkommen.

Die Romantik ist eine geistige Aristokratie [Herrschaft einer kleinen Gruppe] und somit der nivellirenden Aufklärung und dem allgemeinen Menschenverstande feindlich zugewendet. Statt jener wird die Herrlichkeit des Gemüths und die Wunderwelt der Phantasia - Phantasia und Gemüth beruhen aber auf dem Naturell, der besonderen Naturbegabung des einzelnen, empirischen Subjects - zum Princip erhoben. Aber die Forderungen von Außen und die eigne Lust sich zu äußern sind nicht abzuweisen; damit ist es sogleich bewiesen, daß Phantasia und Gemüth sich nicht selbst genügen, daß sie nicht absolut, daß sie vielmehr einseitige Abstractionen [Vereinfachungen] sind, die leere Innerlichkeit, die alsbald in ihr Gegentheil umschlägt. Die abstracte Phantasia, wie das abstracte Gemüth sind einseitige Gewalten, sie sind Despoten, vor welchen alles Concrete und Bestimmte zusammensinkt, die Schrankenlosigkeit des Unbestimmten ist ihr Begriff. Die Romantiker glauben dem Gemüth und der Phantasia erst dadurch ihr Recht angedeihen zu lassen, wenn vor ihnen alles Objective, als das Endliche, das Bornirte, machtlos verschwindet. Sie

²⁸⁶ Fußn. Hrsg.: Die „Wunder meines Gemüthes“ wurden durch die Syphilis erzeugt.

²⁸⁷ Abstraktion bezeichnet das Weglassen von Einzelheiten und das Überführen auf etwas Allgemeineres oder Einfacheres.

setzen den Begriff der Phantasie in die Willkür der Phantasie, ebenso [in die Willkür] des Gemüths; diese Willkür verwechseln sie mit der Freiheit. Die [an]genehmste Form in der Kunst ist ihnen daher das Märchen, - „die wundervolle Märchenwelt“, in der man aus den Verstößen gegen alle Gesetze der Natur und des Geistes gar nicht herauskommt, ist ihnen das poetische Genre. Neben dem Märchen sodann machen im scheinbaren Contrast die Satire und die Komödie sich geltend. Der wahre Humor hat es mit erfüllten Gestaltungen und wahren Situationen zu thun, an welchen das Unwahre, der endliche Schein, sich bricht; der Romantik dagegen ist die Gestaltung, die poetische Bestimmtheit als solche schon ein Abfall von der Phantasie und vom Gemüth. Da nun aber doch die abstracte Phantasie, das innerliche Gemüth, als ein Innerliches nicht erscheinen kann, so verfahren die Romantiker rein formell und negativ, d. h. sie befriedigen sich an der leeren Zerstörung, welcher keine Wahrheit zu Grunde liegt; sie schaffen Gestalten und führen eine Bewegung, eine Handlung vor, die aber nichts sind, als verschiedenartig maskirte und aufgeputzte Leerheiten, Trivialitäten, Alltäglichkeiten, welche sie dann in sich zusammenfallen lassen, um die abstracte Phantasie und das abstracte Gemüth doch auf irgend eine Weise in Bewegung zu bringen. Diese Gestaltungen aber, weil sie dem bewegten Innern feindlich und widerwärtig sind, weil sie also nicht die Ausgeburten seiner Liebe, sondern die Gegenstände seiner Antipathie sind, weil sie nicht aus der Begeisterung hervorgehn, sondern in die Nichtigkeit der Geistlosigkeit zurückgeworfen werden, kurz weil ihnen aller substantieller Gehalt, aller Impuls des Wahrheitsdranges, alles Pathos fehlt - sind reine Verstandesgeschöpfe, rein durch den Calcul und den Witz zusammengeleimt, desgleichen ihre Bewegung zu- und nebeneinander. So schlägt die Abstraction der Phantasie und des Gemüths in das Gegentheil dieser Potenzen über, in den baarsten, prosaischen, berechnenden Verstand. So Tieck's Komödien und Hoffmann's Märchen.

Das ganze bisher geschilderte Verfahren und Princip ist nun die Tieck'sche Ironie, unter welchem Namen es sich selbst in allen seinen Richtungen gefaßt und nicht ganz ungeschickt bezeichnet hat. Denn bei aller Ironie wird das Besserwissen des Subjectes vorausgesetzt; diese Voraussetzung consequent gegen Alles gewendet giebt ohne Weiteres den superklugen Nihilismus [Nichtigkeit und Sinnlosigkeit der Werke Tiecks]. Mit diesem ihrem Princip hängt die Abneigung der Romantiker gegen alles Pathos in der Kunst, gegen alle „Spannung“, wie sie es nennen, zusammen. Nun giebt es zwar eine schlechte Stoffartigkeit und eine schlechte Spannung, die Geist und Form außer Augen läßt; aber die rechte Spannung, die eine gesetzmäßige Entwicklung und Formirung des geistigen Inhaltes selbst im Auge hat, gehört so sehr zur Kunst, daß sie ihre ganze Aufgabe ausfüllt.

Producte dieses superklugen Nihilismus oder der Ironie sind nun die Tieck'schen Komödien, die den feinen Sinn der geistreichen Aristokratie darstellen, „der Kater“ im Phantasmus und „Cerbino oder die Reise nach

dem guten Geschmack“, „Der gestiefelte Kater“ und „Cerbino“, diese unangenehme Wahrheit ist der Romantik nicht zu erlassen, sind die fadeiten, witz- und humorlosesten Producte, die je eine verdrehte Schulpedanterie geistreich gefunden hat. Die Fadheit und Hohlheit der Juvenalischen Rhetorschlafmütze erscheint gegen diese salz- und schmalzlosen Satiren Tick's golden und genußreich. Nirgends bringt er einen Charakter zu Stande, gegen den und mit dem nun die komische Operation losgehn könnte; die faden Pointen der Romantik, „Nützlichkeit“, „Geschmack“, „Aufklärung“, „die Prosa“, „die nicht Dantisch, italienisch und Shakspearisch Begeisterten“, „den Verstand“ - kurz das Nichtgeniale in Bausch und Bogen zu verhöhnen, ist selber nichts weiter, als die tiefste Prosa des Verstandes, die auch da, wo sie Individuen, wie den alten Böttiger; lächerlichsten Andenkens, vor sich hat, es dennoch nicht zur Person, sondern nur zu der hohlsten, zurechtflectirten allgemeinen Maske bringt. Und wie ledern genial ist nun vollends „der unwahrscheinliche Hinze,“ der mit seiner „Unwahrscheinlichkeit“ die Natürlichkeit, die der gemeine [gewöhnliche] Mensch in der Poesie fordert, verhöhnen soll. Der gemeine Mensch im Allgemeinen kann nur unwahr und fade verhöhnt werden. Denn nicht gegen die Prosa der Alltäglichkeit, nicht gegen den Verstand, wie er überhaupt sich vorfindet, ist zu polemisieren: das ist geistlos; sondern unter den bestimmten und sehr wohl berechtigten Charakteren, unter wirklichen komischen Personen ist die Genialität zu verwirklichen. Tieck's geniale Ansichten [ironisch gemeint], die ohne dramatischen Verlauf und ohne wirkliche lebendige Personen sich darstellen und dadurch ihn als höchst witzigen und schalkhaften Künstler, als alle Erwartung wunderbar täuschendes Genie erscheinen lassen wollen, den „Schaum solcher extravaganten Laune“ aber als einen Fortschritt der Poesie anpreisen, sind das platte Gegentheil sowohl der künstlerischen, als überhaupt der Genialität; und indem sie den Leser mystificiren, zeigen sie ihm, statt des Geistes, nur die nackteste und bedauernswürdigste Prosa selbst, die Reflexion, die vor lauter Absicht, vor lauter Pointen, vor lauter Feinheit, zu keinem Zweck, zu keinem Witz, zu keiner Komik, sondern höchstens zu dem allerblassesten Schematismus einer Komik kommt. Ihr fehlt sowohl das lächerliche Subject, als das lachende, sowohl die Erscheinung der Confusion, als die Kraft, sie zu verdauen, ja sie hat nicht einmal selbst das Verdienst lächerlich zu sein, denn die ganze Schnurre ist pure Theorie, sie zeigt nichts, sie ästhetisirt im verdrehtesten Pedantismus, und hofmeistert so abstract, wie nur jemals ein Schulfuchs es gethan hat. - Die Willkür, daß man gar keinen Maßstab weder für die Tollheit, noch für die Trivialität hat, daß man eben überall getäuscht und mystificirt wird, daß man eben wirklich nicht wissen soll, ob man Hund oder Katze vor sich hat, weder wie „Hinze“ noch wie „Stallmeister“ aussieht, das ist der Witz davon, und zu solcher Unwahrheit ist die Ironie herabgesunken, daß sie gar nichts mehr ist und gar nichts mehr ausrichtet, wo nicht der Leser den ganzen albernem Apparat der genialen Doctrin selbst hat und nur ein

kindisches Interesse an der Niederlage „des gemeinen Bewußtseins“ in genere nimmt. Das Nichts, auf das diese Producte geständiger Maßen ausgingen, ist - die Geistlosigkeit [des Verfassers] - der Selbstgenuß des Subjects, der in seinem Raffinement nun wirklich statt der Juno die Wolke, statt des Geistes das Geistlose ergriffen und sich mit ihm zu thun gemacht hat. Je mehr hier der Künstler den Herrn über die Substanz spielt, je mehr er mit der Poesie nur sein Spiel treibt, um so weniger hat er sie in Besitz, um so entschiedener ist er ihrer nicht Herr, ganz in demselben Verhältniß, wie der willkürliche Tyrann am wenigsten König ist. Die Romantik schlägt in diesem Phänomen gerade in das über, was sie nieder zu kämpfen so sehr sich anstrengt, in die prosaische Verstandesreflexion, und die Geistlosigkeit, die sie an der Welt rügen will, bringt sie nur an sich selber zum Vorschein.

Wir haben gesehn, wie in der Tieck'schen Ironie (der Komödie namentlich) das Princip der schrankenlosen Phantasie in ihr pures Gegentheil, die Prosa, welche sie so gern bekämpft, überall zurückfällt. So erklärt sich denn auch Tieck's merkwürdige Zuneigung zu Holberg, den er zu einen der größten Dichter machen möchte, der aber in der That, wie kaum ein Anderer, die Prosa und das Philisterthum zum Princip hat. Keinem Dichter ist die Poesie so wenig Selbstzweck, wie ihm, keiner ist in solchem Grade Tendenzpoet. (S[iehe] seine eigenen Bekenntnisse.) Das Element der Caricatur und der Posse ist das, in welchem er noch am meisten wirkt und sich am freisten ergeht, durch das er mitunter, wenn auch nur niedrig komische Effecte hervorbringt. Sonst aber besteht seine Hauptpointe in der Vernichtung und Zerstörung aller Illusion. So in seinem, von der Tieck'schen Schule am meisten gepriesenen Stücke, z.B. dem Ulysses von Ithacia (wo die Schauspieler sich mitunter bei Namen nennen und zuletzt der Trödeljude dem Ulysses die geborgte Garderobe wegnimmt), einer Komödie, die, neben Lenz, der auch Tendenzpoet genug war, und dem Maler Müller, auf den >gestiefelten Kater< gewiß vom größten Einfluß gewesen. Indem so die Poesie in die Zerstörung der Illusion gesetzt wird, erklärt sich auch Tieck's oben berührte Schrulle, dem ausgebildeten Theatenwesen unserer Zeit gegenüber das einfache Brettergerüst der Shakspeare'schen Zeit zu empfehlen, und, was man der Noth wohl einräumen mußte, zu einer Kunstforderung zu machen, daß nämlich bei den dramatischen Vorstellungen, welche eben die Bedeutung haben, einen poetischen Vorgang nun auch sinnlich zur Anschauung zu bringen, von den ästhetischen Anforderungen dieser unmittelbaren Anschauung zu abstrahiren; ja Tieck nimmt sich auch wohl der alten und häßlichen Schauspieler mit Liebe an und hält diese Abstraction [diese Vereinfachung] ebenfalls für ein Kriterium höherer Weihe in theatralischen Dingen.

Tieck's Novellistik

Die Novellistik Tieck's ist dagegen in mancher Hinsicht gediegener (besonders wo sie auf der Geschichte ruht), als seine früheren Productionen, aber auch hier ist viel Tendenzwirthschaft.

„Diese Erzählungen sind größtentheils, wo nicht sämmtlich in der Absicht geschrieben, irgend eine irrthümliche Zeittendenz zu heilen, irgend einen Volkswahn in seinem wahren Lichte darzustellen, die Thorheit desselben [des Volkes] dem Publikum wie in einem Spiegel zu zeigen und es dadurch zur Vernunft zurückzubringen. Doch darf man nicht glauben, daß sie ein bloß locales und vorübergehendes Interesse hätten. Es sind Lehren, von denen alle Völker Nutzen ziehen können. - Der bedeutendste Fehler des Dichters [Tieck] besteht darin, daß er zu wenig nach Erregung strebt, ja sie sogar emsig vermeidet. Einige seiner Erzählungen sind fast nur Gespräche und bieten, so bewundernswerth sie auch geschrieben [ironisch gemeint], dem englischen Leser nicht den Stoff dar, den er in Werken der Phantasie zu suchen gewohnt ist. Man muß Tieck nur lesen, wenn man zum Nachdenken neigt; wer bloß Geschichten zur augenblicklichen Unterhaltung verlangt, wer auf überraschende Begebenheiten oder romantische Entwicklungen harret, - der wird sich hier getäuscht finden; Tieck's Worte sind ein Quell der Belehrung, nicht der unmittelbaren, sondern einer Belehrung, die der Leser selbst durch geistige Anstrengung daraus gewinnen muß.“

So urtheilt ein englischer Kritiker in der *Foreign Quaterly Review* über die 1838 in Breslau erschienene Sammlung von acht Bänden Tieck'scher Novellen. Wenn wir aber einen Briten für uns hier redend einführen, so sehen wir schon im Geist das Nasenrumpfen unserer Genialen [ironisch gemeint] über die hausbackene Aesthetik des Insulaners; doch ist uns diese Gelegenheit gerade willkommen, über das Verhältniß unserer ästhetischen Cultur zu der des Auslandes, und namentlich Englands, ein Paar Worte fallen zu lassen - wir kommen dadurch von unserm Gegenstande nicht ab, sondern gewinnen nur einen Punkt, die Romantik von einer neuen Seite zu beleuchten. - Es ist seit der Schlegel'schen Zeit herkömmlich in Deutschland geworden, auf die ästhetische Kritik des Auslandes mit vornehmen Hochmuth herabzublicken und ihr Urtheil mit Achselzucken anzuhören. Nun haben die Deutschen allerdings dies gar sehr vor den Ausländern voraus, daß die Aesthetik als Wissenschaft und aus philosophischen Principien heraus sich fast nur bei ihnen entwickelt hat, während die Aesthetik der Franzosen und Engländer lange Zeit fast auf nichts, als auf alter Tradition oder sinniger Empirie beruhte. Aber eben dieser Zusammenhang der deutschen Aesthetik und Poetik mit der Evolution der metaphysischen Wissenschaften war Schuld, daß sie auch in der ganzen Einseitigkeit, welche unsere Philosophie bis Hegel darstellte, befangen blieb, während die Empirie z.B. der Engländer die Unbefangenheit des unmittelbaren Gefühls und des durch das Leben gebildeten Sinnes behauptete. Diese Einseitigkeit ist aber nie schroffer hervorgetreten, als in dem Fichte'schen Princip und dem daraus hervorgegangenen Princip der Ironie; und gerade von diesem Standpunkte aus hat sich unsere Aesthetik diese Tyrannis angemaßt. Worin sie sich am liebsten tummelt und bespiegelt, ist - nachdem Calderon, Dante u. And[ere] etwas in den Hintergrund getreten, Shakespeare. Da sind die Engländer wahre Narren

gegen uns; sie verstehen ihn ganz und gar nicht. Aber was hat Tieck nicht Alles herausgebracht! Die Tyrannei dieser Schrullen ist vorüber; und wir scheuen uns nicht, es einmal mit einem englischen Kritiker zu halten und sein Urtheil über Tieck's Novellen als das unsrige auszusprechen. Die Novellen stehen im Zusammenhang mit der Novellistik Göthe's, in dem mit zunehmenden Alter das Tendenzwesen immer mehr zum Vorschein kommt, wie sich schon Tasso in der Reflexion bewegt, in der Bildung, welche aber hier noch vom poetischen Duft durchzogen ist. Diese Bildung ist die Macht, durch das Medium der Reflexion (und des Willens), nicht der Phantasie und des Gemüths die objective und subjective Welt zu versöhnen. Ihre Bewegung, die sich accommodirende Dialektik, die Dialektik nach Umständen. Die Sentenz, die z. E. im Tasso so prävalirt, ist das Medium, den besonderen Fall theoretisch unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu bringen, und sich dadurch über das Besondere zu erheben, was aber nicht das rein poetische Verhältniß ist. So fehlt es dem Tasso an durchdringendem Pathos, nur Tasso selbst ist von Leidenschaft ergriffen, die sich indeß doch am Ende durch eine Reflexion, welche die Form eines sententiösen Gleichnisses annimmt, abschneidet und resignirt. Wenn sich aber bei Göthe die Reflexion und die Prosa aus der Geschichte seines Lebens unmittelbar ergab, so ist diese bei Tieck Princip. Der Mangel an Pathos, die Interesselosigkeit ist, wie der Engländer ganz richtig bemerkt, von ihm beabsichtigt als die wahrhaft poetische Seele: die Begeisterung für ein concretes Verhältniß, einen bestimmten Charakter, für lebendige sittliche Conflict und ergreifende Lebensverhältnisse steht der schrankenlosen [ungezügelter] Phantasie der Romantik entgegen, daher der Ausspruch Tieck's, den man noch täglich hören kann: der Dichter müsse nicht in seine Productionen „vergaßt“ sein, d. h. er muß sich nur in der Ironie genießen, keine wirkliche Begeisterung, kein erfülltes Pathos, in ihnen niederlegen. -

Wir haben die Poesie der Romantik an den Hauptanführern nach ihrem Princip und nach der Verwirklichung desselben so weit beleuchtet, daß nunmehr alle wesentlichen Pointen zum Vorschein und zur Kritik gekommen sind. Die übrigen Dichter, die zu dieser ersten Periode gehören, [Zacharias] Werner, [Clemens] Brentano, [Achim von] Arnim, [Friedrich de La Motte] Fouqué, sind zwar nicht ohne eigenthümlichen Charakter, bringen es jedoch nicht weiter, als zu ausgebildeteren Consequenzen der vorhandenen Doctrin. Rosenkranz hat im Juliheft des vorigen Jahrgangs unter dem Titel >Tieck und die romantische Schule< eine Reihe treffender Ausführungen gegeben, die hier zur Ergänzung und Voraussetzung dienen und uns in dieser Partie eine kürzere und strictere Beziehung der Einzelnen auf den Begriff erlauben, wie dies auch schon bei Tieck geschehn konnte. Werner ist die katholisch, Fouqué die ritterlich fixe Idee. Rosenkranz hat S. 1.285 a. a. O. den Wahnsinn der „geistlichen Uebungen für drei Tage“, die Werner 1818 in Wien edirte, nachgewiesen; ein Erliegen des Geistes unter dem Gewicht des theologischen Problems, welches sich auch schon in der „Weihe der Kraft“ ausdrückt, indem sie den Schatz des religiösen

Heiligthumes in die mystische Ekstase und in das unaussprechliche Innere legt, und darum die ganze Welt, die sie vorführt, mit einem süßlichen, überweltlichen Wesen, mit dem lebhaftesten Gefühl der Unkraft [Nichtkraft] und der geistigen Agonie durchzieht. Die Ohnmacht der starren Ekstase, der mystische „Karfunkel“, die bedeutungsvolle „Hyacinthe“ und das bedeutungslose Wortgeklingel, womit dergleichen sich lyrisch eingänglich zu machen sucht, ist schon im Lutherthum der Katholicismus, die versteinerte, fixirte, sich selbst unzugängliche Gemüthswelt; und es ist kaum ein Schritt zu nennen, wenn der spröde „Karfunkel“ später den Namen Katholicismus annimmt. Im Wunder, im Unaussprechlichen, im Mystischen bewegt sich sein Gemüth gleich von vorn herein eben so äußerlich und unfrei, kehrt es eben so immer zu derselben starren Unmittelbarkeit zurück, als später im Katholicismus. Der einzig mögliche Fortschritt ist der zum wirklichen Irrereden, der förmlichen Darstellung des Selbstverlustes und der fixen Idee im schlimmsten Sinne.

Die fixe Idee der Ritterlichkeit, zur vollkommensten Donquixoterie [Don-Quijoterie] ausgebildet, finden wir in Fouqué, einem Mann, der außerhalb des poetischen Bannes gar nicht ohne Witz und Raffinement der Reflexion ist, aber, sobald er ins poetische Ritterwesen geräth, sogleich den Kopf verliert, und eine parodirte Welt für die ideale ausgiebt. Er ist übrigens nicht ohne Poesie und von den eigentlichen Romantikern der glücklichste Lyriker; denn er besitzt, was jenen abgeht, eine gemüthliche Theilnahme und ein erfülltes Pathos. Wenn die übrigen Romantiker ihrer Phantasie den Zügel schießen lassen, so haben sie die Reflexion, daß es nichts damit ist. Umgekehrt Fouqué. Er stürzt sich ohne alle Reflexion, ohne Ironie, ohne Witz und Verstand in sein ritterliches Pathos, und alle Besinnung, alle Umsicht, die er sonst im Leben hat und anwendet, hört plötzlich auf; ganz dieselbe Erscheinung, wie der Edle von La Mancha. Brentano und Arnim haben gemeinsam „des Knaben Wunderhorn“ herausgegeben, um die Unmittelbarkeit der Lyrik, die Volkslyrik zu sichern und zur Wirksamkeit zu bringen. Die excessive Verehrung der Volkspoesie, Volkssage, Volksmärchen, Volksbücher, Volkslieder ist Verzweiflung an der eignen Poesie, wozu die Romantik allerdings den besten Grund hat. Es wird nun Sitte, diese zum Theil rohe, unsinnige und zufällige Poesie mit ihren ewig wiederkehrenden dürftigen Pointen, weil sie ein Unmittelbares zu sein scheint, was sie beiläufig gesagt auf keine Weise ist, in Bausch und Bogen über alle Kunstpoesie weit zu erheben. Brentano und Arnim haben daher das Schlechteste so gut, wie das Gute aufgenommen, ja sie haben sich selbst in den Volkston geworfen und nach Willkür untergeschoben und verfälscht. Die Consequenz der überschätzten Volkspoesie ergiebt sich also vornehmlich in der Lyrik von zwei Seiten aus dem romantischen Princip, theils aus ihrer angestrebten Rückkehr zur Unmittelbarkeit, theils aus dem Mangel der wahren lyrischen Unmittelbarkeit, des von einem begeisternden Inhalt erfüllten Gemüths. [Achim von] Arnim hat in der That in seiner Gräfin Dolores die Lyrik bis zur äußersten Caricatur verzerrt. Einmal z. B.

beginnt er sechs Verse hintereinander mit der Unmittelbarkeit der Interjection: „Ei du lustiger (seeliger, schläfriger, schnarchender, lässiger) Edelknecht!“ und ahmt so diese üble Manier der gedankenlosen Naturpoesie nach. Die Verse kommen ihm nie in Fluß. In Folgendem z. B. stockt, abgesechn von der Leerheit solcher Resignation, aller Rhythmus:

Bald bet ich in der Klause
In der Waldeinsamkeit;
Herr schenke ihrem Hause
Ach all die Seligkeit,
Die ich hoffend hatte mir ersonnen.
Sei mein Beten ganz für sie gewonnen.
Die Menschen sie denken
Und Gott wird sie lenken.
Der Name des Herrn sei gelobt.

Wollte man auf den Roman als solchen eingehn, so müßte an der Gräfin Dolores, an Walter dem Dichter, und an allen Personen, selbst an dem Grafen eine nähere Kritik die Unnatur und Willkür nachweisen. Willkür ist aber Charakter der Romantik, und wo sie nicht als Wunder erscheinen will, da producirt sie sich als Wunderlichkeit. Diese Wunderlichkeit und irrationale Subjectivität, der man nicht beikommt und nicht nachkommt, charakterisirt auch die Form der Darstellung. Die Gräfin ist übrigens ein Genieweib, die sich durch vorgespiegelte Genialität verführen läßt, zu welcher Genialität indessen ein merkwürdiger Bundesgenosse hinzutritt, nämlich ein mystisch-muckerisches Element. „Der Markese“ stellt sich, als wenn er in einer Vision die Mutter Gottes sieht. Th[eil] II, S. 33: „Er sagte, er sehe die Mutter Gottes, die Dolores an ihn drücke und einen Kranz von Rosen mit den Worten über sie halte: Folge mir nach! - Dolores drückte sich erschrocken an ihn und meinte, sie werde an ihn gedrückt; sie fühlte seinen Athem, und meinte, es sei der göttliche Athem“ (wie inept!) „und rief: Ich fühle sie, ich fühle ihren Athem, er ist heiß wie der Orient und wie die Liebe einer Mutter. - Bei diesen Worten rief er: Und ich bin ihr Sohn! und stürzte in einem krampfhaften Zucken über die Gräfin hin. Schon oft hatte er ihr von einer wunderbaren Erneuerung des heiligen Mythos (?) gesprochen; sie schien bewußtlos bei diesen Worten: Ja du bist, du Gewaltigster, du Heiligster in der Schwäche menschlicher Natur mir in die Hand gegeben! - Und du bist meine ewige Braut! seufzte er.“ -

Das Princip dieser Stelle, die von aller Wahrheit, allem Zuge, aller Plastik gänzlich entblößt vor uns liegt, wie der Stil des ganzens Romans, ist die inepte [unpassende], insipide [geschmacklose] Willkür, die schwachgewordene Romantik, die selbst nicht mehr an sich glaubt und mit Aberglauben und Unglauben, mit Liebe und Affectation ein lächerliches, interesseloses Würfelspiel aufführt. Rosenkranz sagt von Arnim, er stelle das Mittelalter im Versen dar. Es wäre noch hinzuzufügen: und zugleich das

verwitterte Interesse an den Pointen der Romantik. Ihm scheint überall der Tag des Bewußtseins durch den Dämmer ihres Somnambulismus [Nachtwandeln] hindurch. Brentano hat speciell die Märchenpointe bis ins Kindische und Läppische übertrieben, mit der Prätension²⁸⁸ nach Novalis und Tieck, daß dies Alles wunderbar bedeutsam und genial, das Läppische zum Gefäß des höchsten Sinnes erhoben sei. Auch er legt auf das Lyrische ein großes Gewicht. Sein Ponce de Leon, ein Lustspiel in spanischer Geschmacklosigkeit und Abstraction, ist ganz davon durchwachsen, und aus ihm wenigstens das Lied: „Nach Sevilla, nach Sevilla, wo die hohen Prachtgebäude“ ec. beliebt geworden. Das Interesse und die Macht der ernsthaften Begeisterung fehlt ihm gänzlich. - Das Gaukelspiel seiner Gemüths- und Phantastewelt, welches sich in den zufälligsten und willkürlichsten Combinationen, Beziehungen und Anspielungen herumwirft und leicht seine höchste Spitze in der Vorrede zu „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ erreicht hat, macht seine Producte fast eben so ungenießbar, als die späteren Erzeugnisse Fouqué's in ihrer verholzten, man möchte sagen, süßhölzernen, vertrackten und verzwickten Manier.

Hätten wir nun die Hauptvertreter des Kreises vorgeführt, den man vorzugsweise unter dem Namen der Romantik zu begreifen pflegt, so betrachten wir doch damit unsre Aufgabe nicht als gelöst, vielmehr beginnt für uns jetzt erst die Phase des romantischen Geistes, auf deren Erkenntniß und Kritik wir eigentlich ausgegangen, derjenigen Richtungen und Gestalten, welche, als Ausflüsse und Consequenzen der bisher geschilderten Entwicklung, der gesunden Innerlichkeit unsrer Gegenwart den Samen des capricirten [willkürlichen] Naturwuchses und den Bandwurm der tollgewordenen Unmittelbarkeit anzukränkeln bemüht sind. Wir haben nicht umsonst diesen Grund gelegt; wird doch der kundige Leser schon jetzt tausend Beziehungen und Quellen zu den heutigen Tendenzen jenes unfreien Geistes bemerkt haben. Möge das nächste Jahr praktisch eben so, wie wir es theoretisch zu leisten gedenken, dem reinen Protestantismus zu seinen Ehren verhelfen, den [Band-]Wurm der Romantik aber siegreich überwinden.

Echtermeyer und Ruge.

²⁸⁸ Das Bemühen, eine Sache oder ein Anliegen großartiger, tiefsinniger oder kostbarer erscheinen zu lassen, als es tatsächlich ist.

Johannes Scherr

Die deutsche Literatur

Leipzig 1853

23. [Kapitel]

Die wissenschaftlichen Strebungen, welche wir im vorstehenden Abschnitte skizzirten, gehen zwar in ihren Anfängen tief in die romantische Periode zurück, bewegen sich aber in ihrem Fortgange und ihren neuesten Entwicklungen schon auf dem Boden der Jetztzeit und gerade auch in Humboldt manifestirt sich deutlich die Umkehr des deutschen Geistes aus der „mondbeglänzten Zaubernacht“ in die classische Tageshelle. Allerdings ist diese Umkehr noch keineswegs ganz vollbracht und findet selbst in unseren Tagen die Romantik, gehalten von dem Patronat allerhöchster Herrschaften [des preußischen Königshauses], noch Raum genug zu den bedenklichsten Aeußerungen. Allein in dem Entwicklungsprozeß unserer neuesten Literatur hat sie [die Romantik] ihre Sache so vollständig und schmäählich verloren, ist sie, um eines ihrer eigenen Worte zu gebrauchen, so unwiderlegbar als Golem²⁸⁹ erkannt und entlarvt worden, daß man es der reactionären Staatsraison [unter Friedrich Wilhelm IV. von Preußen] wohl gönnen kann, noch eine Weile ihre Zärtlichkeiten an die geschmückte und geschminkte Leiche [der Romantik] zu verschwenden.

Tritt man mit unbefangener Kritik an die productive Romantik heran, so findet man, daß sie über den Dilettantismus in der Poesie nie hinausgekommen [war]. Im ganzen Umfange ihrer Leistungen trifft man nicht ein einziges Werk, welches so elektrisch und elektrisirend auf die Nation gewirkt hätte, wie die Dichtungen Klopstock's, Göthe's und Schiller's. Dies erklärt sich auch ganz leicht aus dem Umstand, daß die romantischen Versuche nicht ein Product des Nationalgeistes in seinem Vorschreiten, sondern das einer rückwärtsstrebenden Sekte waren. Allem Beginnen derselben mußte man das Hohle, Willkürliche, Gemachte anmerken. Sogar das Christenthum der Romantiker war nur ein gemachtes, ästhetisch zubereitetes, und der größte Karfunkelpoet der Schule, Werner, ließ sich das Geständniß entwischen, das Christenthum sei eigentlich nur für den großen Haufen da, denn, sagt er, „was dir dein Glaube an dein Ideal, das ist dem Volk sein Heiland und sein Fetisch.“ Es gab aber dennoch Leute, welche das romantische Christenthum buchstäblich nahmen, und das waren insbesondere die deutschen Künstler, die Maler, welche groß zu sein glaubten, wenn sie zu Rom katholisch wurden [wie die Gebrüder Riepenhausen], die Haare à la Dürer wachsen ließen, jüngste Gerichte mit Horden von Teufeln und Engeln und andere dergleichen crüde Anachronismen malten. Wahrlich für diese Menschen hatten unsere Lessing, Herder, Göthe und Schiller gar nicht gelebt, für sie gab es in der deutschen

²⁸⁹ Ein Golem ist nach der jüdischen Sage ein aus Lehm geformtes Wesen, das durch rituelle Beschwörung und hebräische Buchstabenkombinationen zum Leben erweckt wird.

Literatur nur drei Hauptwerke: den Hexenhammer, Canisti-Katechismus und Pater [Martin von] Cochem's [Goldener] Himmelsschlüssel. Indessen begann auch unsere Kunst der romantischen Bestrickung allmählig wieder sich zu entrathen und die Hussitenbilder von Karl Friedrich Lessing z. B. geben das schönste Zeugniß, daß unsere Malerei ganz andere Aufgaben zu lösen vermag als die Klecksung von Heiligenschindereien und Teufelsfratzen. Wie in derartigen Werken unserer modernen Kunst die Helle des Zeitbewußtseins über die Dunstschichten romantischer Verfinsterung siegreich sich emporringt, so hatte unsere Poesie schon früher den Faden naturgemäßer nationalliterarischer Entwicklung, welchen die Romantik abgebrochen, wieder an unsere Classik angeknüpft, um das Grundmotiv derselben, den Humanismus, weiterzubilden. Mit der Romantik im Ganzen und Großen ist's aus in unserer Literatur. Sie spukt nur noch in den hohlen Schädeln einiger Verspfuscher und Reimerinnen oder wird von der gemeinen Industrie als Maske vorgenommen, um Hofprofessuren zu ergattern. Im Jahre 1847 sagte Eichendorff, es sei noch kein Menschenalter vergangen, seit die moderne Romantik wie eine prächtige Rakete funfelnd zum Himmel emporstieg, um nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend oben in tausend bunte Sterne spurlos zu zerplatzen. Mit dem Zerplatzen hat es seine Richtigkeit; die „wunderbare Beleuchtung“ und die „tausend Sterne“ wollen wir als poetische Lizenzen des Parteigängers der Romantik hinnehmen. Freilich bewerkstelligte sich das Zerplatzen nicht so raketenhaft schnell, wie Eichendorff vorgibt. Es ging langsam und mit Hinterlassung des übelsten Geruchs von statten. Man erinnere sich nur der Taschenbuchliteratur der 20er Jahre, in welcher die Romantik zu ihrer ganzen Seichtigkeit und Miserabilität abgeschwächt war. Die Apathie, welche sich nach den rasch und gewaltsam vernichteten Illusionen der Befreiungskriege der Nation bemächtigt hatte, fand in der Literatur einen trostlosen Ausdruck. Neben der Bude, wo die Tromlize, Blumenhagen und Wachsmänner ihre historisch-romantischen Gliedermänner ausboten, hatte Clauren seine Mimilipüppchen von Dreck und Zucker feil. Wo die früher erwähnte Generation Kotzebue's die Theater nicht occupirt hielt, da beherrschten Raupach die Szene mit seinen lederüberzogenen Historien oder die Müllner und Houwald mit dem plumpen Spuk ihrer Schicksalstragödien. In Berlin hatte der Calembourgist Saphir ein Wortwitzleigeschäft etablirt und in Wien handelte Castelli mit anekdotisch-belletristischer Kurzware. Die Abgestandenheit der Romantik theilte sich sogar ihrer besten Seite, der patriotischen Lyrik, mit und es war einem ihrer Vertreter, Stägemann, vorbehalten, von der innerlichen Unfreiheit und Engherzigkeit dieser ganzen Richtung noch einen recht flagranten Beweis zu liefern. Stägemann war es nämlich, welcher in brutal-reactionäre Wuth ausbrach, als 1830 das, was er früher gepriesen, nationale Freiheit, auch ein nichtdeutsches Volk, das polnische, zu erringen trachtete.

Gegen alle die angedeuteten Jämmerlichkeiten im Einzelnen, wie gegen die abgestandene Romantik im Ganzen, richtete sich die polemische und positive Poesie des Grafen August von Platen, welcher, am 24. Oktober 1796 zu Anspach geboren, am 5. Dezember 1835 in der Locanda dell' Aretusa zu Syrakus starb. Er ist der Mann, welcher die nationalliterarische Wiederaufnahme der Idee der Freiheit und Humanität markirt und dieselbe, indem er sich den Romantikern als Classiker gegenüberstellt, weiterführt, weiterführt dadurch, daß er ihr eine bestimmte Beziehung auf den freien Staat gibt. Weit entfernt also, Platen's Bedeutung so oberflächlich zu fassen, daß man sie mit dem Zugeständniß seiner formellen Meisterschaft für erschöpft hielte, muß man ihm vielmehr die Ehrenstelle des Chorführers einer neuen Literaturperiode einräumen, welche sich, gestützt auf die Errungenschaft freier Kunst und Wissenschaft, die politische und sociale Freiheit zum Ziele setzt. Das erste Auftreten Platen's war ein noch romantisch befangenes. Er lieb der Anerkennung, daß Schelling als akademischer Lehrer tief auf ihn gewirkt, bewundernde Worte, erboste sich heftig, daß der deutsche Michel die dramaturgischen Experimente Tieck's mit Calderon auszupochen „gewagt“ habe, dichtere orientalische Ghaselen und Komödien (der gläserne Pantoffel, der Schatz des Rhampsinit u. a.) im romantisirenden Ironiestyl, in welchen die eigenlobselige Genialitätspointe der Romantik mehr als billig [gerecht] betont wurde. Allein sein gutes Naturell rang sich bald zu einer freieren Auffassung des Lebens und der Kunst durch und in seinen beiden literarisch-polemischen Lustspielen die verhängnißvolle Gabel (1826) und der romantische Oedipus (1829) steht er bereits auf der Höhe der hellenistisch-classischen, der menschlich-freien Anschauung. Die erstere dieser Komödien, welche den Dichter jedenfalls berechtigten, sich einen Aristophaniden zu nennen, wendet sich gegen die romantische Schicksalstragödie, die zweite gegen die Romantik überhaupt; jene ist ein Manifest der classischen Aesthetik gegen die Schänder der Kunst, diese ein Manifest des gesunden Menschenverstandes gegen die „empor sich schraubende Ohnmacht“ romantischer Willkür. In Rhythmen vom herrlichsten Tonfall kehrt sich hier der schlagfertige Witz gegen alle Seiten der Romantik, erspäht ihre Blößen und schnellt ihr die Bolzen der Satire ins Herz. Gleichsam als Epilog zu diesen Lustspielen hat Platen 1835 noch eine Parabase gedichtet, in welcher er seine Polemik prägnant und fulminant zusammenfaßt und an deren Schluß er den Deutschen zuruft: „Nicht schreitet zurück, krankhaft dem Gewesenen hold, das lange vermorscht: Abwendet das Ohr paradoxem Geschwätz, seid Männer und steht, mit dem Fuß vorwärts, unerschütterlich fest, sucht Wahres und lacht des romantischen Quarks und erquickt das Gemüth an der Schönheit!“ Platen begnügte sich aber nicht damit, das romantische Phantom in sein Nichts aufzulösen, er war auch positiver Künstler. An die Stelle des weggefegten romantischen Wustes setzte er die gehaltvolle Lyrik seiner späteren Sonette, seiner Oden und Festgesänge, in welchen letzteren er mit Pindar um den Preis ringt. Ueberall in dieser Lyrik ist der gedankenreiche,

zur sonnigsten Klarheit durchgearbeitete Gehalt in der classisch-edlen Form marmorner Plastik ausgedrückt und hier hebt, um ein Wort aus des Dichters Hymnus aus Sizilien zu entlehnen, das wiedergewonnene humane Bewußtsein Deutschlands, „die entwölkte Stirn mit Weisheit krönend, den wahnfreien Blick stolz empor.“ Durch mehrere seiner Oden und durch seine Polenlieder wurde Platen der Begründer unserer modernen Freiheitslyrik, die sich von der patriotisch-romantischen wesentlich unterscheidet, indem sie den nationalen Egoismus der letzteren in der kosmopolitischen Idee der Völkersolidarität untergehen läßt. Platen hat es in seinen politischen Gedichten zuerst unumwunden ausgesprochen, daß das sogenannte Recht von Gottes Gnaden nur eine romantische Lüge sei, denn „seit es Könige gegeben, rief sie nur das Volk ins Leben“, und indem er dem Ultra, welcher „der Rede eine Schranke setzen, Wort und Schrift einkerkern will“, triumphierend zuruft, der Glutgedanke der Freiheit „wälze sich bacchantisch und unsterblich fort“, erhebt er sich aus der Verneinung der romantischen Unfreiheit zur freudigen Prophetie der freien Zukunft. (Platen, Ges. Werke, 1843, 5 Bde., mit der Biographie des Dichters von K. Gödeke.) ...

Alexander von Humboldt

Das Verhältnis Ludwig Tiecks zu Alexander Freiherr von Humboldt erscheint mir bemerkenswert. Karl von Holtei schrieb in seinem zweibändigen Werk >Briefe an Ludwig Tieck< kurze Anmerkungen über die jeweiligen Korrespondenten. Über Alexander von Humboldt bemerkte er: *Was den Inhalt [der Briefe an Ludwig Tieck] anlangt, so mußte mancherlei weggestrichen werden [Selbstzensur Holteis zu Gunsten von Tieck]. Es ist wohl noch einiges Stehen geblieben, und läßt sich anderes aus den Lücken halb und halb erraten, was sich mit dem edlen Charakter des großen Mannes nicht gut verträgt. Doch war darauf um so weniger Bedacht zu nehmen, nachdem bereits ungleich schlimmere kleine Perfidien [über Ludwig Tieck] weltkundig geworden. Auch hegen wir die feste Überzeugung, daß jene oft verletzenden Worte, welche hier und da Humboldt's Munde und Feder entschlüpfen, niemals aus seinem Herzen kamen, sondern lediglich einer, allerdings nicht löblichen, Angewohnheit entsprangen. Er vermochte nicht, was ihm gerade Witziges, Spöttelndes einfiel, zu unterdrücken, ob es auch boshaft war. Diese Schwäche hat ihm den Ruf der Falschheit zugezogen, den er darum doch nicht verdient.*

Rätselhaft bleibt es immer, wie zwei Brüder, die sich so nahe standen, die sich so innig geliebt und geachtet, dabei so verschieden sein konnten ...

Alexander, den sein selbst erwählter Lebensweg über Steppen und Prairien, über himmelhohe Berghöhen und unermessliche Meere, durch Urwälder und Palmenhaine geleitet; der ein langes Menschenalter an die Natur und deren Erforschung gesetzt; der bis zum Tode Freiheit und Wahrheit predigte; der rote Revolutionäre [Demokraten] als seine „teuren Freunde“ zu bezeichnen keinen Anstand nahm. - Er gilt für falsch, und

seinen fast schmeichlerischen Artigkeiten ließ sich durchaus nicht ablauschen, ob ihnen nicht, wenn sie in's Gesicht ausgesprochen waren, hinter dem Rücken bitterer Hohn folgen dürfte? Wie wenig würde, was er auch hinter Tieck's Rücken von diesem gesprochen [?], übereinstimmen mit den Versicherungen, die er ihm hier so freigebig erteilt!

Wodurch lassen sich solche Kontraste erklären?

[IX. Brief] A. v. Humboldt an Ludwig Tieck

Potsdam, den 16ten Oktober [1846]

Ich habe vorgestern (den 14ten) mit tiefer Rührung, theurer Freund, Ihren liebenswürdigen Brief erhalten und die Einlage am 15ten morgens sogleich dem König eigenhändig im Marmorsaal übergeben. Der Brief ist hastig in meiner Gegenwart erbrochen und von beiden Majestäten mit dem lebhaftesten Ausdruck schmerzlicher Teilnahme gelesen worden. ... Was mich aber neben dem so rein menschlichen Anteil des Königs und der Königin an Ihrem Leiden im innersten bewegt, sind die erhebenden, freundlichen Worte, die Sie an mich richten. Wie soll ich meinen Dank dafür aussprechen: er ist enthalten in den wärmsten Wünschen, die ich zum Himmel schicke. Meine feste Hoffnung ist Ihre herrliche kräftige Constitution. - Meine Verehrung der vortrefflichen Gräfin. In Eile.

[X. Brief] A. von Humboldt an Ludwig Tieck, ohne Datum

Sie müssen nicht glauben, mein edler Freund, daß ich Sie verräterisch in Sanssouci verlassen habe: ich werde vor meiner sehr ungewissen Abreise nach der großen Babel, wo die „Herrenkammer“ mordet und sticht, Sie gewiß noch umarmen ...

[XVI. Brief] Sonntag Nacht

Herr Tholuck, religiöse Dinge, Family Prayers, oder gar Tierquälerei, mein edler Freund, sind Dinge, die von mir kommend, bei dem König und der Königin nur Lächeln erregen müssen. Sie können denken, wie gern ich Sie von dergleichen gern befreien möchte, aber da Briefe, die nicht an den König oder die Königin gerichtet sind, ungelesen bleiben, da alles, was man darüber mündlich vorbringt, spurlos verhallt, so gibt es für Sie [Ludwig Tieck] und mich nur ein Mittel der Befreiung von solchen theologischen und tierischen Anmutungen; das Mittel ist: Briefe zu fordern, die man versiegelt und unterzeichnet übergeben wird.

Ich lebe mit den Toten, erst B. und die Pflichten, die eine Familie von 5 Kindern mir auflegt; heute hab' ich wieder eine Leiche: der junge talentvolle spanische Literator, Enrique Gil ... ist heute morgen 29 Jahre alt an der Schwindsucht gestorben. Ich bin morgen mit seinem Begräbnis beschäftigt. Das sind meine Beschäftigungen ... Der König und die Königin sind immerdar mit Ihnen liebevoll beschäftigt, wie Ihr unverbrüchlich treuer A.v.H. - Zürnen Sie mir heute nicht. Meine Verehrung der teuren Gräfin.

[XVIII. Brief] Potsdam, 10. Mai 1848

... ich [A.v. Humboldt] gestern Abend von Illaire die sichere Nachricht empfangen habe, daß der so vielbegabte, sprachgelehrte L. (Person unbekannt) wirklich den erbetenen Geldvorschuß vom König erhalten wird. Das Gelingen, so elend klein auch die Summe noch ist, war wie ein Wunder, da seit dem Erd- und Staatsbeben vom 18. März (Revolution in Berlin) im Geh(eimen) Cab(inet) alles abgeschlagen wird und der Minister keiner die Schwachheit hat zu glauben, daß Kunst und Wissenschaft etwas noch die constitutionelle Monarchie Veredelndes haben ... Könnten Sie denn nicht einmal hier bei dem König speisen? Es würde große Freude machen. Man wagt es nicht, Sie einzuladen, in der Furcht, die ich auch teile, Ihnen zu schaden.

[XX. Brief] ohne Datum

... Woher auf einmal ein solcher Argwohn gegen mich, der, seitdem wir das Glück haben, Sie den uns'rigen zu nennen, nie abgelassen hat, dieses Glück zu feiern, den nie etwas getrübt hat, auch nicht der alte Tragiker [Goethe?], der mir, mit einem Unrecht, das ich Ihnen und dem König zugleich antat, wie eine verfinsternde Wolke erschien. Ich soll Ihnen aus den schon gedruckten Bogen [etwas] Freundlicheres vorgelesen haben, als der „Kosmos“ bringt. Mein Gedächtnis gibt mir auch auf das Entfernteste nichts wieder ... und Professor Buschmann erinnert sich ebenfalls keiner Veränderung, er wird sehen, ob er im ältern Manuskripte „variantes lectiones“ auffinden kann. Ich [A. v. Humboldt] rühme mich Ihrer „edlen Freundschaft“, ich rühme mich dessen, was ich dem „tiefsten Forscher alter dramatischer Literatur“ verdanke. Habe ich vielleicht durch an den Rand zugeschriebene Worte, die in der letzten Correctur vergessen worden sind, die Worte „tiefster“ und „edel“ verstärkt,²⁹⁰ das weiß ich nicht, der ich mein Leben mit Correctur zubringe und das Gefühl habe, daß man die drei Heroen unseres Vaterlandes, Goethe, Tieck und Schiller, nicht zu rühmen, durch Epitheta zu rühmen unternehmen darf ... aber bei Gott! Betrug oder Lieblosigkeit kann nicht im Spiel gewesen sein. Mir erscheint es beängstigend, wie ein verhängnisvoller Spuk, wie ein böses Traumgesicht, das sich zwischen Freunde drängt ...

[XXI. Brief] (ohne Datum)

Wie soll ich Ihnen [Ludwig Tieck] lebhaft genug für Ihren freundlichen Brief danken. Ossa und Pelion bedecken längst den Spuk, dessen Lösungswort Sie, Böser, mir immer noch vorenthalten. Stand etwa in den Correcturbogen „der tiefste, geistreichste aller ...“. Das wäre immer noch schwach gewesen, gegen das, was die Welt empfindet ...

Kommentar: Der versteckte Hohn und Spott, mit dem Alexander von Humboldt die „intellektuelle Scheinexistenz“ Ludwig Tieck bedachte, ist

²⁹⁰ Das ist offensichtlicher Hohn von Humboldt! Tieck sei der „tiefste Forscher alter dramatischer Literatur“, das ist eine groteske Übertreibung!

unverkennbar. Dafür rächte sich Tieck. Als er den angeblichen Reisebericht W(ackenroders) über die Pfingstreise abschrieb, um alle verräterische Hinweise auf den wirklichen Verfasser, Wolfgang Goethe, zu entfernen, setzte er einen Satz hinein, aus dem seine Wut auf Alexander von Humboldt ersichtlich wird: „Doch bald wird der jüngere Herr von Humboldt, der geschickte Mineralog, als Aufseher des Baireuther Bergwesens hierher kommen.“ Ludwig Tieck hätte seinen Quälgeist, Alexander von Humboldt, wohl gerne in die Wüste, d. h. ins Fichtelgebirge geschickt, wenn er gekonnt hätte.

Clemens Brentano

Clemens Brentano sagte über Ludwig Tieck: Er sei *„der größte Schauspieler, der je die Bühne nicht betreten hat“*.

Kommentar: Das soll wohl bedeuten, Ludwig Tieck „schauspielerte“ nur, er tat nur so, als wäre er ein großer Dichter, der sogenannte „König der Romantik“. In Wirklichkeit hatte sein Vater, Wolfgang Goethe, die meisten seiner angeblichen Werke gedichtet.

Müllner

Quelle: >Aus dem Lager der Goethe-Gegner<, Seite 134:

„Müllner erzählte mir [Ludwig Börne], daß Goethe jetzt darum so viel unnützes Zeug schreibe, weil sein Sohn, der viel Geld brauche, ihn aus Eigennutz dazu antreibe, das ist mir ein schöner Sohn, dem Geld mehr ist als der Ruhm seines Vaters ...“

Frage: Um welchen „Sohn Goethes“ kann es sich gehandelt haben? August Walter von Goethe offensichtlich nicht. Mit dem „unnützen Zeug“, das unter dem Namen Tiecks veröffentlicht wurde, um diesem zu Einkünften zu verhelfen, hätte Goethe seinen literarischen Ruhm wirklich nicht vermehren können.

Wolfgang Menzel

Quelle: >Streckverse< von Wolfgang Menzel, Seite 112:

„Mißlungene Schriften großer Autoren, wie die spätern Göthischen, sind uns unheimlicher, als ganz schlechte schlechter (Autoren); wie die Nacht weniger grauenhaft ist als das fahle Licht bei einer Sonnenfinsternis.“

Seite 113:

„Der Riesenvater Göthe zeugte im Alter Zwerge, wie Osiris nach Horus, der Sommersonne, den lahmen Harpokrates, die Wintersonne.“

Kommentar: Mit den „mißlungenen Schriften“, den „Zwergen“ Goethes, meinte Wolfgang Menzel die meisten der sogenannten „Dresdner Novellen“, die unter dem Namen des Goethesohns Ludwig Tieck veröffentlicht wurden.

8 unabweisbare Indizienbeweise, dass Ludwig Tieck der natürliche (uneheliche) Sohn Goethes war

1. Indiz: Ludwig Tieck kann die vielen angeblichen Jugend- und Frühwerke unmöglich alle verfasst haben. Das von Rudolf Köpke erstellte >Chronologische Verzeichnis der [angeblichen] Werke Ludwig Tiecks< von 1788 bis 1811, siehe oben, ist eine Liste der Unmöglichkeiten. Ludwig Tieck war keineswegs ein literarischer Wunderknabe, sondern in Wirklichkeit das genaue Gegenteil.

2. Indiz: Goethe besaß eine eigentümliche Art der dichterischen Produktion: Er diktierte Schreibern seine Dichtungen in die Feder, wie die englische Romanschriftstellerin Barbara Cartland, die über 700 Romane auf diese Art und Weise produzieren konnte.²⁹¹ Goethe hatte im Laufe der Jahrzehnte mehrere Schreiber. Eckermann sagte zu Heinrich Laube (Goethes Gespräche, V. Band Nr. 7211, am 5. März 1844): *„Ich [Eckermann] war ebensowenig Goethes Sekretär, als Shelly der Sekretär von Lord Byron war. Solange ich in Weimar lebte und in das Goethesche Haus Zutritt hatte, hieß Goethes Sekretär John. Es war dies ein schönschreibender junger Mann, dem Goethe diktierte und der das durch Riemers Hilfe korrigierte Manuskript ins Reine schrieb.“*

Nach dem Diktat wurde mit Hilfe Riemers korrigiert²⁹², dann eine Reinschrift angefertigt und dann wahrscheinlich noch eine zweite Reinschrift, eine Sicherheitskopie des Werkes, falls es auf dem Postweg verloren gehen oder von einem Verleger veruntreut werden würde. Die Schriftstellerei war zu Goethes und Tiecks Zeit ein mühseliges „Handwerk“, bei dem man sich leicht die Finger wundschreiben konnte.

3. Indiz Ludwig Tieck und Sophie Tieck hatten nach Theodor Mundt eine angeblich inzestuöse Liebesbeziehung. Die beiden waren jedoch nicht blutsverwandt. Ludwig Tieck ist der Sohn Goethes und des adeligen Hoffräuleins Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon. Die Briefe der Sophie Tieck belegen eindeutig, dass ihre Liebe zu Ludwig mehr war als nur Geschwisterliebe.²⁹³ Der Geheimrat von Goethe verweigerte Ludwig Tieck eine Legitimation. So war es für Ludwig und Sophie nicht möglich, in Europa zu heiraten, da sie offiziell Geschwister waren. Ein möglicher Weg wäre gewesen, nach Amerika auszuwandern, aber dazu fehlte ihnen wohl der Mut und die Kraft.

²⁹¹ Quelle: >Das Glück des Schreibens< von Luise Berg-Ehlers, Berlin 2009, S. 131: *„Am Ende stehen ungefähr 700 veröffentlichte Romane [von Barbara Cartland] auf ihrer Buchliste, 160 unveröffentlichte werden in ihrem Nachlass gefunden.“*

²⁹² In früheren Jahren und Jahrzehnten war der Schreiber Diener Seidel, weitere folgten, die Korrektoren seiner Werke waren, Herder, der Goethe-Apostel K. Ph. Moritz, Friedrich Schiller und die Hausfreunde, denen Goethe jahrelang Kost und Logie für ihre Dienste gewährte. Goethe besaß ein wahrhaftes Literaturbüro, eine Literaturwerkstatt.

²⁹³ Siehe dazu ausführlich L. Baus, >Das verschwiegene Schicksal der Sophie Tieck-Bernhardi-Knorring (1775 – 1833) – Eine Biographie in Briefen<, Homburg/Saar 2024.

4. Indiz: Ludwig Tieck war kein Literaturgenie, sondern ein Pumpgenie, wie Thomas Ziegner treffend formulierte²⁹⁴. Er konnte niemals von seinen bescheidenen Einkünften als Dichter, Herausgeber und Übersetzer seinen Lebensunterhalt bestreiten, geschweige seine gehobenen Ansprüche und Kuraufenthalte damit finanzieren. Wer kam daher überwiegend für seinen Lebensunterhalt auf? Natürlich sein Vater, der Herr Geheimrat von Goethe.

5. Indiz: Johann Wolfgang von Goethe war nach Friedrich Schlegel ein deutscher Voltaire.²⁹⁵ Beweise dazu habe ich in den >Nachtwachen von [des] Bonaventura, alias Goethe<, VI. Kapitel >Der Naturphilosoph Goethe< mehr als genug zusammengestellt. Daher kann nur Goethe als Verfasser des >William Lovell< in Frage kommen. Das schlechte Verhältnis zwischen Vater und Sohn, Goethe und Tieck, war das logische Ergebnis ihrer gegensätzlichen Weltanschauung.

6. Indiz: Das jeweilige gute oder schlechte Verhältnis Ludwig Tiecks zu seinem Vater Johann Wolfgang von Goethe lässt sich am Erscheinen, bzw. Nichterscheinen von angeblichen Werken Ludwig Tiecks deutlich erkennen.

Bis zur Liebestragödie zwischen den beiden Adoptivgeschwistern Ludwig und Sophie Tieck war das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ein ausgesprochen herzliches. Am deutlichsten ist es ablesbar an den angeblichen Briefen W.'s (angeblich Briefe Wackenroders, in Wahrheit Briefe Goethes) an Ludwig. Goethe konnte jedoch, von der eigenen persönlichen Schande ganz abgesehen, Ludwig Tieck, den Sohn der Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon, alias Urania, nicht öffentlich anerkennen. Dadurch hätte er das preussische Königshaus, das weimarische Herzogshaus und das hessen-darmstädtische Landgrafenhaus zutiefst kompromittiert. Es war damals undenkbar, ja geradezu ein Tabu, dass eine Adelige mit einem Bürger ein uneheliches Verhältnis einging und schwanger wurde. Außerdem wäre Goethes Ruf als Dichter in Deutschland ruiniert gewesen. Man hätte außerdem leicht erkannt, dass im Briefroman >Die Leiden des jungen Werthers< nicht die angebliche Liebe Goethes zu Lotte Buff sondern der Kindbetttod der Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon die wahre Ursache für die Niederschrift und für den Selbstmord Werthers war. Ein Gelächter ohnegleichen hätte sich erhoben. Goethe hätte als ein Halbwahnsinniger dagestanden, wie F. H. Jakobi ihn im >Woldemar< und >Allwill< darstellte.

Ungefähr Ende 1796 bis Anfang 1797 musste sich Ludwig Tieck von Sophie trennen, um den Skandal abzuwenden, dass er ein Verhältnis mit seiner angeblichen Schwester habe. Zeitgleich endete auch das gute

²⁹⁴ Quelle: >Ludwig Tieck – Proteus, Pumpgenie und Erzpoet< von Th. Ziegner, Frankfurt/Main 1990.

²⁹⁵ Siehe im Goethe-Jahrbuch, Band 30 (1968), den Artikel von A. B. Wachsmuth, >Zwei Kapitel zu dem Problem Goethe und die Romantik<, S. 6: „Goethe ... ein deutscher Voltaire.“

Verhältnis mit seinem Vater Goethe. Ludwig Tieck erhielt – zumindest zeitweise - wohl keine Unterhaltszahlungen und auch keine schöngeistigen Werke mehr, um sie zu Geld machen zu können.

Die einzigen Dichtwerke, die ich für echte Werke von Ludwig Tieck halte, sind die sogenannten Märchen-Nachdichtungen.

Seit der Abreise nach Italien im Juli 1805 lebte Ludwig Tieck (von Ehefrau Malchen und Tochter Dorothea getrennt) bei seiner Adoptivschwester in Rom, Wien und München. Durch seine schwere Erkrankung, wahrscheinlich Syphilis, war er im Jahr 1810 gezwungen, seinen Vater Goethe um Geld für eine Kur in Baden-Baden zu bitten.

Im Jahr 1818 starb Ludwig Tiecks Gönner Graf Karl Finck von Finckenstein. 1819 musste er daher Ziebingen verlassen und nach Dresden übersiedeln. Seine finanzielle Situation wurde wieder problematisch, ja prekär. Dies war höchstwahrscheinlich der Anlass, um erneut den Versuch zu wagen, das Verhältnis zu seinem Vater Goethe wiederum aufzubessern. Ein angebliches Wunder geschah: Ludwig Tiecks dichterische Produktion erwachte nach langjährigem Tiefschlaf angeblich erneut. Das Jahr 1819 ist der angebliche Beginn der Dichtung am >Jungen Tischlermeister<, das Jahres 1821 ist der angebliche Beginn der „Novellenzeit“ von Ludwig Tieck. In Wahrheit war es der Beginn eines neuen entspannten, ja freundschaftlichen Verhältnisses zu seinem Vater Johann Wolfgang von Goethe. Der Vater schenkte ihm wieder schöngeistige Werke, um sie zu Geld zu machen; außerdem verschaffte, d. h. kaufte er Ludwig Tieck höchstwahrscheinlich den Titel „Hofrat“; ein reiner Titel ohne Gehalt. Erst im Jahr 1825 erhielt er ein anfängliches Gehalt von 600 Thalern.

7. Indiz: Um jegliche Kritik an der Person Ludwig Tiecks und damit verbundene Zweifel an der Urheberschaft seiner angeblichen literarischen Werke im Keim zu ersticken, erhielt er im Jahr 1842 den Orden „Pour le Mérite“ für Wissenschaften und Künste vom preußischen König verliehen. Dieser Orden, der für höchste kulturelle Leistungen vergeben wurde, war eindeutig überdimensioniert, d. h. mit anderen Worten: Ludwig Tieck erhielt ihn nicht wegen seiner Verdienste um die deutsche Literatur, sondern um damit einen riesigen Literaturskandal, um einen kaum vorstellbaren Kunstbetrug zuzudecken. Im ersten Jahr der Stiftung des Ordens (1842) erhielten 56 Personen den Orden vom Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. verliehen. Siehe Google.

8. Indiz: Bei der Nachricht vom Tod seines Vaters versank Ludwig Tieck in wochenlange schwermütige Trauer und vermochte seiner Rührung kaum Herr zu werden. Es muss schon gewaltig mehr gewesen sein als nur die Verehrung für einen großen Dichter, um in eine schwere psychische Krise zu verfallen. Dies ist gleichzeitig ein Indiz für eine schwere Neurasthenie bei Ludwig Tieck.

Biographische Daten

„offizieller“ Geburtstag: 31. Mai 1773
wirklicher Geburtstag: ca. 10. März 1773

Pflegeeltern: Eheleute Tieck in Berlin
wirkliche Eltern:

Mutter: Henriette Alexandrine von Ro(u)ssilion, Kosenamen Urania

Vater: Johann Wolfgang Goethe

- 05.05.1773 der halbweise Ludwig [Tieck] reiste im Gefolge der „Großen Landgräfin“ Caroline von Hessen-Darmstadt, die sich zur Brautschau mit ihren drei Töchtern auf den Weg nach Petersburg machte, über Frankfurt nach Berlin. In Frankfurt übernachteten sie. Goethe könnte, durch Vermittlung H. Mercks, seinen Sohn gesehen haben. Frau Aja legte gewiß einen Beutel Geld in die Wiege des Kindes, für die künftigen Pflegeeltern. Die spätere Königin von Preußen, Friederike, die Tochter der Großen Landgräfin, suchte ein bürgerliches Ehepaar aus, dem das Kind zur Adoption „untergeschoben“ wurde. Wie bei August Klingemann ist der „offizielle“ Geburtstag Ludwigs Tiecks (31. Mai) nicht sein wirklicher.
- 10.05.1778 Goethe reiste mit Herzog Carl August nach Berlin. Hier sah er mit Sicherheit seinen fünfjährigen Sohn Ludwig Tieck. Er blieb bis zu dessen (offiziellen) fünften Geburtstag (31. Mai), wahrscheinlich um ihm ein Geschenk überreichen zu können.
- 1778 Beginn von Goethes „Schreibereien“ an >Wilhelm Meisters theatralische Sendung<. Diese „Beschäftigung“ könnte der Sublimierung seines schlechten väterlichen Gewissens gedient haben: Zwei uneheliche Söhne: Ludwig Tieck und August Klingemann; und zwei uneheliche Töchter: Auguste Böhmer und Veronika Kesselring.
- 09.1786 bis
06.1788 befand sich Goethe auf seiner großen Italienreise, hauptsächlich um sich von der Syphilis zu kurieren.
- 03.12.1788 bis
01.02.1789 K. Ph. Moritz („Goetheapostel“ genannt) bei Goethe in Weimar zwei Monate zu Besuch.
04. bis
05.1789 J. F. Reichardt (1752-1814), Hofkapellmeister in Berlin, Komponist Goethescher Gedichte und Singspiele, zu Besuch bei Goethe in Weimar. Ludwig Tieck könnte incognito Reichardt begleitet haben, z. B. als dessen Sekretär. Ludwig Tieck zog bei den Pflegeeltern Tieck aus in Reichardts Hausstand.

- 11.1789 Umzug Goethes aus dem Haus am Frauenplan in das Jägerhaus vor dem Frauentor, das Goethe bis zum Spätsommer 1792 bewohnt. Tiefststand von Goethes Verhältnis zum weimarischen Adel, deswegen Verachtung seines Adelsdiploms: siehe >Peter Lebrecht<.
- 10.03. -
20.06.1790 zweite Italienreise Goethes.
- 1790 oder
1791 Reichardt kam in den Verdacht revolutionärer (das heißt: demokratischer) Gesinnung und das „gute Einvernehmen“ mit dem preußischen Hof hörte auf. Er mußte seinen Abschied nehmen (d. h.: er bekam ihn) und zog auf seinen Landsitz in Giebichenstein bei Halle. Nach Reichardts Weggang schloß sich Ludwig Tieck dem nur drei Jahre älteren Seminaristen am Werderschen Gymnasium (A. F. Bernhardi) an (nach R. Köpke).
- Ostern 1792 Ludwig Tieck und Wackenroder verließen als Abiturienten das Werdersche Gymnasium.
- 1792 Ludwig Tieck ging zwecks Studium nach Halle, denn hier wohnte ganz in der Nähe Reichardt, der väterliche Freund. Schulgefährte Schmohl begleitete Ludwig. In Belzig wohnte Schmohls Vater.
- 08.08. bis
20.08.1792 gemeinsame Reise von Goethe und Ludwig Tieck nach Frankfurt am Main. Goethe spricht von „sieben heiligen Tagen“ im Haus der Frau Aja. Siehe 14. Brief von >Unbekannte Briefe Goethes an Ludwig Tieck<.
- 09.1792 verließ Ludwig Tieck Halle. Nachdem er die Pflegeeltern, die Adoptivgeschwister und Bekannte in Berlin wiedergesehen hatte, zog er in freier Studentenweise durch Sachsen und Thüringen nach Nordhausen. Von hier nach Göttingen, wo er anfangs November 1792 eintraf (nach Köpke).
- Ostern 1793 Ludwig Tieck reiste angeblich mit W(ackenroder) nach Weimar, Erfurt, Gotha und Koburg nach Erlangen. Pfingstreise angeblich mit W(ackenroder), in Wirklichkeit aber mit dem Vater, Wolfgang Goethe, unternommen.
- Ostern 1794 Ludwig Tieck machte angeblich mit W(ackenroder) (oder mit dem Vater: Wolfgang Goethe?) eine Reise nach Braunschweig und Wolfenbüttel. Er erneuerte die Bekanntschaft Eberts und traf auch Eschenburg. Sah und sprach Ludwig Tieck auch den Halbbruder

August Klingemann in Braunschweig? Möglich wäre es.

- 1792-1794 Die Briefe, die Sophie und Ludwig sich während seiner Studentenzeit schrieben, dokumentieren eindeutig, dass die Liebe zwischen den beiden mehr war als reine Geschwisterliebe. Sophie und Ludwig waren nicht blutsverwandt, sondern Adoptivgeschwister.
- Herbst 1794 Rückkehr Ludwig Tiecks nach Berlin ohne ein abgeschlossenes Studium.
- 1795-1796 Ludwig und Sophie bezogen eine Sommerwohnung (ein Gartenhaus) auf dem sogenannten Mollard'schen (nachher Wollank'schen) Weinberge vor dem Rosenthaler Tor.
- 1796 Ludwig Tieck trifft im Hause des Bankiers Veit Friedrich Schlegel.
- 11.12.1797 Brief von A. W. Schlegel an Ludwig Tieck:
„In dem >blonden Ekbert< fand ich (A. W. Schlegel) ganz die Erzählweise Goethes in seinem >Märchen<, im >Wilhelm Meister< u.s.w. ... Man hätte mich mit einigen davon täuschen können, sie wären von Goethe. ... Den >Lovell< lese ich mit großem Interesse, doch scheint mir von ihm bis zu einigen der >Volksmärchen< noch ein großer Schritt zu sein. Im >Berneck< und der >schönen Magelone< finde ich noch einige Erinnerungen an die frühere Manier. Jener hat mich überhaupt am wenigsten befriedigt. In der >Magelone< wurde mir die Schwierigkeit sichtbar, schwärmerische Regungen der Liebe in einem alten Kostüm ohne moderne Einmischungen darzustellen. Doch sind die Lieder allerliebste, auch einige Stellen der Erzählung, z. B. den Traum S(eite) 185, 186 könnte Goethe eben so geschrieben haben...“
- 13.02.1798 starb Wackenroder. Einige pseudonyme Werke, die bis dahin erschienen waren, wurden von Tieck später als angebliche Werke Wackenroders ausgegeben. In Wahrheit sind es Werke, Briefe und Aufsätze Goethes!
- 03.05.1798 Heirat Ludwig Tiecks mit Amalie (Malchen) Alberti, Reichardts
- 14.05.1798 bis Ende 1801 August Klingemann (Ludwig Tiecks Halbbruder) studierte in Jena die Rechtswissenschaft; wie Ludwig Tieck verließ auch Klingemann die Universität ohne Abschluss.
- Somme 1798 A. W. Schlegel kam auf einige Wochen nach Berlin. Erste Bekanntschaft mit Ludwig Tieck.
- 03.05.1798 Heirat Ludwig Tiecks mit Amalie (Malchen) Alberti, Reichardts Schwägerin.
- 1798 im Sommer kam A. Wilhelm Schlegel auf einige Wochen nach

- Berlin. Erste Bekanntschaft mit Ludwig Tieck.
- 26.03.1799 Geburt von Ludwig Tiecks Tochter Dorothea, Goethes Enkelin.
- 1799 im Sommer reiste Ludwig Tieck mit Ehefrau Malchen nach Giebichenstein zu Reichardts, A. Wilhelm Schlegel erwartete Tieck in Jena, Bekanntschaft mit Novalis, durch Vermittlung A. Wilhelm Schlegels.
- Juli 1799 in der zweiten Hälfte des Juli besuchten Ludwig Tieck, A. Wilhelm Schlegel und Novalis zusammen Goethe in Weimar.
- 22.09.1799 Sophie Tieck heiratet A. F. Bernhardi.
- 1799 Ludwig Tieck zog mit Ehefrau Malchen und Töchterchen Dorothea von Berlin nach Jena.
- 27.08.1800 Ludwig Tieck mit Ehefrau in Hamburg bis Michaelis (29.09.)
- 08.1800 A. W. Schlegels Stieftochter Auguste Böhmer, die natürliche Tochter Goethes, gestorben, bald darauf Trennung von Ehefrau Caroline Böhmer-Schlegel.
- 03.1801 Plan Ludwig Tiecks „*wenigstens nach Dresden zu ziehen auf einige Zeit, dann auf etliche Jahre nach Italien zu gehen.*“
- 04.1801 A. W. Schlegel in Berlin. Ludwig Tieck in Dresden.
- 28.05.1801 Brief von A. W. Schlegel an Ludwig Tieck:
„ich bin auf einem andern Wege [über die Schwester Sophie] so gut von der Lage der Sachen unterrichtet, wie ich es durch einen Brief von dir nur immer sein könnte ... Deine Schwester [Sophie Tieck-Bernhardi] hat uns durch ihr Befinden manchmal recht in Sorge gesetzt. Wenn sie nur erst ihre [Kindbett]-Wochen überstanden hat, denke ich, soll es besser gehn. ...“
 Spätestens jetzt erfuhr A. W. Schlegel durch Sophie von Ludwig Tiecks wirklicher Abkunft: Goethes und Uranias Sohn.
- 07.1801 kam Sophie mit einem zweiten Kind nieder, Sohn Wilhelm, Vater ist [noch] der Ehemann Bernhardi.
- 08.1801 erster uns erhaltener Liebesbrief der Sophie Tieck-Bernhardi an A. W. Schlegel. Sophie ist bereits Schlegels Geliebte.
- ca.02.1802 Empfängnis der Sophie Bernhardi von A. W. Schlegel.
- 26.08.1801 Sophie an A. W. Schlegel: „[Bernhardi] *hat vielleicht vorausgesetzt, daß mich nach meinem Bruder [Ludwig Tieck] kein Wesen mehr so heftig und gewaltig berühren würde.*“

Kommentar: Dies ist ein deutliches Eingeständnis von Sophiens frühere Liebe zu Ludwig Tieck. A. W. Schlegel wußte demnach von Ludwigs wirklicher Abkunft und zwischen der angeblich inzestuösen Verbindung zwischen den beiden „Geschwistern“, die gar keine Blutsverwandte waren.

- 01.1802 in Weimar A. W. Schlegels >Ion< aufgeführt. Ist der Ion in der Realität Ludwig Tieck?
- 10.1802 A. W. Schlegels Scheidungsangelegenheit, Goethe unterstützte das Scheidungsgesuch bei Herzog Carl August. Doppelter Grund für Goethe: A. W. Schlegel wusste von Goethes Vaterschaft zu Ludwig Tieck und zu Auguste Böhmer; zweitens war es Goethe nur lieb und recht, dass Sophie Tieck-Bernhardi endlich einen Mann gefunden hatte, den sie wirklich zu lieben vermochte.
- Herbst 1802 die Eheleute Tieck starben. Friedrich und Sophie waren bei der Beerdigung ihrer Eltern anwesend, Ludwig Tieck reiste nicht nach Berlin zum Begräbnis seiner Pflegeeltern.
- 11.1802 Felix Theodor [Bernhardi], das Kind von A. W. Schlegel und Sophie Bernhardi, geb. Tieck, geboren.
- 1803 Anfang des Jahres Brief von Sophie an Ludwig Tieck: „*Ich kann es nicht aussprechen, welche Sehnsucht ich habe, wieder mit dir zu leben, und ich begreife nicht, warum du zögerst, mir zu schreiben*“. Ein Hilferuf Sophies.
- 06.07.1803 Sophies Flucht vor ihrer Ehe mit Bernhardi nach Dresden. Zugleich das Ende ihrer ehelichen Beziehung zu A. W. Schlegel, da dieser kein regelmäßiges Einkommen hat. Noch Ehemann Bernhardi reiste Mitte Juli seiner ungetreuen Ehefrau nach und versuchte sie zu bereden, wegen seines ältesten Sohnes Wilhelm zu ihm nach Berlin zurückzukehren, zumindest um den äußeren Schein einer Ehe zu wahren.
- 1803 Anfang August ist Ludwig Tieck bei der Schwester in Dresden. Sophie machte eine schöne Wasserfahrt mit ihrem neuen Favoriten: dem baltischen Baron Karl von Knorring.
- 10.08.1803 A. Wilhelm Schlegel ist in Berlin in „Geldverlegenheit“.
- 1804 zu Beginn des Jahres wieder ein Brief Sophies an Ludwig, worin sie beteuert: „*Ich finde keine Worte, [um] dir zu sagen, wie ich dich liebe*.“ Das ist mehr als nur Geschwisterliebe.
- 1804 Ende April reiste A. Wilhelm Schlegel als Hofmeister der Kinder der Frau von Stael von Berlin ab. Erste Station war Leipzig. Weiterfahrt nach Coppet in der Schweiz. A. Wilhelm Schlegel rettete sich wohl vor seinen Gläubigern in die Dienste der Frau von

- Stael. Sophie hatte sich von dem mittellosen Dichter A. Wilhelm Schlegel abgewandt und fand in dem baltischen Baron von Knorring einen gutmütigen und freigebigen Verehrer, der alles mit ihr teilte, was er von seinen Eltern an finanzieller Unterstützung aus Estland erhielt.
- 1804 in einem Brief vom April: Indiz, dass Sophie das Elternhaus verkauft hat und ihren Haushalt in Berlin auflöst. Bitte an Ludwig Tieck um eine gerichtliche Vollmacht dazu.
- 09.05.1804 Sophie Bernhardi traf mit ihren zwei Söhnen in Weimar ein. Es war Sophies zweite und diesmal endgültige Flucht vor der Ehe mit einem Mann, den sie angeblich nie geliebt hatte. In Weimar lebte und arbeitete ihr Bruder Friedrich Tieck, der Bildhauer.
- 08.10.1804 A. Wilhelm Schlegel schrieb einen langen Brief an Ludwig Tieck (und wohl auch mit an Wolfgang Goethe) in dem er ihnen von der schlimmen Ehe Sophies mit Bernhardi berichtete.
- 28.01.1805 Sophie floh mit ihren Kindern weiter nach München. Bernhardi wollte ihr das Sorgerecht über die Kinder nehmen. Baron Karl von Knorring ist jetzt ihr ständiger Begleiter. Ludwig Tieck begleitete ebenfalls die Schwester von Weimar bis München.
- 25.03.1805 Sophie Tieck reiste mit Baron von Knorring und ihren beiden Söhnen nach Italien. Ludwig Tieck mußte angeblich wegen seiner Gichtanfalle zurückbleiben.
- 1805 Im Juni trafen sich A. Wilhelm Schlegel und Sophie in Mailand.
- 22.06.1805 Sophie mit ihren Kindern in Rom angekommen.
- 21.08.1805 Ludwig und Friedrich Tieck kommen in Rom bei Sophie an. Geldgeber der Reise ist Karl Friedrich von Rumohr (1785-1843).
- 20.05.1806 Ludwig Tieck reiste von Rom ab, wiederum in Begleitung von Rumohr und auf dessen Kosten, Sophie war wieder einmal zerstritten mit Ludwig Tieck, sie gab ihm die Schuld an ihrem Unglück: *„Malchen hasse sie, sie sei ihre Furie, die sie verfolge.“* Ludwig Tieck besaß kein Geld mehr und musste sich sogar noch das Geld zur Rückkehr von Baron von Knorring und von Maler Müller borgen. Siehe Friedrich Tiecks Brief vom 6. Okt. 1807, Körner Nr. 204: 6 Monate ließ sich Ludwig Tieck von seinen Ziehgeschwistern aushalten, bis er endlich nach Deutschland zurück reiste. Voigt d. J. spricht von *„Ziebinger Ränke“*, die gegen Ludwig Tieck gesponnen wurden (Nr. 147). Siehe auch Brief von Dorothea Schlegel: *„wem ich aber vorzüglich einen Knuff gönnte, das ist der weimarische Saturnus (alias Wolfgang Goethe), der so gegen sein eigen Fleisch wüetet“*.

- 1806 Rückkehr Ludwig Tiecks über Frankfurt (Großmutter Frau Aja) und Weimar (Vater Goethe).
- 02.02.1808 Brief Sophies an A. Wilhelm Schlegel: *„von meinem Bruder Ludwig habe ich erfahren, daß er im Frühling in München sein würde, Gott weiß zu welchem Zweck“*.
- 29.03.1808 Brief Friedrich Schlegels an A. Wilhelm Schlegel: Gewäsche über Malchen Tieck und Wilhelm von Burgsdorff. Sie bekam ein Kind von Burgsdorff. Ludwig Tieck fand nach seiner Rückkehr aus Italien in Henriette von Finckenstein eine „Seelenverwandte“.
- 01.06.1808 Brief Sophies an A. Wilhelm Schlegel: *„Brief meines Bruders [Ludwig Tieck], der von einem tief gekränkten und zerstörten Gemüt zeugt, und zugleich deutlich die Sehnsucht zeigt, die Liebe seiner alten Freunde wieder zu gewinnen, da er viele der Menschen, die ihn jetzt umgeben, so tief verachten muß. ... Glauben Sie nun nicht, daß ich durch meines Bruders Brief nun schon ganz anders über ihn denke, aber er hat mich gerührt und tief erschüttert ... er schmachtet wie in einer dürren Wüste nach einer Quelle, nach der Liebe seiner Freunde“*.
- 1808 im Juni traf Sophie A. Wilhelm Schlegel und Madame de Stael in Wien. Vorlesungen von A. W. Schlegel.
- 13.06.1808 Brief Ludwig Tiecks an A. Wilhelm Schlegel: *„die Genellis und Schierstädt, niederträchtige Menschen; ich lebe mit ihnen, weil ich in meiner hiesigen Umgebung muss, so, wie man Kröten in seinem Garten dulden muß“*.
- 1808 Ende Juli kommt Friedrich Schlegel in Wien an, er wohnt bei Sophie und Baron Karl von Knorring.
- 1808 auch Ludwig Tieck in Wien. Friedrich Schlegel fand ihn sehr verändert und eher gebeugt, von Kränklichkeit nicht nur, sondern selbst von Stimmung und Geist *„keinen höheren Aufschwung genommen“*. Plan Sophies, im September 1808 zurück nach Rom zu reisen, aus Geldmangel zerrinnen die Träume.
- 1808 Im August Niederkunft der Bettina Brentano mit einem Kind Goethes. Bei Erscheinen von Goethes Roman >Wahlverwandschaften< sprach Ludwig Tieck von „Qualverwandschaften“. Ludwigs schwere Erkrankung, angeblich „Nerven-Gicht“, scheint mir eher eine tiefe psychische Krise zu sein, die nach außen als Gichtleiden hingestellt wurde.
- 12.12.1808 Ludwig Tieck ergötzt Caroline Schelling manchen Abend mit seinen Vorlesungen, worin, wie es Caroline scheint, er jetzt sich selbst übertrifft. Bettina Brentano lebte nach ihrer Entbindung

von einem Kind Goethes zuerst in Frankfurt bei Goethes Mutter, dann mehrere Wochen und Monate in München bei Schwager von Savignie und besuchte auch häufig Ludwig Tieck; sie wusste mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, dass er Goethes natürlicher Sohn ist.

- 24.08.1808 Bernhardi kommt nach München, um seine beiden Söhne abzuholen, nach einigen Verhandlungen und Zugeständnissen Sophies nimmt er nur seinen leiblichen Sohn Wilhelm mit nach Berlin.
- 1809 Oktober: Baron Karl von Knorring kommt endlich von Wien zu Sophie nach München, Sophie und er waren von Mitte Oktober 1808 bis Oktober 1809 getrennt.
- 1810 schweres Zerwürfnis zwischen Sophie und Ludwig, Ludwig Tieck reist zuerst nach Weimar zu Vater Goethe und versorgte sich mit Geld, dann weiter nach Baden-Baden zur Kur. im Sept. - Okt: Heirat von Sophie und Karl von Knorring, im November reiste Karl von Knorring nach Estland, da sein Vater altersschwach und mit der Verwaltung seiner Güter überfordert ist.
- 1812 Sophie Tieck-Knorring reiste im Frühjahr von München nach Estland, kurz vor Ausbruch des französisch-russischen Krieges.
- 1820 im Sommer kamen Sophie und Karl von Knorring mit Sohn Felix Theodor nach Deutschland, Felix studierte in Heidelberg, im Oktober Familientreffen in Dresden mit Ludwig und Friedrich Tieck.
- 1822 im März Rückreise nach Estland, da Karl von Knorrings Bruder gestorben war, um die Erbschaft zu regeln.
- 1823 mit der Novelle >Die Verlobung< legt Goethe seinen Sohn aufs Kreuz: seit 1823 zählt Tieck nicht mehr zu den Romantikern.
- 01.10.1834 Sophie Tieck-Knorring in Reval gestorben. Eine zweite Reise nach Deutschland kam nicht mehr zustande aus finanziellen Gründen.
- 1836 Ludwig Tieck gab Sophies Roman >Evremont< heraus.
- 11.02.1837 Tiecks frühere Ehefrau Amalie (Malchen) gestorben,
- 1840 aus finanziellen Gründen musste Tieck seine Bibliothek an Verleger Brockhaus verpfänden. Der Regierungsantritt von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen stellt sich als Glücksfall für Tieck heraus, der ihn vor größter Altersarmut bewahrte.



Kaiser Karl VII. - Ludwig Tiecks Großvater



Johann Wolfgang Goethe - der Vater



Henriette Alexandrine von Roussillon - die Mutter



Ludwig Tieck



Sophie und Ludwig Tieck - als Liebespaar?



Ludwig Tieck

Bleistiftzeichnung von Franz und Johannes Riepenhausen



Ludwig Tieck

von Carl Christian Vogel von Vogelstein



Ludwig Tieck
von Robert Schneider



Dieses Gemälde hat wohl die größte Ähnlichkeit mit Vater Goethe.

Ludwig Tieck

Bild von Ludwig Stieler

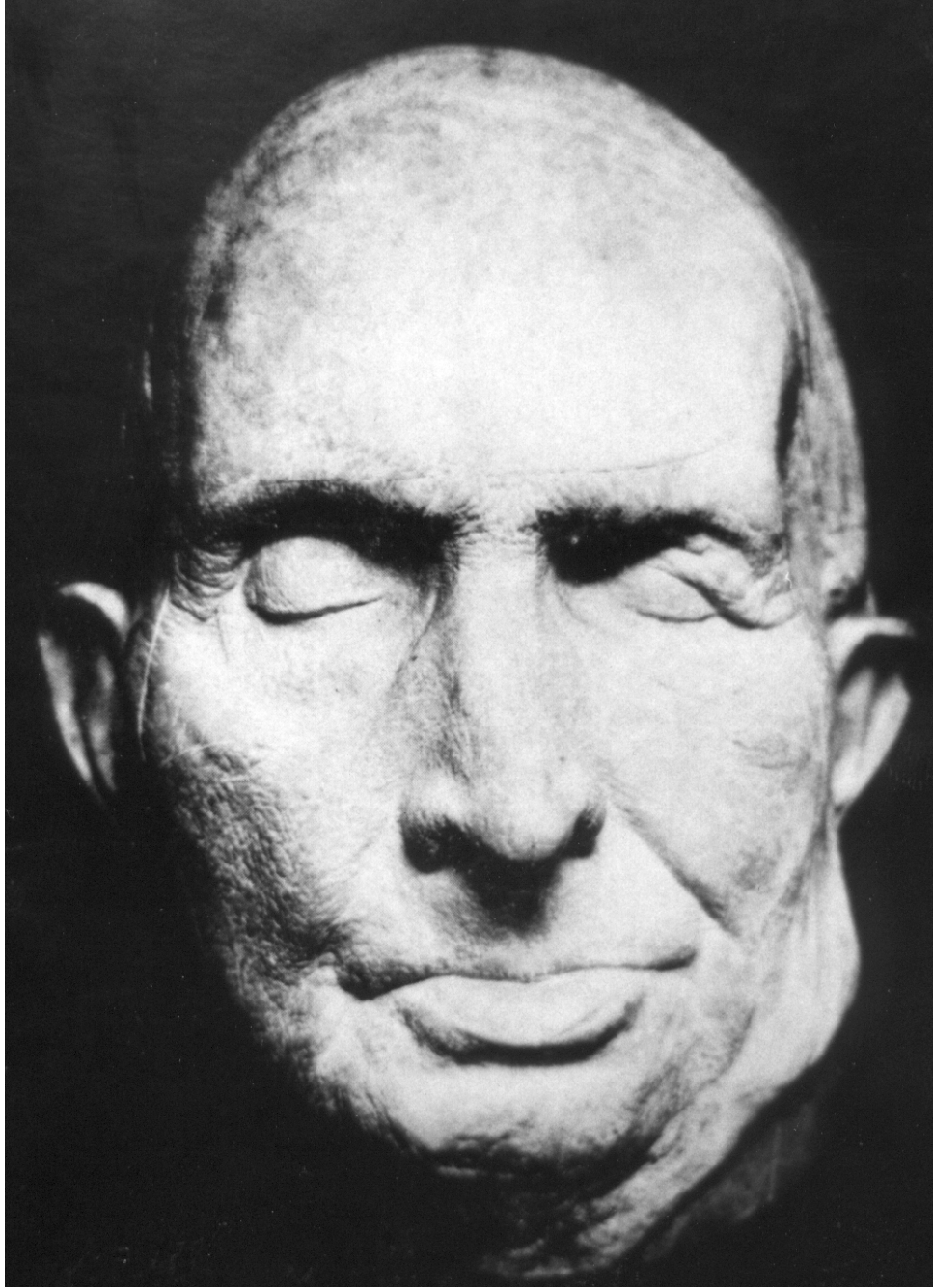


In dem grotesken Werk >Tutu – phantastische Episoden und poetische Excursionen< von Alexander von Ungern-Sternberg, erschienen Leipzig 1846, ist eine Karrikatur von Ludwig Tieck zu sehen, wie er sich vor dem Preußenkönig Wilhelm IV. demütig verbeugt. Im Text, eine Seite davor (Seite 86), steht auch eine abfällige Bemerkung über Tieck: „*Er fand dort [im Palast] einen berühmten Dichter, dessen Physiognomie Interesse und dessen Schicksal [Krankheit] Theilnahme erregte. Man machte ihm den Hof, weil er so glücklich gewesen war, die Strahlen der Sonne der Gunst [des Preußenkönigs F.W. IV.] auf sich zu lenken.*

Wie gefällt Ihnen die äußere Erscheinung des Dichters [Ludwig Tieck]? fragte der Graf.

Tutu zuckte zusammen. Er hatte in dem Auge dieses Mannes, den er gebückt und auf ein gütiges Lächeln lauschend dastehen sah, nach jenem Feuer gesucht, das eine durch die Größe und Schönheit entzündete Seele ausströmt, und er hatte nichts gefunden, als die Selbstgenügsamkeit eines Mannes, der während eines langen Lebens sich selbst gedient und kein Wort, keinen Blick für das Volk gehabt, dem er angehörte, und das seine Erscheinung mit Liebe und Bewunderung hatte auftauchen sehen.

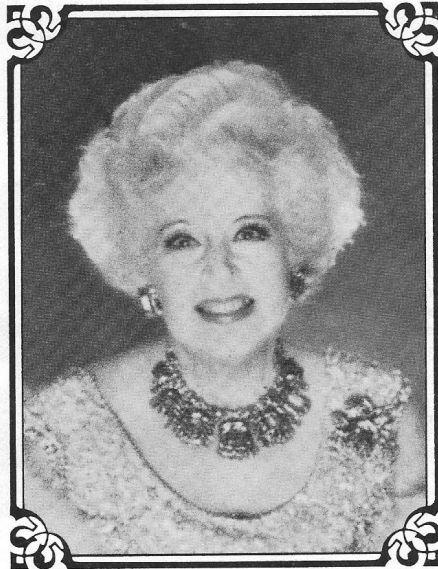
Mit Unwillen wandte sich Tutu weg ...“



Ludwig Tiecks Totenmaske

*90 Jahre
wird die Lady des historischen Liebesromans
am 9. Juli 1991*

*Wir gratulieren
Barbara Cartland*



Mit 21 Jahren begann Prinzessin
Dianas Stiefgroßmutter ihre Schriftstellerkarriere.
Bis heute hat Barbara Cartland über
500 Bücher veröffentlicht, die in zahlreiche
Sprachen übersetzt wurden.

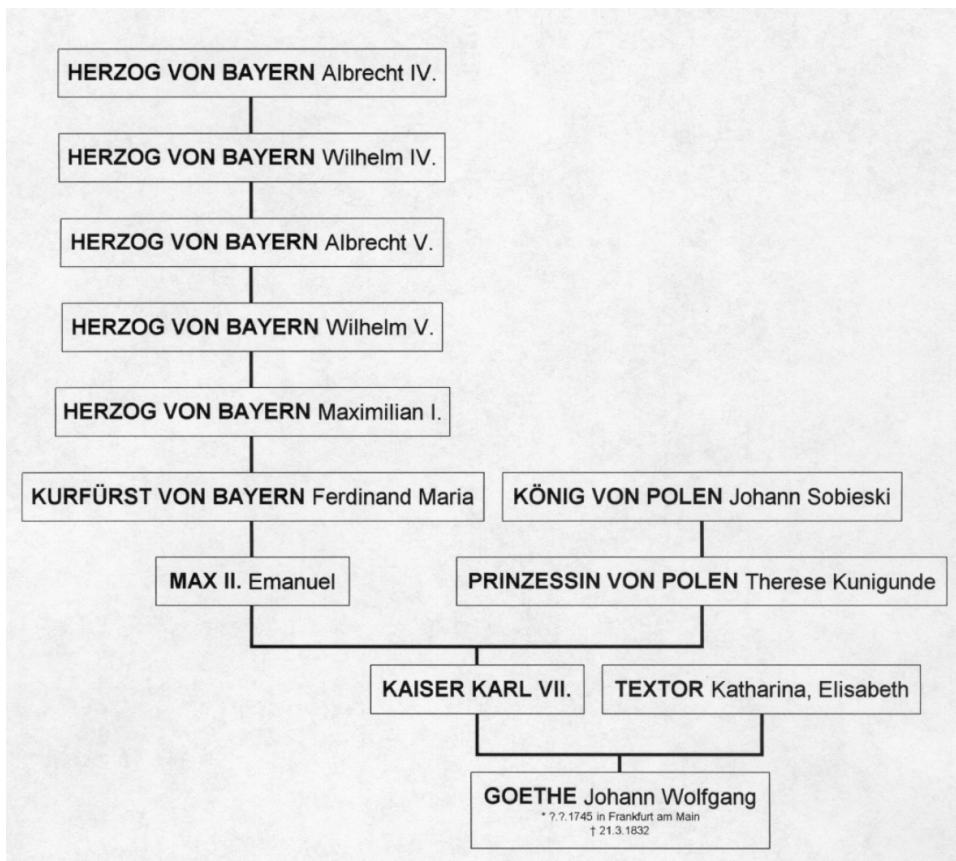
**BASTEI
LÜBBE**
Taschenbücher

Bastei-Lübbe Taschenbücher · Scheidtbachstr. 23-31 · W-5060 Bergisch Gladbach 2 · Tel. 02202/121418 · Fax 02202/41663

6678

54/9.7.1991 Börsenblatt 

Was haben Goethe und Barbara Cartland gemeinsam?
Sie diktierten Schreibern ihre schöngeistigen Werke.



Goethes adelige Vorfahren

Johann Wolfgang Goethes Frauen

| Goethes Traumfrau | Goethes Schattenehe | Goethes niedere Mimne | Goethes One-Night-Stand | Goethes wilde Ehe | Goethes Skandal |
|--|--|---|---|---|-------------------------------|
| Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon (Urania genannt) | Charlotte von Stein | Elisabeth Kesselring | Caroline verw. Böhmer, gesch. Schlegel, verh. Schelling | Christiane Vulpius | Bettina Brentano |
| Goethes Kinder | | | | | |
| Sohn
Ludwig Tieck
* offiziell 31.05.1773
* wirklich ca 10.03.1773 | Sohn
August Klingemann
* offiziell 31.08.1777
* wirklich 14.07.1777 | Tochter
Veronika Kesselring, (verheiratete Bätz)
* 24.03.1778 | Tochter
Auguste Böhmer
* 28.04.1785 | Sohn
August Walter v. Goethe
* 25.12.1789 | unbekannt
* ca August 1808 |

Goethes Frauen und Nachkommen

Goethes Enkel

aus Ehe mit Amalia Tieck
Dorothea Tieck
unverheiratet
* 26.03.1799

aus 1. Ehe:
Mathilde Klingemann,
verheiratete Haas
* 25.02.1803

aus 2. Ehe:
1. Auguste Klingemann,
verheiratete Beurer
* 03.12.1810
2. Elise Klingemann

Walter Wolfgang v. Goethe
(1818 - 1885)

Wolfgang Maximilian v. Goethe
(1820 - 1883)

Alma v. Goethe
(1827 - 1844)

Goethes Urenkel und Ururenkel

von Mathilde Klingemann, verh. Haas
* 1826 Maria Haas
* 1828 Meno Karl August Haas (Vater der Filmschauspielerin Dolly Haas)
* 1830 Anna Cornelia Haas (wirklicher Vater: der schlesische Dichter Heinrich Laube)

von Auguste Klingemann, verh. Beurer
leben heute noch Ururenkel Goethes (siehe Hugo Burath, August Klingemanns Biograph)

Bibliographie-Auswahl ²⁹⁶

- Börner, Peter: J. W. Goethe - Tagebücher, Zürich 1964;
Brentano, Clemens: >Sämtliche Werke und Briefe<, Stuttgart – Berlin - Köln 1991;
Burath, Hugo: August Klingemann (Biographie), Vieweg Verlag 1948;
Ehrhardt, Walter E.: Goethe und Auguste Böhmer – War sie vielleicht Goethes natürliche Tochter?, in: >Vernunft und Glauben<, hrsg. von Steffen Dietzsch und Gian Franco Frigo, Berlin 2006;
Glover, Friedrich: Goethe als Mensch und Schriftsteller, Halberstadt 1824;
Hassler, Karl: Ludwig Tiecks Jugendroman >William Lovell< und der >Paysan pervers< des Restif de la Bretonne (Dissertation), Greifswald 1902;
Herwig, Wolfgang: Goethes Gespräche (GG), Bd 1-5, Zürich u. Stuttgart 1965–87;
Holtei, Karl von: Briefe an Ludwig Tieck, Breslau 1864;
Holzmann, Michael: Aus dem Lager der Goethe-Gegner, Berlin 1904;
Houben, H. H.: Der polizeiwidrige Goethe, Berlin 1932;
Köpke, Rudolf: Ludwig Tieck (Biographie), Leipzig 1855;
Köpke, Rudolf: Ludwig Tiecks nachgelassene Schriften, 2 Bde, Leipzig 1855;
Körner, Josef (Hrsg): Krisenjahre der Frühromantik - Briefe aus dem Schlegelkreis, 3 Bde, Brünn - Wien - Leipzig 1936 (kostenfreie Online-Ressource);
Kreiler, Kurt: Der Mann, der Shakespeare erfand: Edward de Vere, Earl of Oxford, Berlin 2011;
Lewald, August (Hrsg): Allgemeine Theater - Revue, 1. Jahrgang, Tübingen 1835;
Leyen, Friedrich von der (Hrsg): W. H. Wackenroder - Werke und Briefe, 2 Bde, Jena 1910;
Lohner, Edgar Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel - Briefe, München 1972;
Minder, Robert: Un poète romantique allemand: Ludwig Tieck, Paris 1936;
Mundt, Theodor (Hrsg): Literarischer Zodiacus, 2. Jahrgang, Nr. 1, den 1. Januar 1836, Artikel von Dr. Mundt >Tieck in Dresden und die literarischen und sittlichen Zustände in Deutschland<;
Mundt, Theodor: Charaktere und Situationen, Wismar u. Leipzig 1837;
Mundt, Theodor (Hrsg): Der Freihafen, Jahrgänge 1838 - 1841, Altona 1838 - 41;
Neuss, Erich: Das Giebichensteiner Dichterparadies - J. F. Reichardt und die „Herberge der Romantik“, Halle 1934;
Raabe, Paul (Hrsg): Goethes Werke (Briefe) - Nachträge zur Weimarer Ausgabe, 3 Bde, München 1990;
Schidrowitz, Leo: Der unbegabte Goethe – Die Anti-Goethe-Kritik aus der Goethe-Zeit<, Leo Schidrowitz Verlag, Wien;
Schlegel, August Wilhelm: Ion - ein Schauspiel, Hamburg 1803;
Schmidt, Erich (Hrsg): Caroline - Briefe aus der Frühromantik, Leipzig 1913;
Söhn, Gerhard: Literaten hinter Masken - Eine Betrachtung über das Pseudonym in der Literatur, Berlin 1974;
Steig, Reinhold und Grimm, Herman: Achim von Arnim und die ihm nahe standen, 1. Band, Stuttgart 1894.
Steiger, Robert: Goethes Leben von Tag zu Tag, Zürich u. München 1982 - 88;
Thalmann, Marianne (Hrsg): Ludwig Tieck - Werke in vier Bänden, München;
Zeydel - Matenko - Fife (Hrsg): Letters of Ludwig Tieck, London 1937;
Zeydel, Edwin H.: Ludwig Tieck - the German Romanticist, New Jersey 1935;

²⁹⁶ Ab der VI. Auflage sind die Quellen auch im Text oder als Fußnoten gegeben.

Lothar Baus

Goethes Musengöttin Urania

alias

Henriette Alexandrine von Roussillon

19. Januar 1745 – 18. April 1773

Die Liebestragödie des jungen Goethe

VIII. erweiterte Auflage

Asclepios Edition

671

Meine Goethe-Forschung

- > Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, VII. erweiterte Aufl., Homburg 2024;
- > Johann Wolfgang Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker – Das Ende einer langen Kontroverse<, III. erweiterte Auflage Homburg 2001;
- > Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon – Die Liebestragödie des jungen Goethe<, VIII. erw. Auflage, Homburg 2004;
- > Woldemar< und >Allwill< alias J. W. Goethe, III. erw. Auflage, Homburg 2004;
- > Petrarchische Oden - Elegien an meine Urania< - Liebeslieder Goethes für Urania, II. Auflage, Homburg 1999;
- > Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein< - Die wirklichen Eltern August Klingemanns, VI. erweiterte Auflage, Homburg 2017;
- > Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck< Untertitel: Das Desaster der Germanistik, VI. erweiterte Auflage Homburg 2024;
- > Die existentialistischen Reflexionen des William Lovell, alias W. Goethe< Ein anonymes Briefroman Goethes, hrsg. v. L. Baus, Homburg 2000;
- > Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< ein anonymes Illuminaten-Roman Goethes, VI. Auflage 2001;
- > „Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<:
I. Teil: Text-Corpus II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms
IX. erweiterte Auflage, Homburg 2016;
- > Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< vom Verfasser Anton Reisers, Goethe zugeschrieben und als Faks. hrsg. v. L. Baus, Homburg 2000;
- > Diana von Montesclaros< - Ein pseudonym veröffentlichtes Werk Goethes
III. erweiterte Auflage Homburg 1993;
- > Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes< (früherer Titel: >Der Illuminat und Stoiker Goethe<)
II. erweiterte Auflage Homburg 2001;

ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus

Verlags-Homepage: <http://www.AsclepiosEdition.de>